

Tod und Gedenken in der Landschaft

Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 33, 2016

Umschlagabbildung:

Gedenken an die 69 Toten und vielen Verwundeten des Anschlags auf das Sommerlager der norwegischen Arbeiternes Ungdomsfylking auf der Insel Utøya am 22. Juli 2011 (CC BY-SA 3.0 Paal Sørensen, 30. Juli 2011)

Siedlungsforschung

Archäologie – Geschichte – Geographie 33, 2016

Die 40. Jahrestagung des Arbeitskreises für Historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. vom 18.–21. September 2013 in Heidelberg unter dem Titel »Tod und Gedenken in der Landschaft«, die in diesem Band publiziert wird, fand mit großzügiger Unterstützung des Heidelberg Center for the Environment und des Heidelberger Exzellenz-Clusters »Asia and Europe in a global context« statt, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Die Publikation erfolgt im Rahmen des Projekts »MC14 Materialising memories: Circuits of (re-)configuration« im Exzellenz-Cluster »Asia and Europe in a global context« an der Universität Heidelberg, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Tod und Gedenken in der Landschaft

Herausgegeben
von

Thomas Meier
und Winfried Schenk

Arbeitskreis
für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa
ARKUM e.V.

Mit Beiträgen der Jahrestagung 2013 in Heidelberg

SELBSTVERLAG ARKUM e.V. BONN 2016

HERAUSGEBER

Für den Themenschwerpunkt:

Prof. Dr. Thomas Meier: Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg. E-Mail: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de

Für die Zeitschrift Siedlungsforschung:

Prof. Dr. Winfried Schenk: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

REDAKTION

Drs. Peter Burggraaff: Institut für Integrierte Naturwissenschaften der Universität Koblenz, Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz, Tel.: 02 61 / 287 22 86. E-Mail: burggra@uni-koblenz.de

Für die Mitglieder des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. ist der Bezugspreis im Jahresbeitrag enthalten (Anmeldungen an die Geschäftsstelle: Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn).

Der Nachdruck von Beiträgen ohne Genehmigung von ARKUM e.V. ist auch bei Quellenangabe nicht gestattet. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung bleiben vorbehalten. Der Bezug erfolgt unmittelbar bei der Geschäftsstelle (% Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71) oder über den Buchhandel.

Herstellung: Hartmann Satz + Druck / Mignon-Verlag, Winzerstr. 61, 53129 Bonn. E-Mail: peter.hartmann@mignon-verlag.de

ISSN: 0175-0046

INHALT

Tod und Gedenken in der Landschaft

Thomas Meier

- Tod und Gedenken in der Landschaft – Zur Einführung 9
Mit 14 Abbildungen und 1 Tabelle
Summary

Gedenken und Ort

Jürgen Hasse

- Bestattungsorte. Zur Atmosphäre sepulkralkultureller Räume
der Gegenwart 95
Mit 4 Abbildungen
Summary

Gernot Meier

- Sterben, Tod, individuelle Trauer und Unsterblichkeit
im digitalen Zeitalter. Ein Streifzug durch ein dynamisches Feld
der Kulturgeschichte 125
Summary

Stefan Brauckmann

- Gestaltung des Gedenkortes Deportationsbahnhof in Hamburg –
Methoden der Kulturlandschaftsforschung in der Jugendbeteiligung 139
Mit 3 Abbildungen und 1 Tabelle
Summary

Wolfgang Wegener

- Kulturlandschaft – Erinnerungskultur – Erinnerungslandschaft.
Projekt Hürtgenwald: Eine kritische Betrachtung von Erinnerungs-
kultur und Kulturlandschaft des Zweiten Weltkriegs. 163
Mit 12 Abbildungen
Summary

Making place

Hauke Kenzler

- Die räumliche und geistige Trennung der Toten von den Lebenden durch die Reformation 177
 Mit 6 Abbildungen
 Summary

Max Linke

- Die Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813 und ihre Denkmale im Gelände 201
 Mit 11 Abbildungen
 Summary

Zoltán Ilyés †

- Verewigung, erinnerungskulturelle Nutzung und touristische Erschließung der Militärfriedhöfe im Szeklerland 211
 Mit 7 Abbildungen
 Summary

Pavel Vařeka and Zdeňka Vařeková

- Contemporary cemeteries in the district of Tachov/Tachau (Western Bohemia) as an evidence of population and settlement discontinuity in the 2nd half of the 20th century 225
 With 9 figures
 Zusammenfassung

Lucyna Przybylska

- Roadside memorial crosses in Poland: a form of sacralization of public spaces 245
 With 3 figures and 2 tables
 Zusammenfassung

Making space

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

- Spanish flu and funerary customs. Mortality peaks, death culture and the spatial layout of cemeteries in the northern Netherlands ... 265
 With 10 figures and 2 tables
 Zusammenfassung

Klaus Fehn

- Erinnerungsorte und Erinnerungslandschaften im national-sozialistischen Deutschen Reich 1933–1945 295
 Mit 13 Abbildungen
 Summary

Claudia Binder und Thomas Meier

Der Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹	319
Mit 10 Abbildungen und 2 Tabellen	
Summary	

Allgemeiner Teil

Nicolas Schroeder

Der Odenwald im Früh- und Hochmittelalter. Siedlung, Landschaft und Grundherrschaft in einem Mittelgebirge	355
Mit 6 Abbildungen und 5 Tabellen	
Summary	

Anschriften der Autoren, Herausgeber und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises	389
Contents	391

Thomas Meier

Tod und Gedenken in der Landschaft – Zur Einführung¹

Mit 14 Abbildungen und 1 Tabelle

*Dem ortlosen Gedenken der Kinder,
deren letzter Ort der Bullenhusener Damm war*

Prolegomenon: Tod und Gedenken – Raum und Zeit

Tod und Gedenken könnten entgegengesetzter nicht sein. Zwar setzt das Gedenken einen Tod voraus, doch verkehrt es zugleich alle seine Eigenschaften ins Gegenteil.

In unserer und wenigstens auch in der antiken und mittelalterlichen Kultur gilt der Tod als radikaler, umstürzender und totaler Einschnitt vor allem im individuellen Leben, aber auch im Leben der sozialen Gruppe, zu welcher der/die nun Verstorbene zählte (für alternative Todesmodelle vgl. etwa *Barley* 1995). Der Tod scheint ein prädiskursives und nicht verhandelbares Phänomen (z.B. *Jankélévitch* 1977). Im Hinblick auf die eigene Eschatologie ist er bedrohlich, denn wer weiß schon, ob jene andere Welt, die – falls überhaupt – hinter der Scheidemarke des Todes liegt (für einen Überblick vgl. etwa *Coward* 1997), wirklich jene ist, für die man zu irdischen Lebzeiten vorgesorgt hat? Aber bedrohlich ist der Tod auch im Hinblick auf die soziale Gruppe, denn das ausgeschiedene Mitglied hinterlässt ein Vakuum, das in einem Aushandlungsprozess zwischen den Verbliebenen gefüllt werden muss. Im Raum-Zeit-Gefüge besitzt der Tod eine hohe Präzision, wir sprechen – auch wenn Recht und Medizin über die Details der Definition diskutieren – vom Todeszeitpunkt. Auch der Ort des Todes ist zumeist exakt bestimmbar; er besitzt geringe räumliche Erstreckung, aber vor allem – hierauf wird zurückzukommen sein – kaum zeitliche Tiefe: Der Tod trägt in unserem Denken alle Charakteristika eines Ereignisses.

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten wurde.

Und so prädiskursiv er uns erscheint, so total wir dieses Ereignis wahrnehmen, so umfangreich sind die kulturellen Werkzeuge, den Tod in einen diskursiven Prozess zu überführen (vgl. etwas das Panorama bei *De Marchi* 1984).² Ich spreche vom Gedenken, das um den Tod herum einsetzt und darauf zielt, die Totalität des Todesereignisses in seinen verschiedenen Facetten zu entschärfen, einzuhegen und letztlich zu negieren. Auf der sozialen Ebene sind es zuerst die Rituale der Bestattung, die eine (Re-)Integration der Überlebenden wie der/des Toten in die gesellschaftliche Ordnung leisten (*Oestigaard u. Goldhahn* 2006; *Kienlin* 2008, S. 182f., 197–199; *Gramsch* 2010, S. 129; *Garwood* 2011, S. 268). Sie überführen das individuelle Ereignis auf eine kollektive Ebene, und es ist das meist zyklisch wiederholte Gedenken, das diese neue Ordnung periodisch affirmiert (*Williams* 2006). Eschatologisch flankieren den Leichnam oft gewaltige rituelle, religiöse und auch materielle Anstrengungen, was vom Lebenden noch anwesend geglaubt wird, in jene von ihm erhoffte andere Welt zu überführen. Vor allem aber invertieren und negieren diese Rahmungen des Todes dessen Ereignischarakter: Das Gedenken entzeitlicht den Moment des Ablebens und erstreckt das Leben des Verstorbenen potentiell ebenso in die Unendlichkeit, wie das Errichten von Grab- und Denkmälern die minimale räumliche Erstreckung des Todesereignisses im Raum fest schreibt und dem Ort zeitlich Erstreckung gibt.

Kurz gesprochen, das Gedenken hebt die Verunsicherung des Todes über die Welt auf: Während der Tod die zuverlässige Kontinuität des Seins radikal in Frage stellt, versichert das Gedenken, die Welt sei kontinuierlich und verlässlich.

Tod	Gedenken	Wirkung
elementar, absolut, prädiskursiv	kulturell konstituiert	Einhegung
individuell	kollektiv	(Re-)Integration in die gesellschaftliche Ordnung
häufig bedrohlich	affirmativ	Konstitution und Affirmation einer Memorialgemeinschaft
einmalig mit meist hoher zeitlicher Schärfe (»Todeszeitpunkt«)	zyklisch	Entzeitlichung
ephemere räumliche Erstreckung	räumliche Verstetigung durch Grab/ Denkmal (»Grabort«)	Verräumlichung
Ereignis	Prozess	Verstetigung

2 Ich spreche an dieser Stelle nicht vom sozialen Tod (vgl. etwa *Feldmann* 1997, S. 80–88), der als ganz allmählicher selbst- und fremdbestimmter Abscheidungsprozess des Moribunden oft schon Jahre vor dem physischen Tod einsetzt und den Noch-Nicht-Toten in ein soziales Vakuum überführt, aus dem er mit dem physischen Tod nicht mehr vermisst wird oder zumindest ohne soziale Verwerfungen entlassen werden kann.

1 Erinnerung und Ort

In der weiten Palette der Gedächtnisse, welche die Wissenschaft inzwischen ausgemacht hat (vgl. den Überblick bei *Gudehus et al.* 2010, S. 75–114; *Welzer* 2011), zählt das Gedenken als intentioneller und bewusster Akt auf der individuellen und Familien-Ebene zweifellos zunächst zum kommunikativen, dann als institutionalisiertes Gedenken im Rahmen gesellschaftlicher Gruppen zum kulturellen Gedächtnis.

So unüberschaubar sind allerdings die Diskussionen und Literatur zu Gedächtnis und Erinnerung, dass es geradezu erstaunt, wieso nicht schon vor Jahrzehnten ein hipper (Zeit)Geist einen *memory-turn* in den Kulturwissenschaften ausgerufen hat.³ Und auch wenn das Thema schon in den 1980er Jahren an Fahrt aufnahm, bleibt es doch bis heute ein Dauerbrenner – es mag nicht zuletzt diese Langlebigkeit sein, die es davor bewahrte, zum *turn* zu werden ...

Während weite Teile der kulturwissenschaftlichen Diskussion um die sozialen (traditionsbildenden, identitätsstiftenden, legitimatorischen etc.) Funktionen von Erinnerung kreisen, zuletzt auch der Konnex zu den Neurowissenschaften gesucht wird, stellen sich zugleich grundsätzliche Fragen nach den kulturellen Bedingungen von Erinnerung. Erstaunlich schnell rückt nun der Raum ins Bewusstsein, denn während Erinnerung und Gedächtnis auf den ersten Blick mit Zeit zu tun haben, beziehen sie sich auf den zweiten Blick auf Orte – »*Gedenken und Erinnerung erzählen nicht von Zeiten, sondern von Orten ...*«

1.1 Gedächtnis der Orte – Gedächtnis der Monumente

Im Wesentlichen können wir zwei Arten unterscheiden, wie Erinnerung und Ort miteinander verknüpft werden: Einerseits kann Erinnerung arbiträr und individuell an Orte gebunden, andererseits kann sie gezielt und kollektiv mit Orten verknüpft sein.

Eines der prominentesten Beispiele für die erste, individuelle und arbiträre Verknüpfung ist die *Loci*-Methode, eine Mnemotechnik, die Orte und deren räumliche Anordnungen als individuelle Gedächtnishilfen nutzt, indem einzelne Argumente in affektive Bilder übersetzt und an Orte geknüpft werden, deren Anordnung im Raum der Abfolge der Argumente entspricht (*Blum* 1969, S. 3–12, 33f.). Diese Methode, insbesondere des Rhetorikers zum Kommemorieren seiner Rede, aber auch zur Verankerung umfangreichen Wissens im Langzeitgedächtnis, wurde in der Antike zu hoher Kunst entwickelt (*Yates* 1966, S. 11–53; *Blum* 1969; dazu *Müller* 1996 mit weiterer Literatur; vgl. *Rowlands* 1993, S. 143) und dominierte auch in Mittelalter (*Yates* 1966, S. 54–81; *Carruthers* 1990; 1998) und früher Neuzeit (*Yates* 1966, S. 102–355) die Mnemonik (vgl. *Assmann* 1997, S. 59; *Lachmann* 2010). Dennoch können wir sie hier recht kurz streifen, da es sich um ein

3 In diese Richtung – freilich ohne den Begriff zu verwenden – tendiert *Kansteiner* 2011, S. 119–121; vgl. auch *Assmann* 2002; *Welzer* 2011, S. 155.

reines Gedächtnistraining handelt, das nicht im engeren Sinn auf Gedenken gerichtet ist, und an Orte und Räume über den individuellen Nutzen hinaus keine weiteren oder längerfristigen Erinnerungen heftet.⁴

Um eine ganz andere Art von Erinnerung handelt es sich freilich, wenn *Cicero*, einem Großmeister der Mnemonik (*Cicero*, de oratore II.351–360), auffällt, dass Eindrücke an einem historischen Schauplatz um einiges lebhafter ausfielen als jene, deren Orte man nur vom Hörensagen kenne (*Cicero*, de finibus V.1–2). Da *Cicero* in der Mnemotechnik die Affektivität der an Orte geknüpften Bilder betont, um Erinnerung zu mobilisieren, scheint es ein Leichtes, eine Brücke zwischen ciceronischer Mnemotechnik und der besonderen Affektivität historischer Schauplätze zu schlagen (*Assmann* 1999, S. 298f., S. 312f.; für mittelalterliche Gräber vgl. *Valdez del Alamo u. Pendergast* 2000, S. 2–4), und doch geht es unbeschadet ähnlicher Erinnerungstechniken um ganz verschiedene Erinnerungsbegriffe: Denn zu unterscheiden ist zwischen dem Gedächtnis der historischen Orte, das an einer Stelle fixiert und nicht von ihr abzulösen ist, das sich in seiner Erinnerungsfunktion Individuen-übergreifend auf ein konkretes Ereignis/Person bezieht, von den mnemotechnischen, oft imaginären Orten des Gedächtnisses (*Assmann* 1997, S. 60), wo die Orte, an welche beliebige Erinnerungen geknüpft werden, frei übertragbar sind und nur der Ordnung der jeweiligen individuellen Erinnerungen dienen. Es ist bezeichnend, dass *Cicero* auf diese beiden ganz verschiedenen Ort-Erinnerung-Verknüpfungen in unterschiedlichen Schriften zu sprechen kommt und auch selber keine Verbindung zwischen ihnen herstellt.

Mit seinen Eindrücken an einem historischen Schauplatz, einem »Erinnerungs-ort«, in diesem Fall der Athener Akademie, wird *Cicero* von der ersten Art einer Verknüpfung von Erinnerung und Ort erfasst, dem untrennbaren und vor allem kollektiven Konnex einer Erinnerung an einen konkreten Ort. Diese Ortsbindung des Gedächtnisses ist eine Grundüberzeugung der Antike, der beispielsweise auch ein Grab als *locus sanctus* und damit als unverrückbar galt (*Toynbee* 1971, S. 37f., 51, 76). Demgegenüber ging das Mittelalter äußerst salopp mit seinen Toten um, deren Ruhe oft schon nach wenigen Jahren gestört wurde, deren Gebeine in Karnern oder Knochengruben endeten, und das das Gedächtnis bestenfalls an Monumente, mehr noch an Memorialrituale (*Schmid u. Wollasch* 1984; *Oexle* 1995; *Schmitz-Esser* 2014), kaum aber an den realen Ort des Leichnams band. Erst mit dem Humanismus und der Wiederentdeckung antiker Werte scheinen auch die Orte der Toten für ihr Gedenken wieder an Bedeutung gewonnen zu haben. Episodisch und prägnant führt *Goethe* diesen Konnex – der offenbar auch seiner eigenen Überzeugung entsprach (vgl. *Assmann* 1999, S. 299f.) – in den »Wahlverwandtschaften« vor (zur literarischen Bewertung *Horn* 1998, bes. S. 143–147; *Herrmann* 1998, S. 109–117): »Charlotte ebnet dort den Dorffriedhof

4 Als eine Art kollektiver Mnemotechnik, die auf der Verknüpfung von Wissen und Orten beruht, lässt sich das Wissenssystem der Westlichen Apachen (*Basso* 1996, bes. S. 31ff.) und manch anderer Kulturen verstehen (vgl. *Tilley* 1994, S. 27–33).

ein und versetzt die Grabsteine an die Kirchhofmauer oder an die Kirchenwand, über die Gräber wird Klee gesät, und auch neue Gräber werden nach einiger Zeit wieder eingeebnet. Dagegen regt sich unter den Dorfbewohnern Widerstand, denn durch das Verrücken der Grabsteine werde das Andenken der Vorfahren gleichsam ausgelöscht: Es käme nicht so sehr darauf an, dass die Monumente anzeigen, wer begraben sei, sondern wo er begraben sei« (Goethe 1809, 1, S. 33–35; 2, S. 7–9; vgl. Assmann 1999, S. 324f.). Die Totenmemoria haftet am Ort, weil dieser Ort durch den präsent gedachten Toten unverrückbar ist: »Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede, als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart« (Goethe 1809, 2, S. 11; vgl. Herrmann 1998, S. 112f.). Es geht gerade nicht um das Monument als affektives, Erinnerung auslösendes Bild, sondern als »Zeigefinger auf die konkrete Stelle« (Assmann 1999, S. 324), um die konkrete Referenz auf den Toten (Horn 1998, S. 144; Assmann 1999, S. 325f.), auf das *l'avoir-été-là*, wie Roland Barthes (1964, S. 47) es nennt, und letztlich um »die Anwesenheit der Toten« in dieser Referenz (Barthes 1980, § 4): Die Referenz – in diesem Fall der Grabstein – hält also etwas Abwesendes – den einstmaligen Lebenden – räumlich anwesend und lässt den Toten damit auch zeitlich wiederkehren (Haverkamp 1993, hier bes. S. 49–54; vgl. Horn 1998, S. 144f.; ähnlich auch Hasse in diesem Band); sie ist daher unverrückbar an den Ort des Referenzierten gebunden und lässt sich nicht metaphorisieren, wie Charlotte es mit dem Versetzen der Grabsteinen versucht. Die Grabmäler sind eben keine Denkmäler, die als semiotische Zeichen auf die Toten verweisen und damit ortsunabhängig wären. Vielmehr basiert das Grundverständnis mancher Dorfgemeinschaften Charlottes auf einer essentialistischen Bindung der präsentifizierenden Erinnerung an den Ort.

Will man nicht einfach mit Roland Barthes von einer »conjonction illogique entre l'ici et l'autrefois« sprechen (Barthes 1964, S. 47; vgl. Haverkamp 1993, S. 53), so stellt sich die Frage, welche Vorstellungen diesem scheinbar a-logischen Konnex zu Grunde liegen. Auch wenn der Begriff »Fetischismus« für das Weltbild der Widersacher Charlottes (so Horn 1998, S. 144; Assmann 1999, S. 326) wenig glücklich scheint, weist er doch auf die produktive Vermutung, dass in ihren Augen dem konkreten Ort eine Art empfindlicher Substanz innewohne: Sie muss offenbar durch Memorialleistungen und vor allem durch die Sichtbarmachung des Ortes gepflegt werden und überlebt einen Ortswechsel jedenfalls nicht; zugleich ermöglicht sie es erst, an eben diesem Ort eine Ahnung des früheren Menschen zu erfahren oder gar mit ihm/r in Kontakt zu treten – ein durch und durch phänomenologisch-romantisches Konzept. Besondere Plausibilität erhält es, wo nicht nur die exakte örtliche Kontinuität eine Brücke in andere Welten zu schlagen verspricht, wo also allein das Philosophieren großer Geister in der Akademie diesen Ort mit einer Essenz auflud, sondern wo materielle Reste gleichsam einen unmittelbaren Anschluss garantieren. In dieser Überzeugung ist der Tote in seinen Gebeinen eben noch ein Stück weit präsent und über diesen »Draht« in seinem andersweltlichen Aufenthalt am besten zu erreichen – letztlich die Grundidee des Reliquienbrauchs und des Gebets an den Gräbern der Heiligen, denn in

der katholischen Theologie besteht zwischen dem/r Heiligen im Himmelreich und seinen/ihren physischen irdischen Überresten immer noch eine substantielle Verbindung (*Dinzelbacher* 1990, bes. S. 124–134; *Angenendt* 1997, S. 111–115, 155–158; 2009, S. 240, 243; vgl. auch schon *Halbwachs* 1941, S. 13f.).⁵ Diese »Realpräsenz« der Toten in ihren Gräbern ergibt sich auch zwingend durch den Glauben an die leibliche Wiederauferstehung (*Hiob* 19.26), denn am Jüngsten Tag klettern die Toten ganz leiblich aus ihren Gräbern, müssen in diesen also latent zugegen sein. Paradigmatisch lässt sich hier von einem Gedächtnis der Orte sprechen, von Gedächtnisorten, welche versprechen, dass an ihnen der direkte Kontakt mit einer Vergangenheit, die dadurch wieder Gegenwart wird, möglich sei (*Assmann* 1999, S. 325).⁶

Eine ganz besondere Bedeutung kommt in diesem essentialistischen Modell der suggestiven Kraft der Materialität zu. Denn in unserem neuzeitlich-westlichen Weltbild ist es die Materialität der Dinge und Orte, die uns letztlich zu garantieren scheint, dass diese Orte und Dinge nicht schlagartig und willkürlich ihre Qualitäten ändern, sondern wir von der Welt um uns herum eine beträchtliche Kontinuität erwarten dürfen (*Halbwachs* 1950, S. 127 [mit Verweis auf *Auguste Comte*]; *Henkel* 2011; *Meier et al.* 2015, S. 22, 25). Wo es zur Qualität der Gebeine gehört, dass die Toten als immaterielle Personen an sie gebunden bleiben, garantieren diese Gebeine in ihrer physischen – wenn auch unsichtbaren, da vergrabenen – Präsenz (*Assmann* 1999, S. 325; vgl. *Gumbrecht* 2004; 2012; kritisch *Hornbacher et al.* 2015) die dauerhafte Anwesenheit und Erreichbarkeit der Toten an ihren Gräber, wie die physische Unverrückbarkeit der Graborte die dauerhafte Präsenz der Gebeine sicherstellt.⁷ Dass die Zuschreibung hoher Kontinuität und Stabilität an die Stofflichkeit der Dinge reichlich arbiträr und jedenfalls eine kulturelle Entscheidung ist, die in anderen kulturellen Kontexten auch anders ausfallen kann (*Henkel* 2011, S. 6; vgl. *Meier et al.* 2015, S. 22), spielt hierbei keine Rolle. Es ist im Rahmen dieses substantialistischen Weltbilds vielmehr vollkommen plausibel, dass echtes Gedenken als Kommunikation mit dem Toten nur am »richtigen« Ort seines Grabes stattfinden kann, und die physische Vernichtung dieses Grabs, indem Charlotte es einebnen und Klee darüber wachsen lässt, der »richtige« Ort also nicht mehr auffindbar ist, oder – noch schlimmer – indem die Gebeine exhumiert werden, die Verbindung zum Toten kappt, Tote und Lebende

5 Nicht nachvollziehen kann ich, wieso aus der Sorge um das Grab eine sublimierte Angst der Dorfgemeinschaft vor den Toten sprechen sollte (so *Buschendorf* 1986, S. 119).

6 *Aleida Assmanns* Typologie der Orte als Medien des Gedächtnisses (*Assmann* 1999, S. 298–339) ist wenig systematisch, und auch ihre Terminologie verwendet sie uneinheitlich, was das Verständnis erschwert. Den Gedächtnisorten beispielsweise wären auf der Ebene des kommunikativen Gedächtnisses (oder darüber hinaus?) auch die Generationenorte (*Assmann* 1999, S. 301) zuzurechnen.

7 *Valdez del Alamo* u. *Pendergast* (2000, S. 4) sehen die räumliche Verortung sogar als den Kern dessen, was Erinnerung (an)leitet und weisen auf die sorgfältige räumliche Anordnung und Inszenierung mittelalterlicher Grabmäler hin, um einen Erinnerungseffekt auszulösen.

für alle Zukunft alleine lässt. Denn es geht nicht nur um die Erinnerung an und den Kontakt mit den Toten, sondern auch die stabilisierende und re-integrierende Funktion der Erinnerung braucht die Bindung an physische Dinge (Rowlands 1993, S. 144f.), die nicht nur die Materialität des Denkmals, sondern auch die Permanenz seines Ortes umfassen (vgl. Alcock 2002, S. 28).

Diesem Gedächtnis der Orte stellt Charlotte das Gedächtnis der Monumente gegenüber, die räumlich ungebunden sind, weil sie keine substantialistische Verbindung mit vergangenen Ereignissen oder Personen in sich tragen, sondern als Zeichen auf diese verweisen, wie Charlottes beratender Architekt anpreist (Goethe 1809, 2, S. 14f.; vgl. Lowenthal 1979, S. 121; Assmann 1999, S. 325f.). Die Monumente sind semiotisiert, und nur in diesem Verständnis kann David Lowenthal über den Friedhof und seine Gräber sagen: »cemeteries mark no significant event in most people's lives; we seldom die in them, but are simply put there for memorial convenience. Cemeteries matter less as repositories for the dead than as fields of remembrance for the living« (Lowenthal 1979, S. 123).

Freilich benötigen auch Monumente einen Platz, an dem sie stehen, und sie besitzen Materialität, aber sie besitzen eben keine Referenz mehr an genau jenen Ort, sondern ihre Aufstellung und Anordnung ist grundsätzlich veränderbar (vgl. Lowenthal 1979, S. 121; Nora 1984, S. 31) – wenn auch nicht beliebig. Denn es sind nicht die zeichenhaften Monumente allein, sondern »die Schwere sepulkralkultureller Atmosphären« wird durch den räumlichen Kontext der Monumente unterstützt: »Die Atmosphäre eines Friedhofs ist auf andere Weise gegenwärtig als die sich in seinem Raum befindenden Dinge. Sie ist nicht lokalisiert wie das Grab oder Mausoleum; sie umwebt vielmehr den Raum des Friedhofs wie den des Grabes, hüllt je spezifische Orte ein und macht sie zu situativ besonderen, gefühlsmäßig aufgeladenen Orten« (Hasse in diesem Band, S. 97). Dementsprechend hat Charlotte bei der Umgestaltung des Dorffriedhofs »auch hier für das Gefühl gesorgt« (Goethe 1809, 1, S. 33), sie hat sich bemüht, eine Stimmung zu erzeugen – nur ist es eben gerade nicht mehr die sepulkrale Stimmung des Friedhofs (Herrmann 1998, S. 110). Sepulkralkulturelle Atmosphären bleiben also nicht nur an ihren konkreten Raum gebunden, sondern sie sind situationsspezifisch: Der Raum allein garantiert noch keine Konstanz, sondern ändert sich der situative Kontext des Raums, ist die Atmosphäre dahin. Es lässt sich fragen, ob Charlotte mit ihrer aufklärerischen Bereinigung des alten Friedhofs primär den physischen Konnex zu den Gebeinen der dort Begrabenen zerriss, oder ob das Problem nicht vielmehr darin lag, dass sie durch den neu ästhetisierten Kontext die »sepulkralkulturelle Atmosphäre« des Friedhofs zerstörte und ihn damit entmythologisierte. Die Abbilder des Lebens, mit denen ihr Architekt die Erinnerung ortsunabhängig wachhalten möchte, will nämlich auch er »nicht einzeln und zufällig ausgesät, sondern an einem Orte aufgestellt, so sie sich Dauer versprechen können«, in Kirchen »oder in schönen Hallen um die Begräbnisplätze« (Goethe 1809, 2, S. 14f.). Erneut geht es um eine bedeutungstragende Atmosphäre, ein Gefühl, das »oft durch synästhetische Eindrucksqualitäten gegenwärtig [wird], die dem Erleben situierter Dinge anhaften«, denn gerade solche symbolisch wirken-

den Monumente bedürfen der »kulturell definierten bzw. ästhetisch formatierten Verklammerungen von Gefühl und Bedeutung« (Hasse in diesem Band, S. 97).

Doch trägt diese Dichotomie eines Gedächtnisses der Orte versus eines Gedächtnisses der Monumente?

1.2 Die soziale Morphologie der Orte und Monumente

Gegen ein essentialistisches Gedächtnis zog bereits *Maurice Halbwachs* zu Felde und positionierte dagegen ein kulturell geformtes Gedächtnis. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war zunächst nicht die Lokalisierung der Erinnerung, sondern *Halbwachs* wandte sich gegen das Monopol, das seinerzeit die Psychologie über die Interpretation des Gedächtnisses und der Erinnerung beanspruchte, gegen den Psychologismus, absolute Erinnerungen wären als Abbilder einer einstigen, wahren Realität im Individuum eingelagert und würden individuell wiedergefunden (vgl. *Egger* 2003, S. 222–229). Demgegenüber führt *Halbwachs* die sozialen Bedingungen des Gedächtnisses und der Erinnerungen an, breitet aus, wie auch das individuelle Gedächtnis Erinnerungen und Vergangenheiten je nach sozialen Rahmungen erst re-konstruiert, und wie neben das individuelle Gedächtnis kollektive Gedächtnisse treten, die von unterschiedlichen sozialen Gruppen getragen und permanent re-arrangiert werden (für Zusammenfassungen vgl. *Assmann* 1997, S. 34–48, 59–66; *Echterhoff u. Saar* 2002, S. 15–24; *Egger* 2003; *Erl* 2011, S. 16–21).

In seinem Bestreben, das Gedächtnis als gesellschaftlichen Prozess zu begreifen, wendet sich *Halbwachs* den konkreten Gestaltungen der Gedächtnisse zu, die keineswegs nur mentale Vorgänge seien. Vielmehr spiele die »soziale Morphologie« des Materiellen (*Halbwachs* 1938; vgl. *Egger* 2003, S. 237f.) und vor allem des Räumlichen (*Halbwachs* 1950, S. 127–163), also die unterschiedlichen, durch soziale Gruppenzugehörigkeiten bestimmten Umgänge mit Dingen und Orten, eine zentrale Rolle. Von besonderem Interesse ist für uns jene Form des Kollektivgedächtnisses, das den Rahmen gelebter Geschichte (z.B. als Familiengedächtnis), also das kommunikative Gedächtnis, überschreitet und Wissen über eine Vergangenheit im Sinn einer Tradition bildet, kurzum also das, was wir heute als kulturelles Gedächtnis bezeichnen (*Assmann* 1997, S. 48–56; vgl. *Erl* 2011, S. 30–32). *Halbwachs* zeigt auf, wie gerade diese kulturellen Erinnerungen auf konkrete Orientierungen angewiesen seien und sich daher konkrete Kristallisationspunkte in Zeit und Raum schafften: Erst wenn die kollektive »Arbeit« eine Erinnerung mit einem bestimmten Ereignis, einer Person, einem Ort verknüpft habe, gewinne diese Erinnerung Substanz, werde sie konkret und »wahr« (*Halbwachs* 1941, S. 163), sie werde zu einer »Erinnerungsfigur«⁸ (*Assmann* 1997, S. 38). Diese würden in ihrer jeweiligen Zeit und unter den jeweiligen sozialen Bedingungen stets aktualisiert und neu re-konstruiert. Insbesondere sei es der

8 *Halbwachs* (1925, S. 25ff.) spricht allerdings von Erinnerungsbildern (dazu *Assmann* 1997, S. 38 m. Anm. 19).

räumliche Erinnerungsrahmen, also die Welt der Dinge in ihren Dispositionen, der die Erinnerung zu verankern und ihr eine Stabilität zu verleihen scheine, da der Raum als eine andauernde Realität gelte (*Halbwachs* 1938, S. 69ff., bes. S. 88f.; 1941, S. 165; 1950, S. 127–136, 142). Von dort aus begründet *Halbwachs* den identitätsstiftenden Charakter von Raum und Erinnerung, indem jede Gruppe sich Orte nicht nur als Schauplätze, sondern als Identitätssymbole und Ankerpunkte der Erinnerung schaffe (vgl. *Assmann* 1997, S. 39).

Diese Form des Gedächtnisses ist freilich nicht an Monumente im engeren Sinn gebunden, sondern ihr Können ganze Landschaften als Medium dienen: die Ahnenlandschaften Australiens, die Gliederung altorientalischer Städte durch Feststraßen, auf denen die Gottheiten in Prozessionen zogen, die heilige Landschaft Roms, die sich alle als »topographische ›Texte‹ des kulturellen Gedächtnisses, [als] ›Mnemotope‹« lesen lassen (*Assmann* 1997, S. 60; für Griechenland vgl. *Assmann* 1999, S. 313f.). Als Mnemotop schlechthin gilt freilich Palästina, an dem *Halbwachs* (1941) exemplarisch untersucht, wie kollektives Gedächtnis solche Erinnerungslandschaften generiert und permanent neu strukturiert (vgl. auch *Assmann* 1997, S. 306f.; *Alcock* 2002, S. 25–27): Die Aufladung von Erinnerung mit Faktizität, indem die Erinnerung an vermeintlich »echte« Orte geheftet wird, erweist sich als eine jüngere Re-Konstruktion: Die inzwischen etablierten Glaubensideen (Passion und Auferstehung Jesu als zentraler Erlösungsakt) restrukturierten nicht nur die Biographie Jesu, sondern sie verorteten diese Biographie auch erst in einer konkreten Topographie Palästinas, möglicherweise durchaus in Anlehnung an ältere Überlieferungen (*Halbwachs* 1941, S. 154–162, 179–184; vgl. *Assmann* 1997, S. 41; *Egger* 2003, S. 244–249). Palästina ist seither nicht nur Container des Gedenkens an die biblischen Ereignisse, sondern räumlicher Identitätsanker mehrerer religiöser Gruppen, die keineswegs alle (noch) vor Ort leben, und in dem jede Zeit und jede Gruppe »ihre je spezifischen Erinnerungen auf ihre je eigene Weise lokalisiert und monumentalisiert« (*Assmann* 1997, S. 60).

Halbwachs' Analysen bieten eine Art Schirm, unter dem sich die Gedächtnisse der Orte und der Monumente vereinen und in Relation setzen lassen: Denn nicht anders als die zeichenhaften Monumente erweist sich auch das Gedächtnis der Orte als soziale Konstruktion, die durch kulturelle Techniken mit je spezifischen Bedeutungen aufgeladen wird. Schon der breite ideengeschichtliche Hintergrund, den ich oben als ungesprochenes Fundament dieser Überzeugung skizzierte, dem Ort des Grabes käme gegenüber dem Denkmal eine besondere Bedeutung zu, der authentische Ort verknüpfe unmittelbar mit einer Vergangenheit (vgl. *Saupe* 2014a, S. 182), ist durch und durch von gruppenspezifischen sozialen Vorstellungen getragen – der Bedeutung des Materiellen als Permanenz verleihendem Anker, der bleibenden Präsenz der Toten in ihren Gebeinen etc.⁹ Das »Gedächtnis

9 *Petermann* (2007, S. 28) verweist überdies darauf, dass »das Grab im Zuge der Trauerhandlungen zu einem Symbol für den Toten wird«. Die Präsenz des Toten in seinem Grab lässt sich also ebenfalls als Ergebnis eines Semiotisierungsprozesses verstehen, der sich in nichts von der Erinnerungsaufladung eines Monuments unterscheidet.

der Orte« erweist sich damit selbst als spezifische kulturelle Technik, Erinnerung an einen Ort zu binden, sie durch Zuschreibungen und Praktiken – hier der Trauer am Grab – mit Substanz und Faktizität zu versehen (vgl. *Fitzenreiter* 2014, S. 2f.; *Maus* 2015, S. 217f.). Erst diese Erinnerungsfigur wird aktualisierbar und gewinnt damit anhaltende gesellschaftliche Bedeutung. Von dieser Metaebene aus betrachtet, unterscheidet sich das Gedächtnis der Orte keineswegs vom Gedächtnis der Monumente, deren kultureller Verweischarakter und deren kulturell konstituierte atmosphärische Einbindung nie zur Debatte standen.

Was am Ende dieser Betrachtung bleibt, ist die Bindung von Erinnerung an Orte (*Assmann* 1999, S. 55; *Petermann* 2007, S. 27; 2010, S. 279). Und sie hat keineswegs lediglich pragmatischen Charakter, weil Erinnerung irgendwo stattfinden muss, sondern die konkrete Verortung von Erinnerung ist eine ihrer zentralen Seins-Bedingungen. »*Das Gedächtnis klammert sich an Orte*« schreibt *Pierre Nora* (1984, S. 30), und *Jan Assmann* (1997, S. 39) assistiert fast wortgleich: »*Das Gedächtnis braucht Orte, tendiert zur Verräumlichung*«.

1.3 Ein Praxistest: Das Gedächtnis massenhaften Sterbens

Es ist der Vorzug fiktionaler Literatur, Kategorien idealtypisch herausarbeiten zu können, und es ist der Vorzug theoretischer Reflektion, Kategorien auf ihre epistemologische Konsistenz zu überprüfen. Doch was in Goethes »*Wahlverwandtschaften*« so plausibel erscheint, der Gegensatz zwischen einem Gedächtnis der Orte und einem Gedächtnis der Monumente, was sich mit *Halbwachs* aber als ein eng verwandtes Paar sozialer Modi der Erinnerungsverortung verstehen lässt, erweist sich in der Anwendung auf physische Orte vollends als fluide, vielleicht sogar ungenügende Abgrenzung.

Nutzen wir als Testfall ein aktuell besonders intensiv beackertes Feld der Memorialforschung: Kriegergedenken und Schlachtfelder. Die große Masse des Gedenkens an die Toten der letzten Kriege findet in Form von recht unspektakulären Kriegerdenkmälern statt, die regelhaft in aktuelle oder jedenfalls seinerzeit aktuelle Friedhöfe integriert sind, obgleich die kommemorierten Toten zumeist weitab in mehr oder minder bekannten Gräbern auf den einstigen Schlachtfelder liegen – ein paradigmatisches Gedächtnis der Monumente also, denn die Kriegerdenkmäler sind nichts weiter als Metaphern des jeweils eigentlichen Grabes und seines – selten seiner – Toten, auf die sie jeweils verweisen.

Wenden wir uns den Schlachtfeldern selbst – hochgradig emotional aufgeladenen Orten massenhaften Sterbens – zu, so sind sie zwar Plätze ungezählter Tode wie ungezählter Toter, doch bleiben das Feld als Ganzes und die Gräber im Speziellen von Monumenten allermeist unbezeichnet. Die großen Soldatenfriedhöfe mit ihren erschütternden Reihen uniformer Kreuze sind auf's Ganze der millionenfachen Tode gesehen die Ausnahme. In der Regel wurden tote Soldaten auch in den letzten europäischen Kriegen genauso wie in den früheren Massenkriegen der Neuzeit (*Eickhoff et al.* 2012, S. 14 mit Abb. S. 15) in ephemeren und nur für kurze Zeit sichtbaren Gräbern in unmittelbarer Nähe ihres Sterbeortes begraben (Abb. 1) oder zu Hunderten in Massengräbern zusammengekartt (Abb. 5) – falls



Abb. 1: Deutsche Soldatengräber am 20. August 1941 in der Nähe von Гомель/Homel, Weißrussland

© Privatbesitz Thomas Meier

sie überhaupt ein Grab fanden und nicht wie etwa im Herbst 1944 im Hürtgenwald irgendwo in den Kratern des Schlachtfelds untergingen (Wegener in diesem Band, S. 167–171). Auch hier greift vorderhand die Systematik, denn alle diese Orte sind weitestgehend in Vergessenheit geraten. Auf ein Gedächtnis der Orte ist eben wenig Verlass, denn durch neue Nutzungen wächst bald Gras über Wunden, Lücken und Leerstellen, so dass wohl besser von einem »Vergessen der Orte« zu sprechen wäre (Assmann 1999, S. 326f.). Zu Recht scheinen also Charlottes Dorfgenosser Monumente am Grab selbst eingefordert zu haben, damit das Gedächtnis der Orte nicht verblasse, damit der Ort, an dem das Gedächtnis haften, erkennbar und das Gedächtnis präsent bleibe. Der historische Ort allein genügt jedenfalls nicht, um das Gedächtnis wachzuhalten, sondern es scheint tatsächlich der Markierung im weitesten Sinn zu bedürfen, die für die Erinnerung Sorge trägt (Assmann 1999, S. 327).

Neben die unmarkierten treten spätestens seit dem Spätmittelalter auch Schlachtfelder, die durch kleine und wenig spektakuläre Monumente erinnert werden: Das Gedenkkreuz auf dem Schlachtfeld von Crécy (1346), das 1360 bezeichnender Weise nicht für alle Toten der Schlacht, sondern lediglich für König *Johann von Böhmen* errichtet worden war, der sich trotz seiner Erblindung – heroisch oder dümmlich – in den Kampf gestürzt hatte und darin umgekommen war (Klein 1907, S. 372), stand bis vor kurzem allein inmitten der Felder bei



Abb. 2: Gedenkkreuz bei Estrées-lès-Crécy für König Johann von Böhmen, der in der Schlacht von Crécy 1346 umgekommen war; errichtet 1360 mit Ergänzungen um 1900
© CC BY-SA 3.0 Paul Hermans

Estrées-lès-Crécy (Dép. Somme) (Abb. 2). Das Königskreuz auf dem Hasenbühl bei Göllheim (1298, errichtet 1309; *Geissel* 1835, S. 58, 60–66; *Röttger et al.* 1938, S. 104–106; *Schramm u. Fillitz* 1978, S. 51, 113, Nr. 5) wurde inzwischen von der Ortsbebauung eingewachsen, das erst kürzlich errichtete Denkmal für die Bauernschlacht von Böblingen (1525; <http://sites-of-memory.de/main/boeblingen-peasantwar.html> [21.06.2015]) reckt seine Sichel in der Straßenschleife einer Verkehrskreuzung in den Himmel (vgl. auch *Kießling* 2002, S. 148 zum Bauernkriegsdenkmal in Leipheim), und die ebenfalls moderne und unbeschriftete Stele am Ort des Sieges der lettischen Armee über die »Westrussische Befreiungsarmee« bei Riga hat ihren Platz auf einem Grünstreifen zwischen Parkplatz, Fluss und Eisenbahnbrücke gefunden (1919; <http://sites-of-memory.de/main/rigabermond.html> [21.06.2015]). Obgleich in all diesen und anderen Fällen Monumente die historischen Orte des Geschehens markieren, lässt sich wohl kaum an einem dieser Schlachtfelder von einem Gedächtnis des Ortes sprechen, sondern diese Monumente sind bestenfalls symbolische Träger eines Erinnerungsfragments, das eher zufällig am historischen Ort einstigen Mordens und Sterbens steht – sofern

es nicht inzwischen zu bedeutungsfreiem oder anderweitig aufgeladenem Landschaftsmobiliar geworden ist. Denn nur »sofern [...] Geschichte weiter tradiert und erinnert wird, bleiben die Ruinen Stütze und Unterpfand des Gedächtnisses, und das gilt auch für die Geschichten, die man für sie erfindet und die sich wie Efeu um die Trümmer ranken. Sofern sie jedoch kontext- und wissenslos in eine fremd gewordene Welt hineinragen, werden sie zu Monumenten des Vergessens« (Assmann 1999, S. 315). Neben das Vergessen der Orte, denen eine Markierung fehlt, tritt also das verwehte Gedenken jener Orte, die inzwischen in einen völlig anderen, modernisierten räumlichen Kontext geraten sind, deren Geschichten ebenso wie ihre »sepulkral-kulturellen Atmosphären« durch die Nachnutzung verloren gingen (vgl. Gough 2004, S. 237–239), deren einstmals düstere Schatten durch Vergessen oder Vergesslichkeit überblendet sind (Sabrow 2015).

Vergleichen wir vor diesem Hintergrund zwei der bekanntesten Schlachtdenkmäler (Mittel)Westeuropas: das Völkerschlachtdenkmal von Leipzig (Baubeginn 1898, eingeweiht 1913; Hoffmann 1994; Schäfer 2002) (Abb. 3) und das Ossuarium Douaumont bei Verdun (Baubeginn 1920, eingeweiht 1932; Prost 1986; Petermann 2007, S. 108–112) (Abb. 4). Beide nachträglich im Gedenken an Schlachten errichtet, die als Wendepunkte der europäischen Geschichte gelten (und deren Centenien sich aktuell jähr[t]en), beide unmittelbar auf den Schlachtfeldern selbst platziert und beide Zentren von Netzen weiterer kleinerer Denkmäler, welche die Schlachten im Detail und in ihrer zeitlichen Abfolge bis heute im Gelände verorten (Lurz 1985a, S. 241–247) – genuine Gedächtnisorte also, an denen dem Gedächtnis Monumente, in beiden Fällen ganz außergewöhnlich kolossale Bauten, errichtet wurden. Und doch könnten beide Orte unterschiedlicher nicht sein: Während in Douaumont das Gedächtnis des Ortes noch perfekt funktioniert, hat das Leipziger Denkmal inzwischen die Erinnerung an die Völkerschlacht weitestgehend abgestriffen (vgl. Doßmann 1995):¹⁰ »Es zeigt sich, daß die Völkerschlacht kein lebendiger Bestandteil der kollektiven Erinnerung mehr ist. Der Mythos von Leipzig ist entzaubert, der Geschichte zurückgegeben worden. [...] Was bleibt, ist der Koloß von Leipzig. Eine leere Kulisse, die heute neben ihrer – die Zeiten überdauernden – Funktion als Touristenmagnet für mannigfaltige Veranstaltungen dient« (Schäfer 2002, S. 200). So stellt sich die Frage, wie in Leipzig das Gedächtnis des Ortes verloren gehen konnte, in Verdun aber offenbar erhalten blieb? Sucht man daher nach Unterschieden, so sticht zunächst einmal ins Auge, wie sich die Orte der Schlachten und damit die räumlichen Kontexte der beiden Monumente ganz verschieden entwickelt haben: Von Douaumont aus überblickt man einen weiten Teil des einstigen Schlachtfelds nordöstlich Verduns (Abb. 4 unten), das heute noch als »Zone Rouge« – wenn auch größtenteils bewaldet – in seiner Siedlungsleere von den einstigen Kämpfen gezeichnet erscheint, sie permanent re-evoziert und in seiner Leere bezeugt, eine Atmosphäre der Schlacht und des Todes aufrecht erhält (Petermann 2007, S. 88f., 111f.; 2010,

10 Einen prägnanten Überblick über die Bedeutungsgeschichte der Völkerschlacht und ihres Denkmals bieten Poser 1995 und Schäfer 2002.



Abb. 3: *Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig ist heute in eine Parklandschaft eingebettet*
© CC BY 3.0 Carsten Göpfert 2012

S. 283, 288; Miles 2014, S. 21–24). Demgegenüber prägt die Umgebung des Leipziger Denkmals so gar nichts mehr von der Realität eines Schlachtfelds, denn das Monument ist durch einen Park eingehegt (Abb. 3) und im weiteren Umkreis von Wohnbebauung umgeben, jede Atmosphäre des Schlachtfelds ist aufgelöst. So bestätigt der Vergleich von Leipzig und Douaumont zunächst einmal, dass es für das Gedächtnis des Ortes eben nicht genügt, ihn durch ein Monument gekenn-

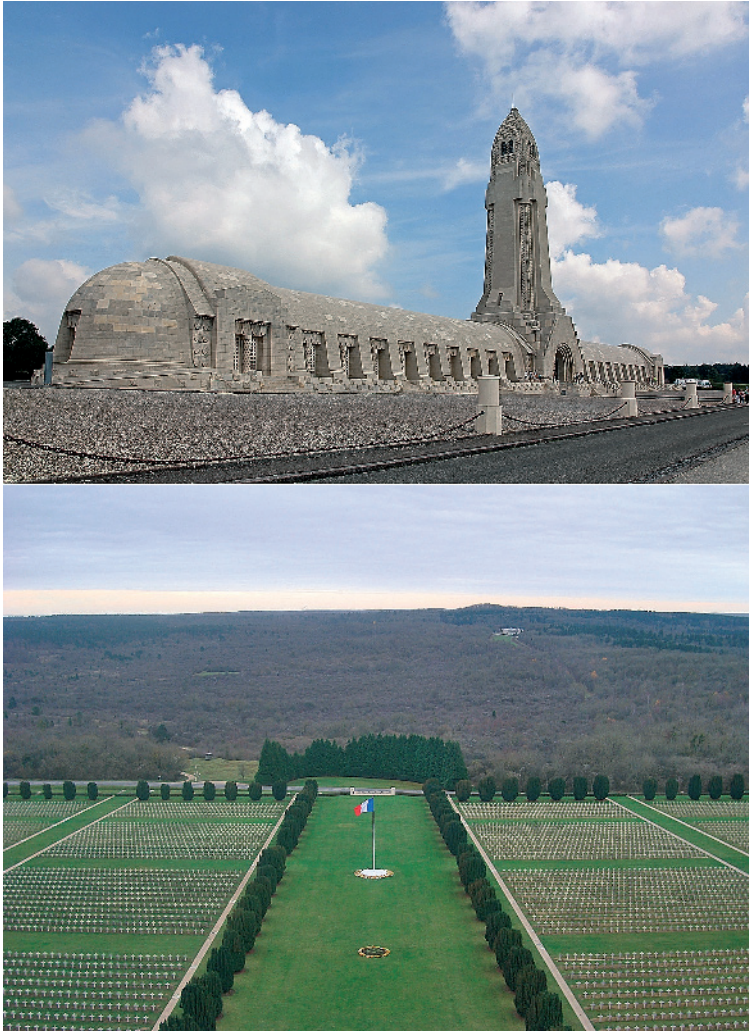


Abb. 4: oben: Das Ossuarium Douaumont
 © CC BY-SA 3.0 Holger Weinandt
 unten: Blick vom Ossuarium Douaumont über Teile des einstigen Schlachtfelds
 mit dem Fort Douaumont im Hintergrund
 © CC BY-SA 3.0 Eric T. Gunther

zeichnet zu halten, sondern dass es nur dort erfolgreich aktiviert werden kann, wo der Ort in seiner atmosphärischen, von Zerstörung gekennzeichneten landschaftlichen Rahmung passende Affekte hervorrufen, den »richtigen« *sense of place* evozieren kann (Miles 2014, S. 20–22). Doch in Douaumont ist es nicht nur die narbige Landschaft, welche für die notwendige memoriale Stimmung sorgt, sondern zu allererst die erdrückende Präsenz des gewaltigen Soldatenfriedhofs, der

ungezählten Namensplaketten und vor allem der hinter Glasscheiben nur mäßig verborgenen Skelettreste der über 130 000 nicht-identifizierten Toten, die das Geschehen und seinen Ort authentifizieren, die – ähnlich wie es die Gebeine für die Dorfgenossen Charlottes taten – in ihrer materiellen Präsenz das Hier und Damals als »wahr« bezeugen (vgl. *Gough* 2004, S. 237; *Petermann* 2007, S. 147–150). Gerade hierin liegt ein weiterer, ganz wesentlicher Unterschied zu Leipzig, denn dort fehlen gleichermaßen Gräber der Dahingeschlachteten wie die Nennungen ihrer Namen und vor allem die authentifizierenden Gebeine der Toten selbst,¹¹ ja das Leipziger Denkmal legt es geradezu darauf an, von der Physis des tausendfachen Schlachtentodes abzulenken, sie mit metaphysisch-nationaler Symbolik zu überdecken (*Ernst* 1995, bes. S. 63, 70; *Doßmann* 1995, S. 130). Das Monument bleibt trotz seiner drückenden Todesmetaphorik abstrakt, es enthält eben keine Referenz auf konkrete Tote,¹² die in Verdun allgegenwärtig sind,¹³ und insofern ließe sich Leipzig auch als Gedächtnis des Monuments, das eher zufällig am »richtigen« Ort steht, klassifizieren.

Südlich Wittstock war der Ort der Schlacht von 1636 unmarkiert und nur noch höchst ungewiss zu lokalisieren, ein Gedenken fehlte längst, bis sich 2007 beim Kiesabbau zufällig ein Massengrab mit etwa 125 Toten fand (*Grothe u. Jungklaus* 2009) (Abb. 5). Es wurde zum Anlass, dem weitgehend vergessenen Schlachtfeld durch umfangreiche Surveys wieder einen Ort zu geben, und durch die Toten des Grabes eine ergreifende Alltagsgeschichte des Lebens im Dreißigjährigen Krieg zu erzählen (*Eickhoff et al.* 2012). Vor den Toren Visbys hingegen, wo 1361 das letzte Aufgebot des gotländischen Bauernheeres von den Truppen *Waldemar Atterdags* vernichtet wurde, war der Ort des Gemetzels bei der einstigen Abtei von Solberga stets durch ein beschriftetes Steinkreuz bezeichnet gewesen (*Thordeman* 1939/40, S. 23, 340f. mit Fig. 1, 31 u. 366). Doch erst als in mehreren Kampagnen zwischen 1905 und 1930 unmittelbar neben diesem Gedenkkreuz bei der Kirche von Solberga das ganze Grauen des Massakers durch fünf Massengräber offensichtlich wurde, in denen über tausendzweihundert Tote vergraben lagen und deren Skelettteile teilweise noch in skurrilen Verrenkungen in ihren Kettenhemden und Plattenröcken steckten (*Thordeman* 1939/1940; vgl. *Schmitz-Esser* 2014, S. 92), erhielt der Ort, der als beschauliche Weidelandschaft inzwischen von

11 Zum Problem, die Gräber der Gefallenen überhaupt zu lokalisieren, vgl. *Ernst* 1995, bes. S. 68–70.

12 Der 1886 eröffnete Leipziger Südfriedhof südlich des Völkerschlachtdenkmals steht in keinem Bezug zum (später errichteten) Denkmal, noch assoziiert er Schlachtentote, sondern gliedert sich völlig in die umgebende Parklandschaft ein. Auch die 1938 inszenierte Überführung einiger Gebeine, die man für Überreste von Gefallenen der Völkerschlacht hielt, in die Krypta des Denkmals ändert nichts an der grundsätzlichen Abwesenheit der Toten an diesem Ort (*Ernst* 1995, S. 73f.; *Doßmann* 1995, S. 130–132).

13 Verdun und Leipzig reihen sich damit in die allgemeine Tendenz der Kriegerdenkmäler ein, die in Deutschland vor allem den Soldaten im Krieg weitgehend abstrakt erinnern, während sie ihn in Frankreich als zivilen Bürger re-individualisieren (*Jeismann u. Westheider* 1994, S. 30, 36–42).



Abb. 5: Die dritte Bestattungslage des Massengraves auf dem Schlachtfeld von Wittstock 1636
 © Anja Grothe, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum

einer Vorstadtdylle überwachsen worden war, das Gedächtnis der Bauernschlacht zurück.¹⁴

Beide Beispiele unterstreichen, was der Vergleich von Leipzig und Verdun bereits anzeigte: Das erfolgreiche Gedenken scheint vor allem einer Aura von Realismus zu bedürfen, welche einen empathischen Kontakt zum einstigen Ereignis und seinen Menschen herstellt (vgl. Hüppauf 2003, S. 219f.; Buchenhorst 2016) – »ein sonderbares Gespinnst aus Raum und Zeit« (Benjamin 1980 [1935], S. 440), in dem sich Abwesendes und Anwesendes, Einst und Jetzt verschränken (Assmann 1999, S. 338; vgl. Buchenhorst 2016, S. 164f.). Wenn, wie im Fall von Wittstock,

14 Angeregt durch solche Untersuchungen werden heute historische Schlachtfelder vermehrt durch archäologische Surveys re-lokalisiert (vgl. Fiorato et al. 2000; Carman u. Carman 2006; Scott et al. 2007; Meller 2009; Brock u. Homann 2011; Homann 2013), so beispielsweise die Schlacht bei Mästerby, die nur wenige Tage vor dem Gemetzel vor den Mauern Visbys stattfand (Lingström 2009) oder die Schlacht von Towton 1461 (Sutherland u. Schmidt 2003). Vgl. auch das Centre for Battlefield Archaeology an der University of Glasgow www.gla.ac.uk/schools/humanities/research/archaeologyresearch/battlefieldarchaeology/ [27.12.2015] oder das Journal of Conflict Archaeology (2005ff.).

Visby und Verdun, menschliche Überreste diesen Kontakt erzeugen, fällt die empathische Bindung besonders intensiv aus, und wo sie, wie nicht selten, noch an den Knochen die Wunden ihres Leidens und Sterbens erkennen lassen (z.B. Novak 2000; Eickhoff et al. 2012, S. 122–124, 153–159), gelten diese Gebeine in ihrer Materialität als ganz unmittelbare Zeugen der Authentizität des Ereignisses und damit des Ortes. Der magischen Präsenz des Toten in seinen Gebeinen und der Persistenz verheißenden Materialität des Ortes und der Knochen, die ich oben als ideengeschichtlichen Hintergrund eines »Gedächtnisses der Orte« herausgestellt habe, lässt sich die kulturelle Zuschreibung von Authentizität (vgl. Fitzenreiter 2014, S. 2f.; Sabrow u. Saupe 2016) als Bedingung eines erfolgreichen Gedächtnisses hinzufügen. Dabei scheinen Ort und Authentizität in einer seltsamen Wechselwirkung zu stehen, denn die konkrete materielle Kontinuität ist ein prominenter Modus der Authentizitätskonstruktion unserer Kultur (Hoffmann 2000, S. 34f.; Saupe 2014a, S. 180f.; vgl. Laube 2016) – und was wäre materieller und kontinuierlicher als ein Ort, zumal wenn er durch ein Monument fixiert ist (Alcock 2002, S. 76; vgl. Foote u. Azaryahu 2007, S. 127f.)? Die Hoffnung richtet sich darauf, dass es gerade mit wachsendem zeitlichem Abstand und fehlender persönlicher Erinnerung, mit dem Übergang vom kommunikativen ins kollektive Gedächtnis, die Authentizität des Hier, die – um mit Aby Warburg zu sprechen – »antäischen Magie« der Orte sei, welche die Erinnerung konserviere (Assmann 2006, S. 223 mit Anm. 11; vgl. Buchenhorst 2016, bes. S. 154, 159f.). Stefan Brauckmann widerspricht jedoch dieser besonderen Rolle der Authentizität und sieht vor allem die Aufklärung über die historischen Ereignisse als zentrales Element für ein Gedenken am Ort – in diesem Fall dem Hannoverschen Bahnhof, von wo die Deportationszüge nach Łódź, Minsk, Theresienstadt und Auschwitz die Stadt Hamburg verließen (Brauckmann in diesem Band, S. 146–149). In diesem Fall mag es eine Rolle spielen, dass die Auseinandersetzung mit und das Gedenken an die nationalsozialistische Massenverfolgung und -vernichtung in besonderer Weise dem aufklärerischen Diskurs der Moderne verpflichtet ist, denn auch Brauckmann bedauert letztlich die geringe Zahl der verbliebenen baulichen Reste: Es ist schwer, Gedenken und sogar in so intensiver Form wie das Gedenken an die Deportation der Hamburger Juden an einen Ort zu binden, wenn dort im Schatten der neuen HafenCity letztlich nur mehr eine Bahnsteigkante und einige Gleisreste als authentifizierende Erinnerungsanker dienen können, an denen sich die traumatische (Wieder)Aufladung des Ortes festmachen muss (Brauckmann in diesem Band, S. 140). Gerade für solche Orte des Terrors betont Aleida Assmann die gedächtnissichernde Rolle authentischer Materialität (Assmann 2006, S. 224; dazu auch Knigge 2011) – auch wenn diese Authentizität oft eine uminterpretierte (Hoffmann 2000, S. 40f.) und fast immer eine zugeschriebene und eben nicht auf physischer Kontinuität beruhende ist (vgl. Rehling u. Paulmann 2016, S. 113–118): »Die Konservierung dieser Orte im Interesse der Authentizität bedeutet unweigerlich einen Verlust an Authentizität«, meint Aleida Assmann, denn immer mehr müsse im Lauf der Zeit ersetzt und ausgetauscht werden. »Die Authentizität wird sich mit der Zeit immer mehr von den Relikten auf das schiere ›Hier‹ der Örtlichkeit zurückziehen« (Assmann 1999,

S. 333). Dabei legt *Assmann* freilich ein essentialistisches Verständnis von Authentizität als das »Echte« und »Ursprüngliche« zu Grunde (vgl. *Saupe* 2014b, S. 22), das von *Walter Benjamins* Aura-Konzept inspiriert scheint, und übersieht, dass Authentizität im Gegensatz zu *Benjamins* Vorstellung von Aura (vgl. *Burmeister* 2014, S. 102) eben keine ontologische Eigenschaft mancher Dinge oder Orte ist, sondern diskursiv zugeschrieben und durch Praktiken arrangiert wird (*Fitzenreiter* 2014, S. 2f.; *Sabrow u. Saupe* 2016).

Gerade das Beispiel des Wittstocker Massengrabs zeigt, dass das »Hier« des Ortes auf sich allein gestellt in keiner Weise genügt, um Authentizität zu bewahren oder gar Gedenken zu erhalten, ja selbst der Fund des Massengrabs mit seinen den Ort authentifizierenden Gebeinen hat kein Gedenken des Ortes re-installiert, denn die Stelle ist heute nichts anderes als eine inzwischen aufgegebenen, sich selbst überlassene Kiesgrube zwischen Kläranlage, Speedway-Ring und Industriegebiet – ohne Monument, ohne Gedenken, ohne die längst abtransportierten Knochen der Toten und eben ohne Authentizität (vgl. *Burmeister* 2014, S. 105). Die Beispiele von Leipzig und Visby oder Crécy machen überdies deutlich, dass auch ein Monument nicht genügt, um das Gedächtnis am Ort zu erhalten, denn ändert sich der Kontext, werden auch Monumente, die am Ort verbleiben, re-interpretiert oder bedeutungslos – sie vermögen von sich aus weder Authentizität zu bezeugen noch zu bewahren, auch wenn sie nicht von Charlotte an die Friedhofsmauer versetzt werden.¹⁵

15 Ganz andere Kriterien stellt *Dean MacCannell* (1976) heraus, der allerdings nicht nach der erfolgreichen Ortsbindung von Gedenken fragt, sondern nach der erfolgreichen Etablierung touristischer Orte. Für ihn – und *Anthony Seaton* (1999, S. 140–150) hat diese Kriterien für das Schlachtfeld von Waterloo durchgespielt – entsteht ein touristischer Ort durch (1) eine diskrete Benennung, die ihn als Einheit fasst, (2) eine Erhöhung (elevation) – wir könnten auch Inszenierung sagen – und eine definierte Begrenzung (framing), (3) sakralisierende Architektur (enshrinement), (4) seine technische Reproduktion (contra *Benjamin* 1980 [1935]), die in Form von Erzählungen und Bildern zur Inszenierung und Sakralisierung des Ortes beiträgt, und (5) die soziale Reproduktion als entörtlichtes Alltagsobjekt etwa in Form von Straßennamen, Denkmälern oder Kitsch. Nach *MacCannell* bauen diese fünf Schritte durchaus aufeinander auf – wohingegen *Seaton* (1999, S. 152) auf Abgrenzungsprobleme der Einzelschritte und Umkehrungen in ihrer Reihenfolge hinweist – und führen zu einer Art Sakralisierung des Ortes. Sie sei eine notwendige Bedingung, aber keine Garantie, dass ein Ort eine Besucherattraktion wird; dazu brauche es ferner günstige Reisebedingungen und eine Ideologie, die sich im Ort materialisiere und zugleich durch ihn affirmiert werde.

Wie Waterloo erfüllt auch Leipzig alle Kriterien *MacCannells* – und doch funktioniert das Leipziger Denkmal nicht und funktionierte auch nie so recht. Verdun hingegen erfüllt nur einem Teil der Kriterien – es fehlt die klare Begrenzung, denn im endlosen Grün der Zone Rouge verliert sich der Blick mehr, als dass er einen begrenzten Raum wahrnehme und wie die Orte des nationalsozialistischen Terrors entzieht sich Verdun durch das mit dem Ort verbundene unaussprechliche Grauen weitestgehend der sozialen Reproduktion in Form von Alltagsobjekten – und doch besteht Douaumont seit annähernd einem Jahrhundert als Identitätsanker und auch als memorialer Touristenmagnet.

Einen Extremfall unmarkierter bzw. unpassend kontextualisierter Schlachtfelder sind die Orte von Seeschlachten, die in aller Regel auch keine nachträgliche Sichtbarmachung durch ihre Toten, durch Funde oder Monumente ermöglichen.¹⁶ Wenn in *Google Earth/Panoramio* irgendwo im tiefen Blau einige Seemeilen vor der südspanischen Atlantikküste das Bild einer gleichförmigen, leicht von Wellen bewegten Wasseroberfläche mit der Unterschrift »*Aguas donde se libró la batalla de trafalgar*« eingestellt ist (www.panoramio.com/photo/2309455 [28.12.2015]), so beschleicht mich ein Gefühl, das halbwegs zwischen Nihilismus und Surrealismus schwimmt, in dem aber jedenfalls der geographisch korrekte Schlachtort keinerlei sepulkrale Atmosphäre, keine Authentizität und schon gar kein Gedächtnis des Ortes mehr evoziert (vgl. *Seaton* 1999, S. 143). Umso mehr gilt dies aber für *Horatio Nelsons* Flaggschiff »*H.M.S. Victory*«, das heute im Hafen von Portsmouth liegt und als Monument der Schlacht von Trafalgar und ihres berühmtesten Toten gelten darf. Auf den ersten Blick ist die »*Victory*« ganz ein Gedächtnis des Monuments, das vom Ort des Geschehens vollkommen abgelöst ist und Trafalgar nur referenziert. Dies umso mehr, als das Schiff – abgesehen davon, dass es nach der Schlacht von Trafalgar kaum noch schwimmfähig war – nach unzähligen Restaurierungen (www.hms-victory.com/restoration [24.06.2015]) ähnlich *Theseus'* Schiff (*Plutarch*, Vita Thesei 23; vgl. *Rosenberg* 2006) nahezu keinen Holzspan des Jahres 1806 mehr enthalten dürfte – mit *Aleida Assmann* hätte sich hier die Authentizität bereits ganz »*von den Relikten auf das schiere ›Hier‹ der Örtlichkeit zurückziehen*« müssen. Doch nichts dergleichen, denn die »*Victory*« vermittelt trotz ihrer weitestgehenden materiellen Transformation durch die Konstanz ihrer historischen Form eine Atmosphäre von Authentizität und Realismus, wie sie sonst eben nur den historischen Orten selbst zugeschrieben wird, und aus der sich das Gedächtnis der Orte speist. Oder ist das Schiff selbst der »*authentische*« Ort des Geschehens, auch wenn es nicht mehr am Ort des Geschehens vor Kap Trafalgar liegt? Es besitzt doch seine eigene Räumlichkeit, die eben durch Mobilität charakterisiert ist, es ist selbst ein Ort, der jedoch ortlos ist,¹⁷ als solches aber sich selbst auch an allen anderen Orten authentifizieren und den Eindruck von gewesener Realität erzeugen kann.¹⁸

16 Eine seltene Ausnahme bietet das Wrack der »*Mary Rose*«, die 1545 während der Seeschlacht im Solent gegen französische Schiffe sank und 1982 wieder gehoben wurde; an Bord fanden sich neben umfangreichem Fundmaterial noch Überreste von 179 Toten (*Stirland* 2000).

17 Wegen dieser Eigenschaften sind Schiffe für *Michel Foucault* »*l'hétérotopie par excellence*« (*Foucault* 1966, S. 21f., 51; 1967, S. 49).

18 Nur am Rand sei auf moderne Formen der Authentizitätskonstruktion verwiesen, wenn beispielsweise die filmische Inszenierung von (Dreh)Orten – etwa in »*Schindlers Liste*« – größere Authentizität erzeugt, als den ursprünglichen Orten des Geschehens beigemessen wird (*Hoffmann* 2000, S. 42).

1.4 Erinnerungsorte

Maurice Halbwachs' Studien zu Gedächtnis und Raum waren eingebettet in zahlreiche zeitgleiche Recherchen zum Gedächtnis der Räume und Dinge,¹⁹ die vor allem von Künstlern wie *James Joyce*, *Robert Musil* oder *Vladimir Nabokov* durchgeführt wurden und Gedächtnis mit ästhetischen Komponenten verbanden. Wie *Halbwachs* knüpften auch sie auf ganz verschiedene Weisen Erinnerungen an Dinge und Räume, der Raum wurde als Mnemotop in seiner Materialität erfahrbar. Am einflussreichsten, zumal in Frankreich,²⁰ war unter ihnen *Marcel Prousts* monumentales, siebenbändiges Werk »*À la recherche du temps perdu*« (Proust 1913/1927), ein Roman über die materiellen Formen des Gedächtnisses schlechthin: Der Stolperstein im Pflaster, der Venedig in ganzer Realität hervorruft, mehr als jede Photographie es vermag, Gerüche, Geschmäcke, einzelne Worte, ein Lachen, Farben (*Compagnon* 1992, S. 513–515) – und am Ende ist es der Geschmack der Madeleine, der dem Ich-Erzähler die ganze Fülle seiner Kindheits Erinnerungen und eben auch deren Orte wiederbringt.²¹ Auch wenn *Proust* im Bann der zeitgenössischen Psychoanalyse (vgl. *Assmann* 1999, S. 162–164) vor allem vom individuellen Gedächtnis handelt, buchstabiert *Halbwachs*, der sich entschieden vom ganz individualisierenden Gedächtnisbegriff *Freuds* und *Jungs* absetzt, mit dem Gedanken, das Gedächtnis einer Gruppe sei mit deren »sozialer Morphologie« verknüpft, wissenschaftlich aus, was die Kunst und die Kunsttheorie seiner Zeit längst diskutierten. Denn auch wenn *Aby Warburg*²² in seinem Spätwerk zur Mnemosyne in vielem *Halbwachs* geradezu diametral entgegensteht – zu nennen wäre etwa sein induktiver Ansatz, kulturübergreifende (und eben nicht rein kulturell gebundene) Pathosformeln, die Idee mnemischer Energie, die in den Dingen selbst gespeichert sei – so geht es doch auch ihm um die materielle Seite der Kultur, um die Dinge, die Erinnerungen auslösen und Gedächtnis tragen (für Zusammenfassungen vgl. *Boehm* 2000, S. 81–84; *Böhme* 2004, S. 151–155; *Erll* 2011, S. 21–25).

Nach *Halbwachs* und seinen Zeitgenossen trat zunächst einmal ein halbes Jahrhundert Stille ein (*Egger* 2003, S. 219; *Erll* 2011, S. 15, 25), bevor Erinnerung und Gedächtnis vor allem von *Pierre Nora* bzw. *Aleida* und *Jan Assmann* wiederentdeckt wurden. Dabei rückt *Nora* ganz den *Halbwachsschen* Gedanken in den Vordergrund, das kollektive Gedächtnis sei wesentliches Fundament jeder Gruppenidentität. Er interessiert sich für jene soziale Gruppe, die sich in den

19 Die historische und intellektuelle Einbettung in die Diskussionen der Jahrhundertwende und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts (u.a. *Émile Durkheim*, *Henri Bergson*) skizziert *Egger* 2003. Insbesondere zu *Walter Benjamins* Konzept der raumgewordenen Vergangenheit, das zahlreiche Berührungspunkte mit *Halbwachs* aufweist, vgl. *Robbe* 2014 sowie die Zusammenfassung bei *Ebeling* 2010, S. 122–125.

20 Die langen Wege, die *Prousts* Roman vom geschmähten Außenseiter zum französischen Erinnerungs«ort« durchlief, zeichnet *Compagnon* 1992 nach.

21 Zu sensorischen Eindrücken als Auslöser von Erinnerungen vgl. die Zusammenstellung bei *Chadwick u. Gibson* 2013, S. 2–5.

22 Zur Einbettung *Warburgs* auch *Rieger* 1998.

1970er und 1980er Jahren (noch) als »Frankreich« verstand, und spürt ihren identitätsstiftenden Traditionen nach (vgl. Mercer 2013; Berger u. Seiffert 2014, S. 12–16). Nora's Werk ist zunächst von einem Mnemo-Pessimismus getragen, von der Überzeugung, dass es ein kollektives Gedächtnis im Frankreich jener Zeit eigentlich nicht mehr gebe (Nora 1984, S. 11). Daher seien »die Gedächtnisorte²³ [...] zunächst einmal Überreste« (Nora 1984, S. 17), die letzten, emphatisch hochgehaltenen Reste eines einstmals ganz umfassenden Gedächtnisses, das im 19. Jahrhundert in der 3. Republik entstanden sei, das Nora aber in Auflösung sieht, und das die Gemeinschaft deshalb nur noch an einzelnen »Orten« »künstlich und willentlich ausscheidet, aufrichtet, etabliert, konstruiert, dekretiert, unterhält« (Nora 1984, S. 17). Indem die Erinnerungsorte gewissermaßen keine »Referenz« außerhalb ihrer selbst mehr hätten, als »Zeichen im Reinzustand« nur noch auf sich selbst verwiesen, seien sie eine Art Doppelorte: Einerseits beschränke sich ein Erinnerungsort ganz auf sich selbst und bedürfe andererseits der permanenten Re-Interpretation, er sei »beständig offen [...] für die ganze Weite seiner Bedeutungen« (Nora 1984, S. 32; vgl. 1992a, S. 16; dazu auch François u. Schulze 2001, S. 15f.; Carrier 2002, S. 144f.). Am prägnantesten bringt es Etienne François auf den Punkt: Bei einem Erinnerungsort handle es sich um einen »materiellen wie auch immateriellen, langlebigen, Generationen überdauernden Kristallisationspunkt kollektiver Erinnerung und Identität, der durch einen Überschuss an symbolischer und emotionaler Dimension gekennzeichnet, in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden ist und sich in dem Maße verändert, in dem sich die Weise seiner Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert« (François 2005, S. 9; vgl. François u. Schulze 2001, S. 17f.).

Während Nora in der Tradition Halbwachs¹²⁴ seine Erinnerungsorte ganz von der Gegenwart her denkt und den Wandel und die Verschlingungen der mit ihnen verknüpften Erzählungen und Bedeutungen nachverfolgt (Carrier 2002, S. 143, 146–149), wertet Aleida Assmann (1999, S. 309f.) das Konzept um, indem sie die Orte von der Vergangenheit, von ihrer einstigen Bedeutung her betrachtet: Für sie sind Erinnerungsorte »zersprengte Fragmente eines verlorenen oder zerstörten Lebenszusammenhangs«, also Überbleibsel dessen, was nicht mehr bestehe und gelte. Um weiter Bedeutung zu haben und fortzubestehen, müssten sie mit einer

23 Die Übersetzung von »lieux de mémoire« pendelt zwischen »Gedächtnisorte« und »Erinnerungsorte«. Um eine Verwechslung des Nora'schen Konzept mit dem gerade gegensätzlichen Konzept Aleida Assmanns vom »Gedächtnis der Orte« (siehe oben) zu vermeiden, spreche ich – im Gegensatz zu manchen Übersetzungen – bei Nora ausschließlich von Erinnerungsorten.

24 Peter Carrier hat darauf hingewiesen, dass Nora sich kaum irgendwo auf Halbwachs bezieht und arbeitet die Unterschiede zwischen beiden Ansätzen heraus (Carrier 2002, S. 156–161). Dabei wird vor allem deutlich, dass Nora im Vergleich zum fein austarierten Instrumentarium Halbwachs' sehr viel holzschnittartiger arbeitet. Im Vergleich zu anderen nationalen Geschichtsschreibungen und mit dem Blick auf die Verortung von Erinnerung in sozialen Kontexten (wenn auch auf unterschiedlichen Skalen) sehe ich dennoch eine Traditionslinie zwischen den Erinnerungskonzepten Halbwachs' und Nora's (so dezidiert den Boer 1993).

Geschichte umgeben werden, die das verlorene Milieu ersetze, doch auch diese Geschichte verweise in erster Linie auf das, was inzwischen vergangen und abwesend sei, es dominiere die Erfahrung von Diskontinuität, von Vergessen und Verlust. Auch wenn *Nora* und *Assmann* das gleiche Phänomen im Blick haben, könnten ihre Perspektiven und Wertungen unterschiedlicher kaum sein – und paradigmatisch den Unterschied zwischen französischer und deutscher Geschichtsschreibung ausdrücken: Während *Nora* der *Nouvelle Histoire* und den Veränderungen der Mentalitäten in der langen Dauer verpflichtet ist, was gar keinen Raum für eine Verlusterzählung einstiger Bedeutungen lässt, schlägt bei *Aleida Assmann* immer wieder das Ideal eines deutschen Historismus durch, der sich einem Wie-Es-Einst-Gewesen oder zumindest Wie-Es-Einst-Gewesen-Sein-Könnte verpflichtet fühlt.²⁵

Im Lauf der Arbeit an dem immer weiter wuchernden Monumentalwerk »*Les lieux de mémoire*« verschiebt sich *Noras* Akzent zwischen 1984 und 1992 vom nostalgischen Versuch, Reste einer sterbenden Gedächtniskultur zu retten (*Nora* 1984), zum Bewusstsein, in ein neues Zeitalter des Gedenkens einzutreten, welches das Gedächtnis wieder aufwerte (*Nora* 1992b; vgl. *François* 2005, S. 11). Zugleich bemerkt er jedoch eine terminologische Deformation, denn der Begriff des Erinnerungsortes habe eine Umwertung durch die Kulturpolitik erfahren und werde inzwischen ergänzend zum »*historischen Denkmal*« für eher unbedeutende und uninteressante Gebäude verwandt, die nach dem Denkmalschutzgesetz kaum schutzwürdig seien, aber mit einer »*bedeutenden*« Persönlichkeit oder Ereignis oder einer Bewegung in Zusammenhang stünden (*Nora* 1992b, S. 569). Damit verkehrt sich der Begriff gegenüber *Noras* Intention geradezu ins Gegenteil, denn seine »*Orte*« sind von vornherein ganz von dieser immateriellen und symbolischen Dimension her konzipiert. Für *Nora* ist gerade auch ein materieller Ort »*erst dann ein Gedächtnisort, wenn er mit einer symbolischen Aura umgeben ist. [...] Was sie konstituiert, ist ein Wechselspiel von Gedächtnis und Geschichte, eine Interaktion zwischen beiden Faktoren, die zu ihrer wechselseitigen Überdetermination führt*« (*Nora* 1984, S. 26).

Abgesehen von *Noras* wenig hilfreichen Kulturpessimismus ist sein Ansatz für unsere Thema, die Verknüpfung von Erinnerung und Ort, wenig ergiebig: Das liegt zunächst einmal daran, dass *Nora* »*Ort*« weitgehend metaphorisch gebraucht (vgl. *François* u. *Schulze* 2001, S. 17f.; *Carrier* 2002, S. 142f.; *Kroh* u. *Lang* 2010, S. 184f.), denn neben einigen physischen Orten (z.B. *Alésia* [*Buchenschutz* u. *Schnapp* 1992], die Kirchen der Königsgräber [*Beaune* 1986], Verdun [*Prost* 1986]) finden wir in seiner Sammlung vor allem Ereignisse, (historische) Personen oder künstlerische Werke; von einer systematischen Koppelung des Gedächtnis-

25 Diese Orientierung an einem faktischen »*Einst*«, das außerhalb einer gegenwartsbezogenen Re-Konstruktion existiert, spricht auch aus *Aleida Assmanns* Erfindung eines SpeicherGEDächtnisses (*Assmann* 1999, S. 133–142): Schon die Annahme, »*bedeutungsneutrale Elemente*« könnten ohne eine sie verbindende Konstruktion von Sinn überhaupt gespeichert werden, orientiert sich an der historistischen Annahme reiner Fakten.

ses an Orte ist *Nora* weit entfernt, und sie interessiert ihn auch gar nicht.²⁶ Insgesamt steht für *Nora* sehr viel stärker die Frage im Vordergrund, an welchen materiellen wie immateriellen Orten sich die Identität des modernen Frankreich konstituiert, wie sich eine Geschichte der Geschichte Frankreichs schreiben lässt (*Nora* 1992a; vgl. *Carrier* 2002, S. 145–148; *Erll* 2011, S. 25–29),²⁷ als dass es ihm um eine allgemeine Theorie des sozialen oder historischen Gedächtnisses ginge (vgl. *Nora* 1992b, S. 544).

2 Perspektivenumkehr: making place

Während ich bis jetzt von den Ansätzen *Halbwachs*'s, *Noras* und *Assmanns* ausgegangen war, die sämtlich das Gedächtnis in den Mittelpunkt stellen, nach seinen Bedingungen fragen und dabei in verschiedener Weise bei seiner notwendigen Verortung herauskommen, wenn ich diese Verortung als *conditio sine qua non* der Erinnerung zumindest für seine Spezialform des Gedenkens zu Gunsten einer materialen Authentifizierung, die auch und häufig örtlich sein kann, es aber nicht sein muss, in Frage gestellt habe, so kehre ich im Weiteren die Perspektive um und gehe vom Ort aus um zu fragen: Was schafft einen Ort? Was ist ein Ort, wenn wir ihn nicht als »objektiv« dreidimensional beschreibbarer Punkt im cartesischen Raum verstehen, sondern als kulturelles Konzept?

26 Insofern kann ich *Kansteiner* (2011, S. 128) folgen, der die Untersuchung von Erinnerungslandschaften und -stadtbildern, von Monumenten und Stadtlandschaften als einen Forschungsschwerpunkt nur der »frühe[n] Theoretiker des Kollektivgedächtnisses« sieht. Aber mit Blick auf die weithin rezipierten Arbeiten *Aleida Assmanns*, die immer wieder und ausführlich auf die räumliche Dimension des Gedächtnisses zu sprechen kommt, scheint mir diese Verbannung des räumlichen Aspekts in die Frühzeit der Kollektivgedächtnisforschung doch wenig überzeugend. *Kansteiner* spricht in diesem Zusammenhang aber auch nur von räumlichen Manifestationen des Gedächtnisses, womit ihm die seit *Halbwachs* immer wieder betonte Bindung von Erinnerung an Orte und damit an deren Räumlichkeit entgeht. Ähnlich sieht *Welzer* (2011, S. 167) Räume und hier vor allem Architektur und Stadträume nur insoweit als Medien des sozialen Gedächtnisses, als die Rekonfigurationen von Gebäuden und Städten durch ihre verschiedenen darin enthaltenen Zeitschichten historische Subtexte bildeten, die unwillentlich Erinnerung auslösten, ohne dass sie intentionell hineingelegt worden wäre. Die Tragweite des weitestgehend metaphorischen Ortsbegriffs *Noras* entgeht auch *Ebeling* (2010, S. 126f.) und *Berger u. Seiffert* (2014, S. 16f.).

27 Nur am Rand sei bemerkt, dass aus heutiger Sicht auffällt, wie homogen – entgegen der Wahrnehmung *Noras* (so auch noch *Carrier* 2002, S. 143f.) – die von ihm getroffene Auswahl an Erinnerungsorten ist, denn sie alle sind mit Orten, Personen oder Ereignissen verknüpft, die man ganz in Tradition der Nationalgeschichtsschreibung der Moderne als zweifellos »französisch« deklarieren kann (vgl. dazu *François u. Schulze* 2001, S. 19; *Carrier* 2002, bes. S. 158f.; *Berger u. Seiffert* 2014, S. 15f.). Von der post-modernen Zerrissenheit, der farbigen Multivokalität der kulturellen Traditionen, die in Frankreich immer stärker in den Vordergrund tritt, bleibt *Noras* Auswahl unberührt: So fehlen beispielsweise die traumatischen Orte des Algerienkriegs, es fehlen die Erinnerungsorte der Berber, Spanier und Portugiesen, der sub-saharischen Gemeinschaften und der karibischen, die heute gut 10 % der französischen Bevölkerung ausmachen und längst das Bild der *banlieus* prägen (so auch *Tai* 2001; *Carrier* 2002, S. 158f.; *Kroh u. Lang* 2010, S. 185; *Chadwick u. Gibson* 2013, S. 12).

Die Theorie des sozial konstruierten Raums ist nicht neu (vgl. etwa die Ideengeschichte bei Casey 1997): Dass ein Ort etwas anderes als ein vermessungstechnisch bestimmter Punkt ist, war bereits der Antike beispielsweise unter dem Begriff des *genius loci* bewusst. Die postmoderne Humangeographie hat diesen Gedanken voll entfaltet und in facettenreichen Theorien ausbuchstabiert:²⁸ So wird für einen der Vordenker, den chinesisch-amerikanischen Humangeographen *Yi-Fu Tuan*, ein Punkt im räumlichen Kontinuum erst dadurch zum Ort, dass Aktivitäten und Wahrnehmung ihn mit Bedeutung versehen und herausheben (*Tuan* 1977; vgl. *Löw* 2001, S. 198f.). Es geht um auf den ersten Blick individuelle, oft hochgradig emotionale und ebenso oft sinnliche lebensweltliche Erfahrungen (*Tuan* 1974b; *Ingold* 1993/1994, S. 155). Sie begründen den Bedeutungsüberschuss eines konkreten Ortes, der vielfach nur unscharf zu bestimmen ist und mit dem Begriff »*sense of place*« umkreist wird, »*the complex bundle of meanings, symbols, and qualities that a person or group associates (consciously or unconsciously) with a particular locality or region*« (*Datel u. Dingemans* 1984, S. 135; vgl. aus phänomenologischer Perspektive *Feld u. Basso* 1996; *Basso* 1996, bes. S. 106f.; *Boyko* 2014 mit weiteren Definitionen). Emotionalität und Sinnlichkeit sind zwar im Individuum verortet, aber in kollektiven Verhaltens-, Wert- und Wahrnehmungsmustern verankert, Handlungen sind häufig gemeinschaftliches oder jedenfalls gemeinschaftsbezogenes Handeln, und Bedeutungsüberschuss referenziert überwiegend auf kollektive Wert- und Weltmodelle. Der *sense of place* ist daher nur selten eine rein individuelle Zuschreibung, sondern die gruppenspezifische Wahrnehmung eines Ortes, der häufig genug zugleich einen Identitätsanker dieser Gruppe bildet (vgl. etwa *Windsor u. Mcvey* 2005).

Ich kürze an dieser Stelle die inspirierende Diskussion um die soziale Konstruktion und Bedeutung von Orten ab und fokussiere auf das Thema »*Gedenken und Ort*«: Erinnerung im Allgemeinen gehört zu den bevorzugten Techniken, Plätze mit Bedeutungen aufzuladen und so zu Orten zu machen (*Chapman* 2009, S. 10f.): »*Place might be defined as the intersection of memory and landscape*« spitzt *Ruth Van Dyke* (2008, S. 278) zu, und *Martina Löw* meint, gerade in der Erinnerung »*verschmelzen Objekte und Menschen mit ihren Lokalisierungen an konkreten Orten zu einzelnen Elementen, die dann im Gedächtnis bewahrt werden und auf diese Weise die alltägliche Konstitution von Raum beeinflussen*« (*Löw* 2001, S. 199). Diese Erinnerung kann die individuelle Erinnerung – etwa an die Geschichten der Kindheit – sein, aus der heraus *Walter Benjamin* im Rückblick seine eigene, ganz persönliche Topographie Berlins entwickelt (*Benjamin* 1987 [1932/38]; vgl. *Ebeling* 2010, S. 123f.; *Robbe* 2014). Doch häufig reichen diese Erinnerungen weit vor das individuelle und oft auch weit vor das Familiengedächtnis zurück (*Tuan* 1974a, S. 245), sie schaffen Orte auf Basis eines kollektiven

28 Die Literatur geht in die Kubikmeter, und es ist hier auch nicht mein Anliegen, jeden Winkel dieser zuweilen schillernden Diskussion auszuleuchten. Einen guten Überblick über die verschiedenen, aktuell genutzten Raumkonzepte bieten etwa *Maresch u. Werber* (2002), *Schroer* (2006), *Döring u. Thielmann* (2008), *Günzel* (2009; 2010) oder *Leibenath* (2013).

Gedächtnisses, das beispielsweise ebenfalls *Benjamin* dazu dient, über die in den Passagen »raumgewordene Vergangenheit« eine Topographie von Paris zu entfalten (*Benjamin* 1982 [1928/1940]; vgl. *Ebeling* 2010, S. 124f.).

Im Rahmen des Erinnerns gilt das Gedenken wiederum als eine emotional besonders intensive Form der erinnernden Bedeutungszuschreibung. Dies ist uns vermutlich aus eigener Erfahrung einsichtig, wo es um das Gedenken an unsere Angehörigen oder Freunde geht, deren Gräber oder andere Orte, die wir (auto)biographisch mit ihnen verbinden, für uns oft emotional überdeterminiert sind. Doch auch das Gedenken an persönlich unbekannte, individuelle oder kollektive Tode kann, zumal wenn es durch Rituale erzeugt und/oder lebendig gehalten wird, nicht zuletzt durch die multisensuale körperliche Einbindung der Teilnehmer hohe emotionale Bindungskraft an einen Ort entwickeln (vgl. *Hüppauf* 2003, S. 213; *Petermann* 2007, S. 151f.) und zum Baustein einer kollektiven Mnemotopie werden (vgl. *Gramsch u. Meier* 2013, S. 195). Adressat solcher Rituale sind in dieser Orts-Perspektive freilich nicht die Toten, auch wenn ihr Sterben häufig den Anlass ritueller Aufführungen bietet, sondern diese Rituale stabilisieren die Identität einer sozialen Gruppe in der Gegenwart und sollen vor allem deren Zukunft sichern (*Gough* 2004, S. 236–238; *Petermann* 2007, S. 25f.).

Paul Connerton, dessen Werk für die jüngeren anglophonen Forschungen zu Gedächtnis und Erinnerung grundlegend wurde, spricht bei solchen flüchtigen und körperbezogenen Ritualen und bewusst oder unbewusst reproduzierten Verhaltensmustern von *embodied memories* (*Connerton* 1989, bes. S. 72–74) und stellt ihnen *inscribed memories* gegenüber, die zumeist bewusste Speicherung von Informationen für die Nachwelt in Form von Monumenten, Texten und Repräsentationen (*Connerton* 1989, S. 73–78; vgl. *Van Dyke u. Alcock* 2003, S. 3f.).²⁹ *Connerton* gibt freimütig zu, dass jedes *inscribed memory* schon durch die Techniken seiner Anfertigung in gewissem Umfang auch eine körperliche Komponente umfasse, doch gehe es ihm bei der Typisierung darum, welcher Aspekt jeweils überwiege – beide Typen seien als heuristische Werkzeuge zu verstehen (*Connerton* 1989, S. 78f.). Aus Sicht einer archäologischen Quellenkritik macht diese Unterteilung durchaus Sinn, denn Rituale oder noch ephemere Handlungen, die das *embodied memory* tragen, hinterlassen bestenfalls einige wenige Spuren, die Rückschlüsse auf diese Handlungen erlauben, während die Denkmäler des *inscribed memory* häufig noch unmittelbar zugänglich scheinen (vgl. *Alcock* 2002, S. 28; *Van Dyke* 2008, S. 279). Doch schon aus Sicht einer schriftbasierten Geschichte führt diese Unterscheidung in die Irre, denn Rituale haben nicht weniger Chancen, einen Niederschlag in der schriftlichen Überlieferung zu finden, als die Errichtung eines Monuments. Und gänzlich verschwimmen *embodied*

29 Weitere Variationen zu dieser Unterteilung bieten *Whitehouse* 1992 und *Rowlands* 1993. Letzter unterscheidet beispielsweise zwischen *incorporated memories* als Praktiken, die durch eine nicht ganz klare Symbolik und das Geheimnis flüchtiger Handlungen ausgezeichnet sind, und *inscribed memories*, die Wiederholung und Öffentlichkeit kennzeichnen und sich in materiell sichtbaren Erinnerungshandlungen wie dem Errichten von Denkmälern manifestieren.

und *inscribed memories*, wenn wir aus einer Handlungsperspektive darauf blicken.³⁰ Denn gerade das Errichten von Monumenten geschieht kaum als rein technischer Akt, sondern ist – spätestens bei der Einweihung – ein wesentlicher Teil von Ritualen, bildet deren Bezugspunkt, wie die Monumente erst durch rituelle Bedeutungen eingeschrieben erhalten und dann als physisch leidlich stabile Repräsentationen diese Rituale perpetuieren, aus denen sie entstanden sind und die an ihnen aufgeführt werden. So entstand beispielsweise der Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹ auf einem reichlich arbiträren Flecken Land, den erst die aufwendige rituelle Inszenierung seiner Einrichtung und die Monumentalisierung mit einem *sense of place* ausstattete, der seither – und mit sinkender Frequenz – durch ähnliche militärische Rituale gelegentlich wieder aufgeladen wird (*Binder u. Meier* in diesem Band). Rituale und Monumente, *embodied* und *inscribed memories* sind hier engstens aufeinander bezogen und heuristisch nicht voneinander zu trennen:³¹ Es sind häufig die ephemeren Handlungen der Rituale, welche die Orte mit Bedeutungen aufladen, (*Smith* 1987³²) nicht zuletzt indem erst sie Dinge zu Denkmälern machen, und es sind diese Denkmäler, die den Bedeutungsüberschuss präsent halten, die als Techniken einer Memorialisierung des Raums die spezifische Identität eines Orts, seinen *sense of place*, weiter steigern (*Gramsch* 2003, S. 47).

Während Erinnerungen materiale Anker zu brauchen scheinen, um nicht zu verwehen, die aber nicht zwingend Orte sein müssen, sind Orte auf Erinnerungen, Geschichten, Mythen, angewiesen, um zu Orten zu werden, um Bedeutung anzunehmen und sich herauszuheben: »*Landscape elements, whether cultural or natural, need stories to signify them*« (*Wijngaarden* 2012, S. 136).

30 *Bradley* (2000, S. 157f.) weist zudem darauf hin, dass auch Handlungen keineswegs so ephemere sein müssen, wie sie uns *prima vista* erscheinen, denn auch sie können über lange Zeiten in Form von Mythen, Legenden oder Orts- und Flurnamen überliefert werden und Orte dauerhaft bezeichnen, obgleich sie keine materiellen Spuren hinterlassen. *Bradley* erklärt damit die Wiederaufnahme von Deponierungs- oder Begräbnisplätzen nach längeren Nutzungsunterbrechungen.

31 Auf Rituale als raumkonstitutive Handlungen weist bereits *Arnold van Gennep* (1909) hin; ferner beispielsweise *Escher u. Weik* 2004; *Ballmer* 2010; *Gramsch u. Meier* (2013); *Adelmann u. Wetzel* 2013.

32 *Smith* (1987) differenziert zwischen konkreten und abstrakten Topographien. Im ersten Fall können Rituale wegen einer konkreten Ortsbindung nur an genau diesem Ort durchgeführt werden, im zweiten Fall beziehen sich Ritualen abstrakt auf Topographien und können daher in andere räumliche *settings* transferiert, bzw. die räumliche beispielsweise durch eine zeitliche Strukturierung ersetzt werden. Im Gegensatz zu einem Gedächtnis der Orte ist die Ortsbindung eines Rituals an eine konkrete Topographie jedoch nicht substantialistisch begründet, sondern das Ritual schafft erst im Rahmen gesellschaftlich ausgehandelter Begrifflichkeiten die Bedeutung eines Ortes als beispielsweise »heilig«. Die Bindung an eine konkrete Topographie ergibt sich durch den Bezug des Rituals auf eine konkrete, vor allem architektonisch gestaltete, Aufmerksamkeit erregende Rahmung. (dazu *Grimes* 2006, S. 101–113; vgl. ferner *Adelmann u. Wetzel* 2013, S. 182–184).

2.1 Vom ephemeren Todesereignis zum dauerhaften Gedenkort

Tode machen solche Orte, zumal wenn sie unerwartet eintreten und daher die Hinterbliebenen besonders intensiv ergreifen, sei es der private Autounfall, durch den die Unfallstelle für Familie und Freunde zum traumatischen Ort wird, sei es der plötzliche Tod eines Regierenden, wenn König *Albrecht I.* 1308 von seinem Neffen in Windisch unversehens erdolcht wurde (*Meyer* 2000, S. 41–43) oder Bischof *Albert I. von Liège* 1192 nahe Reims einem Mordanschlag zum Opfer fiel (*Gierlich* 1990, S. 346f.). Doch der Tod, so exakt er sich in der Regel verorten lässt, hebt die Stelle, an der er eintritt, durch seinen Ereignischarakter nur kurzzeitig als bedeutungsgeladenen Ort heraus. Zwar mag die individuelle oder politische Bedeutung eines Todes noch lange nachwirken, doch einen Ort macht der Tod auf Dauer nur dort, wo er in materialisiertes Gedenken verwandelt und damit erhalten bleibt: Die privaten Kreuze, die entlang polnischer Landstraßen tragischer Unfälle gedenken (*Przybylska* in diesem Band) stehen in einer langen Tradition des privaten *place-making*: Erinnert sei nicht nur an ältere Bräuche in vielen Ländern, solche Straßenkreuze an Unfallstellen aufzustellen (*Hartig u. Dunn* 1998; *Gerdau* 2005; *Przybylska* in diesem Band, S. 249f.), sondern Marterl als Gedenktafeln für Unfälle (mit tödlichem wie rettendem Ausgang) haben in den Alpenländern eine Tradition, die bis ins Mittelalter zurückreicht (z.B. *Werner u. Werner* 1996; *Kapff u. Wolf* 2000). All diese Kleindenkmäler dienen mitnichten nur oder gar am wenigsten dazu, das Gedenken an den oder die konkrete/n Tote/n zu bewahren – dafür gibt es weitaus geeignetere Plätze – sondern ihr Ziel liegt neben weiteren von *Lucyna Przybylska* in ihrem Beitrag untersuchten Zwecken darin, diese Orte mit einem ganz persönlichen Bedeutungsüberschuss vor dem Vergessen, vor dem Zurücksinken in das bedeutungslose Nichts des cartesischen Raums zu bewahren (*Gerdau* 2005, S. 216, 226f.).

Die hochadelige Frühform dieser Sicherung des (Sterbe)Ortes fassen wir mit den Gedenkkreuzen für den genannten Bischof *Albert I.* bei Reims,³³ vom Hasenbühl bei Göllheim für König *Adolf von Nassau* (†1298; *Geissel* 1835, S. 58, 60–66; *Röttger et al.* 1938, S. 104–106; *Schramm u. Fillitz* 1978, S. 51, 113, Nr. 5), bei Estrées-lès-Crécy für König *Johann von Böhmen* (†1346; *Klein* 1907, S. 372) (Abb. 2) und auf dem *Kosovo Polje/Amselfeld* für Fürst *Lazare Hrebeljanović* (†1389; *Kämpfer* 1994, S. 440f., 443f.; vgl. *Cazacu u. Dumitrescu* 1992, S. 94, Nr. 7). Als funktionsgleiche Prunkvariante tritt beispielsweise das Kloster Königsfelden bei Brugg an der Aare hinzu, das eben jene Stelle verörtlicht, wo König *Albrecht I.* 1308 ermordet worden war (*Beck et al.* 1970, S. 15), denn auch dieser Baukomplex hat – neben seiner spezifisch mittelalterlichen Gebetsver-

33 »ubi [an der Mordstelle] postmodum lapideam crucem decenter excisam erexerunt super columnas quatuor eminentem« (*Vita Alberti* c. 43, S. 165).

pflichtung – primär die Aufgabe, den durch das spektakuläre Todesereignis herausgehobenen Ort auf Dauer zu stellen.³⁴

Angesichts der geringen Bedeutung, die das Mittelalter dem Einzelnen unterhalb dieser Führungsschicht zubilligte (vgl. *Schmitz-Esser* 2014, S. 84–89), überrascht es, dass wir dennoch bereits Ansätze von Schlachtengedenken finden, das am Ort des massenhaften Sterbens aller Toten – und eben nicht nur der hochadeligen – gedachte: Erstmals zum Sachsenkrieg von 1074 und der Erstürmung der Harzburg durch die Aufständischen hören wir, dass König *Heinrich IV.* nach dem schließlichen Sieg über die Sachsen am Weg von Goslar zur Harzburg *tituli*, Gedenkschriften, für die verstorbenen königstreuen Verteidiger seiner Burg errichten ließ (*Hamann-Mac Lean* 1983, S. 167).³⁵ Für den um 1100 entstandenen Malkstein von Großstorkwitz (nahe Leipzig) wird zumindest vermutet, er solle an die Schlacht an der Unstrut (1080) und damit gleichfalls an Gefallene (nur die in königlichen Diensten?) erinnern (*Spehr* 1994, S. 23, Abb. 17). Und etwa zur gleichen Zeit memorierte der nur literarisch überlieferte *Burwido*-Stein bei Tensfeld (Kr. Segeberg) am *limes Saxoniae* den Sieg im Zweikampf über einen slavischen Recken.³⁶ Ganz anders dann zwei Jahrhunderte später, denn mit einem Gedenkstein auf dem Feld der Kumanenschlacht von 1304 bei Altenburg memorierte (wohl) der dortige Abt nicht die eigenen Toten, sondern ein Massengrab für 104 (400?) Gegner, die noch dazu Heiden waren (*Zajic* 2000). Im Spätmittelalter ist das Gedenkkreuz am Ort der Schlacht von Seckenheim (1462) anzufügen, das ebenfalls die toten »*grafen herren ritter und knecht und der selben*« der Gegenseite mitbenennt (*Neumüllers-Klauser* 1997, S. 190f., Abb. 5). Annähernd zeitgleich oder etwas früher datiert ein Fresko, das in der zur *memoria* am Ort des Geschehens gestifteten Kapelle von Hoflach an die in der Schlacht von Alling (1422) Erschlagenen erinnert (*Neumüllers-Klauser* 1997, S. 183–185, Abb. 1). Am Beginn dieses sozial umfassenden Schlachtengedenkens scheint freilich eine der spektakulärsten und prominentesten Gedenkstiftungen des Mittelalters zu stehen: Battle Abbey, die *Wilhelm der Eroberer* ab 1070 am Ort der Schlacht von Hastings (1066) errichten ließ. Zwar stand der Hauptaltar der Kirche gerade dort, wo König *Harold II.* erschlagen worden sein soll, und bezieht sich damit auf den Thronrivalen, doch geht die Abteigründung auf den expliziten Auftrag Papst

34 Ein besonders markantes, allerdings außereuropäisches Beispiel der Gegenwart bietet die sogenannte Witwenverbrennung *Roop Kanwars* in Deorala, Rajastan, am 4. September 1987: Auf ihre – vermutlich erzwungene – Verbrennung hin ließ ihr Schwiegervater, der zugleich der Initiator der längst verbotenen Witwenfolge gewesen sein könnte, am Ort des Scheiterhaufens einen Tempel errichten. Nachdem dieser Sterbeort *Roop Kanwars* in der Folge Ziel einer sich schnell entwickelnden Wallfahrt wurde, flossen auch die Einkünfte dieses Tempels an den einstigen Schwiegervater (zusammengefasst bei *Fahlander u. Oestigaard* 2008, S. 12; https://de.wikipedia.org/wiki/Roop_Kanwar [09.01.2016]).

35 »*Ostentabant etiam ad experimentum virtutis suae titulos interfectorum Goslariensium, dispositos per omne illud spacium, quod a Goslaria usque in Hartesburg duobus ferme milibus interiacet.*« (*Lampert*, *Annales* ad a. 1074, S. 181).

36 »*Ubi et Burwido fecit duellum contra campionem Sclavorum, interfecitque eum; et lapis in eodem loco positus est in memoriam.*« (*Adam*, *Gesta Hammaburgensis* c. II.18, S. 74).

Alexanders II. zurück, Buße für die zahlreichen Toten zu leisten, welche die Eroberung Englands das Leben gekostet hatte (*Steane* 1993, S. 163). Battle Abbey reicht damit weit über ein Gedenken für einen königlichen Konkurrenten hinaus und schließt ähnlich wie die spätmittelalterlichen Beispiele von Alling und Seckenheim explizit die Verstorbenen der Gegenpartei mit ein.

Doch diese gelegentlichen mittelalterlichen Ansätze, Orte des Sterbens nicht allein zu hochadeligen, sondern zu umfassenden Orten des Gedenkens zu formen, scheinen Episode geblieben zu sein (vgl. auch zum oft weitaus weniger pietätvollen mittelalterlichen Vorgehen *Schmitz-Esser* 2014, S. 79–84, 94–96): Die frühe Neuzeit kennt das individuelle Gedenken des Todes am Ort seines Ereignisses bestenfalls für die *Haute Volée* der Gesellschaft – der Einzelne, zumal als Söldner, endete im unmarkierten und bald vergessenen Massen- oder Armengrab (*Homann* 2013, S. 217). Nach ersten Debatten im frühen 18. Jahrhundert wurde erst mit der Französischen Revolution in Frankreich, in Mitteleuropa erst mit den Befreiungskriegen (*Koselleck* 1979, S. 258–260; 1998, S. 13–18; 1994, S. 12–15; *Lurz* 1985a, S. 43–46, 61–62; *Contamine* 1986, S. 35f.) und in den Vereinigten Staaten von Amerika gar erst mit dem Bürgerkrieg (*Foote u. Azaryahu* 2007, S. 128) auch der Tod des gemeinen Soldaten erinnerungsfähig, kann er – zumal massenhaft in der Schlacht – nun als Staatsbürger bedeutungsvoll sein und einen Ort machen (*Jeismann u. Westheider* 1994, bes. S. 24–27). Rund um Großgörschen, einem wenig bekannten Schlachtfeld im Vorfeld der Leipziger Völkerschlacht, setzt schon wenige Jahre nach 1813 punktuell Gedenken an die jeweiligen nationalen Toten der Schlacht in Form kleinerer, aber durchaus qualitätvoller Denkmäler ein (*Linke* in diesem Band). Doch vor allem das jahrzehntelange Ringen um die Errichtung eines Denkmals für die, und zwar für alle (deutschen) Toten der Leipziger Völkerschlacht legt eloquentes Zeugnis ab vom neuen Bedürfnis des Massengedenkens seit den Befreiungskriegen (*Hoffmann* 1994; *Dofmann* 1995; *Schäfer* 2002).

Noch pointierter gilt solches *place-making* für die Millionen Tode, die an den Fronten der beiden Weltkriege gestorben wurden: Wo Gebeine im Irgendwo einstiger Schlachtfelder durch Zufall wieder zum Vorschein kommen, werden sie geborgen, identifiziert und teils mit erheblichem Aufwand in geordnete Soldatenfriedhöfe bzw. in ihre Heimatländer überführt; doch auch die Fundstelle – allein noch Sterbeort und nun bar jeglicher materieller Überreste – kann nun mit Gedenken aufgeladen, mit einem Kleindenkmal markiert und damit wie die Unfallstelle an einer Landstraße zum individuellen Gedenkort werden (*Wegener* in diesem Band, S. 169–171).

In all diesen Fällen sind es Denkmäler – und seien sie auch noch so unspektakulär – die den Ort als Stelle des einstigen Ereignisses authentifizieren, die einer situativen Bedeutungsaufladung Dauerhaftigkeit verleihen und die bezeugen, dass ein Tod, der für eine Gruppe in welcher Weise auch immer Bedeutung hat(te), eben hier an dieser Stelle stattfand. Nur diese Bedeutung ist es, die jedwede beliebige Stelle auf Dauer zum Ort machen kann, sofern sie sich verdinglicht.

2.2 Grab-Orte

Gegenüber dem Todereignis, das nur dort auf Dauer einen Ort macht, wo sein Gedenken verstetigt wird, scheint der Grabplatz zunächst im Vorteil, da er als dauerhafte physische Ruhestätte der Gebeine immer bereits materiell vorhanden ist. Doch auch hier hängt alles davon ab, inwieweit das Grab in besonderer Weise mit bedeutungsstiftendem Gedenken aufgeladen und so gleichermaßen zu einem Kristallisationspunkt der jeweiligen Gruppenidentitäten (*Siegmund* 2000, bes. S. 83; *Arnold* 2010, bes. S. 166; *Hofmann* 2013, S. 284f.; vgl. allgemein *Assmann* 1997, S. 39; *Alcock* 2002) wie zu einem bedeutungsüberschießenden Ort der jeweiligen sozialen Räume wird. In besonderer Weise gelingt dies für verehrte Heroen der eigenen Geschichte wie – um nur einige spektakuläre Beispiele anzuführen – in der Antike für die Pyramiden Ägyptens (*Lehner* 1997; *Stadelmann* 1997), die Hügel der Athener und der Plataeer auf dem Schlachtfeld von Marathon (*Alcock* 2002, S. 76–78; *Jung* 2006), das als Weltwunder bestaunte Mausoleum von Halikarnassos (*Maussolleion* 1981/2004) oder für das *Augustusmausoleum* auf dem römischen Marsfeld (*Hesberg u. Panciera* 1994; *Garcia Barraco* 2014), im Mittelalter und der frühen Neuzeit (vgl. *Colvin* 1991) für die als monumentale Kirchenbauten weithin sichtbaren Königsnekropolen von Speyer (*Winterfeld* 2000; *Meier* 2004, S. 139; *Müller u. Untermann* 2013) (Abb. 6), Saint-Denis (*Erlande-Brandenburg* 1976; *Romero* 1992) und Westminster (*Binski* 1995) oder für den Invalidendom (*Baillargeat* 1974)³⁷ und das Panthéon in Paris (*Ozouf* 1984), in der jüngsten Vergangenheit für die nationalsozialistischen Ehrentempel am Münchner Königsplatz (*Fehn* in diesem Band, S. 298f.), das *Lenin-Mausoleum*



Abb. 6: Weithin sichtbar thront der Speyrer Dom als Grablege der deutschen Könige zwischen dem 11. und frühen 14. Jahrhundert über dem Rhein
Stadtansicht Speyers nach *Münster* 1550, S. 523

³⁷ Vgl. auch die nicht realisierten Entwürfe für ein Mausoleum auf dem Hügel von Chaillot: *Humbert* 1990, Abb. auf S. 125 und S. 141.

vor der Moskauer Kremlmauer oder das *Mao-Mausoleum* am »*Platz des Himmlichen Friedens*« in Peking (*Ledderose* 1988).

Aber auch ohne diese besonderen Formen der Heldenverehrung gelingt es oft genug, die Begräbnisplätze der Toten in dauerhafte Orte zu transformieren: Grabhügelfelder und Megalithgräber zeigen für verschiedene Epochen der jüngeren Urgeschichte, wie der Platz menschlicher, oft kollektiver Gebeine durch ein Monument auf Dauer gestellt wurde (z.B. *Lillios* 2008; *Bratt* 2008; *Arnold* 2010; *Furholt et al.* 2011; *Bourgeois* 2013). Die Denkmäler verschiedenster Form und Formate an den Gräberstraßen vor römischen Siedlungen oder auf kleinen Villenekropolen schließen sich an (*Toynbee* 1971, S. 101–253; *Ferdière* 1993; *Wigg* 1998; *Pearce et al.* 2000), und frühmittelalterliche Grabhügel, teils isoliert, teils auf Gräberfeldern errichtet, schreiben prähistorische Gestaltungsformen fort (*Ament* 1975; *Sudhoff* 1999; *Burzler* 2000).

Nicht selten erweisen sich diese Orte ob ihrer monumentalen Gestaltung als persistent,³⁸ und spätere Epochen eignen sie sich durch erneute Bedeutungszuschreibungen wieder an (*Weiss-Krejci* 2015). Sie geben einer Landschaft zeitliche Tiefe, denn die Monumente vergangener Zeiten wirken über verschiedene spätere Epochen hinweg als Anker für Identitäten und Traditionen (vgl. *Arnold* 2010, S. 149, 166ff.), sie bleiben oder werden erneut und unbenommen veränderter Bedeutungszuschreibungen zu Orten (allgemein *Bradley* 2002; *Yoffee* 2007; *Díaz-Guardamino et al.* 2015): Ein besonders herausragendes Beispiel bietet der Grabhügel von Leubingen, wo auf der Hügelkuppe über einem reich ausgestatteten frühbronzezeitlichen Kammergrab der Jahre um 1940 v. Chr. (*Höfer* 1906; *Sørensen* 2005; *Kienlin* 2008) im 10./11. Jahrhundert n. Chr. ein jüngerlawisches Gräberfeld angelegt wurde (*Höfer* 1906, S. 43–58, Taf. 1; *Sopp* 1999, S. 238, Nr. 190). Doch dieses prominente Beispiel ist keineswegs ein Einzelfall, sondern gerade der Anschluss an vorgeschichtliche Grabhügel war weit verbreitet (*Bradley* 2002; *Williams* 2006, S. 181f.): Beschränken wir uns auf die beiden nachchristlichen Jahrtausende,³⁹ gehörte es zum gängigen Repertoire wikingerzeitlicher Bestattungsplätze von gehobenem Status, ältere Grabhügel zu reaktivieren (z.B. *Pedersen* 2006; *Roesdahl* 2006, S. 175f. mit Abb. 8; *Thäte* 2007; *Hållans Stenholm* 2012; *Artelius* 2013; *Andrén* 2013, S. 273f.⁴⁰), und auch aus dem angelsächsischen (*Williams* 2006, S. 182–185; *Semple* 2013) und kontinentalen Frühmittelalter (*Sopp* 1999, S. 95ff.; *Bradley* 2002, S. 112–130) sind verschiedene Beispiele wie etwa die Gräberfelder von La Calotterie in der Picardie (*Desfossés* 1997, S. 19–21 mit Fig. 7), bzw. von Sublaines im Département Indre-et-Loire (*Cordier et al.*

38 Beispiele für Orte, die ohne monumentale Gestaltung dennoch persistent blieben, bieten *Chadwick u. Gibson* 2013, S. 5–8.

39 Für ältere Zeiten vgl. etwa das reiche Material bei *Sopp* 1999; *Holtorf* 2000; *Bradley* 2002; *Thomas* 2013; *Díaz-Guardamino et al.* 2015.

40 *Anders Andrén* (2013, S. 269–272) zeigt zudem auf, wie sozial herausgehobene jüngereisenzeitliche Grabformen in Skandinavien (Großhügel, Schiffssetzungen) nicht unmittelbar an ältere, meist bronzezeitliche Monumente anschließen, sie aber als Modelle verstanden und nachbildeten (vgl. auch *Bratt* 2008).

1974), die sich um einen Grabhügel der älteren Bronzezeit (La Calotterie) bzw. einen neolithischen Dolmen (Sublaines) gruppieren, bekannt. Die Christianisierung prähistorischer Monumente ist auch im weiteren Mittelalter (*Bradley* 2002, S. 113–116; *Weiss-Krejci* 2015, S. 320) und der frühen Neuzeit mehrfach zu beobachten. Bekannt ist vor allem die Kapelle auf dem gewaltigen Grabhügel von Saint-Michel bei Carnac-Erdeven (vgl. *Le Rouzic* 1932, bes. S. 8 und div. Abb.;⁴¹ *Laporte et al.* 2015, S. 142), aber auch in Forsby bei Skövde (Västergötland) weihte man im Jahr 1135 eine romanische Kirche auf einen vorgeschichtlichen Grabhügel (*Andrén* 2013, S. 274, Fig. 7). Im Westen der Iberischen Halbinsel wurden mehrfach Dolmen in kleine Oratorien verwandelt wie im Fall der Kapellen Nossa Senhora do Livramento (Montemor-o-Novo, Évora, Portugal), São Dionísio in Pavia (Mora, Évora, Portugal; *Leisner u. Leisner* 1959, S. 99) oder Santa Maria Madalena in Alcobertas (Rio Maior, Santarém, Portugal; *Leisner u. Leisner* 1959, S. 276; *Leisner* 1965, S. 139).⁴²

Im Lauf der Neuzeit weicht die zuvor und zunächst im Zug der (Gegen)Reformation vor allem christlich bestimmte Aneignungspraxis einer breiteren Palette von Adaptionen und Umformungen: Beispielsweise griff Kurfürst *Carl Theodor von der Pfalz* 1765 freudig frühmittelalterliche Gräber auf, die bei der Anlage des Schwetzingener Schlossgartens gefunden worden waren (*Haeffelin* 1778; *Leger* 1828, S. 164f., 365–369), interpretierte sie als Relikte einer Schlacht zwischen Römern und Germanen, zwischen Zivilisation und Barbarei, und ließ an der Fundstelle – ganz im Stil der zeitgenössischen, oft memorialen Gartenarchitektur (*Ruoff* 2000, bes. S. 170–172) – drei Jahre später einen antikisierenden, gemäß *Carl Theodors* Regierungsprogramm den Frieden verherrlichenden Gedenkstein in die Gartengestaltung integrieren (*Fuchs u. Reisinger* 2008, S. 140f.). In Stonehenge war wenigstens in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts offenbar mehrfach – wenn auch nicht immer konfliktfrei – die Asche verstorbener Druiden begraben worden (*Chippindale* 2004, S. 174, 190; *Worthington* 2004, S. 57, 63f.). Und mit der Entstehung der akademischen Altertumswissenschaften wird auch die Archäologie Träger solcher Traditionskonstruktionen: So flankierte das nationalsozialistische Regime seine Eroberungsabsichten im Osten mit archäologischen Untersuchungen an den Gräbern mittelalterlicher Herrscher wie *Heinrich I.* in Quedlinburg (*Halle* 2005) oder *Heinrich dem Löwen* in Braunschweig (*Otte* 1995, S. 99; *Halle* 2013b, S. 65f.), die in der NS-Ostsiedlungsideologie besondere legitimatorische Rolle spielten (allgemein *Halle* 2013a). Nach dem letzten Weltkrieg setzt sich die bedeutungsvolle Wiederaufladung prähistorischer Monumente für das eigene Totengedenken fort, wenn etwa der hallstattzeitliche Grabhügel »*Hohmichele*« nahe der Heuneburg bei Hundersingen an der oberen

41 *Le Rouzic* (1932, S. 8) erwähnt die Kapelle nur beiläufig, da sie für ihn vor allem ein erhebliches Hindernis bei der Grabung darstellte, und beschreibt sie knapp als »*une chapelle sans caractère dédiée à saint Michel*«.

42 Auf einen ganz ähnlichen Fall im mykenischen Griechenland – hier wurden ältere Tumuli durch ein Heiligtum (Olympia) bzw. ein Megaron (Tiryns) überbaut – weist *Joseph Maran* (2016) hin.

Donau nach einer Teilausgrabung während des Nationalsozialismus (*Halle* 2013b, S. 70f.) 1957 nicht nur rekonstruiert, sondern auch mit einem Denkmal für die im Zweiten Weltkrieg gefallenen Forstarbeiter gekrönt wurde (*Arnold* 2010, S. 149f., 154).

Wo ältere Grabmäler in urgeschichtlicher Zeit erneut genutzt wurden, können wir freilich mit einiger Sicherheit kaum mehr aussagen, als dass diese Plätze erneut im Rahmen des Totenkults mit Bedeutungen aufgeladen und damit in ihren Gesellschaften zu Orten wurden – aber die Narrationen, die diese Bedeutungen transportierten, bleiben für uns im Dunkeln. Vereinzelt bereits in der Antike und im Mittelalter, einigermaßen regelmäßig erst in der Neuzeit kennen wir dann auch die spezifischen Geschichten, mit denen diese Graborte umspinnen wurden (z.B. *Fahlander u. Oestigaard* 2008, S. 12; vgl. für Orte des Bestattungskondukts auch *Hrobat Virloget* 2014). Insofern sind hier auch jene viel älteren Begräbnisplätze anzuschließen, wo kein dinglicher Anschluss durch jüngere Gräber erfolgte, sondern sich an prähistorischen Gräbern Sagen und Legenden festmachten (vgl. etwa *McMann* 1994, S. 526; *Sopp* 1999, S. 60–67; allgemein *Bradley* 2000, S. 157f.), welche diese Monumente zuweilen erklärten, weit häufiger verklärten, jedenfalls aber mit Bedeutungen versahen (*Assmann* 1999, S. 309; *Vieira* 2013). Dabei spielt es gar keine Rolle, ob von Drachen und Elfen erzählt wird, welche die Monumente bewohnen (*Semple* 2013; *Howard* 2015), von Riesen als ihren Erbauern (z.B. *Sippel* 1980, S. 143f.; *Harte* 2009) oder – wie in Rolde (Drenthe, NL) – von Teufelsanbetern, die Fremde unter die Steine der Megalithgräber verschleppen und sie dort zuweilen ermorden (*Kolen* im Druck): In jedem Fall machen diese Geschichten Monumente zu unheimlichen Orten. Nicht selten berichten Sagen auch von wundersamen Schätzen, oder sie umgeben – wie eine Grabhügelgruppe bei Götting-Unterleiten im Mangfalltal – ältere Gräber mit einem orientalischen Flair, wenn in einem dieser Hügel ein Sultan in seiner goldenen Truhe begraben sein soll (*Braßler* 1959, S. 49; *Meier* 2013, S. 154). Bis in die 1950er Jahre trug die Göttinger Flur, wo einst diese Grabhügel lagen, den Namen »*Im Schatz*« (*Braßler* 1959, S. 46f. Nr. 15) – höchstwahrscheinlich die toponymische Referenz auf die Sage vom Sultan oder doch zumindest auf die vermeintlichen Schätze, die in diesen Grabhügeln gemäß dem Volksglauben zu finden waren (*Meier* 2013, S. 153–155). Auch andernorts reduzieren Orts- und Flurnamen – neben Funktions- oder Lagebeschreibungen (*Sopher* 1978) – ortsgebundene Sagen auf ein einziges Wort, ziehen gleichsam die Essenz oder das Narrativ aus einer Geschichte und lokalisieren sie eben auch (vgl. *Basso* 1996, S. 71ff.; *Van Dyke u. Alcock* 2003, S. 4f.; *Smith* 2003, S. 80): So transportiert etwa der Flurname »*Kobilja glava*« (Stutenkopf) an der Gemeindegrenze von Rodik (SLO) die schauerliche Geschichte einer vom Wolf zerrissenen Stute, um deren allein übrig gebliebenen Kopf auf einem Pfahl in der Mitsommernacht Hexen und andere Frauen mit Pferdeköpfen tanzen (*Hrobat Virloget* 2014, S. 363). Andernorts verweisen volkstümliche Benennungen beispielsweise als »*Hünenbett*« (Norddeutschland), »*Maison des Feins*« (Bretagne) oder »*Domus de Janas*« (Sardinien) auf den vorchristlichen Ursprung der Monumente (vgl. *Arnold* 2010, S. 153). Und im Grund ist auch unser eigenes denkmalpflegerisches Interesse nichts anderes,

als eine neue Nutzungsphase dieser prähistorischen Überreste, in der sie in unserer aktuellen kulturellen Rahmung mit neuer/n Geschichte(n) umgeben werden (*Praetzelis u. Praetzelis* 1998; *Pluciennik* 2010; *Holtorf* 2010a; 2010b; *Niklasson u. Meier* 2013, S. 17–19). Allein fehlt solch ein Gespinnst aus Geschichten, sind die Überreste der Vergangenheit nurmehr »Gedenkorte«, Ruinen und Relikte, die als erstarrte Überreste beziehungslos in die Gegenwart hineinragen und von etwas zeugen, das nicht mehr ist und nicht mehr gilt (*Assmann* 1999, S. 309).

Zu bedeutungsgeladenen Orten zu werden, ist freilich keine Eigenheit prähistorischer Begräbnisplätze, sondern gilt in vielen Kulturen für die eigenen Nekropolen. So ergibt sich die große Bedeutung des christlichen Friedhofs – gerade nachdem er erst einmal in die Siedlungen gezogen war (*Illi* 1992, S. 11–66; *Daniell* 1997, S. 87–115; *Lauwers* 2005; *Schmitz-Esser* 2014, S. 70–76) – schon aus der besonderen Rolle der Toten wie der Totenmemoria für die Lebenden (*Schmid u. Wollasch* 1984; *Oexle* 1995; *Schmitz-Esser* 2014). Trotz der lang anhaltenden und teilweise nach der Reformation und in der Aufklärung wieder auflebenden Anonymität der individuellen Grabstelle (*Ariès* 1978, S. 261–263; *Herklotz* 1985, S. 23–28, 36f.; *Illi* 1992, S. 131; *Happe* 2005, S. 38–41, 52–54) war dieser christliche Friedhof stets in der Siedlungslandschaft dinglich überaus manifest, denn ihn kennzeichneten zahlreiche massive und sichtbare Bauten (vgl. *Illi* 1992, S. 41–43; *Lauwers* 2005, S. 115ff.): eine umgebende Mauer mit Tor grenzte ihn als besonderen Ort der Toten und als eigenen Rechtsbezirk ab, gegebenenfalls Karner, Totenlaterne (*Plault* 1988; *Bate* 1998), Totentanz (*Neumann* 1998; *Dreier* 2010) und Kreuz, vor allem aber eine Kirche oder doch wenigstens eine Kapelle traten hinzu (*Hadley* 2001, S. 17–55; *Lauwers* 2005; *Sörries* 2005, S. 28–32) (Abb. 7). Wo der Friedhof im Lauf der Neuzeit aus der Siedlung ausgelagert und damit in der Regel von der Kirche getrennt wurde (*Fischer* 1996, S. 15–21; *Sörries* 2005, S. 33f.; *Happe* 2005, S. 45–47; *Schmitz-Esser* 2014, S. 76; *Kenzler* in diesem Band), blieb er weiterhin von einer Mauer oder später auch einer massiven Hecke umgrenzt, zumindest in katholischen Gegenden mit Kreuzen markiert, und seit dem 19. Jahrhundert nimmt die Architektur der Aussegnungshalle häufig wieder das Aussehen einer Kapelle an (*Illi* 1992, S. 126–133, 142–156; *Happe* 2005, S. 47–51).

Mit Blick auf die Art und Weise, wie Orte entstehen, unterscheiden sich die ephemeren Plätze des Sterbens und die dauerhaften Ruheplätze der Gebeine erstaunlich wenig: Stets sind es die Geschichten, die sich an materiellen Strukturen – Grabhügeln, Denkmälern, Kapellen – festmachen, durch die solch ein Platz zum Ort wird. Die oben bereits kritisch diskutierte Unterscheidung zwischen einem Gedächtnis der Orte und einem Gedächtnis der Monumente erweist sich auch aus dieser Perspektive als wenig tragfähig, denn Grab und Monumente am gleichen Platz wäre im Sinn *Aleida Assmanns* – und *Goethes* Charlotte – als ein Gedächtnis des Ortes anzusprechen, das Monument am Platz des Sterbens hingegen als Gedächtnis der Monumente. Doch in beiden Fällen funktionieren Gedenken und das Schaffen von Orten auf die gleiche Weise: Entscheidend ist die Kombination aus Monumenten und Geschichten, die mit Blick auf das Gedenken eine Aura von Authentizität um einen Platz webt, mit Blick auf die Raumkonstitution einen



Abb. 7: *Der Cimetière des Innocents in Paris um die Mitte des 16. Jahrhunderts in einer Wiedergabe Fedor Hoffbauers (1875) zeigt ohne individuelle Grabmarkierungen, aber mit Kirche, Hochkreuz, Totenlaterne und dem als umlaufende Galerie gestalteten gewaltigen Karner alle Charakteristika, die einen mittelalterlichen Friedhof als Ort der Toten abgrenzten und hervorhoben.*

Platz zum bedeutungsvollen Ort macht. Und nicht einmal das tendentielle Ausmaß an Persistenz unterscheidet Graborte und Sterbeorte grundsätzlich, denn die zuweilen jahrhundertlange Bedeutung eines Ortes im Totenkult findet sich gleichermaßen. Sind es im einen Fall Friedhöfe mit ihrer Infrastruktur oder Megalithgräber, die über viele Generationen nahezu unverändert genutzt werden (*»Generationenorte«* sensu *Aleida Assmann*), können Sterbeplätze beispielsweise in Form von Memorialklöstern wie in Königfelden oder Battle oder sogar als einfache Denkmäler wie in Estrées-lès-Crécy (Abb. 2) ebenfalls Jahrhundert als Orte überstehen. Einen Unterschied scheint es allein zu machen, dass nur an Begräbnisplätzen ein Wiederanschluss nach Jahrhunderten des Vergessens erfolgen konnte, was mir von keinem Sterbeort bekannt ist, doch mag dies weniger an der *»Qualität«* des Ortes und seiner Bedeutung liegen, als an der massiveren Monumentalisierung von Gräbern im Vergleich zu anderen Denkmälern, die also leichter auch nach Jahrhunderten wiederentdeckt und reaktiviert werden konnten.

3 Perspektivenumkehr: making space

Theorien zur sozialen Konstruktion des Raums sind mindestens so zahlreich und divers wie Theorien zur sozialen Konstitution von Orten. Unter ihnen möchte ich hier jene herausgreifen, die Räume als Produkte sozialer Praktiken betrachten, durch welche Orte in relationale (An)Ordnungen gesetzt werden. Diese Ensembles werden zu Räumen synthetisiert, indem diese (An)Ordnungen spezifische Bedeutungen erhalten (z.B. Tuan 1977; Löw 2001), die über die Summe der Bedeutungen der den Raum konstituierenden Orte hinausgeht. Raum ist also dieser auf (An)Ordnung und Synthese beruhende Bedeutungsüberschuss gegenüber den Orten dieses Raums.⁴³

Auch hier sei die allgemeine Diskussion um die soziale und relationale Konstruktion und Bedeutung von Räumen abgekürzt, und ich fokussiere wieder auf das Gedenken als spezifische Technik, Orte in Beziehung zu setzen und dadurch Räume zu konstituieren.

3.1 Der Friedhof als relationaler sozialer Raum

Beginnen wir als kleinster räumlicher Einheit mit dem Friedhof: In weiterer Perspektive lässt sich der Friedhof, wie im vorigen Kapitel geschehen, als ein Ort der Toten fassen, doch dieser Ort besitzt aus der Nähe betrachtet bereits eine markante räumliche Ausdehnung, deren Binnenstruktur – so die unhinterfragte Gewissheit – alles andere als arbiträr ist. Gerade die Archäologie betrachtet die Relationen der Orte auf einem Friedhof, die Anordnung und Ausbildung der Gräber zueinander schon lange als materialisierte und (re-)produzierte Ordnungsvorstellungen (vgl. Devlin 2007, S. 49–58, 74–80): So richteten etwa die Grabhügel am Westrand des frühmittelalterlichen Gräberfelds von Fridingen diese Nekropole im letzten Drittel des 7. Jahrhunderts auf sich aus (Schnurbein 1987), und Ursula Koch interpretiert vor dem Hintergrund einer hochauflösenden Chronologie die relative Anordnung der Gräber in der Nekropole von Mainz-Hechtsheim als differenzierten Ausdruck sozialer Positionen (Koch 2013). Entgegen der lange gehegten Überzeugung, dass sich in solchen Anordnungen und Grabbauten die Sozialstruktur der sie errichtenden Gesellschaft unmittelbar materialisierte (z.B. Haffner 1989, bes. S. 11), scheinen die Dinge doch deutlich komplexer gewe-

43 Ganz anders besetzt Aleida Assmann die Begriffe »Raum« und »Ort«: »Der Raum ist disponibel; aus ihm gilt es etwas zu machen, er wird gestaltet und umgestaltet. Einen Gegensatz zum abstrakten Raum als einer Dimension menschlichen Planens, Handelns und Verfügens bilden die konkreten Orte, an denen bereits gehandelt wurde und die durch Namen und Geschichten individualisiert sind. An Orten anders als an Räumen haften menschliche Schicksale, Erfahrungen, Erinnerungen, die zum Teil mithilfe von Denkmälern auf sie projiziert werden. Der Begriff des Raumes enthält ein Planungspotential, das in die Zukunft weist; der Begriff des Ortes dagegen hält ein Wissen fest, das auf die Vergangenheit bezogen ist.« (Assmann 2006, S. 218). Ähnlich und noch pointierter auch Houston 1978, S. 226; vgl. Gramsch 2003, S. 46. Für weitere abweichende Orts- und Raumverständnisse vgl. Petermann 2007, S. 15–17.

sen zu sein (*Leach* 1979, S. 34; *Fahlander u. Oestigaard* 2008, S. 10; *Hofmann* 2013, S. 274–280): So waren beispielsweise in der zentralen Grabkammer des bronzezeitlichen »Königs«grabhügels von Kivik (Schonen) bei wenigstens drei zeitlich klar voneinander getrennten Gelegenheiten zwischen ca. 1400/1200 v. Chr. und 900/800 v. Chr. insgesamt 4–5 Individuen eingebracht worden; lediglich bei der jüngsten Bestattung handelte es sich allein um einen Erwachsenen, bei den älteren Ereignissen waren junge Jugendliche beigelegt worden (*Goldhahn* 2005a; 2005b) – Qualität und Größe des Monuments hätten nach traditioneller archäologischer Lesart hingegen einen einzigen, herausragenden Erwachsenen von königsgleicher Stellung als Erstbestattung erwarten lassen. Historische Untersuchungen zeigen aber vielmehr, welch überwältigenden Einfluss Emotionen und Glaube der Hinterbliebenen und der Bestattungsgemeinschaft auf Position, Anlage und Ausstattung von Gräbern haben (*Tarlow* 1999; 2011; vgl. *Arnold* 2010, S. 160), so dass der zunächst überraschende Befund aus Kivik so überraschend gar nicht ist. Im Zuge des *practical turn* verschiebt sich die soziale Interpretation (prä)historischer Gräber daher weg von einer simplen Abbildtheorie zu einem Verständnis des Grabes mit seiner Ausstattung und Anlage einschließlich des Graborts als Ergebnis komplexer und offener, aber oft in Ritualen gebundener (Aus)Handlungsprozesse der Bestattungsgemeinschaft, die dadurch ihre eigenen sozialen Rollen und Positionen und weniger die der/des Toten neu bestimmt (z.B. *Gramsch* 2010; vgl. *Brather* 2005, bes. S. 158; 2008, bes. S. 151; *Meier u. Tillesen* 2014, S. 123–129). Auch wenn Gräber nun nicht mehr Abbilder einer im Wesentlichen statischen Sozialstruktur sind, schreiben die Handlungen und Rituale während der Errichtung von Monumenten und in der Folge die durch diese Monumente strukturierten und in ihren Bedeutungen aktualisierten Räume Hierarchien in die Handlungen der Menschen ein (*Fahlander u. Oestigaard* 2008, S. 9f.). Gräber und ihre Monumente bleiben damit Indikatoren einer sozialen Interpretation (prä)historischer Gesellschaften, nun allerdings ähnlich dem älteren Ansatz *Halbwachs'*, der bereits betonte, dass Gedenken und seine Orte spezifischen sozialen Bedingungen unterliegen (siehe oben S. 16f.).

Von Seiten der Altertumswissenschaften ist eine solche handlungsorientierte Analyse der sozialen Implikationen der Orte und Räume, die durch Monumente der Toten konstituiert werden, bislang vor allem theoretisch thematisiert, aber noch selten im konkreten Detail ausgearbeitet worden (siehe aber *Sørensen* 2005; *Williams* 2006; *Kienlin* 2008). Erste zeitgeschichtliche Untersuchungen zeigen bereits, wie komplex der Platz der Toten im Friedhof auf soziale Herausforderungen reagiert – und wie konservierend gerade im Angesicht des Todes Friedhofsstrukturen zu sein scheinen: So lässt sich die Spanische Grippe, welche die nördlichen Niederlande zwischen September 1918 und März 1919 überrollte, 3–7 % der Bevölkerung das Leben kostete und heute als eine der schwersten Pandemien des 20. Jahrhunderts gilt (*Barry* 2004), in einer Fallstudie zu Veendam trotz hervorragender Quellenlage in der Bestattungskultur und im Layout des Friedhofs kaum nachweisen: Weder wurden die Pandemie-Toten gemeinsam oder gar separiert begraben, noch stellten sie das soziale Gefüge der Friedhofsorganisation auch nur in Frage – wie sie auch in der zeitgenössischen Wahrnehmung jenseits

der unmittelbar Betroffenen nur eine mäßige Rolle spielten (*de Vries et al.* in diesem Band). Es greift zu kurz, hierfür nur das Ende des Ersten Weltkriegs mit seinen enormen Herausforderungen durch heimkehrende oder durchziehende Soldaten und ehemalige Kriegsgefangene verantwortlich zu machen, auch die Gewöhnung an massenhaftes und plötzliches Sterben in den vier Jahren zuvor taugt nicht zur Erklärung, denn beide Faktoren ließen eher eine destabilisierte Gesellschaft erwarten, die unter einer zusätzlichen Pandemie völlig ins Wanken geraten oder gar zerbrechen könnte. Doch nichts davon geschah, und so führen uns die sepulkralen Nicht-Reaktionen auf die Spanische Grippe vielmehr eine Gesellschaft vor Augen, die institutionell weitaus stabiler und sozial sehr viel gefestigter war, als wir es uns im – weitgehend auf Schriftquellen gebauten – Rückblick vorstellen. Noch stärker steht die Stabilisierung der sozialen Ordnung und die Reaffirmation eines etablierten Weltbilds in *Bernd Hüppauf's* Lesart von Soldatenfriedhöfen im Mittelpunkt: Hinter der Anlage dieser Mega-Nekropolen mit ihren strikt geordneten, uniformen Grabreihen, in welche die oft schon unkenntlichen Überreste der auf dem Schlachtfeld zunächst notdürftig (falls überhaupt) begrabenen Toten transferiert wurden, stehe der Wunsch, »durch die Ordnung von Raum über die Erinnerung zu herrschen« (*Hüppauf* 2003, S. 213). Diese Friedhöfe schafften nicht nur »der Erinnerung keinen Raum der sinnlichen Erfahrung«, sondern dienten darüber hinaus »einer rationalen Konstruktion von Ordnung« (*Hüppauf* 2003, S. 214). Dieser rigiden räumlichen Ordnung entspreche auch die »Reglementierung der öffentlichen Erinnerung« unter dem »Primat der Vernunftordnung«, wodurch das Chaos des Schlachtfelds aufgehoben und mit dem Ideal der Rationalität versöhnt werde (*Hüppauf* 2003, S. 214). Über den Spezialfall des Soldatenfriedhofs hinaus wäre zu untersuchen, inwiefern auch das ebenso rigide wie verrufene Regime moderner Friedhofs-Ordnungen(!), in gleicher Weise darauf abzielt, ein »Primat der Vernunftordnung« vor dem Abgrund des Todes aufrecht zu erhalten – und inwieweit sich die erst allmähliche Durchsetzung dieser Anordnung der Toten in langen Reihen im Lauf der Neuzeit (*Kenzler* in diesem Band, S. 189) mit dem intellektuellen Siegeszug des Rationalismus verbinden lässt. Andererseits wirft Hüppauf's These die Frage auf, wie dann jene neue Form von Soldatenfriedhöfen zu interpretieren wäre, in der die strikt gereichte und geometrische Anordnung zugunsten einer organischen Einbindung – oft nur selektiv oder unmarkierter Gräber – in die Landschaft aufgehoben wurde? Die frühesten dieser Anlagen wurden noch während des Zweiten Weltkriegs im Nationalsozialismus geplant und so wird man sie kaum als Inversion der Hüppauf'schen These verstehen dürfen, hier sei im Angesicht des Vernichtungskriegs der letzte Sieg des alles auslöschenden Chaos über die Ordnung akzeptiert worden ...

Über die innere räumliche Struktur einer Nekropole hinaus verhandelt der Friedhof als dezidiertes Ort der Toten zugleich durch seine Lage im umgebenden Raum das Verhältnis zwischen den (noch) Lebenden und ihren Verstorbenen – im Positiven wie im Negativen. Beispielsweise konnten Grabhügel(gruppen) auf Geländespornen oder Kammlinien während der mittleren Bronzezeit (vgl. etwa die

Zusammenstellung für Niederbayern bei *Pätzold* 1980) und in der späten Merowingerzeit (z.B. Mont Ste–Odile: *Jaenger* 1938; Illnau-Grafstal: *Moosbrugger* 1966; allgemein *Ament* 1975, S. 79; *Burzler* 2000, S. 35; vgl. auch für angelsächsische Gräberfelder *Williams* 1999; 2006, S. 186f.) ganze Täler und Siedlungskammern bestimmen. Auch wenn offen bleibt, ob die Toten in diesen Fällen als freundliche Wächter den Siedlungsraum »ihrer Nachfahren« – weiter unten an den Hängen und in den Talböden gelegen – gegen äußere Gefahren schützten, oder ob die visuell dominierenden Grabhügel als Ausdruck eines übermächtigen Ahnenkults zu verstehen sind, kam den Toten jedenfalls erkennbar eine zentrale Rolle im Weltmodell der jeweiligen Lokalgesellschaft zu (z.B. *Kristiansen* 1998; *Criado Boado et al.* 2000; *Fontijn* 2002; *Ashmore* 2008; *Ballmer* 2010; *Groenewoudt* 2011). Dagegen spricht die siedlungsabseitige und gerade durch geringe Sichtbarkeit gekennzeichnete Lage hessisch-westfälischer Megalithgräber (*Posluschny u. Schierhold* 2010; *Schierhold* 2012, S. 150) für eine nur marginale Rolle der Verstorbenen abseits des Alltags der Lebenden und erinnert an die Ausschaffung der Toten aus der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Stadt (vgl. den Beitrag *Kenzler* in diesem Band). Dieser Verlagerung der Friedhöfe im Lauf der Neuzeit entspricht die Degradierung der Toten von Mitgliedern der Gemeinschaft zu Objekten, der Übergang vom Toten eigenen Rechts zum Kadaver, vom sozialen Körper zum Ding. Es ist wohl kein Zufall, dass diese Um- und Entwertung der Toten und die Verlagerung ihrer Ruheorte an marginale Plätze des Stadtrands vor allem als Hygienediskurs geführt wurde und sich damit als Segment des neuen, cartesischen Weltbilds zu erkennen gibt, in dem die Medizin eine führende Rolle einnahm, um durch neue Diskurse im Rahmen der Geist-Körper-Dichotomie auch neue gesellschaftliche Machtstrukturen zu etablieren (*Foucault* bes. 1961; 1963; vgl. *Tarlow* 2011, S. 90f.). Indem der Hygienediskurs der Medizin die Toten zumindest als – wenn auch rechtlose – Objekte einer Redeordnung etablierte, grenzte er sie zugleich leidlich positiv gegen jene Verstorbenen ab, die als Unbekannte oder Außenseiter der Gesellschaft einer Schweigeordnung unterlagen, deren Gräber nahezu unmarkiert an marginalen Plätzen dem Vergessen anheimfielen. Ein Beispiel bieten etwa jene 5–6 oder mehr Verstorbenen, die wohl als Angehörige des »*Fahrenden Volks*« im 18. Jahrhundert gut 1 km nördlich der Stadt Erding auf der Flur »*Melkstatt*« in der Nähe des, aber nicht am Erdinger Galgen vergraben wurden und deren Grabplatz bestenfalls ephemer durch einen Holzpfeiler markiert war (*Maier* 1980). Um die gleiche Zeit begrub man auch zwei Tote irgendwo draußen auf den Feldern von Flehingen, ohne dass sich im archäologischen Befund ein Indiz für eine auch nur vorübergehende Grabkennzeichnung erkennen ließe (*Wieland* 2013, S. 124). »*Namenlose*«, Ertrunkene aus Flüssen, Seen und Meeren schließen sich an (*Hasse* 2016, bes. S. 126ff.): So hatte man einige von ihnen mitsamt ihren Belassungen im 16. Jahrhundert auf einem Vorsprung an der Croydon Bay, Devon oder in den Dünen am Strand von Braigh, Aignish, Isle of Lewis jeweils ohne weitere Kennzeichnung vergraben (*Tarlow* 2011, S. 111f., fig. 4.3; vgl. *Fischer* 2005, S. 147, 53 mit Anm. 28). Erst im 19. Jahrhundert entstanden an Flüssen (z.B. Wien–Alberner Hafen *Bauer* 1988, S. 209–211) und Küsten (z.B. für die Nordsee *Fischer* 2005, S. 145, 155f.; *Hasse* 2016, bes.

S. 149–214) separierte Friedhöfe für diese Toten, bis sie im 20. Jahrhundert zumeist ein Areal auf dem üblichen Gemeindefriedhof zugewiesen bekamen (für Sylt *Fischer* 2005, S. 155). Noch länger als die Massen toter Soldaten auf den Schlachtfeldern Europas, die seit den Revolutions- und Befreiungskriegen erinnerungsfähig und auf eigenen Friedhöfen begraben wurden, blieben also die namenlosen Toten dem ortlosen Schweigen überantwortet. Und auch als sie Friedhöfe bekamen, blieben sie zunächst außen vor, draußen am Hafen oder in den Dünen nahe den Stellen, an denen die angeschwemmten Körper gefunden wurden, und manifestierten damit auch räumlich ihre Rolle als Ausgeschlossene der lokalen Gesellschaften (*Hasse* 2016, bes. S. 136–145). *Norbert Fischer* (2005) weist darauf hin, dass diese Namenlosen-Friedhöfe gleichwohl keine Nicht-Orte waren, sondern den identitätsstiftenden Mythos vom gefährlichen und Tod-bringenden Meer genau zu jener Zeit stabilisierten und visualisierten, als lokale Identitäten der Küstengesellschaften durch den beginnenden Tourismus ins Rutschen gerieten und das Meer durch technische Innovationen immer sicherer wurde. Insofern lassen sich die Grabreihen der Namenlosen-Friedhöfe mit ihren uniformen Kreuzen wie die Soldatenfriedhöfe als Versuche verstehen, Ordnung gegen ein übermächtiges Chaos zu re-etablieren.

3.2 Wege der Raumkonstruktion

Jenseits einer Analyse der sozialen Aushandlungsprozesse von und zwischen Toten und Lebenden anhand der Friedhöfe lohnt auch der Blick auf die »Techniken«, mit denen Tod und Gedenken, Sterbe- und Graborte Räume konstituieren, zumal diese »Techniken« keineswegs auf den räumlichen Umgang mit dem Tod beschränkt bleiben, sondern durchaus als – wenn auch keineswegs vollständige – Sammlung von Idealtypen verstanden werden können. Grundsätzlich geht es ganz im Sinn der Theorie des sozialen Raums darum, dass Orte zueinander in Relation treten und dadurch Räume aufspannen. Analytisch lässt sich hier zwischen »Techniken« unterscheiden, die Orte in den Mittelpunkt stellen, von ihnen ausgehen und/oder auf sie hinführen, und »Techniken«, für die Bewegung, also die Erfahrung der Relation selbst, zentral ist.

3.2.1 Ortsbezogene Relationen

Fokus

Die Markierung von Orten, insbesondere, wenn sie ein erhebliches Ausmaß an Monumentalisierung erreicht, kann zum konstituierenden Fokus von Räumen werden; diese Räume etablieren sich dadurch, dass von jeder ihrer Stellen aus ein Bezug zu diesem zentralen Ort besteht. Erinnert sei an die weithin sichtbare Lage des Speyerer Doms über dem Rhein (siehe oben S. 39; Abb. 6) oder des Magdeburger Doms über der Elbe (*Puhle* 2009), die sich beide neben ihren weiteren religiösen und politischen Funktionen auch als gewaltige Sepulkralbauten über den Ruhestätten deutscher Könige und Kaiser verstehen lassen und damit ihre

Sichräume (auch) als Memorialräume definieren. Erinnert sei für die jüngere Vergangenheit auch an den gewaltigen *tour des morts* des Ossuariums von Douaumont (siehe oben S. 21–24; Abb. 4), der weithin über das einstige Schlachtfeld von Verdun zu sehen ist und es dadurch dauerhaft re-konstituiert.

Integration

Andersherum kann ein Ort umfangreiche Bezüge zu anderen Orten in sich aufnehmen und damit – so man im Stande ist, diese Verweise zu entschlüsseln – ganze Räume aus sich selbst heraus vorstellen. Wiederholt ist diese Technik inzwischen an Megalithgräbern beobachtet worden, für deren Bau zuweilen und ohne technische Notwendigkeit Materialien ganz unterschiedlicher Haptik und/oder Farbe und von ganz unterschiedlichen Orten in teilweise erheblicher Entfernung herangeschafft wurden (Jones 1999; Scarre *et al.* 2011, S. 14f.):⁴⁴ So tragen den Deckstein des spätneolithischen Dolmens Carreg Samson in Pembrokeshire drei glatte und gleichmäßige sowie drei sehr raue und mit zahlreichen Quarz- und Flinteinschlüssen durchsetzte Orthostaten, durch deren Textur auch die Kammer in zwei Bereiche geteilt wird (Cummings 2002, S. 251f.; 2009, S. 96f., 102). Die beiden Gesteins-



Abb. 8: Der Dolmen Carreg Samson in Pembrokeshire errichtet aus rauen, quarzhaltigen Orthostaten und einem Deckstein lokaler Provenienz sowie glattgeschliffenen Orthostaten, die herantransportiert werden mussten
© mamfro via Blogger

44 Philine Kalb weist zu Recht darauf hin, dass für die wenigsten Megalithbauten die Herkunft der einzelnen Steine petrographisch bestimmt wurde (Kalb 2011, S. 373), und man gewinnt den Eindruck, dass sich im Fall solcher Analysen relativ häufig einzelne Steine ausmachen lassen, die aus größerer Entfernung stammen (Kalb 2011, S. 373f.).

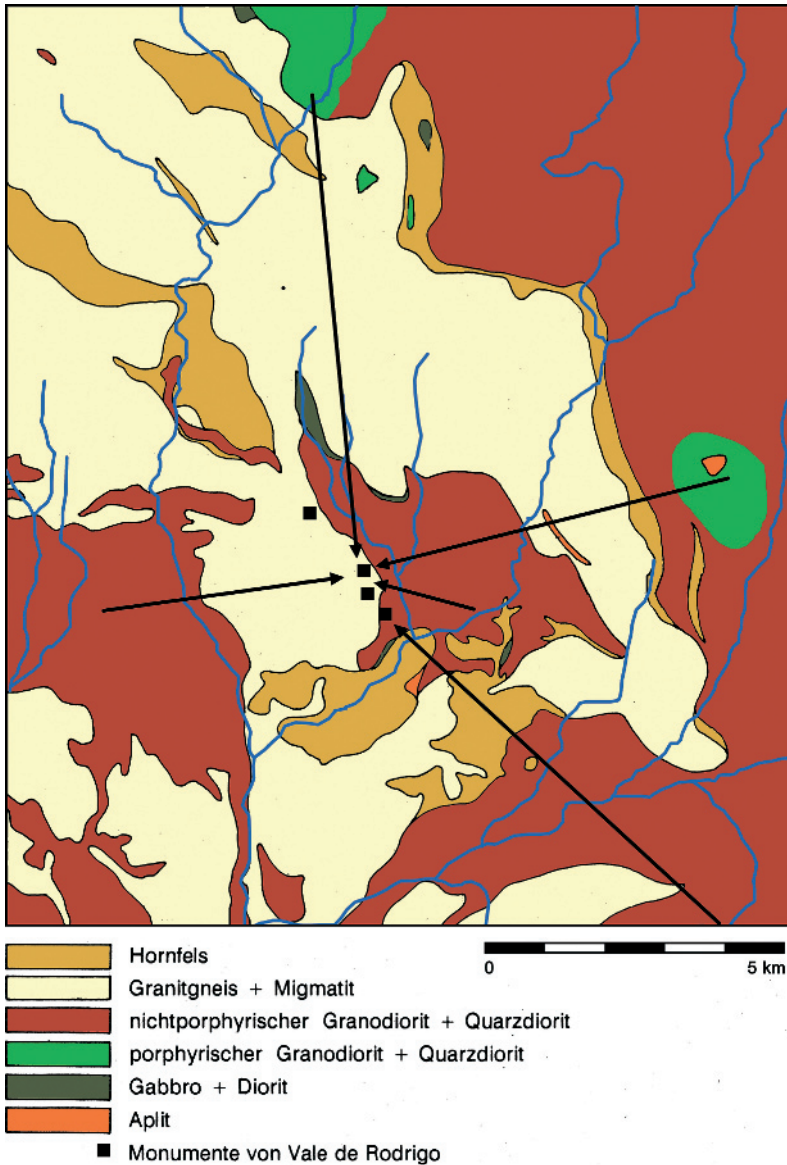


Abb. 9: Herkunft der Baumaterialien für die Megalithgräber von Vale de Rodrigo
 Nach Dehn et al. 1991

arten stammen klar erkennbar aus verschiedenen geologischen Formationen, von denen nur jene mit Quarzeinschlüssen lokal ansteht, und wurden beim Bau nun an einem Ort zu einem Monument vereinigt, das zugleich auf die Herkunftsorte der Gesteine verwies (Abb. 8). Noch umfassender integrieren die vier Megalithgräber von Vale de Rodrigo (Évora, POR) den sie umgebenden Raum, dessen Zentrum

sie bilden, und stecken ihn geradezu systematisch ab, denn die Gräber sind aus nicht weniger als fünf verschiedenen Gesteinen gefügt, deren Herkunftsformationen sich annähernd in den vier Himmelsrichtungen in bis zu ca. 10 km Entfernung um die Anlagen finden (*Dehn et al.* 1991, S. 4–7, 12–21; *Vortisch* 1999, S. 278–287; *Kalb* 2011, S. 373f., 375) (Abb. 9). In der skandinavischen Bronzezeit scheint man den Grabhügel von Skelhøj in Mitteljütland aus verschiedenen Torfen errichtet zu haben (*Goldhahn* 2008, S. 68), während der Grabhügel von Sagaholm in Småland einen inneren Kreis sorgfältig bearbeiteter und teilweise verzierter roter Sandsteinplatten enthielt, die obertägig nur auf der etwa 30 km entfernten Insel Visingsö anstehen (*Goldhahn* 2008, S. 69f.). Noch deutlich weiter entfernt fand sich die Meta-Grauwacke, die man für verzierte Steinplatten im Mjeltehaugen auf Giske in Westnorwegen nutzte (*Goldhahn* 2008, S. 77). Der Hügel von Sagaholm und der Mjeltehaugen führen vor Augen, dass diese Steine nur während des erweiterten Bestattungsrituals sichtbar waren und in dessen letzten Schritt mit Erde überdeckt und in den Hügel inkorporiert wurden (*Goldhahn* 1999), die Integration von Raum in einem Monument also trotz seiner massiven Materialität ein situatives territoriales Statement innerhalb der und an die Bestattungsgemeinschaft war (*Cummings* 2002, S. 257; *Goldhahn* 2008, S. 68, 77). Anders hingegen in Newgrange: Hier war der monumentale Grabhügel – zumindest nach Ansicht des Ausgräbers *Michael O'Kelly* – mit einer gewaltigen Steinblende vor allem aus weißem Quarz versehen, der aus den Wicklow-Mountains herangeschafft worden war und auch nach den Funeralien als blendend weiße Wand sichtbar blieb (*O'Kelly* 1982; *Stout* 2002, S. 31 mit Abb. 25; kritisch *Stout u. Stout* 2008, S. 1–6, Fig. 4).⁴⁵

Einige Jahrtausende später: Als man den Leichnam Kaiser *Karls IV.* 1378 in einem mehrtägigen Kondukt durch die Straßen Prags trug, erkennen wir ein ähnliches Statement: Der Leichnam selbst war gemäß dem mittelalterlichen Funeralbrauchtum von Kopien (*Meier* 2002a) der kaiserlichen Herrschaft umgeben, dazu mit den Kronen Italiens und Böhmens, während der Bahre verschiedene weitere Symbolisierungen des Reiches vorangingen. Vor diesen bewegte sich ein Block mit Repräsentationen der luxemburgischen Territorien Bautzen, Görlitz, Lausitz, Brandenburg, Mähren, Schweidnitz, Breslau und Böhmen sowie Luxemburg (*Meyer* 2000, S. 104–106; vgl. *Meier* 2002b, S. 336), obwohl in letzterem *Karls* Bruder *Wenzel* herrschte.⁴⁶ Wie die prähistorischen Monumente durch ihre Materialien verschiedene Orte im Rahmen des Bestattungsrituals herbeizitierten und in sich vereinigten, evozierte und integrierte der Kondukt *Karls IV.* in der Symbolsprache des späten Mittelalters die verschiedenen Territorien seiner nun zu Ende gegangenen Herrschaft und fasste sie im performativen Akt des Rituals zu einem umfassenden luxemburgischen Raumanspruch zusammen. Weniger in die Zukunft als in die Vergangenheit gerichtet, integrierte beispielsweise auch der

45 Die Verwendung des Wicklow-Quartz ist archäologisch gut belegt, strittig ist lediglich die heutige Form der über 3 m hohen Blende.

46 Unter diesem Aspekt überrascht es, dass das gleichfalls von *Wenzel* regierte Herzogtum Brabant als einziger größerer luxemburgischer Besitz fehlt.

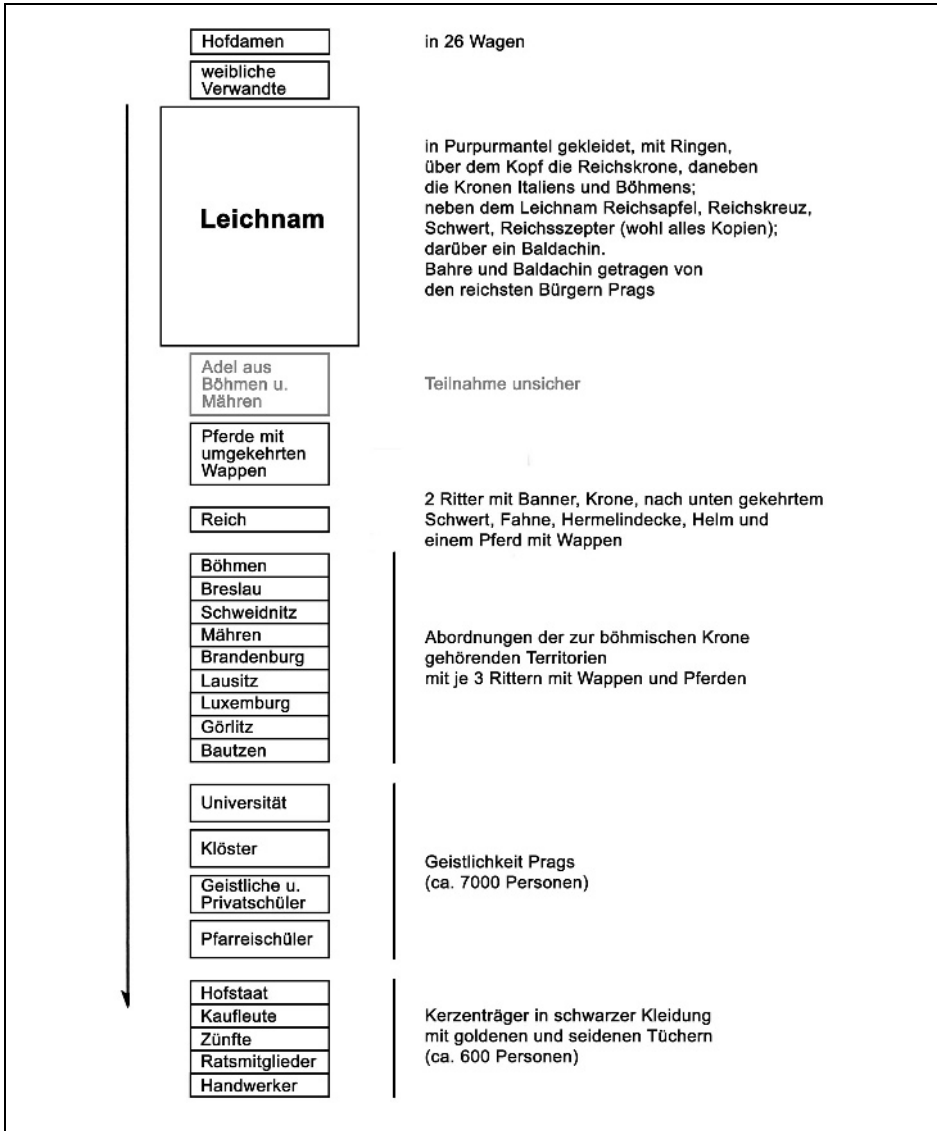


Abb. 10: Schema des Trauerzugs Kaiser Karls IV. vom 12. bis 14. Dezember 1378 in Prag
 Nach Meyer 2000, S. 103–107, Abb. 48 mit Modifikationen

Kenotaph Kaiser *Maximilians I.* (†1519) in der Innsbrucker Hofkirche via der an der Tumba (1561–1584) angebrachten Reliefs 24 wichtige Stationen, insbesondere Schlachten, seines Lebens und spannte damit nicht nur ein Diorama der kaiserlichen Taten, sondern auch die mitteleuropäische Dimension der habsburgischen Herrschaft auf (*Haidacher* 2004, bes. S. 88f.). Diese Zusammenfassung von Raum wiederholt sich am Grabmal *Napoleons*, das sein Imperium – freilich erst 1840 –

im Moment der größten Ausdehnung herbeizitiert, indem es die wichtigsten erfolgreichen Schlachten rund um den Sarkophag in Inschriften benennt (*Durey* 1986; *Humbert* 1990, S. 139f.). Im monumentalen Dialog antwortet die Befreiungshalle oberhalb Kelheims: In den weiträumigen Nischen tragen 17 von Victorien gehaltene Schilde aus der vergoldeten Bronze erbeuteter Geschütze die Namen und Daten erfolgreicher Schlachten und Scharmützel der Befreiungskriege (*Jehle* 2012, S. 221; vgl. www.befreiungshalle.org [3.4.2016]) und summieren so den gesamten Raum dieser – vor allem in Ostdeutschland und Ostfrankreich geführten – Kriege im reichlich arbiträren Standort (*Spänle* 2012) oberhalb Kelheims (Abb. 14).

Linie – unbegrenzt und gerichtet

Während die Fokussierung den Raum auf den Ort bezieht und die Integration vom Ort her den Raum denkt, geht die Linie vom Ort aus hinaus in den Raum, sei es unbegrenzt, sei es gerichtet. Freilich bestehen zwischen den »Techniken« des Fokus, der Integration und der Linie enge Wechselwirkungen, und je nach Erkenntnisinteresse wird man denselben Ort-Raum-Bezug der einen oder anderen »Technik« zuordnen. Und doch scheint es mir aus systematischen Gründen sinnvoll, zwischen diesen Idealtypen zu unterscheiden. Deutlich wird der analytische Wert dieser Idealtypisierung beispielsweise an den neolithischen Ganggräbern von Knowth, Dowth und Newgrange in Ostirland: Während die Sichtbarkeit der drei gewaltigen Grabhügel insbesondere aus der näheren Umgebung begrenzt ist (*Davis et al.* 2010, S. 12f.), sie also kaum im Sinn einer Fokussierung wirken, fallen in Newgrange und Knowth Kerben im Dekor einiger der die Hügel umgebenden Randsteine auf: In Knowth verlängern sie (K11, K74) zusammen mit zwei einstmals aufrecht stehenden kleinen Menhiren geradezu wie Kimme und Korn die Sichtlinien der *dromoi* der beiden Ganggräber hinaus in die Landschaft (*Eogan* 1986, S. 46–65, Abb. 8, 16), während in Newgrange das Muster des gewaltigen Blocks K1 unmittelbar vor der Mündung des Grabgangs merkwürdig zweigeteilt erscheint, und der Stein K52 exakt gegenüber dem Eingang eine ähnliche Kerbe wie die Steine in Knowth trägt (*O'Kelly* 1982, S. 154f. Abb. 24; S. 158f. Abb. 28; *Stout u. Stout* 2008, S. 18, Fig. 11, 16), so dass sich auch hier die gedachte Achse durch den Hügel hindurch erstrecken und in die Landschaft verlängern könnte (*McMann* 1994, S. 535f.). In beiden Fällen laufen diese gedachten Linien ins Infinite, sie sind unbegrenzt (Abb. 11).

Weitaus häufiger als derart ziellos scheinen solche raumkonstitutiven Linien jedoch orientiert, auf andere Orte gerichtet (gewesen) zu sein, setzen also mehrere Orte in Relation: Nur wenige Kilometer westlich von Knowth liegt die annähernd zeitgleiche Nekropole von Loughcrew auf dem Höhenrücken Slieve na Calliagh mit etwa dreißig Grabhügeln (*McMann* 1994, S. 526–533). In diesem Fall sind die Sichtbezüge aus den *dromoi* im Wesentlichen in zwei Richtungen orientiert, und *Jean McMann* vermutet, dass auch hier diese Sichtlinien durch Markierungen auf den Randsteinen der Hügel besonders hervorgehoben worden sein könnten (*McMann* 1994, S. 536): Entweder entlang der wenig gebogenen Achse

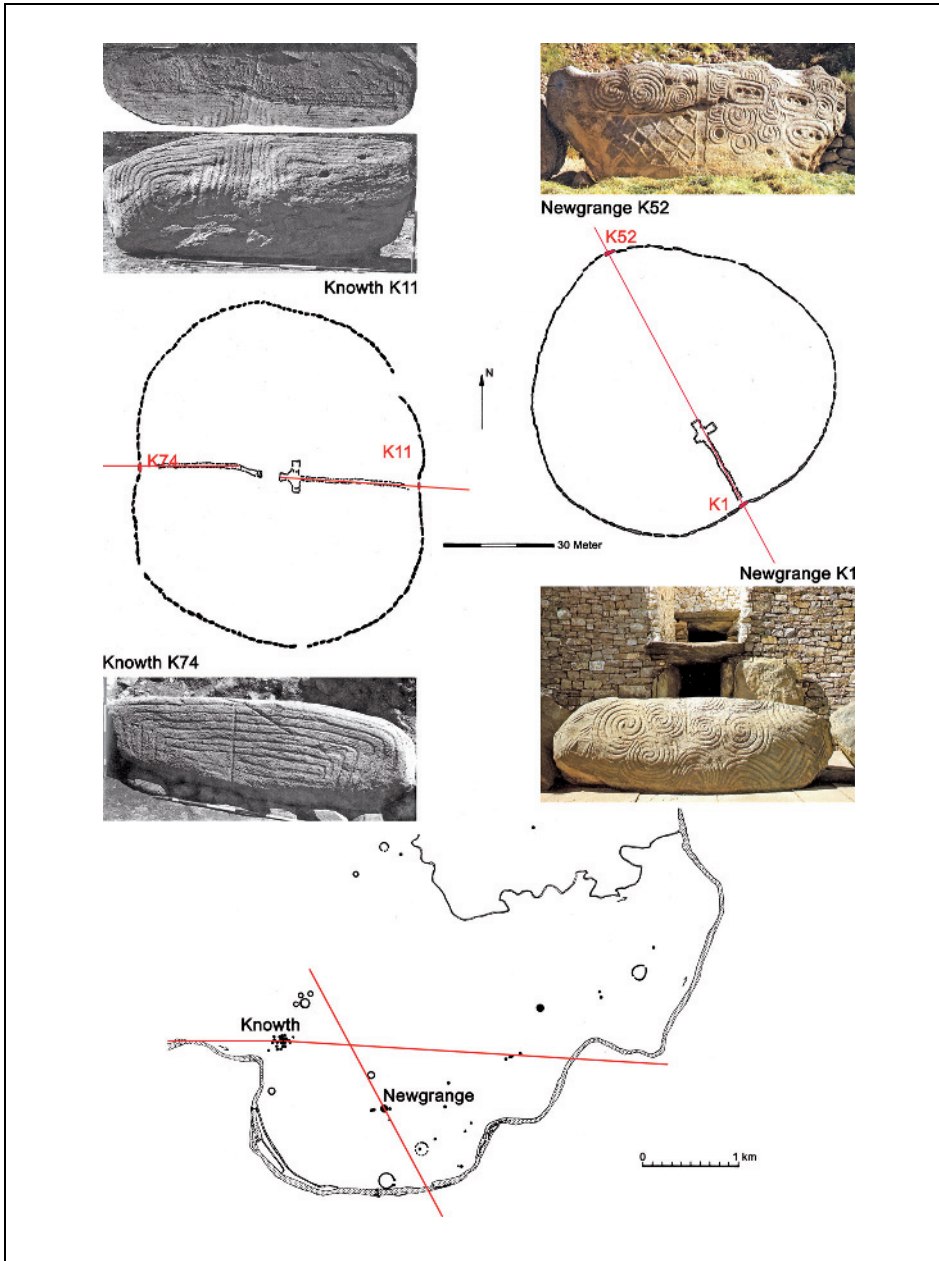


Abb. 11: Pläne der neolithischen Hügelgräber von Knowth (links) und Newgrange (rechts) mit den Randsteinen K11 und K74 bzw. K1 und K52, die Kerben tragen, welche Raumlinien darstellen könnten. Unten: Die Lage der beiden Grabhügel in Relation zu weiteren zeitgenössischen Anlagen und die infinite Ziellosigkeit der Raumlinien verändert nach O'Kelly 1982 und Eogan 1986

des Bergrückens, auf dem die Grabhügel errichtet sind, also auf weitere Gräber derselben Nekropole gerichtet, oder – insbesondere im Fall der großen Hügel – etwa in Richtung OSO, wo in Sichtweite die Megalith-Nekropole von Fourknocks liegt (McMann 1994, S. 535, 537; vgl. allgemein für das irische Neolithikum: Cooney 1990, S. 745–748).

Verbal und damit potentiell über weitaus größere Distanzen als Sichtverbindungen es vermögen, kann auch die Sprache solche Linien zu anderen Orten schlagen und Räume eröffnen. So spannte der Heidelberger NS-Bürgermeister in seiner Eröffnungsansprache eine Brücke vom neuen ›Ehrenfriedhof‹ südlich der Stadt über den Neckar zur wenig älteren Thingstätte auf dem Heiligenberg: »Drüben überm Tal der uralte geheiligte Götterberg, in dessen Senkung die Feierstätte des Dritten Reiches und Feste eines stolzen schaffenden Volkes aufnimmt« (Schöll 1939, S. 372). Trotz recht geringer Entfernung von nicht einmal 3,5 km stehen ›Ehrenfriedhof‹ und Thingstätte in keiner Sichtverbindung, und ist es allein die Verbalisierung dieser topographischen Linie, welche die beiden Anlagen zu einem Raum der NS-Ideologie zusammenschließt (vgl. den Beitrag Binder u. Meier in diesem Band S. 341). Funktional gleichartig, doch weitaus berühmter ist die Inschrift »ξεν, γγέλλειν Λακεδαιμονίοις τι τδε | κείμεθα τος κείνων ήμασι πειθόμενοι«⁴⁷ (Herodot 7.228.2), die der toten Spartaner gedenkt, die sich in der Ersten Schlacht an den Thermopylen (480 v.Chr.) einer persischen Übermacht entgegengestellt hatten (Meier 2010; vgl. Albertz 2006, bes. S. 33–49). Bernd Hüppauf weist darauf hin, dass durch das rituelle Gedenken auf Schlachtfeldern das memorierte lokale Ereignis mit einer großen, meist nationalen Geschichte verbunden und dadurch der lokale Mikroraum des konkreten Rituals entgrenzt und in den Bezugsraum des Rituals – die Nation, den Krieg – erweitert werde (Hüppauf 2003, S. 213). Doch das Thermopylen-Epitaph leistet mehr: Es öffnet den Ort der Schlacht nicht in einen nur abstrakten, gleichsam ungerichteten historischen Referenzraum, sondern es schlägt eine konkrete Linie von den Thermopylen nach Sparta, konstituiert einen emotional und moralisch hochgradig aufgeladenen konkreten Raum über eine Entfernung von etwa 200 km. In ganz ähnlicher Weise spannen auch zahlreiche Gefallenen- und Vertriebenengedenkstätten des 20. Jahrhunderts (Scholz 2015) den Raum des jeweiligen Krieges auf und halten ihn präsent, wenn sie zu jedem Toten nicht nur Name und Datum, sondern auch den Todesort nennen, wenn sie in der neuen Heimat die Regionen oder konkreten Orte der gewesenen Heimat rekapitulieren. Doch dreht sich hier die Verweisrichtung um: Während das Epitaph an den Thermopylen vom Schlachtfeld und Ort des Begräbnisses die Brücke zum Heimatort schlägt, streuen bei Gefallenen- und Vertriebenengedenkstätten eine große Zahl linearer Relationen in die Ferne an ganz unterschiedliche Sterbe- bzw. Herkunftsorte, doch in allen Fällen begründen diese auf ein Ziel gerichteten Linien gleichermaßen historisch wie emotional fundierte Räume.

47 »Fremder, melde den Lakedämoniern, dass wir hier liegen, den Worten jener gehorchend.«

3.2.2 *Bewegung*

Die raumkonstitutive »*Technik*« der zielgerichteten Linie schlägt den Bogen zur Bewegung. Das wird besonders klar an *Schillers* freier Übersetzung des Epigramms an den Thermopylen »*Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl*« (*Schiller* 1795/1804, S. 57 Vers 97f.; vgl. *Albertz* 2006, S. 174f.). Während der griechische Originaltext zwar impliziert, dass der Leser letztlich in Sparta sein werde, verwandelt *Schiller* diese lose Annahme mit den Worten »*Wanderer*« und »*kommst Du*« gleichsam in einen moralischen Imperativ, sich nach Sparta zu begeben, also durch die konkrete Reise von den Thermopylen auf die Peloponnes die beiden Orte auch durch die körperliche Bewegung miteinander zu verbinden, ihre Relation auch physisch zu erfahren.

Ich teile nicht die strikte Dichotomie, die *Tim Ingold* (2011) zwischen den losen Pfaden des Wanderns und den zielorientierten Strecken des Transports aufmacht: Während er das Wandern als ein Umherschweifen, als ein phänomenologisches Bewohnen (*dwelling*) versteht, sei der Transport das zeitgebundene Abhandeln einer durch fixe Orte vorgegebenen Route, während das erste seinem Zweck nach die Bewegung selbst sei, sei das Bestreben des zweiten ausschließlich das Ziel (*Ingold* 2007, S. 72–103 bes. S. 96ff.). Das Abschreiten einer vorgegebenen Route beispielsweise in Form einer Prozession ist eben trotz der Vorherbestimmt- und Zielgebundenheit kein bloßes Durchqueren einer abstrakten Distanz, sondern die besuchten Orte mit den in ihnen gebundenen Bedeutungen und die durch ihre Abfolge erzählte Storyline (*Parmentier* 1987, S. 109–115; *Tilley* 1994, bes. S. 28ff.; *Chadwick* 2004, S. 10f.) verklammern Menschen und Orte und eröffnen vielfache Räume im Sinn des *Ingoldschen* Bewohnens. Gerade die Prozession mit ihrer häufig religiösen Referenz besitzt das Potential, durch die körperliche Bewegung nicht nur einen physischen Raum aufzuspannen, sondern ihn zugleich in einen immateriellen, oft transzendenten Raum zu erweitern und/oder mit parallelen Räumen zu verknüpfen. So stellen christliche Reliquienprozessionen nicht nur meist sakrale Orte einer Siedlung miteinander in Bezug, sondern sie transformieren den Stadtraum als Ganzes in einen erlösungsfähigen Sakralraum, indem sie in ihm eine Heilstopographie konstituieren. Der *Liber Ordinarius* des Zürcher Großmünsters zeigt für das späte 13. Jahrhundert, wie ein Stadtraum mit einer Fülle von Prozessionen im Jahreslauf zusammengeschlossen und zugleich differenziert werden kann (*Liber Ordinarius*; *Barraud Wiener u. Jezler* 1992). Ebenso hilft 1948 nicht zuletzt eine Prozession aller Kölner Heiligen durch die zerbombten Ruinen ihrer Stadt, das Trümmerfeld wieder zu einem Stadtraum zu formen (*Legner* 1985, S. 23 mit Abb. S. 22) (Abb. 12).

Doch nicht nur religiös, auch Rituale und Prozessionen mit primär politischem Charakter etablieren in ihren Räumen eine Geographie, welche die einzelnen historischen Orte (Stationen) zu einem gemeinsamen Erinnerungsraum verbindet. Der Kondukt, mit dem der Leichnam *Karls IV.* 1378 durch Prag geführt wurde, zitierte eben nicht nur die luxemburgischen Herrschaften herbei und symbolisierte das Reich als Ganzes (siehe oben S. 52), sondern verknüpfte auch Klein-



Abb. 12: *Prozession von Reliquienschreinen durch das zerstörte Köln im Jahr 1948*
 © Karl Hugo Schmölz, Rheinisches Bildarchiv Köln RBA 711 990

und Großseite, Hradschin, Rathaus und Vysehrad sowie die wesentlichen Prager Kirchen und Klöster (Meyer 2000, S. 101–103, Abb. 47) und schuf durch diesen Umzug einen umfassenden städtischen Gesamtraum der Trauer, des Gedenkens – und der luxemburgischen Herrschaft. Dieser Prager Kondukt reduziert und überhöht damit zugleich in einer einzigen Stadt, was im Hochmittelalter ein reichsweites Ereignis gewesen zu sein scheint (vgl. zum frühneuzeitlichen Polen auch Borkowska 1985, S. 530f.): So wie Konrad II. 1024/1025 nach seiner Wahl zum deutsche König in einem Krönungsumritt die *acclamations* seiner Vasallen einforderte und entgegennahm und damit in seine Herrschaft eintrat (Schmidt 1961, bes. S. 107–114, 150–171), verließ sein Leichnam 1039 mit einem Kondukt vom Sterbeort Utrecht zum Bestattungsort Speyer unter den *lamentationes* seiner Getreuen die irdische Herrschaft. Dieser etappenweise Auszug des toten Königs aus dem Reich, bei dem der Körper jede Nacht in einer anderen Kirche oder einem Kloster entlang des Weges aufgebahrt wurde, dauerte 30 Tage (Wipos Gesta Chuonradi, c.39, S. 58–60; Wolfram 2000, S. 360–362), also genau einen Gregorianischen Zyklus, die aufwendigste rituelle Gestaltung eines Begräbnisses, das die abendländische Kirche zu bieten hatte (Angenendt 1983, S. 200–203). Auch die Aufbahrungsorte in Köln und Mainz zählten zur Spitze der (erreichbaren) Vororte des Reichs, deren Erzbischöfe nicht zuletzt bei der Königskrönung prominente – und konkurrierende – Rollen spielten (Müller 2000, S. 50; Hehl 2000, S. 98–101; Militzer 2000), wohingegen in Worms das genealogische Moment über-

wogen haben dürfte, denn dort hatten die Salier vor *Konrad* ihren Stammsitz, und dort lagen seine unmittelbaren Vorfahren begraben (*Weinfurter* 1992, S. 14–23). Gleiches trug sich bei *Konrads* Enkel *Heinrich IV.* (†1106) zu, obgleich er im Kirchenbann und Bürgerkrieg gegen seinen Sohn verstorben war (*Meier* 2000): Nach verschiedenen Bestattungsversuchen in Liège/Lüttich wurde auch *Heinrichs* Leichnam den Rhein hinauf nach Speyer gebracht, wo er genau 30 Tage nach seinem Tod eintraf (*Meier* 2006, S. 193f.). Ohne dass die 30-Tage-Dauer gewahrt worden wäre, durchmaßen beispielsweise auch die Leichname *Ottos III.* von Castel Paterno bei Faleria (24. Januar 1002) nach Aachen (Ostern, 5. April 1002) (*Ehlers* 1997, S. 58–64) und *Lothars III.* von Breitenwang bei Reutte in Tirol (4. Dezember 1137) nach Königslutter (31. Dezember 1137) (*Ottomis chronica*, c.VII.20, S. 339f.) ihr einstiges Reich.⁴⁸

In diesen Fällen wählte man als Stationen der Kondukte Kirchen und Klöster, Orte also, die bereits mit nicht zuletzt heilsgeschichtlichen Bedeutungen aufgeladen waren. Einerseits steigerten und verfestigten die Rituale um die königlichen Leichen diese Orte noch weiter und konnten sich mit anderen Bedeutungen der Orte verknüpfen, andererseits blieb die Bedeutung der Orte eben nicht auf den königlichen Leichnam fokussiert, sondern das Königtum blieb lediglich eine mehr oder weniger sichtbare Bedeutungsfacette in Konkurrenz etwa zum Kirchen- oder Klosterpatron oder zu anderen Toten, die dort nicht nur für eine Nacht aufgebahrt waren, sondern ihre letzte Ruhestätte dort gefunden hatten. Diese mangelnde Exklusivität mag eine Ursache dafür sein, dass ab dem 13. Jahrhundert in Frankreich und England die Wege einiger Kondukte königlicher Leichen mit eigens geschaffenen Denkmälern auf Dauer gestellt wurden, nun also materielle Linien entstanden, deren Narrationen ausschließlich auf das Königtum referenzierten. Die berühmteste Serie solcher Denkmäler errichtete *Philippe le Hardi* in Form von neun *montjoies*, von Kreuzen bekrönten Säulen mit je drei oder vier Figuren, die zwischen Paris und Saint-Denis jene Plätze memorierten, an denen der Leichnam seines Vaters *Louis'* (†1271) bei der Überführung niedergestellt worden war (*Branner* 1967; *Erlande-Brandenburg* 1968, S. 13f.). *Philippe* erweiterte hier ein Konzept von Kreuzen mit den Konterfeis *Philippe II Auguste*, die man längs des Weges zwischen Mantes, Paris und Saint-Denis an jenen Plätzen errichtet hatte, wo dessen Leichnam bereits 1223 bei der Überführung zum Stehen kam; an einem dieser Kreuze nahe Mantes setzten kurz darauf Wunderheilungen ein, und schon bald entstand an seiner Stelle das Priorat Saint-Julien-la-Croix-le-Roi (*Branner*

48 Wenn *Philippe Ariès'* Beobachtung zutrifft, dass der mittelalterliche Mensch sein Ende nahen spürte (*Ariès* 1978, S. 13–19; dagegen *Kortüm* 1996, S. 261), dann könnte es instruktiv sein, die Handlungen und räumlichen Bewegungen der Herrschenden in den letzten Tagen, Wochen und Monaten vor ihrem Tod zu analysieren: Finden sich dort wiederholt Muster eines selbst-inszenierten Herrschafts-Austritts? Zumindest für *Rudolf von Habsburg* ist bezeugt, dass er genau diesen Raumbezug selbst herstellte, indem er am Vorabend seines Todes mit letzter Kraft von Germersheim nach Speyer ritt, um dort zu sterben, »*dâ ir mère ist mîner vorvarn, die ouch kunige wârñ*« (*Ellenhardi Chronicon*, ad a. 1291, S. 134; *Ottokars Reimchronik* v. 38995–38997, S. 507 [Zitat]; *Meyer* 2000, S. 19f.).



Abb. 13: Die Standorte der Eleanor-crosses im Kontext des mittelalterlichen Straßensystems und das am besten erhaltene Kreuz in Geddington

Kartengrundlage: Cnrb/PUBLIC Domain; Straßennetz und Position der Kreuze nach Brown et al. 1963, 1, S. 480 Fig. 46; Kreuz von Geddington: CC BY 2.5 Lofty

1967, S. 15; *Erlande-Brandenburg* 1968, S. 13; *Steane* 1993, S. 53). In England errichtete *Edward* ebenso für seine erste Frau *Eleanor of Castile* (†1290) zwischen Lincoln und Westminster seit 1291/1294 eine Reihe von insgesamt zwölf monumentalen Kreuzen, die sog. Eleanor-crosses, von denen drei noch erhalten sind (Abb. 13) (*Branner* 1967, S. 13f.; *Coldstream* 1991; *Lindley* 1991; *Hallam* 1991; *Steane* 1993, S. 49–53).

Doch nicht nur rituelle Bewegungen und Prozessionen laden eine Kette von Orten mit gleichartigen Bedeutungen auf und verknüpfen sie dadurch miteinander, sondern auch andersherum kann eine Reihe mit gleicher Bedeutung versehener Orte eine lineare Bewegung auslösen und dadurch einen entsprechenden Raum schaffen: Zwar hören wir nichts von Prozessionen, aber jene *tituli*, Gedenk-inschriften, die *Heinrich IV.* 1074 für die gefallenen Verteidiger der Harzburg am Weg von Goslar zu dieser Befestigung aufstellen ließ (siehe oben S. 37), materialisierten eben solch eine auf Schlachten- und Totengedenken aufgebaute lineare Bewegung in ganz ähnlicher Weise, wie seit dem späten Mittelalter Kreuzwege zu einer Bewegung – häufig den Berg hinauf – ermunterten, nur dass in diesem Fall gelegentliche Prozessionen auch bezeugt sind (zur Sakraltopographie der Kreuzwege siehe unten S. 68f.).

Nicht nur in Mittelalter und Neuzeit, auch in vorgeschichtlicher Zeit dürften Menschen durch Prozessionen und rituelle Bewegung Räume zusammengeslossen und durch Abfolgen geordnet haben. In der prähistorischen Archäologie liegt die »Entdeckung«, dass sich Sichtbarkeiten durch Bewegung im Raum verändern (zuerst *Tilley* 1994, S. 173–196 am Beispiel des Dorset Cursus), zahlreichen landschaftsarchäologischen Narrativen zu Grunde. So die Linien dieser Bewegung heute noch, etwa durch Bodendenkmäler, nachzuvollziehen sind, lässt sich diese Bewegung mit einiger Wahrscheinlichkeit rekonstruieren und der Wechsel der Sichtfelder als intentionelle, bedeutungsgeladene Abfolge interpretieren. Wertet man beispielsweise im Hochland der Sierra de Barbanza in Galicien die großen Grabhügel der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends v.Chr. als Indikatoren neolithischer Wegführungen, an denen die Grabhügel Schlüsselpunkte markierten, so ergeben die Wege entlang der Hügelabfolgen einen rhythmischen Wechsel von offenen Vistas auf Hochebenen mit weitem Ausblick *versus* beschränkten Sichtfeldern in Senken; es sei dahingestellt, ob sich dieser Wechsel der Sichtbarkeiten im Abschreiten der Wege sogar mit weitreichenden kosmologischen Vorstellungen der neolithischen Gesellschaft verbinden lässt (so *Criado Boado u. Villoch Vázquez* 2000; *Criado Boado et al.* 2001). Allerdings scheint es durchaus gewagt, Grabhügel auf einer kargen Hochebene als Indikatoren einstiger Wegführungen zu werten, denn gerade prähistorische Grabhügel nutzte bereits die Antike, dann aber vor allem das Mittelalter eben nicht als Wegmarken, sondern als markante Punkte für Grenzbeschreibungen und Grenzgänge (*Sippel* 1980, S. 138 m. Anm. 7 [Antike]; 139f. [Mittelalter]). Die praktische, kaum zu übersehende und nicht verrückbare Gestalt der Hügel prädestinierte sie als markante Grenzpunkte. Zuweilen wurden sie sogar erst im Mittelalter aus diesen Gründen aufgeschüttet: »*Eicheshart, ubi Rado d[om]ni regis missus fecit tumulum in confinio siluę, quę ad Michlinstat pertinet*« (*Codex Laureshamensis* Nr. 6a, S. 280) heißt es in der Grenzbeschreibung der Heppenheimer Mark des Klosters Lorsch (vgl. *Schroeder* in diesem Band, S. 370f.). Damit lagen diese Hügel aber eben auch an Orten, die nach antiken und mittelalterlichen Vorstellung gerade nicht durch Verkehrsgunst ausgezeichnet waren, sondern sich ganz an der Peripherie des Siedellands befanden.

Stellen wir zudem in Rechnung, dass solche Grabhügel häufig(?) von wenig freundlichen Wesen bewohnt waren (siehe oben S. 42), so ergibt sich eine ganz

eigene Räumlichkeit: *Katja Hrobat Virloget* (2014) zeigt am Beispiel der Gemeinde Rodik (SLO), wie der traditionelle, ethnographisch beobachtete Leichenkondukt die (südöstliche) Grenze der Dorfgemarkung nachvollzieht und wie die festgelegten Orte, an denen der Tote im rituellen Ablauf niederzustellen ist, als verwunschen gelten und ihnen im Jahreskreis verschiedene weitere, meist bedrohliche Funktionen zukommen. Die Orte und Räume, die solche Trauerkondukte und Grenzumzüge etablieren, sind bei weitem nicht immer so positiv besetzt wie im Fall der königlichen Kreuze um Paris oder der *Eleanor-crosses*, sondern sie können auch die *utmark*, die Wildnis, bestimmen, das periphere und gemeinhin zu meidende Land der Geister, Unholde – und der Toten.

4 Gedachtes Gedenken: Orte und Räume imaginierter Toter

Im ersten Abschnitt war deutlich geworden, dass Gedenken sich zwar auf Tod und Tote bezieht und dass es einen Ort braucht, an dem es sich festmacht, dass es aber – entgegen dem Essentialismus der Dorfgenossen Charlottes, der auch noch in manchen aktuellen Gedächtnistheorien mitschwingt – weder des konkreten oder gar korrekten Leichnams noch des korrekten Ortes bedarf. Es reicht vielmehr aus, dass materielle und verortete Überreste eine Aura von Authentizität erzeugen, deren Gehalt an historischer Wirklichkeit in aller Regel unhinterfragt bleibt, so dass ein Monument oder anderer Anhaltspunkt letztlich imaginär authentifiziert und damit zum Träger der Erinnerung und zum entsprechend aufgeladenen Ort wird. Gedenken ist ebenso wie »Ort« eine zugeschriebene Eigenschaft, die nicht auf Substanz beruht, und auch die raumkonstitutive Leistung von Gedenken bedarf keines materiell anwesenden oder auch nur physisch-realen Toten. Dieser Befund sei abschließend noch einmal hervorgehoben, da er für den Zusammenhang von Orten, Räumen und Gedenken weitreichende Implikationen – nicht zuletzt hinsichtlich ihrer archäologischen, historischen und geographischen Rekonstruierbarkeit – birgt.

4.1 Imaginierte Orte

Wenn Plätze ephemerer (Todes)Ereignisse – Schlachtfelder etwa oder auch die heute als »Orte des Terrors« bekannten Lager und Gefängnisse des Nationalsozialismus (aus archäologischer Perspektive vgl. *Theune* 2013) – durch die Verankerung von Gedächtnis derart auf Dauer gestellt werden können, dass sie langlebige Orte werden (siehe oben Kapitel 2.1), so überrascht es kaum, dass schon allein die Vorstellung von Toten genügt, um Gedenken ebenfalls dauerhaft zu verankern. So wird sich die kuriose Lage des kleinen frühmittelalterlichen Gräberfelds von Pähl auf der Kuppe eines Drumlins (*Dannheimer* 1987, S. 57, 62 mit Abb. 33) am ehesten als – fehlgeleiteter – Versuch erklären lassen, die eigenen Toten ähnlich wie in Leubingen (siehe oben S. 40) auf einem älteren Grabhügel zu beerdigen und damit an die Ahnen der Vorzeit anzuknüpfen. In Bodmin Moor (Cornwall) scheinen – bei aller Skepsis gegenüber vielen höchst romantischen Ausführungen der Studie (*Bender et al.* 2007) – die zahlreichen bronzezeitlichen Siedlungen mit

den Eingängen ihrer Rundhäuser vor allem auf markante Hügel ausgerichtet gewesen zu sein, die entweder durch ältere, große Grabhügel oder durch auffällige Felsformationen zusätzlich hervorgehoben waren (*Bender et al.* 2007, S. 405–407). So weisen in der Südsiedlung von Leskernick die meisten (noch bestimmbar) Hauseingänge nach Süden auf den 7 km entfernten Brown Gelly, der mehrere weithin sichtbare Grabhügel auf seinem Gipfel trägt und möglicherweise als Sitz der Ahnen galt. Nur ein Haus der Südsiedlung, aber viele Häuser der Westsiedlung von Leskernick sind hingegen auf Catshole Tor ausgerichtet, wo ein prähistorisches Monument fehlt. Catshole Tor trägt jedoch eine natürliche Felsformation, die Megalithgräbern auf den ersten Blick stark ähnelt. Sie könnte daher, ebenso wie die Grabhügel auf Brown Gelly, den landschaftliche Bezugspunkt der Westsiedlung gebildet haben, und wurde vermutlich Träger einer erinnerten Vergangenheit, auch wenn nach archäologischer Weltsicht diese Vergangenheit mit diesem Steingebilde nichts zu tun hatte: »*Humanized places become fashioned out of the landscape through the recognition of significant qualities in that which has not in itself been culturally produced (rocks, rivers, trees, etc.) by association with current use, past social actions or actions of a mythological character*« (*Tilley* 1994, S. 24).

Scheint es in den Fällen von Pähl, Leskernick und anderen wahrscheinlich oder zumindest möglich, dass – nach heutigem Ermessen – »*natürliche*« Formationen als Grabmonumente vergangener Zeit galten und damit zu Erinnerungsorten und Bezugspunkten wurden, zitieren andere Monumente die jeweiligen Toten ganz explizit aus der Ferne herbei. Ogam-Steine, die in Cornwall, Wales und Irland etwa vom 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr. errichtet wurden (*Okasha* 1971; 1993; *Sims-Williams* 2003) dienten ihrem ebenso knappen wie konventionellen Textformular – eine Person im Genitiv, oft um deren Abstammung ergänzt – zu Folge offensichtlich der *commemoratio*, und so ist es nicht erstaunlich, dass sie jüngerer irischer Sagentradition zufolge einen Grabplatz kennzeichneten. Doch aus archäologischer Sicht ist dies zumindest nicht die Regel (*McMannus* 1991, S. 51f., 154–156), und erhebliche chronologische und regionale Variationen sind üblich (*Petts* 2003), so dass die Ogam-Steine zumindest in vielen Fällen Gedenkorte unabhängig vom Leichnam des betreffenden Toten schufen. Anders bei den skandinavischen Runensteinen, die vornehmlich zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert von Schleswig bis Mittelschweden gestellt wurden, und zumeist in einem ebenfalls recht starren Formular rühmende Inschriften zum Preis eines Toten, meist eines Verwandten oder Freundes tragen. Gut die Hälfte von ihnen steht jedoch im Kontext eines Gräberfelds in maximal 100 m Umkreis (*Klos* 2009, S. 80–88, 282–290) und dürfte daher – auch wenn in den Inschriften Sterben, Bestattung und Grab zumeist nicht explizit genannt sind⁴⁹ – im weiteren Sinn unter die Grabinschriften oder Epita-

49 *Janine Köster* (2014) geht allein aufgrund einer Sprachanalyse der Runeninschriften davon aus, »*dass die Mehrheit der Inschriften für damals noch Lebende erstellt wurde*« (*Köster* 2014, S. 221). Entgegen *Klos* (2009) berücksichtigt sie jedoch nicht den archäologisch-topographischen Kontext der Steine.

phien zu rechnen sein. Insgesamt 78 % der Steine stand jedoch – teilweise zusätzlich zu einem Zusammenhang mit Gräbern – an prominenten Plätzen (Gewässer, Wege, Brücken, Grenzen), wo also viele, in der Tendenz eher jüngere Steine auch allein durch das evozierte Gedenken Orte schufen, ohne dass ein materieller Bezug zum Sterben oder Grab des Toten bestanden hätte (Klos 2009; vgl. Köster 2014, S. 36–55 und die Diskussion S. 221–242).⁵⁰ Unter den sechs Runensteinen, die in Broby (Täby, Uppland) an einer befestigten Furt aufgestellt waren, berichtet einer (U 135) von *Eysteinn*, dem seine drei Söhne den Stein zur Erinnerung stellten und zudem eine »Brücke« und einen Hügel errichteten (*Ingifastr ok Øystæinn ok Svæinn letu ræisa stæina þessa at Øystæin, faður sinn, ok bro þessa gærðu ok haug þenna* = »Ingifastr und Eysteinn und Sveinn ließen diesen Stein stellen in Erinnerung an Eysteinn, ihren Vater, und machten diese Brücke und diesen Hügel«), während ein zweiter, von *Eysteins* Frau errichteter Stein (U 136) ergänzt, dass er Jerusalem angegriffen und den Tod in »Griechenland« gefunden habe (*Æstriðr let ræisa stæina þessa at Øystæin, bonda sinn, es sotti IorsaliR ok ændaðis upp i Grikkium* = »Æstriðr ließ diesen Stein stellen in Erinnerung an Eysteinn, ihren Mann, der Jerusalem angriff und sein Ende in Griechenland fand«) (<http://www.nordiska.uu.se/forskn/samnord.htm> [3.4.2016]). In der Kirchentür von Svinnegarn, ebenfalls in Uppland (U 778), ist einer der etwa 26 Runensteine sekundär verbaut, die an das Desaster einer Heerfahrt unter *Ingvar* um 1040 nach *Serkland* (= Kalifat der Abbasiden) erinnern (Köster 2014, S. 217–221), in diesem Fall an *Banka*, der mit seinem eigenen Schiff an *Ingvars* Zug teilnahm (*Pialfi ok Holmlaug letu ræisa stæina þessa alla at Banka, sun sinn. Es atti æinn seR skip ok austr styrði i Ingvars lið. Guð hialpi and Banka. Æskell ræist* = »Pialfi und Holmlaug ließen all diese Steine stellen in Erinnerung an Banki, ihren Sohn. Er besaß allein ein Schiff und steuerte nach Osten in Ingvars Zug. Gott möge Banki helfen. Áskell ritzte«) (<http://www.nordiska.uu.se/forskn/samnord.htm> [3.4.2016]). In diesen und weiteren Fällen machten die Runensteine nicht nur Gedenkorte abseits der Sterbe- und Grabstellen, sondern evozierten durch die biographischen Notizen zugleich die gewaltigen, von den memorierten Toten durchmessenen Räume.

Gerade hinsichtlich dieser Diskrepanz zwischen dem Standort der Inschrift und der Lage des Grabes bzw. des Sterbeortes lassen sich Runensteine strukturell gut mit Epitaphien und Kenotaphen vergleichen. Einer der gewaltigsten dieser Kenotaphen ist das Grabmal Kaiser *Maximilians I.* (†1519) in der Innsbrucker Hofkirche, die – nach verschiedenen anderen Aufstellungsplänen – schließlich in den Jahren 1553–1563 vor allem zu dem Zweck errichtet wurde, dieses Grabmal zu beherbergen und insofern selbst als riesiger Kenotaph gelten darf (Günther 2002; Diemer 2004). Die Monumentalität dieses Grabmals steht in augenscheinlichem Kontrast zum realen Grab *Maximilians* unter dem Hauptalter der Wiener Neustädter Burgkapelle (Schmid 1997, S. 204), das dort kaum sichtbar ist, so dass

50 Birgit Sawyer (2000) sieht den Zweck der Runensteine hingegen vor allem in der Manifestation von Erbensprüchen. Vgl. auch den knappen Überblick zu verschiedenen funktionalen Interpretationen bei Janine Köster (2014, S. 2f.).

es nicht verwundert, wenn zumeist angenommen wird, auch *Maximilians* Leiche liege in Innsbruck.⁵¹ Der Kenotaph evoziert den Toten derart intensiv, dass dessen reale Abwesenheit für die Bedeutung Innsbrucks als zentraler habsburgischer Gedenkort kaum eine Rolle spielt.

Als megalomane Kenotaphe können schließlich auch die ›Ehrenmale‹ verstanden werden, die in der ersten, aus nationalsozialistischer Sicht erfolgreichen Phase des Zweiten Weltkriegs für die toten Soldaten an den verschiedensten Enden des NS-Imperiums geplant wurden (*Fehn* in diesem Band, S. 54). Auch sie bestücken Orte allein durch die imaginierte Anwesenheit der Toten mit Bedeutung und spannen zugleich als aufeinander verweisendes Netz der ›Ehrenmale‹ den gesamten Raum des nationalsozialistischen Größenwahns auf. Die Idee derart ins Bombastische vergrößelter, raumgreifender Gedenkortschreibung schreibt die bereits vier Jahrhunderte zuvor bei *Maximilian* deutlich ausgeprägte Überdimensionierung des Totengedenkens fort,⁵² die in der Zwischenzeit beispielsweise mit der Befreiungshalle bei Kelheim eine Steigerung erfahren hatte, ein weiterer vollkommen arbiträrer Ort, dem ohne Tode und ohne Tote ein monumentales Gedenken eingeschrieben worden war (*Wagner* 2012).

4.2 Imaginierte Räume

Die letzten Beispiele – in der Ferne verstorbene Waräger, die Befreiungshalle bei Kelheim oder die nationalsozialistischen Ehrenmale – reichen sämtlich über sich selbst hinaus und eröffnen bereits, indem sie Relationen zu anderen Orten anlegen, Räume. Besonders deutlich wird dies in der doppelten Raumkonstitution der Kelheimer Befreiungshalle:⁵³ Genannt hatte ich bereits die vergoldeten Bronzeschilde des Innenraums, die mit einer Auswahl siegreicher Schlachten der Befreiungskriege von 1813–1815 beschrieben sind (siehe oben S. 54) und zusammen mit den Namen der in diesen Feldzügen eroberten Festungen auf dem Architrav über dem Säulengeschoß den gesamten Raum dieser äußerst verlustreichen Kriege zumindest im Abstrakten wieder aufspannen. Die Inschrift im Medaillon des Marmorbodens wendet diese Retrospektive dann in die zum Zeitpunkt der Ein-

51 Ursprünglich plante *Maximilian* tatsächlich, das umfangreiche Grabmal, mit dessen Herstellung er bereits zu Lebzeiten beginnen ließ, an seinem Grab aufzustellen, zunächst auf dem Falkenstein oberhalb des Wolfgangsees, dann in der Burgkapelle von Wiener Neustadt (*Günther* 2002; *Diemer* 2004); auch ein Arrangement im Wiener Stephansdom wurde zwischenzeitlich erwogen. Die heutige Aufstellung und damit die Trennung von Grab und Grabmal, das also erst dadurch zum Kenotaph wurde, geht im Wesentlichen auf *Maximilians* Enkel Kaiser *Ferdinand I.* (1531–1564) zurück.

52 Die über die Jahrhunderte ins Grenzenlose fortschreitende Monumentalisierung dokumentieren auch die Zusammenstellungen von *Colvin* (1991, S. 152ff.) und *Curl* (1993, S. 104ff.). Es scheint bezeichnend, dass viele der aufgeführten Grabmäler ab etwa dem 18. Jahrhundert genauso wie die späteren nationalsozialistischen Bauten bereits im Planungsstadium stecken blieben.

53 Eine sehr detaillierte Beschreibung, der ich hier weitestgehend folge, bietet www.befreiungshalle.org [3.4.2016]. Vgl. auch *Wagner* 2012.

weihung 1863 noch immer unvollendete Perspektive einer vereinten deutschen Nation: »Möchten die Teutschen nie vergessen was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt« – erneut also eine gewaltige geographische Dimension, »die Teutschen«, die von diesem Ort ausstrahlt. Und auch die Inschrift auf der Außenseite über dem Eingang, also in durchaus »zentraler« Position, widmet das Monument »den teutschen Befreiungskämpfern«. Zudem umgibt in luftiger Höhe ein Reigen von 18 Personifikationen der »deutschen Volksstämme« den Bau, grob nach süd- und norddeutschen Staaten auf den entsprechenden Seiten des Rundbaus sortiert. So wie Innen und Außen des Gebäudes aufeinander bezogen sind, überlagern sich durch Inschriften und Skulpturenschmuck die imaginierten Räume der vergangenen Befreiungskriege und eines erhofften (groß)deutschen Nationalstaats (Abb. 14).

Ein großer Vorzug der imaginierten gegenüber den realen Toten scheint in ihrer potentiellen Unbestimmtheit zu liegen: Ganze Imperien aufzuspannen, gelingt über einzelne Tote nur gerade mit Figuren wie *Napoleon*, die im Rahmen des Heroenkults des 19. Jahrhunderts die Summe aller von ihren Heeren bekriegten und unterworfenen Regionen an einem Ort zu versammeln vermochten. Wo solche individuellen »Superhelden« als Anker fehlen, eignen sich summarische Abstrakta wie die »teutschen Befreiungskämpfer« oder die in symbolischen Frauenkörpern zusammengefassten »Volksstämme« in Kelheim, denn gerade in ihrer Unterschiedslosigkeit können sie zu nahezu unbegrenzten Räumen addiert werden. Zudem lassen sich diese Räume durch die Unbestimmtheit der Abstrakta, die keinen Ansatzpunkt für individuelle Reibungsflächen bieten, auch flächendeckend konstruieren. Ganz in diesem Sinne interpretierte der Nationalsozialismus »die« (vermeintlich) germanische Kulturlandschaft als Träger eines Gedenkens an »die« Vorfahren der eigenen Rasse und ihre Kulturleistungen (*Fehn* in diesem Band S. 312–314), und auch diese Vorfahren waren nicht nur zeitlos, sondern völlig unbestimmt und daher nach Belieben mit konstitutiven Eigenschaften und Bedeutungen aufladbar.

Der augenfällige Nachteil solcher imaginierten Abstrakta liegt unter anderem in ihrer geringen Authentifizierbarkeit. Trotz aller – meist chauvinistischer – Bemühungen verschiedenster national-chauvinistischer Entwürfe, das Postulat der jeweiligen »natürlichen Volksgemeinschaft« eben nicht mit beliebiger, sondern mit erfahrbarer und daher authentischer und »wahrer« Substanz zu füllen, sind und bleiben Raum- und Staatskonstruktionen, die sich auf solche Abstrakta und ihre erfundenen Traditionen (*Hobsbawm* 1983) gründen. Individuelle Tote hingegen sind in ihren Gebeinen oder anderen reliquienartigen Hinterlassenschaften vermeintlich eindeutig, bleiben in ihrer Individualität aber räumlich begrenzt und werden mit dem historischen Wandel von Wertvorstellungen vor allem angreif- und dekonstruierbar. *Karl der Große*, *Napoleon* oder *Lenin* sind heute nicht mehr unumstrittene Heroen, aus denen sich eine historische Rechtmäßigkeit monolithischer Imperien mit ihren territorialen Ansprüchen ableiten ließe, sondern sie und die an sie geknüpften Staatskonstrukte wurden längst historisch umstrittene und kontingente Figuren.

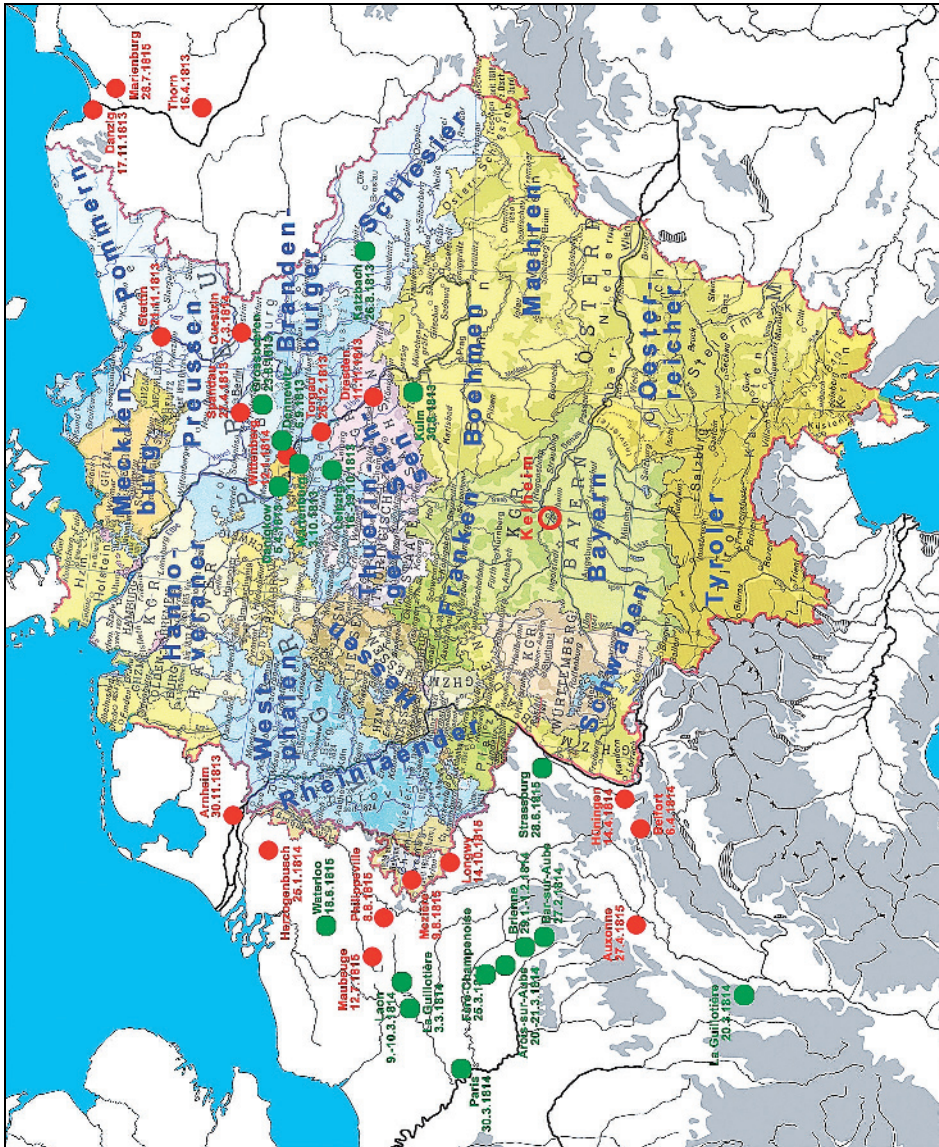


Abb. 14: Die raumkonstitutive Wirkung der Inschriften und Kolossalstatuen der Befreiungshalle bei Kelheim vor dem Hintergrund der politischen Ordnung Mitteleuropas in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Rot: Eroberte Festungen, deren Namen auf dem Architrav genannt sind; grün: gewonnene Schlachten, die auf den Bronzeschilden zwischen Victorien genannt sind; blau: »Volksstämme« auf Inschrifttäfelchen in den Händen der Monumentalstatuen auf der Außenseite
 Schreibung und Daten nach www.befreiungshalle.org [3.4.2016];
 Kartengrundlage nach Engel u. Zeeden 1981, S. 35, 48

Der ideale Spagat zwischen unbestimmtem und damit potentiell integrativem Abstraktum einerseits und andererseits einer authentifizierbar individuellen Persönlichkeit ist – zumal dauerhaft – nur (mit) den wenigsten Toten gelungen. Entscheidend für solch einen Erfolg scheint unter anderem ihre glaubhafte physische Abwesenheit, denn sie negiert nicht wie im Fall des reinen Abstraktums eine grundsätzliche Authentifizierbarkeit des Toten, verhindert sie aber im konkreten Fall und öffnet ihn damit für nahezu beliebige Zuschreibungen, wie es sonst eben nur im Fall der Abstrakte möglich ist. Der abendländische Prototyp dieses abwesenden, in weiten Zügen geradezu fiktionalen und eben doch individuellen Toten ist *Jesus*: Indem er physisch nirgends ist, kann er metaphysisch zugleich überall sein. Schon *Maurice Halbwachs* (1941) hat gezeigt, wie Palästina als biblische Erinnerungslandschaft generiert und fortwährend neu strukturiert, wie Orte sekundär mit Faktizität aufgeladen und dadurch authentifiziert und wie die Region so zum räumlichen Identitätsanker mehrerer religiöser Gruppen wurde (siehe oben S. 17). Doch nicht nur Palästina, das Christentum hat ein weltweites Mnemotop für seinen prominentesten Toten geschaffen, dessen wichtigste metaphysische Eigenschaft eben darin besteht, als Person oder deren Gebeine systematisch nicht anwesend zu sein, sich damit der physischen Authentifizierbarkeit auf immer zu entziehen und sie auf die theologische Ebene zu verlagern. Nur durch diese physische Ab- und meta-physische Anwesenheit lässt sich die unendliche und dennoch zugleich in jedem Einzelfall authentische Multiplikation des einen Todes- und des einen Grabortes begründen, die den christlichen Raum zusammenhält und mit einer transzendenten Parallelwelt zu einem zeitlosen Heilsraum amalgamiert: Indem *Jesus* als Mensch tot ist, dieser Tod theologisch zum zentralen Opfer- und Erlösungsakt des Christentums überhöht und dieser Tod seither im Messritual perpetuiert wurde, macht sich das religionskonstitutive Gedenken an den Stifter insbesondere an dessen Sterben fest und lädt die konkreten Topographien von Golgotha und Grabeskirche in Jerusalem als die christlichen Erinnerungsorte schlechthin mit entsprechenden Bedeutungen auf. Indem dieser *Jesus* aber zugleich Gott ist, hat er sich als (Un-)Toter der physischen Welt entzogen und ist zugleich, da der christliche Gott in Zeit und Raum unbegrenzt ist, überall anwesend. Daher lässt sich auch die Topographie des Gedenkens an *Jesus* vom konkreten Ort in Jerusalem abstrahieren und in andere Umgebungen transferieren (allgemein *Schenk* 2002, S. 16–18).⁵⁴ Die zahlreichen Grabeskirchen (*Untermann* 1989, S. 53–77), noch mehr die zahllosen Heiligen Gräber (*Dalman* 1922; *Krüger* 2000, S. 193–197; *Pieper et al.* 2003) und schließlich die ungezählten Kalvarienberge und Kreuzwege, die Golgotha seit dem späten Mittelalter über die ganze (katholische) Welt verbreiteten (*Kramer* 1957; *Krüger* 2000, S. 204–206; *Barbero* 2001; *Talarico* 2003), sie alle sind durch eine Aufmerksamkeit erregende und fokussierende architektonische Rahmung gestaltet, die im Fall der Grabeskirchen durch in unseren Augen zuweilen höchst merkwürdige Analogien wie

⁵⁴ Zu konkreten und abstrakten Topographien und ihren Bedingungen *Smith* 1987; dazu *Grimes* 2006, S. 101–113; vgl. ferner *Adelmann u. Wetzel* 2013, S. 182–184.

Zentralbau, Patrozinium oder schlicht den bezeugten Willen des Bauherrn den Jerusalemer Bau (*Krautheimer* 1942; *Krüger* 2000, S. 188–193; kritisch *Piva* 2000), im Fall der Heiligen Gräber und Kalvarienberge insbesondere durch ihre szenischen Inszenierungen das Originalgeschehen herbeizitieren. In religiöser Perspektive werden diese Orte nicht nur Nachbildungen der christlichen Heilstätten, sondern authentische Multiplikationen, sie spannen im Ritual der christlichen Messe den Heilsraum, der von den Orten des einen abwesenden Toten ausgeht, über den gesamten Globus. Die theologischen Karten des späten Mittelalters zeigen eben diese Relation: Jerusalem mit seinen Heilsorten ist das Zentrum der Welt, und diese Welt ist zugleich der Körper *Jesu*, dessen Kopf, Füße und Hände an den vier Kardinalpunkten hervorragen: Die Welt als Ganzes ist christlicher Heilsraum.⁵⁵

Vor diesem Hintergrund wird es spannend sein zu beobachten, was geschieht, wenn sich der Cyberspace als Gedenkort etabliert, denn dort sind alle Toten grundsätzlich physisch abwesend und nicht authentifiziert, aber in beliebiger Weise und beliebigem Maß individualisierbar (*Spieker u. Schwibbe* 2005, S. 231–233). Es entsteht eine virtuelle Erinnerungslandschaft ohne(?) Tote und vor allem ohne Orte. Im Cyberspace löst sich Erinnerung vom Ort ab, auch wenn die Bildtopoi des Internets noch häufig auf physische Geographien referenzieren (*Spieker u. Schwibbe* 2005, S. 230), und entzieht damit der klassischen Mnemotechnik die Grundlage, nämlich die ordnende Bindung von Erinnerung an Orte. Jenseits platter Tiraden über die Vergessensversessenheit moderner Medien (vgl. *Kansteiner* 2011, S. 119) steht zu fragen, welche Auswirkungen diese physische Entörtlichung zugunsten einer virtuellen Verörtlichung auf unsere Mnemotechnik allgemein, auf unsere Erinnerungskultur im Konkreten und auf unsere räumlichen Vorstellungen haben wird (vgl. den Beitrag von *Gernot Meier* in diesem Band).

Zusammenfassung

Der Zusammenhang von Gedächtnis und Raum lässt sich von beiden Polen dieses Begriffspaars aus konzeptionalisieren. In vielfachen Studien hat die Gedächtnisforschung und hier besonders *Maurice Halbwachs* und *Aleida Assmann* betont, dass Erinnerung Orte braucht, an denen sie sich festmachen kann. Zumindest für den Spezialfall des Gedenkens an Verstorbene zeigt eine nähere Untersuchung jedoch, dass ein Ort allein nicht genügt, dass nicht einmal ein Monument, das den entsprechenden Ort auf Dauer stellt, genügt, um Gedenken dauerhaft zu sichern, denn der Ort ist flüchtig und ein Monument bedarf der permanenten sozialen Re-Konfiguration, um Bedeutung zu erhalten. Eher scheint – zumindest für die west-

55 Jenseits der Erlösungstat *Jesu* ergibt sich bereits durch die Schöpfung, dass die Erde als Ganzes ebenso wie jeder Platz für sich potentieller Ort göttlichen Wirkens ist, dass die Welt als Ganzes wie in jedem Detail permanent auf ihren Schöpfer verweist.

europäische Neuzeit – eine Kontinuität verheißende materielle Brücke von Bedeutung, nicht, weil sie essentialistisch einen Vergangenheitsrest bewahren würde, sondern weil sie in unseren kulturellen Modi für Authentifizierungszuschreibungen besonders geeignet ist.

Aus umgekehrter Perspektive der Theorie des sozial konstruierten Raums lässt sich Gedenken als emotional besonders intensive Form verstehen, einen Ort mit Bedeutung aufzuladen und damit eben erst zum Ort zu machen. Für Plätze des Sterbens gilt dies nur, wo sie nach dem höchst ephemeren Ereignis des Todes aufwendig mit Monumenten gesichert und diese durch periodische Rituale, Geschichten oder Mythen stets neu mit aktualisierten Bedeutungen versehen werden. Leichter hat es da in der Regel das Grab, da es von vornherein materiell vorhanden ist, doch bedarf auch hier fortgesetzter Aktualisierung.

Entscheidend für die Konstitution von Raum ist jedoch, dass Orte in einem Netz von Relationen zueinander in Bezug treten und so einen Raum aufspannen. Am Beispiel der Gedenkorte lassen sich verschiedene idealtypische »Techniken« erkennen, wie diese Relationen durch Orte hergestellt werden: Fokussierung von (Sichtbarkeits)Räumen auf einen Ort lässt sich etwa durch besondere Monumentalisierung erreichen, wie andererseits ein Ort derartig viele (beispielsweise inschriftliche) Verweise auf andere Orte enthalten kann, dass von ihm strahlenartig ein ganzes Bündel an Relationen ausgeht. Weiterhin werfen Orte Linien in den Raum, die entweder ungerichtet ins Endlose zielen oder auf konkrete andere Orte gerichtet sein können. Die Bewegung schließlich setzt verschiedene Orte in einen physisch erfahrbaren Zusammenhang und ist zugleich durch Richtung und Abfolge geeignet auch komplexe Weltvorstellungen zu verräumlichen.

Wiederholt zeigt sich, dass konkrete Tode und Tote zwar der historische Ausgangspunkt einer Orts- und Raumkonstruktion sein können, die physische Realität oder gar Anwesenheit des Toten für seine raumkonstitutive Wirkung aber keine Rolle spielt. Auch imaginierte Tode und Tote können zu Orts- und Raumbildungen führen, die auf Grund der nahezu beliebigen, einer historischen Faktizität enthobenen Aufladbarkeit sogar besonders dauerhaft sein können.

Summary

Death and memory in the landscape – An introduction

The concept of the connection between memory and space can be grasped from both ends of their meaning. Several studies – most notably by *Maurice Halbwachs* and *Aleida Assman* – have shown that memory requires places to which they can be tied. The special case of commemoration however shows that a place alone is not sufficient. Not even a monument which permanently sets the place is enough to save memories for a longer duration of time, since place is fleeting and a monument requires permanent social re-configuration in order to acquire meaning. It seems that – at least in Western European modern times – material bridges have a special function, as they promise continuity; not because they essentially pre-

serve a piece of the past, but because in our cultural modes they are particularly suited for ascriptions of authenticity.

From the opposite perspective of socially constructed space, commemoration can be understood as an especially intense way of charging a place with meaning and thus making it a place. In places of dying this only happens if, after the highly ephemeral occasion of death, it is secured elaborately with a monument. These monuments need to be re-assigned with meaning periodically with rituals, stories or myths. This is easier in the case of the grave, which exists materially anyways, but even in this case it requires continuous updates.

However, in order to constitute place, it is crucial that places relate to each other in a network and thus unfurl space. Using the example of commemoration-spaces one can show several ideal 'techniques' with which relations are created: By monumentalizing, one can focus on (visibility) spaces. On the other hand a place can refer to other places (for example epigraphically) which leads to it having a whole bunch of strings that open up relations. Also, places cast lines into space which either aimlessly move towards infinity or are directed at other places. In the end, it is movement that sets places into physically tangible relations and at the same time it spatializes complex conceptions of the world through direction and sequence.

We can see time and time again that specific deaths and deceased can be the historic origin of the construction of place and space, but the physical reality or even the presence of the deceased doesn't matter in the aforementioned construction. Imagined deaths and deceased can also lead to the formation of space and place which tends to be especially durable since they can be charged with meaning nearly randomly and without historical factuality.

Literatur

- Adam von Bremen*, Magistri Adam Bremensis Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum. Ed. v. *Schmeidler, Bernhard*. – Hannover u. Leipzig 1917 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Germanicarum in usum scholarum separatim, editi 2).
- Cicero, Marcus Tullius*: De finibus bonorum et malorum. Ed. v. *Moreschini, Claudio*. – Berlin u. New York 2005 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana = M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia, 43).
- Cicero, Marcus Tullius*: De oratore libri tres. Ed. v. *Kumaniecki, Kazimierz F.* – Berlin u. New York 1969 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana 1171 = M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia, 3).
- Codex Laureshamensis. Ed. v. *Glöckner, Karl*. – Darmstadt 1929/1936 (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen).
- Ellenhardi Chronicon. Ed. v. *Jaffé, Philipp*. – Hannover 1861 (Monumenta Germania historica Scriptorum, 17), S. 118–141.
- Goethe, Johann Wolfgang von*: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. – Tübingen 1809.
- Herodot*: Historiae. Ed. v. *Hude, Carl*. – 2. Aufl. Oxford 1927.
- Lamperti Annales. – In: Lamperti Monachi Hersfeldensis opera. Ed. v. *Holder-Egger, Oswald*. – Leipzig 1894 (Monumenta Germania historica Scriptorum rerum Germanicarum, 38), S. 1–304.
- Der Liber Ordinarius des Konrad von Mure. Die Gottesdienstordnung am Großmünster in Zürich. Ed. v. *Leuppi, Heidi*. – Freiburg 1995 (Spicilegium Friburgense, 37).
- Ottokars Österreichische Reimchronik. Ed. v. *Seemüller, Joseph*. – Hannover 1890 (Monumenta Germaniae historica, Deutsche Chroniken 5.1).
- Otonis episcopi Frisingensis chronica sive historia de duabus civitatibus. Ed. v. *Hofmeister, Adolf*. – 2. Aufl. Hannover u. Leipzig 1912 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Germanicarum, 45).
- Plutarch, Vita Thesei. Ed. v. *Ziegler, Konrat*. – 3. Aufl. Stuttgart u. Leipzig 1960 (Plutarchi vitae parallelae, 1.1).
- Proust, Marcel*: À la recherche du temps perdu. – Paris 1913/1927.
- Schiller, Friedrich*: Der Spaziergang. – In: Schiller, Friedrich: Gedichte. Erster Theil. 2. Aufl. Leipzig 1804, S. 49–65 [erste Fassung 1795 publiziert].
- Vita Alberti episcopi Leodiensis. Ed. v. *Heller, Iohannes*. – Hannover 1880 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum, 25), S. 135–168.
- Wipos Gesta Chuonradi imperatoris. Ed. v. *Bresslau, Heinrich*. – 3. Aufl. Hannover u. Leipzig 1915 (Monumenta Germaniae historica Scriptorum rerum Germanicarum, 61).
- Adelmann, Anette u. Wetzel, Katharina*: Ritualraum. – In: Brosius, Christiane; Michaels, Axel u. Schrode, Paula [Hrsg.]: Ritual und Ritualdynamik. Schlüsselbegriffe, Theorien, Diskussionen. – Göttingen u. Bristol 2013, S. 180–187.
- Albertz, Anuschka*: Exemplarisches Heldentum. Die Rezeptionsgeschichte der Schlacht an den Thermopylen von der Antike bis zur Gegenwart. – München 2006 (Ordnungssysteme – Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, 17).
- Alcock, Susan E.*: Archaeologies of the Greek past. Landscape, monuments, and memories. – Cambridge 2002.
- Andrén, Anders*: Places, monuments, and objects. The past in ancient Scandinavia. – In: Scandinavian Studies 85, 2013, S. 267–281.
- Ament, Hermann*: Merowingische Grabhügel. – In: Schlesinger, Walter [Hrsg.]: Althessen im Frankenreich. Sigmaringen 1975 (Nationes, 2), S. 63–93.

- Angenendt, Arnold:* Missa Specialis. Zugleich ein Beitrag zur Entstehung der Privatmessen. – In: Frühmittelalterliche Studien 17, 1983, S. 153–221.
- Angenendt, Arnold:* Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. – 2. Aufl. München 1997.
- Angenendt, Arnold:* Die Reliquien und ihre Verehrung im Mittelalter. – In: Freeden, Uta von; Friesinger, Herwig u. Wamers, Egon [Hrsg.]: Glaube, Kult und Herrschaft. Phänomene des Religiösen im 1. Jahrtausend n.Chr. in Mittel- und Nordeuropa. Bonn 2009 (Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte, 12), S. 239–250.
- Arìès, Philippe:* L'homme devant la mort – Paris 1978 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Geschichte des Todes. – 6. Aufl. München u. Wien 1993].
- Arnold, Bettina:* Memory maps: The mnemonics of Central European Iron Age burial mounds. – In: Lillios, Kattina T. u. Tsamis, Vasileios [Hrsg.]: Material mnemonics. Everyday memory in prehistoric Europe. Oxford u. Oakville 2010, S. 147–173.
- Artelius, Tore:* Making history: Ritual variation in pre-Christian Viking age reuse of Bronze age monuments in Halland, south-western Sweden. – In: Bergerbrant, Sophie u. Sabatini, Serena [Hrsg.]: Counterpoint: Essays in archaeology and heritage studies in honour of Professor Kristian Kristiansen. Oxford 2013 (British Archaeological Reports, International Series 2508), S. 339–349.
- Ashmore, Wendy:* Visions of the cosmos: ceremonial landscapes and civic plans. – In: David, Bruno u. Thomas, Julian [Hrsg.]: Handbook of landscape archaeology. Walnut Creek 2008, S. 167–175.
- Assmann, Jan:* Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. – München 1997.
- Assmann, Aleida:* Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. – München 1999.
- Assmann, Aleida:* Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften. – In: Musner, Lutz u. Wumberg, Gotthart [Hrsg.]: Kulturwissenschaften: Forschung – Praxis – Positionen. Wien 2002, S. 27–45.
- Assmann, Aleida:* Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. – München 2006.
- Baillargeat, René [Hrsg.]:* Les Invalides. Trois siècles d'histoire. – Paris 1974.
- Ballmer, Ariane:* Zur Topologie des bronzezeitlichen Deponierens. Von der Handlungstheorie zur Raumanalyse. – In: Prähistorische Zeitschrift 85, 2010, S. 120–131.
- Barbero, Amilcare [Hrsg.]:* Atlante die sacri monti, calvari e complessi devozionali europei. – Novara 2001.
- Barley, Nigel:* Dancing on the grave. Encounters with death. – London 1995 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung Tanz ums Grab. – Stuttgart 1998].
- Barraud Wiener, Christine u. Jezler, Peter:* In der Festprozession durch die Stadt. – In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg/Stadt Zürich [Hrsg.]: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300 = Ausstellungskat. Zürich/Stuttgart 1992/93. Stuttgart 1992, S. 463–467.
- Barry, John. M.:* The Great Influenza: The epic story of the deadliest plague in History. – New York 2004.
- Barthes, Roland:* Rhétorique de l'image. – In: Communications 4, 1964, S. 40–51.
- Barthes, Roland:* La chambre claire. Note sur la photographie. Cahiers du Cinéma. – Paris 1980.
- Basso, Keith H.:* Wisdom sits in places. Landscape and language among the Western Apache. – Albuquerque 1996.
- Bate, John:* Lanterns for the dead. The medieval Lanternes des Morts of central and southwest France. – Hereford 1998.

- Bauer, Werner T.:* Wiener Friedhofsführer. Genaue Beschreibung sämtlicher Begräbnisstätten nebst einer Geschichte des Wiener Bestattungswesens. – Wien 1988.
- Beaune, Colette:* Les sanctuaires royaux. De Saint-Denis à Saint-Michel et Saint-Léonard. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 2. La nation 1. Héritage – historiographie – paysages. Paris 1986, S. 57–87.
- Beck, Marcel; Felder, Peter; Maurer, Emil u. Schwarz, Dietrich W.H.:* Koenigsfelden. Geschichte Bauten Glasgemälde Kunstschatze. – Olten u. Freiburg i.Br. 1970.
- Bender, Barbara; Hamilton, Sue u. Tilley, Chris:* Stone worlds. Narrative and reflexivity in landscape archaeology. – Walnut Creek 2007.
- Benjamin, Walter:* Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. – In: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften 1.2. Frankfurt a.M. 1980, S. 431–469 [erste deutsche Fassung 1935].
- Benjamin, Walter:* Das Passagen-Werk. – In: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften 5. – Frankfurt a.M. 1982 [entstanden 1928/40].
- Benjamin, Walter:* Berliner Kindheit um neunzehnhundert. Fassung letzter Hand und Fragmente früherer Fassungen. – Frankfurt a.M. 1987 [entstanden 1932/38].
- Berger, Stefan u. Seiffert, Joana:* Erinnerungsorte – ein Erfolgskonzept auf dem Prüfstand. – In: Berger, Stefan u. Seiffert, Joana [Hrsg.]: Erinnerungsorte: Chancen, Grenzen und Perspektiven eines Erfolgskonzeptes in den Kulturwissenschaften. Essen 2014 (Veröffentlichungen des Instituts für Soziale Bewegungen, A 59), S. 11–36.
- Binski, Paul:* Westminster Abbey and the Plantagenets. Kingship and representation of power 1200–1400. – New Haven u. London 1995.
- Blum, Herwig:* Die antike Mnemotechnik. – Hildesheim u. New York 1969 (Spudasmata, 15).
- Boehm, Gottfried:* Die Gegenwart des Vergangenen. Erinnerung als Konzept der Kunstgeschichte. – In: Meier, Hans-Rudolf u. Wohlleben, Marion [Hrsg.]: Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich 2000, S. 77–85.
- Boer, Pim den:* Lieux de mémoire et l'identité de l'Europe. – In: Boer, Pim den u. Frijhoff, Willem [Hrsg.]: Lieux de mémoire et identités nationales. Amsterdam 1993 (La France et les Pays-Bas, 1), S. 11–45.
- Böhme, Hartmut:* Aby M. Warburg. – In: Michaels, Axel Michaels, Klassiker der Religionswissenschaft. Von Friedrich Schleiermacher bis Mircea Eliade. – 2. Aufl. München 2004, S. 133–156.
- Borkowska, Urszula:* The funeral ceremonies of the Polish kings from the fourteenth to the eighteenth centuries. – In: Journal of Ecclesiastical History 36, 1985, S. 513–534.
- Bourgeois, Quentin:* Monuments on the horizon. The formation of the barrow landscape throughout the 3rd and 2nd millenium BC. – Leiden 2013.
- Boyko, Christopher:* Sense of place. – In: Michalos, Alex C. [Hrsg.]: Encyclopedia of quality of life and well-being research. Dordrecht 2014, S. 5839–5841.
- Bradley, Richard:* An archaeology of natural places. – London u. New York 2000.
- Bradley, Richard:* The past in prehistoric societies. – London u. New York 2002.
- Branner, Robert:* The montjoies of Saint Louis. – In: Fraser, Douglas; Hibbard, Howard and Lewine, Milton J. [Hrsg.]: Essays in the history of architecture = Festschrift Rudolf Wittkower. London 1967, S. 13–16.
- Braßler, Karl:* Ur-, Vor- und Frühgeschichte der Stadt und des Landkreises Bad Aibling. Zugleich ein Führer durch den Raum “Die Vorzeit des Landkreises Aibling” im Aiblinger Heimatmuseum. – In: Der Mangfallgau 4, 1959, S. 5–88.
- Brather, Sebastian:* Alter und Geschlecht zur Merowingerzeit. Soziale Strukturen und frühmittelalterliche Reihengräberfelder. – In: Müller, Johannes [Hrsg.]: Alter und Ge-

- schlecht in ur- und frühgeschichtlichen Gesellschaften = Tagung Bamberg 2004. Bonn 2005 (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, 126), S. 157–178.
- Brather, Sebastian*: Bestattungsrituale zur Merowingerzeit – Frühmittelalterliche Reihengräber und der Umgang mit dem Tod. – In: Kümmel, Christoph; Schweizer, Beat u. Veit, Ulrich [Hrsg.]: Körperinszenierung – Objektsammlung – Monumentalisierung: Totenritual und Grabkult in frühen Gesellschaften. Archäologische Quellen in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Münster 2008 (Tübinger Archäologische Taschenbücher, 6), S. 151–177.
- Bratt, Peter*: Makt uttryckt i jord och sten. Stora högar och maktstrukturer i Mälardalen under järnåldern. – Stockholm 2008 (Stockholm Studies in Archaeology, 46).
- Brock, Thomas u. Homann, Arne*: Schlachtfeldarchäologie. Auf den Spuren des Krieges. – Stuttgart 2011 (Archäologie in Deutschland, Sonderheft 2011).
- Brown, R. Allen; Colvin, Howard M. u. Taylor, A.J.*: The history of the king's works 1. The middle ages. – London 1963.
- Buchenhorst, Ralph*: Ding und Gedenken. Materialität und Authentizität in Erinnerungskulturen. – In: Kalthoff, Herbert; Cress, Torsten u. Röhl, Tobias [Hrsg.]: Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Paderborn 2016, S. 153–169.
- Buchsenschutz, Olivier u. Schnapp, Alain*: Alésia. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de Mémoire 3. Les France 3. De l'Archive à l'Emblème. Paris 1992, S. 272–315.
- Burmeister, Stefan*: Der schöne Schein. Aura und Authentizität im Museum. – In: Fitzenreiter, Martin [Hrsg.]: Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologie = Workshop Berlin 2013. IBAES – Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie, S. 99–108.
- Burzler, Anke*: Archäologische Beiträge zum Nobilifizierungsprozess in der jüngeren Merowingerzeit. – Kallmünz/Opf. 2000 (Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte, A77).
- Buschendorf, Bernhard*: Goethes mythische Denkform. Zur Ikonographie der Wahlverwandtschaften. – Frankfurt a.M. 1986.
- Carman, John u. Carman, Patricia*: Bloody meadows. Investigating landscapes of battle. – Sutton 2006.
- Carrier, Peter*: Pierre Noras *Les lieux de mémoire* als Diagnose und Symptom des zeitgenössischen Erinnerungskultes. – In: Echterhoff, Gerald u. Saar, Martin [Hrsg.]: Kontexte und Kulturen des Erinnerns. Maurice Halbwachs und das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses. Konstanz 2002, S. 141–161.
- Carruthers, Mary J.*: The book of memory. A study of memory in medieval culture. – Cambridge et al. 1990 (Cambridge Studies in Medieval Literature, 10).
- Carruthers, Mary J.*: The craft of thought. Meditation, rhetoric, and the making of images, 400–1200. – Cambridge 1998.
- Casey, Edward S.*: The fate of place. A philosophical history. – Berkeley u. Los Angeles 1997.
- Cazacu, Matei u. Dumitrescu, Ana*: La royauté sacrée dans la Serbie médiévale. – In: Boureau, Alain u. Ingerflom, Claudio Sergio [Hrsg.]: Le royauté sacrée dans le monde chrétien = Kongress Royaumont 1989 (L'Histoire et ses Représentations, 3). Paris 1992, S. 91–104.
- Chadwick, Adrian M.*: „Geographies of sentience“ – an introduction to space, place and time. – In: Chadwick, Adrian M. [Hrsg.]: Stories from the landscape. Archaeologies of inhabitation. Oxford 2004 (British Archaeological Reports, International Series 1238), S. 1–31.

- Chadwick, Adrian M. u. Gibson, Catriona D.*: „Do you remember the first time?“ A preamble through memory, myth and place. – In: Chadwick, Adrian M. u. Gibson, Catriona D. [Hrsg.]: Memory, myth and long-term landscape inhabitation. Oxford u. Oakville 2013 (Celtic Studies Publications), S. 1–31.
- Chapman, John*: Notes on memory-work and materiality. – In: Barbiera, Irene; Choyke, Alice M. u. Rasson, Judith A. [Hrsg.]: Materializing memory. Archaeological material culture and the semantics of the past. Oxford 2009 (British Archaeological Reports, International Series 1977), S. 7–16.
- Chippindale, Christopher*: Stonehenge complete. – 2nd edition London 2004.
- Coldstream, Nicola*: The commissioning and design of the Eleanor crosses. – In: Parsons, David [Hrsg.]: Eleanor of Castile 1290–1990. Stamford 1991 (Paul Watkins Medieval Studies, 6), S. 55–68.
- Colvin, Howard*: Architecture and the afterlife. – New Haven u. London 1991.
- Compagnon, Antoine*: La Recherche du Temps Perdu de Marcel Proust. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 3. Les France 3. Traditions. Paris 1992, S. 926–967 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ von Marcel Proust. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Erinnerungsorte Frankreichs. München 2005, S. 481–516].
- Connerton, Paul*: How societies remember. – Cambridge et al. 1989.
- Contamine, Philippe*: Mourir pour la patrie Xe–XXe siècle. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 2.3 La nation. Paris 1986, S. 11–43.
- Cooney, Gabriel*: The place of megalithic tomb cemeteries in Ireland. – In: Antiquity 64, 1990, S. 741–753.
- Cordier, Gérard; Riquet, Raymond u. Brabant Hyacinthe*: Le site archéologique du dolmen de Villaine à Sublaines (Indre-et-Loire) 1. Étude archéologique 2. Cimetière mérovingien. – In: Gallia Préhistoire 32, 1974, S. 163–197.
- Coward, Harold [Hrsg.]*: Life after death in world religions. – New York 1997 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung Das Leben nach dem Tod in den Weltreligionen. – Freiburg u.a. 1998].
- Criado Boado, Felipe u. Villoch Vázquez, Victoria*: Monumentalizing landscape: from present perception to the past meaning of Galician megalithism (north-west Iberian Peninsula). – In: European Journal of Archaeology 3, 2000, S. 188–216.
- Criado Boado, Felipe; Santos Estévez, Manuel u. Villoch Vázquez, Victoria*: Forms of ceremonial landscapes in Iberia from the Neolithic to the Bronze Age. An essay on an archaeology of perception. – In: Biehl, Peter F.; Bertemes, François, u. Meller, Harald [Hrsg.]: The archaeology of cult and religion. Budapest 2001, S. 169–178.
- Crocker, Kyle R.*: Memory and the social landscape in eleventh-century Upplandic commemorative practice. – In: Valdez del Alamo, Elisabeth u. Pendergast, Carol Stamatis [Hrsg.]: Memory and the medieval tomb. Aldershot 2000, S. 183–203.
- Cummings, Vicki*: Experiencing texture and transformation in the British neolithic. – In: Oxford Journal of Archaeology 21, 2002, S. 249–261.
- Cummings, Vicki*: A view from the West. The neolithic of the Irish Sea zone. – Oxford 2009.
- Curl, James Stevens*: A celebration of death. An introduction to some of the buildings, monuments and settings of funerary architecture in the Western European tradition. – 2nd edition London.
- Dalman, Gustaf*: Das Grab Christi in Deutschland. – Leipzig 1922 (Studien über Christliche Denkmäler, N.F. 14).
- Daniell, Christopher*: Death and burial in medieval England. 1066–1550. – London u. New York 1997.

- Dannheimer, Hermann:* Auf den Spuren der Baiuwaren. Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern. – Pfaffenhofen 1987.
- Datel, R.E. u. Dingemans, D.J.:* Environmental perception, historic preservation and sense of place. – In: Saarinen, Thomas F.; Seamon, David u. Sell, James L. [Hrsg.]: Environmental perception and behavior: An inventory and prospect. Chicago 1984 (University of Chicago Department of Geography Research Paper, 209), S. 131–144.
- Davis, Stephen; Megarry, William; Brady, Conor; Lewis, Helen; Cummins, Thomas; Guinan, Loreto; Turner, Jonathan; Gallagher, Colman; Brown, Tony u. Meehan, Robert:* Boyne Valley Landscapes Project – phase III summary report. – (2010) [www.heritagecouncil.ie/fileadmin/user_upload//INSTAR_Database/AR01047:Boyne_Valley_Summary_Report_10.pdf (11.03.2016)].
- Dehn, Wolfgang; Kalb, Philine u. Vortisch, Walter:* Geologisch-petrographische Untersuchungen an Megalithgräbern Portugals. – In: Madrider Mitteilungen 32, 1991, S. 1–28.
- De Marchi, Luigi:* Scimietta ti amo: Psicologia, cultura, esistenza: da Neandertal agli scenari atomici. – Milano 1984 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung Der Urshock. Unsere Psyche, die Kultur und der Tod. – Darmstadt 1988].
- Desfossés, Yves:* L'apport des fouilles de sauvetages sur l'autoroute A16: l'exemple de la Vallée de la Canche. – In: Histoire et Archéologie du Pas-de-Calais 15, 1997, S. 10–28.
- Devlin, Zoe:* Remembering the dead in Anglo-Saxon England. Memory theory in archaeology and history. – Oxford 2007 (British Archaeological Reports, British Series 446).
- Díaz-Guardamino, Marta; García Sanjuán, Leonardo u. Wheatley, David [Hrsg.]:* The lives of prehistoric monuments in Iron Age, Roman, and medieval Europe. – Oxford 2015.
- Diemer, Dorothea:* Kaiser Maximilians Kenotaph in der Innsbrucker Hofkirche – seine Vorgeschichte, seine Entstehung und seine Künstler. – In: Haidacher, Christoph u. Diemer, Dorothea [Hrsg.]: Maximilian I. Der Kenotaph in der Innsbrucker Hofkirche. Innsbruck u. Wien 2004, S. 32–64.
- Dinzelbacher, Peter:* Die „Realpräsenz“ der Heiligen in ihren Reliquiaren und Gräbern nach mittelalterlichen Quellen. – In: Dinzelbacher, Peter u. Bauer, Dieter R. [Hrsg.]: Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart. Ostfildern 1990, S. 115–174.
- Doßmann, Axel:* Vergessen – Verdrängen – Erinnern – Erfinden. Beobachtungen am Völkerschlachtdenkmal. – In: Keller, Katrin u. Schmid, Hans-Dieter [Hrsg.]: Vom Kult zur Kulisse. Das Völkerschlachtdenkmal als Gegenstand der Geschichtskultur. Leipzig 1995, S. 125–147.
- Döring, Jörg u. Thielmann, Tristan:* Spatial turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. – Bielefeld 2008.
- Dreier, Rolf:* Der Totentanz – ein Motiv der kirchlichen Kunst als Projektionsfläche für profane Botschaften (1426–1650). – Leiden 2010.
- Durey, Philippe:* Le tombeau de Napoléon I^{er} aux Invalides: les inscriptions de la gloire. – In: La sculpture française si XIX^e siècle = Ausstellungskat. Paris 1986. Paris 1986, S. 176–182.
- Ebeling, Knut:* Historischer Raum: Archiv und Erinnerungsort. – In: Günzel, Stephan [Hrsg.]: Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart u. Weimar 2010, S. 121–133.
- Echterhoff, Gerald u. Saar, Martin:* Einleitung: Das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses. Maurice Halbwachs und die Folgen. – In: Echterhoff, Gerald u. Saar, Martin [Hrsg.]: Kontexte und Kulturen des Erinnerns. Maurice Halbwachs und das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses. Konstanz 2002, S. 13–35.
- Egger, Stephan:* Auf den Spuren der „verlorenen Zeit“. Maurice Halbwachs und die Wege des „kollektiven Gedächtnisses“. – In: Halbwachs, Maurice: Stätten der Verkündigung

- im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis. Konstanz 2003 (Édition Discours, 21), S. 219–268.
- Ehlers, Joachim*: Magdeburg – Rom – Aachen – Bamberg. Grablege des Königs und Herrschaftsverständnis in ottonischer Zeit. – In: Schneidmüller, Bernd u. Weinfurter, Stefan [Hrsg.]: Otto III. und Heinrich II. Eine Wende? = Kongress Bamberg 1996. Sigmaringen 1997 (Mittelalter-Forschungen, 1), S. 47–76.
- Eickhoff, Sabine; Grothe, Anja u. Jungklaus, Bettina*: 1636 Ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg = Ausstellungskatalog Brandenburg/München/Dresden 2012/13. – Stuttgart 2012.
- Engel, Josef u. Zeeden, Ernst Walter [Red.]*: Großer Historischer Weltatlas 3 Neuzeit. – 4. Aufl. München 1981.
- Eogan, George*: Knowth and the passage-tombs of Ireland. – London 1986.
- Erlande-Brandenburg, Alain*: Le tombeau de Saint-Louis. – In: Bulletin Monumental 126, 1968, S. 7–36.
- Erlande-Brandenburg, Alain*: Les tombeaux royaux. L'église abbatiale de Saint-Denis 2. – Paris 1976 [dt.: Die Abteikirche von Saint-Denis 2. Die Königsgrabmäler. – Paris 1986].
- Erl, Astrid*: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung. – 2. Aufl. Stuttgart u. Weimar 2011.
- Ernst, Wolfgang*: Präsenz der Toten und symbolisches Gedenken: Das Völkerschlachtdenkmal zwischen Monument und Epitaph. – In: Keller, Katrin u. Schmid, Hans-Dieter [Hrsg.]: Vom Kult zur Kulisse. Das Völkerschlachtdenkmal als Gegenstand der Geschichtskultur. Leipzig 1995, S. 62–77.
- Escher, Anton u. Weik, Christoph*: „Raum und Ritual“ im Kontext von Karten kultureller Ordnung. – In: Berichte zur deutschen Landeskunde 78, 2004, S. 251–268.
- Fahlander, Fredrik u. Oestigaard, Terje*: The materiality of death: bodies, burials, beliefs. – In: Fahlander, Fredrik u. Oestigaard, Terje [Hrsg.]: The materiality of death. Bodies, burials, beliefs. Oxford 2008 (British Archaeological Reports, International Series 1768), S. 1–16.
- Feld, Steven u. Basso, Keith H. [Hrsg.]*: Senses of place. – Santa Fe 1996.
- Feldmann, Klaus*: Sterben und Tod. Sozialwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse. – Opladen 1997.
- Ferdière, Alain [Hrsg.]*: Monde des morts, monde des vivants en Gaule rurale = Kolloquium Orléans 1992. – Tours 1993 (Revue Archéologique du Centre de la France Supplement, 6).
- Fiorato, Veronica; Boylston, Anthea u. Knüsel, Christopher [Hrsg.]*: Blood red roses. The archaeology of a mass grave from the battle of Towton AD 1461. – Oxford 2000.
- Fischer, Norbert*: Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert. – Köln u.a. 1996.
- Fischer, Norbert*: Tod am Meer. Die Namenlosen-Friedhöfe der Nordseeküste. – In: Fischer, Norbert u. Herzog, Markwart [Hrsg.]: Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden. Stuttgart 2005 (Irseer Dialoge, 10), S. 147–159.
- Fitzenreiter, Martin*: Einleitung: Authentizität – Artefakte und Versprechen in der Archäologie. – In: Fitzenreiter, Martin [Hrsg.]: Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologie = Workshop Berlin 2013. IBAES – Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie. London 2014, S. 1–12.
- Fontijn, David R.*: Sacrificial landscapes. Cultural biographies of persons, objects and “natural” places in the Bronze age of the southern Netherlands, c. 2300–600 B.C. – Leiden 2002 (Analecta Praehistorica Leidensia, 33/34).

- Foote, Kenneth u. Azaryahu, Maoz:* Toward a geography of memory. Geographical dimensions of public memory and commemoration. – In: *Journal of Political and Military Sociology* 35, 2007, S. 125–144.
- Foucault, Michel:* Histoire de la folie à l'âge classique – Folie et déraison. – Paris 1961 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft (1993)].
- Foucault, Michel:* Naissance de la clinique – une archéologie du regard médical. – Paris 1963 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks (1988)].
- Foucault, Michel:* Les hétérotopies = Radiovortrag am 7. Dezember 1966 iun Radio France [publiziert in: Bischoff, Michael [Übers.]: Michel Foucault, Die Heterotopien – Les hétérotopies. Der utopische Körper – Le corps utopique. Zwei Radiovorträge. – Frankfurt a.M. 2005, S. 7–22, 37–52].
- Foucault, Michel:* Des espaces autres = Vortrag am 14. März 1967 im Cercle d'Études Architecturales in Paris [zuerst publiziert: Des espaces autres. – In: *Architecture Mouvement Continuité* N.S. 5, 1984, S. 46–49; wieder in: Foucault, Michel: *Dits et Ecrits* 4. – Paris 1994, S. 752–762; ich zitiere nach der deutschen Übersetzung Von anderen Räumen. – In: Foucault, Michel: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits* 4. 1980–1988. Frankfurt a.M. 2005, S. 931–942).
- François, Etienne:* Pierre Nora und die „Lieux de mémoire“. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: *Erinnerungsorte Frankreichs*. München 2005, S. 7–14.
- François, Etienne u. Schulze, Hagen:* Einleitung. – In: François, Etienne u. Schulze, Hagen [Hrsg.]: *Deutsche Erinnerungsorte 1*. München 2001, S. 9–24.
- Fuchs, Carl Ludwig u. Reisinger, Claus:* *Schloss und Garten zu Schwetzingen*. – 2. Aufl. Worms 2008.
- Furholt, Martin; Lüth, Friedrich u. Müller, Johannes [Hrsg.]:* *Megaliths and identities. Early monuments and megalithic societies from the Atlantic to the Baltic* = Tagung Kiel 2010. – Bonn 2011 (*Frühe Monumentalität und Soziale Differenzierung*, 1).
- Garcia Barraco, Maria Elisa [Hrsg.]:* *Il mausoleo di Augusto. Monumento funebre e testamento epigrafico del primo imperatore romano XIV d.C. – MMXIV d.C.* – 2. Aufl. Roma 2014.
- Garwood, Paul:* Rites of passage. – In: Insoll, Timothy [Hrsg.]: *Oxford handbook of the archaeology of ritual and religion*. Oxford u. New York 2011, S. 261–284.
- Geissel, Johannes von:* *Die Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim. Eine historische Monographie*. – Speyer 1835.
- Gennep, Arnold van:* *Les rites de passage*. – Paris 1909.
- Gerdau, Andrea:* *Kreuze am Straßenrand. Erinnerungsstätten zwischen privater Trauer und politischer Instrumentalisierung*. – In: Fischer, Norbert u. Herzog, Markwart [Hrsg.]: *Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden*. Stuttgart 2005 (*Irseer Dialoge*, 10), S. 211–227.
- Gierlich, Ernst:* *Die Grabstätten der rheinischen Bischöfe vor 1200*. – Mainz 1990 (*Quellen und Abhandlungen zur mittelhheinischen Kirchengeschichte*, 65).
- Goldhahn, Joakim:* *Sagaholm – hällristningar och gravritual*. – Umeå 1999 (*Studia Archaeologica Universitatis Umensis*, 11).
- Goldhahn, Joakim:* *Från Sagaholm till Bredarör – hällbildsstudier 2000–2004*. – Göteborg 2005a (GOTARC, C62).
- Goldhahn, Joakim:* *Bredarör i Kivik: nya analyser och dateringar av människoben*. – In: *Fornvännen* 100, 2005b, S. 97–100.

- Goldhahn, Joakim*: From monuments in landscapes to landscapes in monuments: Monuments, death and landscape in Early Bronze Age Scandinavia. – In: Jones, Andrew [Hrsg.]: Prehistoric Europe. Theory and practice. Chichester 2008, S. 56–85.
- Gough, Paul*: Sites in the imagination: the Beaumont Hamel Newfoundland Memorial on the Somme. – In: Cultural Geographies 11, 2004, S. 235–258.
- Gramsch, Alexander*: Landschaftsarchäologie – ein fachgeschichtlicher Überblick und ein theoretisches Konzept. – In: Kunow, Jürgen u. Müller, Johannes [Hrsg.]: Landschaftsarchäologie und geographische Informationssysteme. Prognosekarten, Besiedlungsdynamik und prähistorische Raumordnungen. Wünsdorf 2003 (Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg, 8 = Archäoprognose Brandenburg, 1), S. 35–54.
- Gramsch, Alexander*: Ritual und Kommunikation. Altersklassen und Geschlechterdifferenz im spätbronze- und früheisenzeitlichen Gräberfeld Cottbus Alvensleben-Kaserne (Brandenburg). – Bonn 2010 (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, 181).
- Gramsch, Alexander u. Meier, Thomas*: An archaeological outline of ritual dynamics and social space. – In: Bergerbrant, Sophie u. Sabatini, Serena [Hrsg.]: Counterpoint. Essays in archaeology and heritage studies = Festschrift Kristian Kristiansen. Oxford 2013 (British Archaeological Reports, International Series 2508), S. 193–198.
- Grimes, Ronald L.*: Rite out of place. Ritual, media, and the arts. – Oxford u. New York 2006.
- Groenewoudt, Bert*: Curves turning into squares. Late prehistoric landscape change and the changing morphology of ritual structures. Causality? An assessment of the evidence. – In: Landscape History 32, 2011, S. 5–17.
- Grothe, Anja u. Jungklaus, Bettina*: In Reih' und Glied – Archäologische und anthropologische Aspekte der Söldnerbestattungen von 1636 am Rande des Wittstocker Schlachtfeldes. – In: Meller, Harald [Hrsg.]: Schlachtfeldarchäologie – Battlefield-archaeology = Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle 2. Halle 2009, S. 163–171.
- Gudehus, Christian*: *Eichenberg, Ariane u. Welzer, Harald [Hrsg.]*: Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. – Stuttgart u. Weimar 2010.
- Gumbrecht, Hans Ulrich*: Production of presence. What meaning cannot convey. – Stanford 2004 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz. – Frankfurt a.M. 2004].
- Gumbrecht, Hans Ulrich*: Präsenz. – Berlin 2012.
- Günther, Hubertus*: Das Projekt Kaiser Maximilians für sein Grabmal. – In: Balsamo, Jean [Hrsg.]: Les funéraires à la Renaissance = Tagung Bar-le-Duc 1999. Genève 2002 (Travaux d'Humanisme et Renaissance, 356 = Colloque de la Société Française d'Étude du Seizième Siècle, 12), S. 77–111.
- Günzel, Stephan [Hrsg.]*: Raumwissenschaften. – Frankfurt a.M. 2009.
- Günzel, Stephan [Hrsg.]*: Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. – Stuttgart u. Weimar 2010.
- Hadley, Dawn M.*: Death in medieval England. An archaeology. – Stroud 2001.
- Haefelin, Casimir*: Dissertatio de sepulcris Romanis in agro Schwetzingano repertis. – Mannheim 1778 (Actae Academiae Theodoro Palatinae, 4).
- Haffner, Alfred*: Gräber – Spiegel des Lebens. Zum Totenbrauchtum der Kelten und Römer am Beispiel des Treverer-Gräberfeldes Wederath-Belginum. – Mainz 1989.
- Haidacher, Christoph*: Maximilians Leben und Taten in 24 Bildern. Die Marmorreliefs am Grabdenkmal des Kaisers. – In: Haidacher, Christoph u. Diemer, Dorothea [Hrsg.]: Maximilian I. Der Kenotaph in der Innsbrucker Hofkirche. Innsbruck u. Wien 2004, S. 81–188.

- Halbwachs, Maurice*: Les cadres sociaux de la mémoire. – Paris 1925 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. – Frankfurt a.M. 1985].
- Halbwachs, Maurice*: Morphologie sociale. – Paris 1938 [ich zitiere nach der gekürzten deutschen Übersetzung: Soziale Morphologie. – Konstanz 2002 (Édition Discours, 19)].
- Halbwachs, Maurice*: La topographie légendaire des évangiles en terre sainte. Étude de mémoire collective. – Paris 1941 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Stätten der Verkündigung im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis. – Konstanz 2003 (Édition Discours, 21)].
- Halbwachs, Maurice*: La mémoire collective. – Paris 1950 [kritische Neuausgabe hrsg. von Gérard Namer (Paris 1997); ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Das kollektive Gedächtnis. – Frankfurt a.M. 1985].
- Hållans Stenholm, Ann-Mari*: Fornminnen. Detforflutnas roll i detfökrüstna och kristna Mälardalen. – Lund 2012 (Vagar till Midgård, 15).
- Hallam, Elizabeth M.*: The Eleanor crosses and royal burial customs. – In: Parsons, David [Hrsg.]: Eleanor of Castile 1290–1990. Stamford 1991 (Paul Watkins Medieval Studies, 6), S. 9–22.
- Halle, Uta*: 936 Begräbnis Heinrichs I. – 1936 die archäologische Suche nach den Gebeinen in Quedlinburg und die NS-Propaganda. – In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 16, 2005, S. 15–21.
- Halle, Uta*: Nationalsozialisten und Archäologie. – In: Focke-Museum [Hrsg.]: Grab für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz = Ausstellungskat. Bremen 2013. Stuttgart 2013a, S. 44–49.
- Halle, Uta*: Wichtige Ausgrabungen der NS-Zeit. – In: Focke-Museum [Hrsg.]: Grab für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz = Ausstellungskat. Bremen 2013. Stuttgart 2013b, S. 65–73.
- Hamann-Mac Lean, Richard H.L.*: Die Reimser Denkmale des französischen Königtums im 12. Jahrhundert. Saint-Remi als Grabkirche im frühen und hohen Mittelalter. – In: Beumann, Helmut [Hrsg.]: Beiträge zur Bildung der französischen Nation in Früh- und Hochmittelalter. Sigmaringen 1983 (Nationes – Historische und Philologische Untersuchungen zur Entstehung der Europäischen Nationen im Mittelalter, 4), S. 93–259.
- Happe, Barbara*: „Tod ist nicht Tod – ist nur Veredelung sterblicher Natur“. Friedhöfe in der Aufklärung. – In: Fischer, Norbert u. Herzog, Markwart [Hrsg.]: Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden. Stuttgart 2005 (Irseer Dialoge, 10), S. 35–57.
- Harte, Jeremy*: Dragons, elves and giants: Some pre-archaeological occupants of British barrows. – In: Aldrich, Megan u. Wallis, Robert J. [Hrsg.]: Antiquaries & Archaists. The past in the past – the past in the present. Reading 2009, S. 14–28.
- Hartig, Kate V. u. Dunn, Kevin M.*: Roadside memorials: interpreting new deathscapes in Newcastle, New South Wales. – In: Australian Geographical Studies 36, 1998, S. 5–20.
- Hasse, Jürgen*: Versunkene Seelen. Begräbnisplätze ertrunkener Seeleute im 19. Jahrhundert. – Freiburg u.a. 2016.
- Haverkamp, Anselm*: Lichtbild. Das Bildgedächtnis der Photographie: Roland Barthes und Augustinus. – In: Haverkamp, Anselm u. Lachmann, Renate [Hrsg.]: Memoria – vergessen und erinnern. München 1993 (Poetik und Hermeneutik, 15), S. 47–66.
- Hehl, Ernst-Dieter*: Die Erzbischöfe von Mainz bei Erhebung, Salbung und Krönung des Königs (10. bis 14. Jahrhundert). – In: Kramp, Mario [Hrsg.]: Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos = Ausstellungskat. Aachen 2000, 1. Mainz 2000, S. 97–104.

- Henkel, Anna*: Die Dinge der Gesellschaft. Erste Überlegungen zu einer Gesellschaftstheorie der Dinglichkeit (The Technical University Technology Studies Working Papers TUTS-WP-6–2011). – Berlin [http://www.ts.tu-berlin.de/fileadmin/fg226/TUTS/TUTS_WP_6_2011.pdf (28.10.2014)].
- Herklotz, Ingo*: „Sepulcra“ e „Monumenta“ del medioevo. Studi sull’arte sepolcrale in Italia. – Rom 1985 (Collana di Studi di Storia dell’Arte, 5).
- Herrmann, Elisabeth*: Die Todesproblematik in Goethes Roman “Die Wahlverwandtschaften”. – Berlin 1998 (Philologische Studien und Quellen, 147).
- Hesberg, Henner von u. Panciera, Silvio*: Das Mausoleum des Augustus. Der Bau und seine Inschriften. – München 1994 (Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Philosophisch-Historische Klasse, N.F. 108).
- Hobsbawm, Eric*: Introduction: Inventing traditions. – In: Hobsbawm, Eric Terence [Hrsg.]: The invention of tradition. Cambridge 1983, S. 1–14.
- Höfer, Paul*: Der Leubinger Grabhügel. – In: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 5, 1906, S. 1–59.
- Hoffbauer, Fedor*: Paris à travers les âges. Aspects successifs des monuments et quartiers historiques de Paris depuis le XIIIe siècle jusqu’à nos jours, 1. – Paris 1875.
- Hoffmann, Stefan-Ludwig*: Sakraler Monumentalismus um 1900. Das Leipziger Völkerschlachtdenkmal. – In: Koselleck, Reinhart u. Jeismann, Michael [Hrsg.]: Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne. München 1994, S. 249–280.
- Hoffmann, Detlef*: Authentische Erinnerungsorte, oder: Von der Suche nach Echtheit und Erlebnis. – In: Meier, Hans-Rudolf u. Wohlleben, Marion [Hrsg.]: Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich 2000, S. 31–45.
- Hofmann, Kerstin P.*: Gräber und Totenrituale: Zu aktuellen Theorien und Forschungsansätzen. – In: Eggert, Manfred K.H. u. Veit, Ulrich [Hrsg.]: Theorie in der Archäologie: Zur jüngeren Diskussion in Deutschland. Münster u.a. 2013 (Tübinger Archäologische Taschenbücher, 10), S. 269–298.
- Holtorf, Cornelius J.*: Monumental past: The life-histories of megalithic monuments in Mecklenburg-Vorpommern (Germany). – Toronto 2000.
- Holtorf, Cornelius*: Meta-stories of archaeology. – In: World Archaeology 42, 2010a, S. 381–393.
- Holtorf, Cornelius*: Monte de Igreja, Torre de Coelheiros, Évora. Gedanken zur „Lebensgeschichte“ eines Megalithgrabes. – In: Armbruster, Tanya u. Hegewisch, Morten [Hrsg.]: Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte der Iberischen Halbinsel und Mitteleuropas = Festschrift Philine Kalb. Bonn 2010b (Studien zur Archäologie Europas, 11), S. 273–279.
- Homann, Arne*: Battlefield archaeology of central Europe – with a focus on early modern battlefields. – In: Mehler, Natascha [Hrsg.]: Historical archaeology in Central Europe. Rockville 2013 (The Society for Historical Archaeology – Special Publication, 10), S. 203–230.
- Horn, Eva*: Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit. – München 1998 (Theorie und Geschichte der Literatur und der Schönen Künste – Texte und Abhandlungen, 95).
- Hornbacher, Annette; Frese, Tobias u. Willer, Laura*: Präsenz. – In: Meier, Thomas; Ott, Michael R. u. Sauer, Rebecca [Hrsg.]: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Berlin u.a. 2015 (Materiale Textkulturen, 1), S. 87–99.
- Houston, James M.*: The concepts of ‘place’ and ‘land’ in the Judeo-Christian tradition. – In: Ley, David u. Samuels, Marwyn S. [Hrsg.]: Humanistic geography. Prospects and problems. Chicago u. London 1978, S. 224–237.

- Howard, Williams:* Beowulf and archaeology. Megaliths imagined and encountered in early medieval Europe. – In: Díaz-Guardamino, Marta; García-Sanjuán, Leonardo u. Wheatley, David [Hrsg.]: The lives of prehistoric monuments in Iron Age, Roman, and medieval Europe. Oxford 2015, S. 77–97.
- Hrobat Virloget, Katja:* Conceptualization of space through folklore. On the mythical and ritual significance of community limits. – In: Meier, Thomas u. Tillessen, Petra [Hrsg.]: Archaeological imaginations or religion. Budapest 2014, S. 359–382.
- Humbert, Jean-Marcel [Hrsg.]:* Napoléon aux Invalides. 1840, le retour des cendres. – Paris 1990.
- Hüppauf, Bernd:* Das Schlachtfeld als Raum im Kopf. Mit einem Postscriptum nach dem 11. September 2001. – In: Martus, Steffen; Münkler, Marina u. Röcke, Werner [Hrsg.]: Schlachtfelder. Codierung von Gewalt im medialen Wandel. Berlin 2003, S. 207–233.
- Illi, Martin:* Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt. – Zürich 1992.
- Ingold, Tim:* The temporality of landscape. – In: World Archaeology 25, 1993/94, S. 152–174 [wieder in: Ingold, Tim: The perception of the environment. Essays on livelihood, dwelling and skill. – London u. New York 2000, S. 189–208].
- Ingold, Tim:* Lines. A brief history. – London u. New York 2007.
- Ingold, Tim:* Stories against classification: Transport, wayfaring and the integration of knowledge. – In: Ingold, Tim: Being alive. Essays in movement and description. London u. New York 2011, S. 156–164.
- Jaenger, F.:* Plan des tertres funéraires du Mont Ste-Odile. – In: Cahiers d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace 29, 1938, S. 245–247.
- Jankélévitch, Vladimir:* La mort. – Paris 1977.
- Jehe, Oliver:* „Der edlern Menschheit treue Wiege“. Schwanthalers Siegesgöttinnen und das Antikenbild des deutschen Philhellenismus. – In: Wagner, Christoph [Hrsg.]: Die Befreiungshalle Kelheim. Geschichte – Mythos – Gegenwart. Regensburg 2012 (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte, 18), S. 221–232.
- Jeismann, Michael u. Westheider, Rolf:* Wofür stirbt der Bürger? Nationaler Totenkult und Staatsbürgertum in Deutschland und Frankreich seit der Französischen Revolution. – In: Koselleck, Reinhart u. Jeismann, Michael [Hrsg.]: Der politische Totenkult. Kriegserdenkmäler in der Moderne. München 1994, S. 23–50.
- Jones, Andrew:* Local colour: megalithic architecture and colour symbolism in neolithic Arran. – In: Oxford Journal of Archaeology 18, 1999, S. 339–350.
- Jung, Michael:* Marathon und Plataiai. Zwei Perserschlachten als „lieux de mémoire“ im antiken Griechenland. – Göttingen 2006 (Hypomnemata, 164).
- Kalb, Philine:* Rare rocks in megalithic monuments of Vale de Rodrigo, Portugal. – In: Scarre, Chris; García Sanjuán, Leonardo u. Wheatley, David W. [Hrsg.]: Exploring time and matter in prehistoric monuments. Absolute chronology and rare rocks in European megaliths = Tagung Seville 2008. Seville 2011 (Menga – Revista de Prehistoria de Andalucía Monografico, 1), S. 371–381.
- Kämpfer, Frank:* Herrscher, Stifter, Heiliger. Politische Heiligenkulte bei den orthodoxen Südslaven. – In: Petersohn, Jürgen [Hrsg.]: Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter = Kongress Reichenau 1990/91. Sigmaringen 1994 (Vorträge und Forschungen, 42), S. 423–445.
- Kansteiner, Wulf:* Postmoderner Historismus – Das kollektive Gedächtnis als neues Paradigma der Kulturwissenschaften. – In: Jaeger, Friedrich Jaeger u. Straub, Jürgen [Hrsg.]: Handbuch der Kulturwissenschaften 2. Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart u. Weimar 2011, S. 119–139.

- Kapff, Dieter u. Wolf, Reinhard*: Steinkreuze, Grenzsteine, Wegweiser ... Kleindenkmale in Baden-Württemberg. – Stuttgart 2000.
- Kienlin, Tobias L.*: Der „Fürst“ von Leubingen: Herausragende Bestattungen der Frühbronzezeit als Bezugspunkt gesellschaftlicher Kohärenz und kultureller Identität. – In: Kümmel, Christoph; Schweizer, Beat u. Veit, Ulrich [Hrsg.]: Körperinszenierung – Objektsammlung – Monumentalisierung: Totenritual und Grabkult in frühen Gesellschaften. Archäologische Quellen in kulturwissenschaftlicher Perspektive (Tübinger Archäologische Taschenbücher, 6). Münster 2008, S. 181–206.
- Kießling, Rolf*: Der Bauernkrieg. – In: François, Etienne u. Schulze, Hagen [Hrsg.]: Deutsche Erinnerungsorte 2. München 2002, S. 137–153.
- Klein, Wilhelm*: Schicksale der Überreste des Königs Johann von Böhmen, Grafen von Luxemburg. – In: Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 45, 1907, S. 368–391.
- Klos, Lydia*: Runensteine in Schweden. Studien zu Aufstellung und Funktion. – Berlin u. New York 2009 (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Ergänzungsbände, 64).
- Knigge, Volkhard*: Vom Zeugniswert der authentischen Substanz für die Gedenkstättenarbeit. – In: Klausmeier, Axel u. Schlusche, Günter [Hrsg.]: Denkmalpflege für die Berliner Mauer. Die Konservierung eines unbequemen Bauwerks. Beiträge zur Geschichte von Mauer und Flucht. Berlin 2011, S. 65–71.
- Koch, Ursula*: Wer lag neben wem? Eine Analyse des Gräberfeldplanes von Mainz-Hechtsheim. – In: Ludowici, Babette [Hrsg.]: Individual and individuality? Approaches towards an archaeology of personhood in the first millenium AD. Hannover u. Stuttgart 2013 (Neue Studien zur Sachsenforschung, 4), S. 123–136.
- Kolen, Jan*: The religious transformation of a landscape: Drenthe (the Netherlands), c. AD 800–1600. – In: Ó Carragáin, Tomás u. Turner, Sam [Hrsg.]: Making Christian landscapes in Atlantic Europe. Conversion and consolidation in the early middle ages [im Druck].
- Kortüm, Hans-Henning*: Menschen und Mentalitäten. Einführung in die Vorstellungswelten des Mittelalters. – Berlin 1996.
- Koselleck, Reinhart*: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden. – In: Marquard, Odo u. Stierle, Karl-Heinz [Hrsg.]: Identität. München 1979 (Poetik und Hermeneutik, 8), S. 255–276.
- Koselleck, Reinhart*: Einleitung. – In: Koselleck, Reinhart u. Jeismann, Michael [Hrsg.]: Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne. München 1994, S. 9–20.
- Koselleck, Reinhart*: Zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes. Ein deutsch-französischer Vergleich. – Basel 1998 (Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen, 3).
- Köster, Janine*: Sterbeinschriften auf wikingerzeitlichen Runensteinen. – Berlin u. New York 2014 (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsbände 89).
- Kramer, Ernst*: Kreuzweg und Kalvarienberg. Historische und baugeschichtliche Untersuchungen. – Kehl u. Strassburg 1957 (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, 313).
- Krautheimer, Richard*: Introduction to an 'Iconography of medieval architecture'. – In: Journal of the Courtauld and Warburg Institute 5, 1942, S. 1–33.
- Kristiansen, Kristian*: The construction of a bronze age landscape. Cosmology, economy and social organisation in Thy, Northwestern Jutland. – In: Hänsel, Bernhard [Hrsg.]: Mensch und Umwelt in der Bronzezeit Europas. Kiel 1998, S. 281–291.
- Kroh, Jens u. Lang, Anne-Katrin (2010)*: Erinnerungsorte. – In: Gudehus, Christian; Eichenberg, Ariane u. Welzer, Harald [Hrsg.]: Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart u. Weimar 2010, S. 184–188.

- Krüger, Jürgen*: Die Grabeskirche zu Jerusalem. Geschichte – Gestalt – Bedeutung. – Regensburg 2000.
- Lachmann, Renate*: Gedächtniskünste. – In: Gudehus, Christian; Eichenberg, Ariane u. Welzer, Harald [Hrsg.]: Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart u. Weimar 2010, S. 136–142.
- Laporte, Luc; Daire, Marie-Yvane; Kerdivel, Gwenolé u. López-Romero, Elías*: Back and forward. Neolithic standing stones and iron age stelae in French Brittany. – In: Díaz-Guardamino, Marta; García Sanjuán, Leonardo u. Wheatley, David [Hrsg.]: The lives of prehistoric monuments in Iron Age, Roman, and medieval Europe. Oxford 2015, S. 141–161.
- Laube, Stefan*: Authentizität – in Szene gesetzt und in Frage gestellt. Drei Fallbeispiele aus dem 13., 17. und 19. Jahrhundert. – In: Sabrow, Martin u. Saupe, Achim [Hrsg.]: Historische Authentizität. Göttingen 2016, S. 62–79.
- Lauwers, Michel*: Naissance du cimetière. Lieux sacrés et terre des morts dans l'Occident médiéval. – Paris 2005.
- Leach, Edward*: Discussion. – In: Burnham, Barry C. u. Kingsbury, John [Hrsg.]: Space, hierarchy and society: interdisciplinary studies in social area analysis (British Archaeological Reports, International Series 59). Oxford 1979, S. 34–47.
- Ledderose, Lothar*: Die Gedenkhalle für Mao Zedong. Ein Beispiel von Gedächtnisarchitektur. – In: Assmann, Jan u. Hölscher, Tonio [Hrsg.]: Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a.M. 1988, S. 311–339.
- Leger, Thomas Alfred*: Führer durch den Schwetzingen Garten; hrsg. Carl von Graimberg. – Mannheim 1828.
- Legner, Anton*: Ornamenta Ecclesiae. – In: Legner, Anton [Hrsg.]: Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik 1 = Ausstellungskat. Köln 1985. Köln 1985, S. 22–32.
- Lehner, Mark*: The complete pyramids. – London 1997 [dt.: Das erste Weltwunder. Die Geheimnisse der ägyptischen Pyramiden. – München u. Düsseldorf 1997].
- Leibenath, Markus*: Konstruktivistische, interpretative Landschaftsforschung. Prämissen und Perspektiven. – In: Leibenath, Markus; Heiland, Stefan; Kilper, Heiderose u. Tzschaschel, Sabine [Hrsg.]: Wie werden Landschaften gemacht? Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Konstituierung von Kulturlandschaften. Bielefeld 2013, S. 7–37.
- Leisner, Georg u. Leisner, Vera*: Die Megalithgräber der Iberischen Halbinsel. Der Westen 2. – Berlin 1959 (Madriider Forschungen, 1.2).
- Leisner, Vera*: Die Megalithgräber der Iberischen Halbinsel. Der Westen 3. – Berlin 1965 (Madriider Forschungen 1.3).
- Lillios, Katina T.*: Engaging memory memories of European prehistory. – In: Jones, Andrew [Hrsg.]: Prehistoric Europe. Theory and practice. Chichester 2008, S. 228–254.
- Lindley, Phillip G.*: Romanticizing reality: The sculptural memorials of Queen Eleanor and their context. – In: Parsons, David [Hrsg.]: Eleanor of Castile 1290–1990. Stamford 1991 (Paul Watkins Medieval Studies, 6), S. 69–92.
- Lingström, Maria*: Fjäle myr 1361. Arkeologiska undersökningar av slagfältet från dagarna före slaget vid Visby ringmur. – In: Fornvännen 104, 2009, S. 33–44.
- Löw, Martina*: Raumsociologie. – Frankfurt a.M. 2001.
- Lowenthal, David*: Age and artifact. Dilemmas of appreciation. – In: Meinig, Donald W. [Hrsg.]: The interpretation of ordinary landscapes. Geographical essays. New York u. Oxford 1979, S. 128.
- Lurz, Meinhold*: Kriegerdenkmäler in Deutschland 1. Befreiungskriege. – Heidelberg 1985, S. 8–64.
- MacCannell, Dean*: The tourist. – London 1976.

- Maier, Rudolf Albert*: Neuzeitliche Zigeuner-Bestattungen und Pferdeopfer-Deponierungen bei der Stadt Erding in Oberbayern. – In: Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 21, 1980, S. 229–241.
- Maran, Joseph*: The Persistence of place and memory: the case of the Early Helladic Rundbau and the Mycenaean palatial megara of Tiryns. – In: Bartelheim, Martin; Horejs, Barbara u. Krauß, Raiko [Hrsg.]: Von Baden bis Troia. Ressourcennutzung, Metallurgie und Wissenstransfer = Festschrift Ernst Pernicka. Rahden/Westf. 2016 (Oriental and European Archaeology, 3), S. 153–173.
- Maresch, Rudolf u. Werber, Niels* [Hrsg.]: Raum – Wissen – Macht. – Frankfurt a.M. 2002.
- Maus, Gunnar*: Landscapes of memory: a practice theory approach to geographies of memory. – In: Geographica Helvetica, 70, 2015, S. 215–223.
- The Maussolleion at Halikarnassos*. Reports of the Danish archaeological expedition to Bodrum. – Copenhagen u. Højbjerg 1981/2004.
- McMann, Jean*: Forms of power: dimensions of an Irish megalithic landscape. – In: Antiquity 68, 1994, S. 525–544.
- McMannus, Damian*: A guide to Ogam. – Maynooth 1991 (Maynooth Monographs, 4).
- Meier, Mischa*: Die Thermopylen – „Wanderer, kommst Du nach Spa(rta)“. – In: Hölkeskamp, Karl-Joachim u. Stein-Hölkeskamp, Elke [Hrsg.]: Erinnerungsorte der Antike. Die griechische Welt. München 2010, S. 98–113.
- Meier, Thomas*: Die Rebellion Heinrichs V. (1104/06) im Diskurs über Religion und Lüge. – In: Hochadel, Oliver u. Kocher, Ursula [Hrsg.]: Lügen und Betrügen. Das Falsche in der Geschichte von der Antike bis zur Moderne. Köln u.a. 2000, S. 33–50.
- Meier, Thomas*: Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa. – Stuttgart 2002a (Mittelalter-Forschungen, 8).
- Meier, Thomas*: Königs- und Kaiserbegräbnisse im Spätmittelalter. Anmerkungen zu einer verpaßten Chance. – In: Zeitschrift für Historische Forschung 29, 2002b, S. 323–338.
- Meier, Thomas*: Ambivalenz im Raum. Zur Disposition mittelalterlicher Herrschergräber. – In: Staecker, Jörn [Hrsg.]: The European Frontier. Clashes and compromises in the Middle Ages = Kongress Lund 2000. Lund 2004 (Lund Studies in Medieval Archaeology 33 = CCC Papers 7), S. 127–144.
- Meier, Thomas*: Krise und Argument: Die vielen Gräber Kaiser Heinrichs IV. – In: Carnap-Bornheim, Claus von; Krause, Dirk u. Wesse, Anke [Hrsg.]: Herrschaft – Tod – Bestattung. Zu den vor- und frühgeschichtlichen Prunkgräbern als archäologisch-historische Quelle = Konferenz Kiel 2003. Bonn 2006 (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, 139), S. 185–206.
- Meier, Thomas*: Archaeology and identity in a Bavarian village – academic and local (hi)stories. – In: Niklasson, Elisabeth u. Meier, Thomas [Hrsg.]: Appropriate narratives. Archaeologists, publics and stories. Budapest 2013 (Archaeolingua Series Minor, 33), S. 145–184.
- Meier, Thomas u. Tillessen, Petra*: Archaeological imaginations of religion: an introduction from an Anglo-German perspective. – In: Meier, Thomas u. Tillessen, Petra [Hrsg.]: Archaeological imaginations of religion. Budapest 2014, S. 11–247.
- Meier, Thomas; Focken, Friedrich-Emanuel u. Ott, Michael R.*: Material. – In: Meier, Thomas; Ott, Michael R. u. Sauer, Rebecca [Hrsg.]: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken (Materiale Textkulturen, 1). Berlin u.a. 2015, S. 19–31.
- Meller, Harald* [Hrsg.]: Schlachtfeldarchäologie – Battlefield archaeology = Tagung Halle (Saale) 2008. – Halle 2009.
- Mercer, Ben*: The moral rearmament of France: Pierre Nora, memory and the crisis of republicanism. – In: French Politics, Culture and Society 31, 2013, S. 102–115.

- Meyer, Rudolf J.:* Königs- und Kaiserbegräbnisse im Spätmittelalter. Von Rudolf von Habsburg bis zu Friedrich III. – Köln u.a. 2000 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, 19).
- Miles, Stephen:* Anthropogenic disaster and sense of place: Battlefield sites as tourist attractions. – In: Convery, Ian; Corsane, Gerard u. Davis, Peter [Hrsg.]: Displaced heritage. Responses to disaster, trauma, and loss. Woodbridge 2014, S. 19–27.
- Miltzer, Klaus:* Der Erzbischof von Köln und die Krönungen der deutschen Könige (936–1531). – In: Kramp, Mario [Hrsg.]: Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos = Ausstellungskat. Aachen 2000, 1. Mainz 2000, S. 105–111.
- Moosbrugger, Rudolf:* Die frühmittelalterliche Grabhügelnekropole Illnau. – In: Degen, Rudolf; Drack, Walter u. Wyss, René [Hrsg.]: Helvetia antiqua. Beiträge zur Prähistorie und Archäologie der Schweiz = Festschrift Emil Vogt. Zürich 1966, S. 293–306.
- Müller, Friedhelm L.:* Kritische Gedanken zur antiken Mnemotechnik und zum Auctor ad Herennium. – Stuttgart 1996.
- Müller, Silvinus:* Die Königskrönungen in Aachen (936–1531). Ein Überblick. – In: Kramp, Mario [Hrsg.]: Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos = Ausstellungskat. Aachen 2000, 1. Mainz 2000, S. 49–58.
- Müller, Matthias u. Untermann, Matthias [Hrsg.]:* Der Dom zu Speyer, Konstruktion, Funktion und Rezeption zwischen Salierzeit und Historismus. – Darmstadt 2013.
- Münster, Sebastian:* Cosmographiae universalis Lib VI. – Basilea 1550.
- Neumann, Wolfgang [Red.]:* Tanz der Toten – Todestanz. Der monumentale Totentanz im deutschsprachigen Raum = Ausstellungskatalog Kassel 1998. – Dettelbach 1998.
- Neumüllers-Klausner, Renate:* Schlachten und ihre 'memoria' in Bild und Wort. – In: Krimm, Krimm u. John, Herwig [Hrsg.]: Bild und Geschichte. Studien zur politischen Ikonographie = Festschrift Hansmartin Schwarzmaier. Sigmaringen 1997, S. 181–196.
- Niklasson, Elisabeth u. Meier, Thomas:* Appropriate narratives – an introduction. – In: Niklasson, Elisabeth u. Meier, Thomas [Hrsg.]: Appropriate narratives. Archaeologists, publics and stories. Budapest 2013 (Archaeolingua Series Minor, 33), S. 15–28.
- Nora, Pierre:* Entre mémoire et histoire. La problématique des lieux. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 1. La république. Paris 1984, S. XV–XLII [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte. – In: Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. – Berlin 1990, S. 11–33].
- Nora, Pierre:* Comment écrire l'histoire de France? – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 3. Les France 1. Conflits et partages. Paris 1992, S. 9–32 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Das Zeitalter des Gedenkens. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Erinnerungsorte Frankreichs. – München 2005, S. 543–575].
- Nora, Pierre:* L'ère de la commémoration. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 3. Les France 3. De l'archive à l'emblème. Paris 1992, S. 975–1012 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Wie lässt sich heute eine Geschichte Frankreichs schreiben? – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Erinnerungsorte Frankreichs. München 2005, S. 15–23].
- Novak, Shannon:* Battle-related trauma. – In: Fiorato, Veronica; Boylston, Anthea u. Knüsel, Christopher [Hrsg.]: Blood red roses. The archaeology of a mass grave from the battle of Towton AD 1461. Oxford 2000, S. 90–102.
- Oestigaard, Terje u. Joakim, Goldhahn:* From the dead to the living: death as transactions and re-negotiations. – In: Norwegian Archaeological Review 39, 2006, S. 27–48.
- Oexle, Otto Gerhard [Hrsg.]:* Memoria als Kultur. – Göttingen 1995 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 121).
- Okasha, Elisabeth:* Hand-list of Anglo-Saxon non-runic inscriptions. – Cambridge 1971.

- Okasha, Elisabeth*: Corpus of early christian inscribed stones of southwest Britain. Studies in the Early History of Britain. – London 1993.
- O'Kelly, Michael J.*: Newgrange. Archaeology, art and legend. – London 1982.
- Otte, Wulf*: Zur populären Rezeption Heinrichs des Löwen im 20. Jahrhundert: Zwischen politischer Instrumentalisierung und Kommerz. – In: Luckhardt, Jochen; Niehoff, Franz u. Biegel, Gerd [Hrsg.]: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. 3 Abteilung Nachleben. München 1995, S. 96–102.
- Ozouf, Mona*: Le Panthéon. L'École normale des morts. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 1. La République. Paris 1984, S. 139–166.
- Parmentier, Richard J.*: The sacred remains. Myth, history, and polity in Belau. – Chicago 1987.
- Pätzold, Johannes*: Hinweise auf Altstraßen und vorgeschichtliche Siedlungsplätze in Niederbayern durch Grabhügelvorkommen. – In: Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 21, 1980, S. 39–42.
- Pearce, John; Millett, Martin u. Struck, Manuela [Hrsg.]*: Burial, society and context in the Roman world. – Oxford 2000.
- Pedersen, Anne*: Ancient mounds for new graves. An aspect of Viking Age burial customs in southern Scandinavia. – In: André, Anders; Jennbert, Kristina u. Raudvere, Catharina [Hrsg.]: Old Norse religion in long-term perspectives. Origins, changes, and interactions = Konferenz Lund 2004. Lund 2006 (Vägar till Midgård, 8), S. 346–353.
- Petermann, Sandra*: Rituale machen Räume. Zum kollektiven Gedenken der Schlacht von Verdun und der Landung in der Normandie. – Bielefeld 2007.
- Petermann, Sandra*: Orte des Triumphes oder Stätten der Versöhnung? Gedenkräume der Schlacht von Verdun. – In: Defrance, Corine; Kißener, Michael u. Nordblom, Pia [Hrsg.]: Wege der Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen nach 1945. Zivilgesellschaftliche Annäherungen. Tübingen 2010 (Edition Lendemains, 7), S. 273–289.
- Petts, David*: Memories in stone. Changing strategies and contexts of remembrance in early medieval Wales. – In: Williams, Howard [Hrsg.]: Archaeologies of remembrance. Death and memory in past societies = Konferenz Oxford 2000. New York u.a. 2003, S. 193–213.
- Pieper, Jan; Naujokat, Anke u. Kappler, Anke*: Jerusalemskirchen. Mittelalterliche Kleinarchitekturen nach dem Modell des Heiligen Grabes. – Aachen 2003 (Wissenschaftliche Schriften der Fakultät für Architektur der RWTH Aachen, 3).
- Piva, Paolo*: Die „Kopien“ der Grabeskirche im romanischen Abendland. Überlegungen zu einer problematischen Beziehung. – In: Cassanelli, Roberto [Hrsg.]: Die Zeit der Kreuzzüge. Geschichte und Kunst. Stuttgart 2000, S. 97–117.
- Plault, Michel*: Les lanternes des morts. Inventaire – histoire & liturgie. – Poitiers 1988 (Art & Patrimoine, 4).
- Pluciennik, Mark*: Is narrative necessary? – In: Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 51, 2010, S. 48–63.
- Poser, Steffen*: Zur Rezeptionsgeschichte des Völkerschlachtdenkmal zwischen 1914 und 1989. – In: Keller, Katrin u. Schmid, Hans-Dieter [Hrsg.]: Vom Kult zur Kulisse. Das Völkerschlachtdenkmal als Gegenstand der Geschichtskultur. Leipzig 1995, S. 78–104.
- Posluschny, Axel u. Schierhold, Kerstin*: Einsichten aus Aussichten. Sichtbarkeitsanalysen zu einer Gruppe von Galeriegräbern im Altenautal bei Paderborn, Nordrhein-Westfalen, Deutschland. – In: Armbruester, Tanya u. Hegewisch, Morten [Hrsg.]: Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte der Iberischen Halbinsel und Mitteleuropas = Festschrift Philine Kalb. Bonn 2010 (Studien zur Archäologie Europas, 11), S. 89–96.

- Praetzellis, Adrian u. Praetzellis, Mary* [Hrsg.]: Archaeologists as storytellers. – In: Special issue of Historical Archaeology 32, 1998, S. 1–96.
- Prost, Antoine*: Verdun. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Les lieux de mémoire 2. La nation 3. Paris 1986, S. 111–141 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Verdun. – In: Nora, Pierre [Hrsg.]: Erinnerungsorte Frankreichs. München 2005, S. 253–278].
- Puhle, Matthias* [Hrsg.]: Aufbruch in die Gotik, der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit = Ausstellung Magdeburg 2009. – Mainz 2009.
- Rehling, Andrea u. Paulmann, Johannes*: Historische Authentizität jenseits von „Original“ und „Fälschung“. Ästhetische Wahrnehmung – gespeicherte Erfahrung – gegenwärtige Performanz. – In: Sabrow, Martin u. Saupe, Achim [Hrsg.]: Historische Authentizität. Göttingen 2016, S. 91–125.
- Rieger, Stefan*: Richard Semon und/oder Aby Warburg: Mneme und/oder Mnemosyne. – In: Assmann, Aleida; Weinberg, Manfred u. Windisch, Martin [Hrsg.]: Medien des Gedächtnisses. Stuttgart u. Weimar 1998 (Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 72, 1998 Sonderheft), S. 245–263.
- Robbe, Tilmann*: Benjamins Berlin. Gedächtnislandschaften zwischen *memory boom* und *spatial turn*. – In: Berger, Stefan u. Seiffert, Joana [Hrsg.]: Erinnerungsorte: Chancen, Grenzen und Perspektiven eines Erfolgskonzeptes in den Kulturwissenschaften. Essen 2014 (Veröffentlichungen des Instituts für Soziale Bewegungen, A 59), S. 91–100.
- Roesdahl, Else*: Aristocratic burial in late Viking age Denmark. Custom, regionality, conversion. – In: Carnap-Bornheim, Claus von; Krausse, Dirk u. Wesse, Anke [Hrsg.]: Herrschaft – Tod – Bestattung. Zu den vor- und frühgeschichtlichen Prunkgräbern als archäologisch-historische Quelle = Konferenz Kiel 2003. Bonn 2006 (Universitätsforschung zur Prähistorischen Archäologie, 139), S. 169–183.
- Romero, Anne-Marie*: Saint-Denis. La montée des pouvoirs. – Paris 1992.
- Rosenberg, Jay F.*: The ship of Theseus (a case study). – In: Rosenberg, Jay F.: The practice of philosophy. A handbook for beginners. 2. Aufl. Englewood Cliffs 1984, S. 36–44 [dt.: Das Schiff des Theseus – eine Fallstudie. – In: Rosenberg, Jay F.: Philosophieren – ein Handbuch für Anfänger. 5. Aufl. Frankfurt a.M. 2006, S. 64–77].
- Röttger, Bernhard Hermann; Busch, Karl u. Goering, Max*: Bezirksamt Kirchheimbolanden. – München 1938 (Die Kunstdenkmäler von Bayern, 6. Regierungsbezirk Pfalz, 7).
- Le Rouzic, Zacharie*: Carnac – fouilles faites dans la région. Tumulus du Mont St-Michel 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906. – Vannes 1932.
- Rowlands, Michael*: The role of memory in the transmission of culture. – In: World Archaeology 25, 1993, S. 141–151.
- Ruoff, Eeva*: Erinnerungsträger und Erinnerungsräume in Landschaftsgärten des 18. Jahrhunderts. – In: Meier, Hans-Rudolf u. Wohlleben, Marion [Hrsg.]: Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege. Zürich 2000, S. 167–177.
- Sabrow, Martin*: Schattenorte. – In: Merkur 69, 2015, S. 77–84.
- Sabrow, Martin u. Saupe, Achim*: Historische Authentizität. Zur Kartierung eines Forschungsfeldes. – In: Sabrow, Martin u. Saupe, Achim [Hrsg.]: Historische Authentizität. Göttingen 2016, S. 7–28.
- Saupe, Achim*: Authentizität. – In: Samida, Stefanie; Eggert, Manfred K.H. u. Hahn, Hans Peter [Hrsg.]: Handbuch Materielle Kultur. Stuttgart 2014a, S. 180–184.
- Saupe, Achim*: Empirische, materiale, personale und kollektive Authentizitätskonstruktionen und die Historizität des Authentischen. – In: Fitzenreiter, Martin [Hrsg.]: Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologie = Workshop Berlin 2013 (IBAES – Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie). London 2014b, S. 19–26.

- Sawyer, Birgit*: The Viking-age rune-stones. Custom and commemoration in early medieval Scandinavia. – Oxford 2000.
- Scarre, Chris; García Sanjuán, Leonardo u. Wheatley, David*: Exploring time and matter in prehistoric monuments: debating absolute chronology and rare rocks in European megaliths. – In: Scarre, Chris; García Sanjuán, Leonardo u. Wheatley, David W. [Hrsg.]: Exploring time and matter in prehistoric monuments. Absolute chronology and rare rocks in European megaliths = Tagung Seville 2008 (Menga – Revista de Prehistoria de Andalucía Monografico, 1). Seville 2011, S. 11–23.
- Schäfer, Kristin Anne*: Die Völkerschlacht. – In: François, Etienne u. Schulze, Hagen [Hrsg.]: Deutsche Erinnerungsorte 2. München 2002, S. 187–201.
- Schenk, Winfried*: Religion und Kulturlandschaft: Annäherungen an ein dialektisches Prozessfeld aus historisch-geographischer Perspektive. – In: Siedlungsforschung 20, 2002, S. 9–24.
- Schierhold, Kerstin*: Studien zur hessisch-westfälischen Megalithik. Forschungsstand und -perspektiven im europäischen Kontext. – Rahden/Westf. 2012 (Münstersche Beiträge zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie; 6).
- Schmid, Karl u. Wollasch, Joachim [Hrsg.]*: Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert liturgischen Gedenkens im Mittelalter. – München 1984 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 48).
- Schmid, Peter*: Sterben – Tod – Leichenbegängnis König Maximilians I. – In: Kolmer, Lothar [Hrsg.]: Der Tod des Mächtigen. Kult und Kultur des Todes spätmittelalterlicher Herrscher = Kongress Salzburg 1993. Paderborn u.a. 1997, S. 185–215.
- Schmidt, Roderich*: Königsumritt und Huldigung in ottonisch-salischer Zeit. – In: Vorträge und Forschungen 6. Konstanz u. Stuttgart 1961, S. 97–233.
- Schmitz-Esser, Romedio*: Der Leichnam im Mittelalter. Einbalsamierung, Verbrennung und die kulturelle Konstruktion des toten Körpers. – Ostfildern 2014 (Mittelalter-Forschungen, 48).
- Schnurbein, Alexandra von*: Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau. – Stuttgart 1987 (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, 21).
- Schöll, Hans Christoph*: Der Heidelberger Ehrenfriedhof. – In: Busse, Hermann Eris [Hrsg.]: Heidelberg und das Neckartal. Heidelberg 1939 (Badische Heimat, 26), S. 362–372.
- Scholz, Stephan*: Vertriebenen Denkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft. – Paderborn 2015.
- Schramm, Percy Ernst u. Fillitz, Hermann*: Denkmale der deutschen Könige und Kaiser 2. Ein Beitrag zur Herrschergeschichte von Rudolf I. bis Maximilian I. 1273–1519. – München 1978 (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, 7).
- Schroer, Markus*: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. – Frankfurt a.M. 2006.
- Scott, Douglas D.; Babits, Lawrence u. Haeker, Charles [Hrsg.]*: Fields of conflict. Battlefield archaeology from the Roman Empire to the Korean War. – Westport 2007.
- Seaton, Anthony V.*: War and thanatourism. Waterloo 1815–1914. – In: Annals of Tourism Research 26, 1999, S. 130–158.
- Semple, Sarah*: Perceptions of the prehistoric in Anglo-Saxon England. Religion, ritual and rulership in the landscape. – Oxford 2013.
- Siegmund, Frank*: Alemannen und Franken. – Berlin u. New York 2000 (Ergänzungs-bände zu Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 23).

- Sims-Williams, Patrick*: The celtic inscriptions of Britain: Phonology and chronology, c. 400–1200. – Oxford 2003 (Publications of the Philological Society, 37).
- Sippel, Klaus*: Die Kenntnis vorgeschichtlicher Hügelgräber im Mittelalter. – In: *Germania* 58, 1980, S. 137–146.
- Smith, Jonathan Z.*: To take place. Toward theory in ritual. – Chicago u. London 1987.
- Smith, Angèle*: Landscape representation: place and identity in nineteenth-century ordnance survey maps of Ireland. – In: Stewart, Pamela J. u. Strathern, Andrew [Hrsg.]: *Landscape, memory and history: Anthropological perspectives*. London u. Stirling 2003, S. 71–88.
- Sopher, David E.*: The structuring of space in place names and words for place. – In: Ley, David u. Samuels, Marwyn S. [Hrsg.]: *Humanistic geography. Prospects and problems*. Chicago u. London 1978, S. 251–268.
- Sopp, Matthias*: Die Wiederaufnahme älterer Bestattungsplätze in den nachfolgenden vor- und frühgeschichtlichen Perioden in Norddeutschland. – Bonn 1999 (Antiquitas Reihe, 3.39).
- Sørensen, Marie Louise Stig*: The grammar of drama: an analysis of the rich early Bronze Age grave at Leubingen, Germany. – In: Kienlin, Tobias [Hrsg.]: *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur = Conference Frankfurt a.M. 2003* (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, 127). Bonn 2005, S. 283–291.
- Sörries, Reiner*: „Kirchhof“ oder Coemeterium? Anmerkungen zum mittelalterlichen Friedhof, zu den Sonderfriedhöfen und zur Auslagerung vor die Stadt. – In: Fischer, Norbert u. Herzog, Markwart [Hrsg.]: *Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden* (Irseer Dialoge, 10). Stuttgart 2005, S. 23–34.
- Spänle, Ludwig*: Von der Argolis an die Donau. Die Befreiungshalle und der Philhellenismus. – In: Wagner, Christoph [Hrsg.]: *Die Befreiungshalle Kelheim. Geschichte – Mythos – Gegenwart* (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte, 18). Regensburg 2012, S. 23–24.
- Spehr, Reinhard*: Christianisierung und früheste Kirchenorganisation in der Mark Meißen. Ein Versuch. – In: Oexle, Judith [Hrsg.]: *Frühe Kirchen in Sachsen. Ergebnisse archäologischer und baugeschichtlicher Untersuchungen* (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, 23). Stuttgart 1994, S. 8–63.
- Spieker, Ira u. Schwibbe, Gudrun*: Nur Vergessene sind wirklich tot. Zur kulturellen Bedeutung virtueller Friedhöfe. – In: Fischer, Norbert u. Herzog, Markwart [Hrsg.]: *Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden* (Irseer Dialoge, 10). Stuttgart 2005, S. 229–242.
- Stadelmann, Rainer*: Die ägyptischen Pyramiden. Vom Ziegelbau zum Weltwunder. – 3. Aufl. Mainz 1997 (Kulturgeschichte der antiken Welt, 30).
- Stearns, John*: The archaeology of the medieval English monarchy. – London 1993.
- Stirland, Ann Jane*: Raising the dead. The skeleton crew of Henry VIII's Great Ship the Mary Rose. – Chichester u.a. 2000.
- Stout, Geraldine*: Newgrange and the Bend of the Boyne. – Cork 2002.
- Stout, Geraldine u. Stout, Matthew* 2008: Newgrange. – Cork 2008.
- Sudhoff, Ingrid*: Kreisgräben, Grabhügel und verwandte Sonderformen von Grabanlagen im Merowingerreich. – Diss. Universität Bonn, 1999.
- Sutherland, Tim L. u. Schmidt, Achim*: The Towton battlefield archaeological survey project. An integrated approach to battlefield archaeology. – In: *Landscape* 4, 2003, S. 15–25.
- Tai, Hue Tam Ho*: Remembered realms. Pierre Nora and French national memory. – In: *American Historical Review* 106, 2001, S. 906–922.

- Talarico, Marco*: Der Kreuzweg Jesu in historischer Authentizität und katholischer Frömmigkeit. – Münster 2003 (Ästhetik – Theologie – Liturgik, 25).
- Tarlow, Sarah*: Bereavement and commemoration. An archaeology of mortality. – Oxford 1999.
- Tarlow, Sarah*: Ritual, belief and the dead in early modern Britain and Ireland. – Cambridge u.a. 2011.
- Thäte, Eva S.*: Monuments and minds. Monument re-use in Scandinavia in the second half of the first millenium AD. – Lund 2007 (Acta Archaeologica Lundensia, Ser. in 4°27).
- Theune, Claudia*: Archaeology and remembrance: the contemporary archaeology of concentration camps, prisoner-of-war camps, and battelfields. – In: Mehler, Natascha [Hrsg.]: Historical Archaeology in Central Europe (The Society for Historical Archaeology – Special Publication, 10). Rockville 2013, S. 241–259.
- Thomas, John*: Mounds, memories and myths: ancient monuments and place in the Leicestershire landscape. – In: Chadwick, Adrian M. u. Gibson, Catriona D. [Hrsg.]: Memory, myth and long-term landscape inhabitation (Celtic Studies Publications, 17). Oxford u. Oakville 2013, S. 76–98.
- Thordeman, Bengt*: Armour from the battle of Wisby 1361. – Stockholm u. Uppsala 1939/40.
- Tilley, Christopher*: A phenomenology of landscape. Places, paths and monuments. – Oxford u. Providence 1994.
- Toynbee, Jocelyn M.C.*: Death and burial in the Roman world. – London 1971.
- Tuan, Yi-Fu*: Space and place: humanistic perspective. – In: Progress in geography 6, 1974a, S. 211–252.
- Tuan, Yi-Fu*: Topophilia. A study of environmental perception, attitudes, and values. – Englewood Cliffs 1974b.
- Tuan, Yi-Fu*: Place: an experiential perspective. – In: The Geographical Review 65, 1975, S. 151–165.
- Tuan, Yi-Fu*: Space and place. The perspective of experience. – Minneapolis 1977.
- Untermann, Matthias*: Der Zentralbau im Mittelalter. Form, Funktion, Verbreitung. – Darmstadt 1989, S. 53–77.
- Valdez del Alamo, Elizabeth u. Pendergast, Carol Stamatis*: Introduction. – In: Valdez del Alamo, Elisabeth u. Pendergast, Carol Stamatis [Hrsg.]: Memory and the medieval tomb. Aldershot 2000, S. 1–15.
- Van Dyke, Ruth M.*: Memory, place, and the memorialization of landscape. – In: David, Bruno u. Thomas, Julian [Hrsg.]: Handbook of landscape archaeology. Walnut Creek 2008, S. 277–284.
- Van Dyke, Ruth M. u. Alcock, Susan E.*: Archaeologies of memory: An introduction. – In: Van Dyke, Ruth M. u. Alcock, Susan E. [Hrsg.]: Archaeologies of memory. Malden u.a. 2003, S. 1–13.
- Vieira, Alexandra*: Castelo Velho and Prazo (Vila Nova de Foz Côa, Portugal): the oral tradition. – In: Chadwick, Adrian M. u. Gibson, Catriona D. [Hrsg.]: Memory, myth and long-term landscape inhabitation (Celtic Studies Publications, 17) Oxford u. Oakville 2013, S. 258–275.
- Vortisch, Walter*: Geologisch-petrographische Untersuchungen an megalithischen Monumenten – Beispiele aus Portugal. – In: Beinhauer, Karl W. [Hrsg.]: Studien zur Megalithik. Forschungsstand und ethnoarchäologische Perspektiven (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 21). Mannheim u. Weißbach 1999, S. 275–288.
- Wagner, Christoph [Hrsg.]*: Die Befreiungshalle Kelheim. Geschichte – Mythos – Gegenwart. – Regensburg 2012 (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte, 18).

- Weinfurter, Stefan*: Herrschaft und Reich der Salier. Grundlinien einer Umbruchzeit. – 3. Aufl. Sigmaringen 1992.
- Weiss-Krejci, Estella*: The plot against the past. Reuse and modification of ancient mortuary monuments as persuasive efforts of appropriation. – In: Díaz-Guardamino, Marta; García Sanjuán, Leonardo u. Wheatley, David [Hrsg.]: The lives of prehistoric monuments in Iron Age, Roman, and medieval Europe. Oxford 2015, S. 307–324.
- Welzer, Harald*: Gedächtnis und Erinnerung. – In: Jaeger, Friedrich u. Rösen, Jörn [Hrsg.]: Handbuch der Kulturwissenschaften 3. Themen und Tendenzen. Stuttgart u. Weimar 2011, S. 155–174.
- Werner, Paul u. Werner, Richilde*: Vom Marterl bis zum Gipfelkreuz. Flurdenkmale in Oberbayern. – 2. Aufl. Berchtesgaden 1996.
- Whitehouse, Harvey*: Memorable religions. Transmission, codification and change in divergent Melanesian contexts. – In: Man N.S. 27, 1992, S. 777–799.
- Wieland, Günther*: Vorgeschichtliche Siedlungsreste im Industriegebiet „Kreuzgarten“ bei Oberderdingen-Flehingen. – In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, S. 123–126.
- Wigg, Angelika*: Römerzeitliche Grabhügel im Trierer Land: Assimilation einer autochthonen Bestattungssitte an eine mittelitalische Grabdenkmalform. – In: Fasold, Peter; Fischer, Thomas; Hesberg, Henner von u. Witteyer, Marion [Hrsg.]: Bestattungssitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwestprovinzen (Xantener Berichte, 7). Köln u. Bonn 1998, S. 295–305.
- Wijngaarden, Gert Jan van*: Immaterial landscapes: Homeric geography and the Ionian Islands in Greece. – In: Quaternary International 251, 2012, S. 136–141.
- Williams, Howard*: Placing the dead: investigating the location of wealthy barrow burials in seventh century England. – In: Rundkvist, Martin [Hrsg.]: Grave matters. Eight studies of first millennium AD burials in Crimea, England and Southern Scandinavia (British Archaeological Reports, International Series 781). Oxford 1999, S. 57–86.
- Williams, Howard*: Death and memory in early medieval England. – Cambridge u.a. 2006.
- Windsor, J.E. u. Mcvey, J.A.*: Annihilation of both place and sense of place: the experience of the Cheslatta T'En Canadian first nation within the context of large-scale environmental projects. – In: The Geographical Journal 171, 2005, S. 146–165.
- Winterfeld, Dethard von*: Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umfeld. – 2. Aufl. Regensburg 2000.
- Wolfram, Herwig*: Konrad II. 990–1039. Kaiser dreier Reiche. – München 2000.
- Worthington, Andy*: Stonehenge. Celebration and subversion. – Loughborough 2004.
- Yates, Frances*: The art of memory. – London 1966 [ich zitiere nach der deutschen Übersetzung: Gedächtnis und Erinnerung. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare. – 3. Aufl. Berlin 1994].
- Yoffee, Normann [Hrsg.]*: Negotiating the past in the past. Identity, memory, and landscape in archaeological research. – Tucson 2007.
- Zajic, Andreas*: Der so genannte Kumanenstein der Abtei Altenburg – ein Kriegerdenkmal von 1304. – In: Fundort Kloster. Archäologie im Klösterreich = Ausstellungskat. Altenburg 2000 (Fundberichte aus Österreich Materialhefte, A8). Wien 2000, S. 87–93.

Jürgen Hasse

Bestattungsorte. Zur Atmosphäre sepulkralultureller Räume der Gegenwart¹

Mit 4 Abbildungen

Der Tod ist ein »*metaempirisches Ungeheuer*« (Jankélévitch 2005, S. 13). Den Tod als solchen gibt es im Leben nicht. Man kennt ihn nur als Todesfall der Anderen. Dann ist er vor allem Anlass, der uns »*versichert, dass man selbst ja noch ›lebt‹*« (Heidegger 1993, S. 254). Der individuelle Todesfall konfrontiert uns aber auch unausweichlich mit der Faktizität der Endlichkeit des Lebens. Der eigene, gleichsam wartende Tod entzieht sich strikt jeder Erfahrbarkeit. Dennoch ist er als eine »*innere Immer-Wirklichkeit*« (Simmel 1925, S. 90) im Halbdunkel des Bewusstseins gegenwärtig. Über den Tod sagt Lévinas, »*wir kennen ihn, ohne ihn denken zu können*« (Lévinas 1996, S. 100). Auch nach Jankélévitch ist der Tod »*ebenso undenkbar wie das Sein*« (Jankélévitch 2005, S. 56). Er ist »*das Ende dessen, welches das Denkbare denkbar macht, und daher ist er undenkbar*« (Lévinas 1996, S. 101). Damit steigert sich seine Ungeheuerlichkeit ins Unermessliche. Deshalb sieht Emmanuel Lévinas in ihm »*die emotionale Erschütterung par excellence*« (Lévinas 1996, S. 19), die epistemologisch im Wissen um die absolute Nichterlebarkeit des Todes sowie die Endlichkeit des eigenen Lebens begründet ist. So konstituiert der Tod eine außerordentliche Ordnung (vgl. Jankélévitch 2005, S. 14), die »*jedem Trostversuch*« (Jankélévitch 2005, S. 14) widersteht.

Der folgende Beitrag wird sepulkralulturelle Praktiken in ihrer psychologischen Spannung zum naturwissenschaftlichen Wissen zum einen und dem aufgeklärten Geist der säkularisierten Welt zum anderen in den Blick nehmen.² Im Vordergrund wird die Funktion sepulkralultureller Atmosphären stehen, die den von Tod und Trauer Betroffenen einen kulturellen Rahmen des Glaubens sowie der Bewältigung von Situationen des Todes vermitteln. Solche Atmosphären haben ihre konkreten Orte wie ihre situationsspezifischen Programme. Ich werde

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten wurde.

2 Das Thema muss schon aufgrund seiner kulturell umfänglichen Vielfalt eingegrenzt werden. Aus diesem Grunde erfolgt zudem eine Konzentration auf die kulturellen Praktiken der Gegenwart.

im Folgenden zeigen, dass diese Atmosphären und die sie vermittelnden Rituale, Dinge und Ästhetisierungen die Milieus sepulkralkultureller Todesbewältigung im engeren Sinne konstituieren. Rituale, Dinge und Ästhetisierungen fungieren dabei als atmosphärische Medien.

Die dunkle Gewissheit um den eines nahen oder fernen Tages bevorstehenden Sturz »durch die Falltür des Nicht-Seins« (Jankélévitch 2005, S. 13) verbindet sich aus der anthropologisch begründeten Angst vor dem Tod mit einer gedämpften Denkwürdigkeit, die als »Stachel, den das Jenseits ins Diesseits treibt?« (Jankélévitch 2005, S. 16), den Wesenskern jeden Philosophierens bildet (meditatio mortis) (vgl. Schmitz 1964, S. 27f.). Die Todesfurcht ist ambivalent. Zum einen speist sie einen Drang zum Wissen; zum anderen sucht sie Ablenkung, um der ins Leben einbrechenden Todesangst zuvorzukommen. So liegt es nahe, dass der in seiner Abgründigkeit bewusstwerdende Tod zum Gegner des (Nach-) Denkens wird.

Nicht erst der tatsächliche Tod bedeutet uns ein »verlorenes Leben« und damit jenen »völlige[n] Bankrott, der uns in Verzweiflung stürzt« (Jankélévitch 2005, S. 162); schon die Vorzeichen des Todes, die in Gestalt der Alten mit und unter uns sind, thematisieren die existenzielle »Beziehung zum Unendlichen« (Lévinas 1996, S. 29). Gerade sie ist deshalb Gegenstand mythischer Verklärungen. So dient die postmoderne Rückführung der Alten in die vitalen Kreisläufe des Lebens mehr der Ablenkung von postmortaler Unendlichkeit, als einer Bewusstwerdung des Lebens zum Tode. Deshalb sieht Jean Baudrillard im Dritten Lebensalter eine Art Dritte Welt – »ein Ghetto, ein[en] Aufschub, ein Vorfeld des Todes« (Baudrillard 2011, S. 297), dass aus der Mitte der Vitalität jungen Lebens verbannt wird. Zwar verbleiben die Alten (habituell, soziologisch, kulturell und ökonomisch) tatsächlich in der Mitte der Gesellschaft. Symbolisch und atmosphärisch werden sie aber im Sinne einer beinahe unmerklichen Ausleitung in institutionelle Sonderzonen verschoben. Selbst in den Universitäten – den Räumen der Jugend – kennen wir solche Quasi-Heterotopien, wenn sie auch mit normalisierenden Namen verschleiert werden (so z.B. U3L als Kürzel für die Universität des Dritten Lebensalters).

1 Sepulkralkulturelle Räume im Allgemeinen

Der Begriff Sepulkralkultur »leitet sich vom lateinischen *sepulcrum* ab und bedeutet Grab, Grabstätte und umfasst alle kulturellen Erscheinungen im Zusammenhang mit Sterben, Tod, Bestatten, Trauern und Erinnern«.³

Die Sepulkralkultur dient der Ritualisierung von Praktiken der tatsächlichen wie symbolischen Ausleitung Verstorbener aus der physischen und sozialen Welt der Lebenden. Die kulturspezifisch variierenden Übergangsrituale dienen dabei auch der Bewältigung furcht- wie angstbesetzter Vorstellungen des Todes. In der

3 Museum für Sepulkralkultur (vgl. http://www.sepulkralmuseum.de/de/besucher_info_museum_fuer_sepulkralkultur/sepulkralkultur.html [letzter Zugriff 19.02.2013]).

Sepulkralkultur verbinden sich pragmatische Gründe der Hygiene mit dem menschlichen Bedürfnis, die Unerträglichkeit der Vorstellung beherrschbar zu machen, dass sich das individuelle Leben mit dem Tod im Nichts einer unbegreiflichen Endlosigkeit verlieren wird: »*Ohne Fantasmen der Unsterblichkeit oder doch zumindest einer gewissen Fortdauer über den allzu engen Horizont seines Erdendaseins hinaus kann der Mensch nicht leben*« (Assmann 2000, S. 14).

1.1 Zum Begriff der (sepulkralkulturellen) Atmosphäre

Sepulkralkulturelle Atmosphären sind Gefühle, die in Situationen wurzeln, welche im Rahmen der rituellen und symbolischen Todesbewältigung stehen. Gerade in der Sepulkralkultur werden sie oft durch synästhetische Eindrucksqualitäten gegenwärtig, die dem Erleben situierter Dinge anhaften. Die Symbole der Grabarchitektur verdanken ihre immersive Wirkung oft solchen kulturell definierten bzw. ästhetisch formatierten Verklammerungen von Gefühl und Bedeutung, so zum Beispiel die allegorischen Darstellungen der großen Transversale (halb-offene Tür, Schiff, Schmetterling etc.). In der Verbildlichung existenzieller Auflösung ergreifen sie leiblich.

Zur physischen Realität eines jeden Friedhofs gehört neben der Mannigfaltigkeit steinerner Gedenk- und Erinnerungszeichen eine die Schwere sepulkralkultureller Atmosphären unterstützende Grünraumgestaltung, die sich insbesondere der pflanzlichen Umfriedung des Friedhofs widmet. Die Atmosphäre eines Friedhofs ist auf andere Weise gegenwärtig als die sich in seinem Raum befindenden Dinge. Sie ist nicht lokalisiert wie das Grab oder Mausoleum; sie umwebt vielmehr den Raum des Friedhofs wie den des Grabes, hüllt je spezifische Orte ein und macht sie zu situativ besonderen, gefühlsmäßig aufgeladenen Orten.

1.2 Atmosphären als mythische Vermittler

Atmosphären sind Träger von Bedeutungen, die in sepulkralkulturellen Räumen mythischen Charakter haben. Mythen fungieren als Gegenlager zur Welt der tatsächlichen Sachverhalte. Insbesondere bedeuten die Heterotopien nach Michel Foucault eine »*zugleich mythische und reale Bestreitung des Raumes, in dem wir leben*« (Foucault 1990, S. 40). Und so ist vor allem der Friedhof ein heterotoper Raum, dessen Atmosphären den Mythos eines über den Tod hinausgehenden Lebens entfalten.⁴ Mit anderen Worten: Der Mythos birgt die narrative Essenz dessen, was atmosphärisch an einem Ort spürbar wird. Sepulkralkulturelle Orte sind aber nicht auf den Friedhof beschränkt. In der Gegenwart haben wir es (innerhalb wie außerhalb traditioneller Bedeutungsordnungen) mit hoch diversifizierten Orten der Trauer, Beisetzung sowie des Totengedenkens zu tun, die sich mythisch wie atmosphärisch je spezifisch konstituieren.

4 Zum heterotopen Charakter von Friedhöfen vgl. auch Hasse 2006.

Der christliche Schöpfungsmythos erklärt die Entstehung irdischen Lebens und des Kosmos nicht als astronomische, biologische und evolutionäre Naturgeschichte; er verkündet eine Erzählung, die im Gegensatz zum aufgeklärten Wissen steht. Zwar werden die alten Göttermythen in der Moderne entwertet. In der Frage des Todes sind sie aber nicht in Gänze durch das wissenschaftliche Wissen ersetzt worden, stehen vielmehr in einem epistemologischen Parallelverhältnis zu ihm. Die Antworten der Wissenschaft bieten auf die Frage nach dem Tod weder Trost noch utopischen Halt. Sie hinterlassen ein Vakuum, das der Mythos füllt. Dessen sozialpsychologische Aufgabe besteht darin, das schon lange populäre naturwissenschaftliche Wissen um den Tod aus der sachlichen Welt der Fakten verklärend in eine Gegenwelt des Glaubens zu verschieben. Zwar spielen die christlichen Religionen⁵ im westlichen Kulturkreis unter den religiösen Mythen⁶ noch eine zentrale Rolle. Aber mit der Pluralisierung postmoderner Sinnorientierungen erweitert sich auch das (nicht mehr zwingend allein religiöse) Spektrum der Sepulkralkultur in semi-säkulare Bereiche, die etwa nach pantheistischen Jenseitsvorstellungen sakralisiert und remythologisiert werden. Damit besteht der anthropologische Grund des Mythos auch in der säkularen Moderne fort. *Hans Blumenberg* sieht ihn in einer »Befreiung von Furcht« (*Blumenberg* 2007, S. 27): »Hier wie dort, in ihren weltweiten wie zeitweiten Übereinstimmungen, zeigt der Mythos der Menschheit dabei, etwas zu bearbeiten und zu verarbeiten, was ihr zusetzt, was sie in Unruhe und Bewegung hält« (*Blumenberg* 2006, S. 303).

Diese Hilfe bieten in der Gegenwart nicht mehr allein religiöse Unsterblichkeitsmythen, sondern vermehrt auch pantheistische Mythen, in denen der Tod als natürliche Transformation erklärt wird und als Phase eines Natur-Prozesses seine Schrecklichkeit verlieren soll. Pantheistische oder esoterische Unsterblichkeitsmythen sollen aber nicht nur eine Antwort auf die Erklärung letzter Fragen bieten. Sie stehen auch in einem direkten kompensatorischen Bezug zur nüchternen Welt der Systeme, in der das schier uferlos ausgebreitete wissenschaftliche Wissen eine Welt unhintergebar Fakten geschaffen hat. Deshalb muss sich der Glaube an ein Leben nach dem physischen Tod an den Orten der Toten und des Todes atmosphärisch als emotional ent-sorgender (eine die Sorge aufhebender) Mythos vermitteln. So werden die sepulkralen Atmosphären stets von der mythischen Kraft einer (irrationalen) Hoffnung getragen, weshalb »alle ›Unsterblich-

5 *Kurt Hübner* macht darauf aufmerksam, dass der alte (z.B. griechische) Mythos polytheistischen Charakter hatte. Die Mythen der christlichen Religion sind aber dadurch vom alten Mythos unterschieden, dass an die Stelle des Polytheismus der Monotheismus getreten ist (vgl. *Hübner* 2011, S. 381).

6 Zwar gewinnt der religiöse Mythos sein Wissen aus der Überlieferung und nicht wie die Wissenschaft aus der methodisch angeleiteten Erfahrung. Dieser Umstand darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch die Wissenschaft mit ihren paradigmatischen Narrativen nur anerkennungsfähig sein kann, solange sie sich auf die Bereitschaft einer Gemeinschaft stützen kann, ihrer Logik, ihren Vorannahmen und impliziten Werten nicht nur in der Teilhabe am Wissen, sondern auch affektiv zu folgen, so dass auch im Denksystem der Wissenschaften »ein letzter Widerschein des Mythos« lebendig geblieben ist (*Picht* 1986, S. 530).

keitslehren des Mythos« (Cassirer 2002, S. 45) negative Bedeutung haben, weil sich das unreflektierte Bewusstsein weigert, eine Trennung zu vollziehen, die »durch eine bestimmte Form der kausalen Analyse – gefordert wird.« (Cassirer 2002, S. 45). Diese Weigerung der Anerkennung der Finalität des biologischen Todes findet im Unsterblichkeitsmythos christlicher wie pantheistischer Lehren ihren Ausdruck, in dem auch ein Theorieverzicht steckt, dessen Leerstelle von der Autosuggestion des Glaubens an ein ewiges Leben gefüllt wird. Der Mythos offenbart deshalb auch nichts, dient nach Cassirer vielmehr der Verhüllung (vgl. Cassirer 2002, S. 46) und nach Roland Barthes der Deformation (vgl. Barthes 1964, S. 267) oder Verbiegung (vgl. Barthes 1964, S. 277) realitätsbezogener Gewissheiten. Ob Deformation, Verhüllung oder Verbiegung – die sozialpsychologische Funktion des Mythos ist die Entsorgung. Er soll – und dies mit besonders suggestiver Macht in den sepulkral-kulturellen Mythen – vernebeln, was ohne seine entlastende Hilfe unverstellt und unerträglich zur Erscheinung käme. Im atmosphärischen Raum der Toten und des Todes verdankt sich die Macht des Mythos insbesondere dem Numinosen, das in »schwebender, ruhender Stimmung versunkener Andacht« (Otto 1924, S. 12) aufgeht.⁷ Das ehrfürchtig-demütig Zehrende des Numinosen bezieht seine atmosphärische Macht aus der gelebten Zeit, die auf dem Erlebnishintergrund emotionaler Betroffenheit vom Tod und/oder einem Todesfall unter den Einfluss bleierner Lähmung gerät. Zwar liegt der (abstrakte) Tod immer in einem lagezeitlichen Jenseits und damit einer unbestimmten Zukunft. Das sich an einem sepulkral-kulturellen Ort affektiv aktualisierende Verhältnis zum Tod entfaltet sich dagegen in einer Gegenwart, in der die historische Relationalität eines Früher und Später belanglos wird. In der Dauer gegenwärtigen Da-seins an einem Grab (mit existenzieller Bedeutung für das eigene Leben) öffnet sich atmosphärisch eine modalzeitliche⁸ Wirklichkeit, in der gelebter Raum (Dürckheim 2005) und gelebte Zeit (Minkowski 1972) zur Einheit zerrinnen. In einem suchend-ansetzenden (aber in diesem Anfangen steckenbleibenden) Gefühl für ein Vorbei, Nicht-mehr und Nie-mehr verdichtet sich die numinose Atmosphäre in ihrer abgründigen Schwere.

2 Sepulkral-kulturelle Orte und ihre Atmosphären

Atmosphären sind in ihrem räumlichen Charakter ortsgebunden; deshalb konstituieren sie sich an unterschiedlichen sepulkral-kulturellen Orten auf je spezifische Weise. Damit stellt sich die Frage, wie Atmosphären medial inszeniert und mythisch aufgeladen werden. Dabei wird zwischen heterotopen und extrahetero-

7 Otto bezeichnet das Numinose als ein Gefühl des *mysterium tremendum*.

8 In der Modalzeit prägen Erinnerung und Erwartung die affektive Gegenwart eines Ortes und nicht lagezeitliche Relationen auf einer mathematischen Zeitachse. Hermann Schmitz hat in seiner Philosophie der Gegenwart die Bedeutung der Modalzeit im Unterschied zur Lagezeit und Dauer herausgestellt und damit die affektive Dimension der gelebten Zeit im Sinne von Minkowski betont (vgl. Schmitz 1964, insbes. § 18). Zum Begriff der »gelebten Zeit« vgl. Minkowski 1971 und 1972.

topen Räumen zu unterscheiden sein, denn in der Gegenwart ist nicht mehr jeder Begräbnis-, Trauer- und Totengedenkort ein ›anderer Raum‹ im Sinne *Foucaults*. Auf diesem Hintergrund zwingt die durchzuführende Unterscheidung zu einer geschärften Aufmerksamkeit gegenüber der Art und Funktion situationspezifischer Atmosphären.

2.1 Heterotope Räume und ihre Atmosphären

Aus Platzgründen müssen die folgenden Beispiele eng begrenzt bleiben. Zunächst werde ich den Friedhof als Anderen Raum *par excellence* in seiner atmosphärischen Situierung skizzieren. In einer Vergrößerung des Maßstabes werden sich drei Mikrologien anschließen: erstens zum Einzelgrab, zweitens zum Kolumbarium bzw. zum Urnengrab und drittens zum Mausoleum. Kurze Anmerkungen zu Gemeinschaftsfeldern und Gedenkortern beschließen das Kapitel.

2.1.1 Der Friedhof

Schon in formalästhetischer Hinsicht gibt sich der Friedhof in der Regel als klar umgrenzten anderen Raum zu erkennen. Innerhalb seiner Grenzen gelten andere Bedeutungen als außerhalb von Mauer, Zaun und Hecke. Im weltlichen Raum der Sachlichkeit wissen die Menschen um die Finalität des biologischen Todes. Unter dem Einfluss der religiösen Atmosphäre des Friedhofs und des durch sie suggerierten Unsterblichkeitsmythos wird die Unzeit des Todes in eine Latenzzeit umgedeutet. Die Verstorbenen sind aus der Welt der Lebenden nicht für immer ausgeräumt; sie befinden sich auf einer Wanderung in eine andere Welt, in der sie eines fernen Tages wieder zu neuem Leben erweckt werden. »*Kaum ein anderes Bild hat sich im Laufe der Metaphorisierung des Todes stärker eingepreßt als das Bild der Reise, des Übergangs, der Passage.*« (Assmann 2000, S. 116). Diese beginnt in einem rituellen Sinne mit der (zumeist) gehenden Begleitung eines Verstorbenen auf seinem letzten Weg. Das Ritual bedeutet symbolisch wie synästhetisch eine verabschiedende Ausleitung⁹ in eine mythische Sphäre des Numinosen. Mit der Grablegung oder Urnenbeisetzung werden die Bewegung des Toten und seine Ausräumung aus der Welt der Lebenden rituell zum Abschluss gebracht. Im Vollzug des Begräbnisses konstituieren sich im Wesentlichen zwei miteinander verknüpfte Atmosphären: eine der Trauer, die sich synästhetisch durch die Bewegungssuggestion des schweren und langsamen Ganges der Trauergemeinde vermittelt und je nach individueller Betroffenheit vom Todes-Fall in eine Stimmung der Trauer mündet.

Der umfriedete Raum des Friedhofs ist in Folge seiner ästhetischen Programmierung ein Raum numinoser Atmosphären, der durch schwere und tiefe Gefühls-töne geprägt ist. Die Ästhetik seiner gesamten Architektur, Raumordnung und

9 Im Niederländischen heißt das zum Krematorium gehörige Trauerzentrum *suitvaart-centrum*; kaum deutlicher könnte sich im Wort das Programm der Verabschiedung vom Toten als Bedeutung einer Ausfahrt aus der Welt der Lebenden bekunden.

Bepflanzung suggeriert den Friedhof als programmatischen Raum des Übergangs, in dem sich der undenkbbare Abgrund des Seins¹⁰ atmosphärisch vergegenwärtigt. Ein Friedhof bildet keine tatsächliche, sondern eine mythische Weiche zwischen zwei Welten. So situiert sein ästhetisches Gesamtarrangement ein ›Pufferkonzept‹ (Jankélévitch 2005, S. 30), das der psychologischen Abfederung aufgeklärten Wissens um die finale Endlichkeit menschlichen Lebens dient. Insbesondere die Grünraumplanung des Friedhofs im frühen 19. Jahrhundert illustriert die ästhetische Praxis fragiler Ausbalancierung eines gefühlsambivalenten Raumes. Die Grünraumästhetik der neu angelegten außerstädtischen Friedhöfe war auf die Herstellung einer Atmosphäre der Faszination und Demut ausgelegt. In den zurückliegenden 100 bis 150 Jahren konnte sich dieses atmosphärisch mikrolandschaftliche Programm vor allem in der Herausbildung eines mächtigen Baumbestandes und vielfältigen Landschaftsbildes eindrucksvoll entfalten. In seinem mehrbändigen Werk zur Gartenkunst merkte Hirschfeld zur Gestaltung von Begräbnisplätzen an, dass sie »ruhige, einsame und ernste« Gegenden sein mögen.

Die Friedhöfe »gehören zu der melancholischen Gattung von Gärten. Der Platz muß allerdings durch niedrige Mauern, oder Graben, oder Zaun eine Beschützung, aber keine ängstliche Einsperrung haben. [...] Ein finsterner angränzender Tannenwald, ein dumpfiges Gemurmel fallender Wasser in der Nähe, vermehrt die heilige Melancholie des Orts. Die Bäume müssen durch braunes und dunkles Laub die Trauer der Szenen ankündigen.« (Hirschfeld 1973, S. 118).

Hirschfelds Szenen waren weniger Schau- als atmosphärische Erlebnisräume, die ihre suggestive Gefühlsmacht über die Inszenierung synästhetischer Charaktere entfalteten und einen Gegensatz zur ›geräuschvollen Bühne der Welt‹ bilden sollten:

»Das Ganze muß ein großes, ernstes, düsteres und feyerliches Gemälde darstellen, das nichts Schauerhaftes, nichts Schreckliches hat, aber doch die Einbildungskraft erschüttert, und zugleich das Herz in eine Bewegung von mitleidigen, zärtlichen und sanftmelancholischen Gefühlen versetzt.« (Hirschfeld 1973, S. 119).

So hält die Atmosphäre eines Friedhofs bis heute das unsagbar Abgründige des Todes auf Distanz, ohne die von seiner Gegenwart ausgehende sedierende Lähmung durch die Macht des Numinosen aufzuheben. Zwar ist der Friedhof ein Begräbnisort, aber als solcher ein Raum der Lebenden, die aus der Atmosphäre des Numinosen stets in die Welt des Profanen, Banalen, Trivialen und Gewohnten wieder zurückkehren müssen.

In außerordentlich zudringlicher Weise kommt der heterotope Charakter eines ästhetisch inszenierten Begräbnisplatzes in seiner ganzen affektiven Ambivalenz des Numinosen in Böcklins Toteninsel zur Geltung (vgl. Hasse 2011). Im Bild der Insel spitzt sich der heterotopologische Charakter des Friedhofs allegorisierend zu. Das Gemälde macht in der Genese seines ästhetischen Ausdrucks auf die Bedeutung von Synästhesien in der Wahrnehmung des Numinosen aufmerksam.

10 Nach Vladimir Jankélévitch kommt der Tod dem Denken des Todes stets zuvor (vgl. Jankélévitch 2005, S. 56).

Die maximale Zudringlichkeit der ästhetischen Inszenierung des Kunstwerkes verdankt sich aber erst einer Korrektur der Haltung einer Figur, die *Böcklin* in der 1888 vollendeten letzten von vier Versionen vornimmt. Während der den Sarg begleitende Mönch zunächst aufrecht hinter dem Sarg auf dem Nachen steht, nimmt er in der letzten Version eine leicht nach vorne gebeugte Haltung ein. Erst dank dieser habituell verbildlichenden Verleiblichung der Trauer spitzt sich der machtvoll immersive Eindruck des Gemäldes gefühlsmächtig zu. Dabei ist es nicht die körperliche Gestalt des Mönches, die eine so große Wirkung entfacht, sondern die mit einem Schlage an seiner leiblichen Disposition erkennbar werdende affektive Betroffenheit. Wenn die Änderung auch nur ein Detail betrifft, so führt sie doch zu einer thematischen Akzentuierung der Bild-Atmosphäre im Ganzen. Vom Habitus des Mönchs geht eine Bewegungssuggestion aus, die das affektive wie symbolische Bildverstehen stimmt.

Bewegungssuggestive wie insbesondere synästhetische Ansprachen der Wahrnehmung finden sich auf Friedhöfen in zahllosen Varianten. So appelliert das zu Boden herabhängende Laubwerk von Trauerweide und Trauerbuche an jenes leibliche Gefühl des Niedergedrückt-seins, das der Stimmung der Trauer entspricht. Und die große, eindrücklich ästhetisierte Steinskulptur auf einem Grab bedeutet im kulturellen Bild der Ewigkeit des Steins die Unvergänglichkeit des Verstorbenen, dessen Gedenken die Inszenierung dient.

2.1.2 Das Einzelgrab – Ort des Begräbnisses

Im mikrologischen Maßstab des Einzelgrabes reproduzieren sich die heterotopologischen Merkmale des Friedhofs. Wie dieser ist auch das Grab im Allgemeinen umfriedet.¹¹ Schon ein flacher Saum in den Boden eingelassener Steine schafft eine räumliche Begrenzung, die sich als Medium der Individualisierung, Konkretisierung und emotionalen Verdichtung des Numinosen innerhalb des Friedhofs anbietet. Der Mythos des Jenseitigen und der Auferstehung bleibt im atmosphärischen Raum des Friedhofs in einem unpersönlichen Sinne abstrakt; über den Namen einer Person verbindet er sich (optional) mit dem emotionalen Gewicht der Betroffenheit. Das Grab ist gleichsam der persönliche Raum im öffentlichen Raum des Friedhofs, personalisiert durch die Grablegung eines individuellen Toten.

Die Erdbestattung des Leichnams vollzieht am Ende einer ganzen Kette ritueller Verortungen die Umräumung des Toten in die Erde. Die Elemente der rituellen Abfolge vorausgehender sepulkral-kultureller Handlungen werden an ihrem je eigenen Ort atmosphärisch aufgeladen. In der Situation der Grablegung kon-

11 Heute rechtskräftige Friedhofssatzungen lassen nach einer mitunter recht rigiden Gestaltungsordnung (vor allem in Deutschland) nur bestimmte Materialien und Art der Umfriedung zu. Vor allem in früheren Jahrhunderten war es oft üblich, Grabumfriedungen durch gusseiserne Zäune kenntlich zu machen. Dadurch wurden nicht nur symbolisch, sondern tatsächlich separierte Räume innerhalb des anderen Raumes geschaffen.

zentrieren sich die Gefühle der Trauer zu machtvoll ergreifender Schwere. Diese Konzentration bahnt sich im rituellen Vollzug der Beerdigung synästhetisch an. *Be-ERD-igung* bedeutet ja nicht nur symbolisch die Rückkehr zum Grund (zum Grund der Erde wie zum Grund des Seins) (vgl. Lévinas 1996, S. 100). Die Erde veranschaulicht dabei das Leben spendende und Leben wiederaufnehmende Element. Sie wird physisch als materielle Rückführung in die Erde vollzogen und von der engenden Atmosphäre des »Rückgang[s] in den dunklen, unterweltlichen Grund, welcher das ganze oberirdische Dasein der Menschen trägt« (Hegel; zit. bei Kirchner u. Michaëlis 2004, S. 542) überwölbt. Die Einschließung des Toten in den hölzernen Sarg begünstigt wiederum die Abstraktion von der individuellen Person und kommt der atmosphärischen Konzentration einer reinen Stimmung der Trauer¹² entgegen. Deren gefühlsmäßige Ungerichtetheit (d.h. ihre die gesamte Stimmung ergreifende Macht) hat zwar ihren Grund im Entzug einer Person aus dem Leben und allen sozialen Kreisen; die reine Stimmung der Trauer löst sich atmosphärisch aber vom Fall und überspannt alle anderen aktuellen wie im modalzeitlichen Rahmen der Trauer keimenden Stimmungen.

Begräbnisrituale sind im sepulkral-kulturellen Kontext auf je spezifische Weise mit den natürlichen Elementen verbunden. Es ist Aufgabe der Rituale, diese atmosphärische Macht zu rahmen, in Bahnen zu lenken und sogar noch zu steigern – so etwa in der Geste der Trauernden, eine symbolische Schaufel Erde auf den ins Grab abgesenkten Sarg zu werfen. Die Bedeutung ist zweifach codiert. Sie setzt die Vergänglichkeit des Lebens und seine Rückverwandlung zu Erde in Szene und verbildlicht zugleich den symbolischen Beginn der (tatsächlichen) Schließung des Grabes. Beide Bedeutungen vermitteln sich synästhetisch im ästhetischen Arrangement des Rituals. »Bei jeder Grablegung ist die Einsenkung des Toten in die Erde das eigentlich Gemeinte« (Evers 1939, S. 81).

Das geschlossene Grab ist weniger der Ort des Todes, wie er sich im Raum des Friedhofs zu spüren gibt, als vielmehr der Ort eines individuellen Toten. Eines der traditionell wichtigsten Medien der Personalisierung der numinosen Atmosphäre des Grabes ist die Grabarchitektur, als deren prädestiniertes Material der Stein bzw. das Steinerne fungiert. Die Grabarchitektur dient der tatsächlichen und symbolischen Verbindung eines ober- und eines unterirdischen Raumes. In der Erde ist das Grab und über ihm ist der Stein. Hans Gerhard Evers bezeichnet das Grab als »Zwitterwesen zwischen Bau und Erdmasse« (Evers 1939, S. 80). Jede Schaffung eines Grabes vollzieht sich bauend im Heidegger'schen Sinne und ist darin Ausdruck des Wohnens im Geviert. So konstituiert sich am Ort des Grabes auch eine Beziehung zum Raum als »Element des kultisch handelnden Menschen« (Evers 1939, S. 82). Der Stein bietet sich in seiner doppelten Symbolik als prä-

12 Trauer zählt Hermann Schmitz zu den akathartisch bedrängenden Erregungen. Dies »sind solche, die – anders als Freude, Wonne oder Bewunderung – den Betroffenen überwiegend leiblich engend ergreifen und so in drangvolle Verlegenheit stürzen, ohne, wie Zorn und Scham, von sich aus kathartisch, d.h. darauf angelegt zu sein, sich auszulassen und dadurch aufzuheben, wie der Zorn im kathartischen Racheakt, die Scham in der Selbstvernichtung des Beschämten« (Schmitz 1995, S. 588).

destinierter Stoff der (Grab-) Architektur, der Konstruktion leiblich spürbarer Atmosphären und Stimmungen, mit anderen Worten, als Medium sepulkral-kulturellen Bauens an.¹³ Zum einen symbolisiert der Stein in seiner Festigkeit und Widerständigkeit das Überdauernde schlechthin. Dabei kommt es nicht auf Ewigkeit im kosmologischen Sinne an; schon die Überdauerung einiger Generationen macht den Stein zum Medium der (relativen) Ewigkeit. Zum anderen symbolisiert der Stein eine Schwere, die zunächst eine physische Eigenschaft des Materials ist. »Die Materie ist schwer, sie drängt abwärts, will formlos am Boden sich ausbreiten.« (Wölfflin 1999, S. 17). Diese physische Schwere überträgt sich synästhetisch auf das atmosphärische Gefühl der Schwere.¹⁴ Wölfflin sagte, »die Schwere scheint uns zu überwältigen. Die Sprache hat dafür den Ausdruck: Schwermut, gedrückte Stimmung usw.« (Wölfflin 1999, S. 18). Der Stein ist damit in seiner sepulkral-kulturellen Verwendung als Material der Grabarchitektur (vom Grabstein bis zum Baustoff des Mausoleums) Medium der Einverleibung trauerbedingter Gefühle der Schwere und des Niedergedrücktseins.

2.1.3 Feuerbestattung – Kolumbarien und Urnengräber

Die Atmosphäre einer Urnenbeisetzung unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von der einer Grablegung. Die Urne ist mit der Kremationsasche eine Abstraktion von der Person eines Verstorbenen. Der zur Durchführung einer Grablegung in einen Sarg eingeschlossene Leichnam ist dagegen trotz seiner Unsichtbarkeit konkret. Auch die Atmosphäre der Trauerfeier, die der Einäscherung vorausgeht, ist kaum mit der einer Grablegung vergleichbar. Die Differenzen resultieren insbesondere aus der segmentierten zeitlichen Struktur einer Feuerbestattung.¹⁵ Darin spiegeln sich technische Anforderungen an eine zeitgemäße Form der Einäscherung wider. Im Allgemeinen folgt daraus aber auch eine mindestens zweifache Gliederung der sepulkral-kulturellen Atmosphäre der Trauer und Verabschiedung. Folglich bleibt der erste (rituell besonders bedeutungsvolle) Teil der Trauerfeier nicht nur prozedural, sondern auch affektiv unabgeschlossen,

13 Dass aber auch der Stein der Zersetzung im Laufe der Zeit zum Opfer fällt, trägt nur in jenen Ländern zur Steigerung der numinosen Atmosphäre der Gegenwart des Todes bei, in denen nicht bürokratische Vorschriften dem Kippen von Kreuzen, Einbrechen von Grabplatten und Zerbröckeln von Figuren durch Entfernung oder Reparatur zuvorkommen.

14 Hermann Schmitz spricht diese Übernahme einer sich zum Beispiel durch die Gestalt oder Bewegungssuggestion eines wahrnehmbaren Ausdrucks eines Dings oder auch eines Halbdings in das eigene Befinden mit dem Begriff der leiblichen Kommunikation an (vgl. auch Schmitz 1989, Kapitel 2).

15 Die Tradition der Feuerbestattung geht weit in die vorchristliche Zeit zurück. Die nahezu rückstandslose Auflösung des Toten und sein Aufgehen im Medium der Luft und des Bodens war dabei mit der Vorstellung des Todes kompatibel; bei den Vorsokratikern (etwa Demokrit und Epikur) galt die Seele als vergänglich wie der Körper, nach dessen Ende auch sie nicht mehr als existent angesehen wurde (vgl. Capelle 1968, S. 425). Erst bei Platon trennt der Tod die unsterbliche Seele vom Leib ab (vgl. Vorgrimler 2008, S. 628).

denn in der späteren Beisetzung der Urne muss der atmosphärische Bogen, der sich in der Situation der Trauerfeier aufgespannt hat, in gewisser Weise wieder aufgenommen werden.¹⁶ Durch die Dauer zwischen Kremation und Urnenbeisetzung hat sich die sepulkral-kulturelle Situation des modalzeitlichen Erlebens jedoch so weit verändert, dass von einer direkten affektiven Fortführung des Verabschiedungs- und Beisetzungsrituals nicht die Rede sein kann. Schon, weil nach der Einäscherung der Tote im engeren Sinne gar nicht mehr existiert, muss sich das Ritual einem veränderten Bezugsobjekt widmen. Die Elemente Feuer und Luft rücken nun ins mythische Zentrum des rituellen Umgangs mit der Urne und nicht – wie in der typischen Grablegung – die Erde. Der Körper des Toten ist durch die Gewalt des Feuers in Asche transformiert und damit ins Element Luft ausgeräumt worden. Dennoch erfolgt die Beisetzung der Urne in der Regel in die Erde oder die steinerne Wand, die in einem übertragenden Sinne auch dann noch dem Boden zugerechnet wird, wenn sie aus Holz oder anderen Baustoffen besteht. Der für die Sepulkralkultur elementare Bezug zu den Elementen der Natur ist uneindeutig und das mythische Band, das den gesamten sepulkral-kulturellen Akt verklammert, gelockert.

Eine Innovation stellt die Schaffung des Hamburger Bestattungsforums Ohlsdorf dar, das die zeitliche und räumliche Bündelung von »Abschiednahme, Trauerfeier, Einäscherung und Beisetzung der Urne« anbietet. Wenn der Grund für diese Optimierung sepulkral-kultureller Dienstleistungen auch in eher praktischen Erwägungen liegen mag (Zusammenhang der Gruppe der Trauernden), so bedeutet die organisatorische Zusammenfassung üblicherweise zeitlich zerrissener Phasen doch auch eine atmosphärische Rahmung in den Kontext einer nur noch wenig segmentierten Situation.¹⁷

Alle sepulkral-kulturellen (alte wie jüngere) Praktiken der Einäscherung stehen im Prinzip im Widerspruch zur katholischen Glaubenslehre.

»Die römisch-katholische Kirche erließ 1886 ein striktes Verbot der Feuerbestattung. Es betraf sowohl die Teilnahme von Kirchendienern an einer Feuerbestattung, wie das Spenden von Sterbesakramenten für eine Person, die eine Feuerbestattung wünschte.«¹⁸

16 Zu einer weiteren zeitlich isolierten und herausgehobenen Phase im Begräbnisprozess kommt es dann, wenn sich Hinterbliebene dazu entschließen, dem Akt der Übergabe des Sarges ans Feuer in einem dafür geeigneten Raum des Krematoriums beizuwohnen. Nach Auskunft des Geschäftsführers der Feuerbestattungen Weser-Ems GmbH & Co Kg, Herrn *Willm Vieth*, komme dies bei besonders schwer zu verarbeitenden Todesfällen vermehrt vor. Der Verfasser dankt Herrn *Vieth* für detaillierte und pietätvolle Einblicke in den sepulkral-kulturellen wie technischen Ablauf einer Kremation.

17 Vgl. Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt Hamburg [Hrsg.]: Hamburger Bestattungsforum Ohlsdorf; <http://www.hamburg.de/bsu/3147712/friedhof-ohlsdorf.html> [letzter Zugriff 20.03.2013]. Ich danke Herrn *Norbert Fischer* für hilfreiche Hinweise zur Kultur der Feuerbestattung.

18 *Fischer, Norbert*: Feuerbestattung und Krematorium; http://www.n-fischer.de/feuer_4.html [letzter Zugriff 22.02.2013].

Und noch heute plädiert die katholische Kirche für die Erdbestattung:
»Die Erdbestattung empfiehlt sich für den Christen, weil sie der Bestattung unseres Herrn Jesus Christus entspricht [...] Die Kirche sieht in der Erdbestattung eine besondere Ähnlichkeit mit dem Begräbnis des Herrn.«¹⁹

Das generelle kirchliche Verbot wurde erst im Jahre 1963 durch eine Instruktion des Heiligen Offiziums aufgehoben.²⁰ Die Vorbehalte der Kirche gegenüber der Einäscherung haben in ihrem Kern atmosphärische Gründe, denn im situativen Erleben der Einsenkung des Sarges in die Erde spannt sich die synästhetische Brücke zum Glauben an die Auferstehung und das ewige Leben mit großer atmosphärischer Macht auf. Daher lässt sich der mit der Kremation verbundene Mythos auch weniger in religiösen als nichtreligiösen Orientierungen (kulturhistorisch etwa in der griechischen Mythologie) verorten. Die Elemente Luft und Erde treten nun in eine andere – nichtreligiöse – Beziehung zur Todesbewältigung als (die Erde) in der christlichen Grablegung. In der griechischen Mythologie war es Phaeton, der mit dem Himmelswagen der Sonne zu nahekam, verbrannte, zur Erde niederstürzte und von seinen Schwestern, den Heliaden, beweint wurde (vgl. *Bellinger* 1989, S. 399). In modernen pantheistischen Glaubensmythen rücken Luft und Erde in einen quasi-ökologischen Bedeutungszusammenhang, wonach der Verstorbene mit der Beisetzung seiner Asche in die Naturkreisläufe wieder zurückgegeben wird.

Ein atmosphärischer Unterschied besteht schließlich zwischen der Verortung der Urne in einem Urnengrab einerseits und einem Kolumbarium andererseits. Während sich das Urnengrab atmosphärisch mit der christlichen Bedeutung der Leben spendenden und wiederaufnehmenden Erde verbinden lässt, führt die Abstellung der Urne in einem Kolumbarium zu einer von Grund auf anderen atmosphärischen Einbettung. Die im Raum moderner Friedhöfe angelegten Kolumbarien (vgl. Abb. 1) bieten Hinterbliebenen zwar die Möglichkeit der Trauer und des Totengedenkens, auch bleibt die Rahmung durch die Atmosphäre des Friedhofs gewahrt. Indes ist der Ort des Kolumbariums eher ein gesellschaftlicher. Schon seine Architektur und räumliche Dichte suggeriert die Gegenwart einer imaginären Gemeinschaft Verstorbener im oberirdischen Raum der Lebenden. Moderne Kolumbarien sind daher Orte eines gleichsam pragmatisierten Totengedenkens, in denen sich numinose Atmosphären oft nicht entfalten können.

Aus dem Kontext sepulkral-kultureller Traditionen ist die Einäscherung selbst gänzlich abgekoppelt. Zwar ist auch sie von einer Atmosphäre umgeben. Sie ist jedoch durch Abläufe geprägt, die sich dem Erleben Trauernder bzw. vom Tod betroffener Menschen entziehen und in der Regel ohne die Anwesenheit Hinterbliebener innerhalb des Krematoriums an der Schnittstelle zur Kremationstechnik vollzogen werden.

¹⁹ Bistum Augsburg: Feuerbestattung; <http://www.bistum-augsburg.de/index.php/bistum/Hauptabteilung-VI/Glaube-und-Lehre/Glaubenslehre/Glaubensfragen/Feuerbestattung> [letzter Zugriff 21.02.2013].

²⁰ Vgl. ebd.



Abb. 1: *Moderne Kolumbarien auf dem Friedhof von Winschoten (NL)*
Bild: Jürgen Hasse

2.1.4 Mausoleen

Mausoleen, die in vielen Religionen und Kulturen seit Jahrhunderten zur Totenehrung errichtet werden, sind architektonisch im Allgemeinen aufwendig inszenierte Begräbnisorte. Sie sind (bedingt) begehbare Begräbnishäuser, die von wohlhabenden Großbürgern auf den Friedhöfen errichtet worden sind, die in Nordeuropa um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor den Toren der Städte angelegt wurden. Bis auf wenige Ausnahmen bilden sie in der Gestaltung der Begräbnisplätze eher die architektonische Ausnahme (vgl. Abb. 2).²¹ Einen reinen Mausoleen-Friedhof findet man zum Beispiel im Lissaboner Stadtteil Campo de Ourique. Der Cemitério dos Prazeres wurde 1833 als Friedhof wohlhabender Bürger der (Haupt-)Stadt angelegt (vgl. Abb. 3).²² Er diente aber (bis in die Gegenwart) nicht der Beisetzung von Urnen, sondern der speziellen Sargbestattung, die sich in der Atmosphäre ihres Rituals von der üblichen Erdbestattung unterscheidet. Aus Platzgründen kann dieses Thema an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden.

21 Während kleine bis mittlere Mausoleen der distinktionsorientierten Beisetzung der Urnen einer Familie dienen, gibt es auch Gemeinschaftsanlagen. So zum Beispiel auf dem Frankfurter Hauptfriedhof das 1909 von *Friedrich Ludwig von Gans* errichtete Mausoleum, das 1932 vom Verein für Feuerbestattung übernommen worden und heute vom städtischen Grünflächenamt verwaltet wird.

22 Vgl. <http://revelarlx.cm-lisboa.pt/gca/?id=692> [letzter Zugriff 05.04.2013].



Abb. 2: Mausoleum auf dem Frankfurter Hauptfriedhof
(1909 von Friedrich Ludwig von Gans errichtet)
Bild: Jürgen Hasse

Während Kolumbarien eher Orte der Zweckmäßigkeit sind, ist das Mausoleum ein atmosphärischer Ort der ästhetischen Inszenierung. Insbesondere die vor und um 1900 errichteten prächtigen Bauten²³ vermochten die im Raum des Friedhofs herrschende Atmosphäre des Numinosen in einer variantenreichen Architektur des Erhabenen zu steigern. Sein repräsentatives Erscheinen sicherte dem Mausoleum jene mythische Schwere, in der sich eine mächtige Atmosphäre des Numinosen entfalten konnte. Zwar stehen auch im Mausoleum die Urnen im

23 Zur Bedeutung von Mausoleen auf privatem Grund und Boden vgl. *Leisner* 2003.



Abb. 3: Mausoleen auf dem 1833 angelegten Cemitério dos Prazeres (Lissabon)
Bild: Jürgen Hasse

weltlichen Raum der Lebenden, aber der erhabene, spirituelle und im Inneren halbdunkle Bau fördert in seinem ästhetischen Erscheinen die Erlebbarkeit des Todesmythos, der in einem seriell gebauten Kolumbarium nicht spürbar werden kann. Die Katholische Kirchengemeinde St. Andreas und Evergislus bei Bonn nennt ihr Mausoleum von Carstanjen,²⁴ das Ende des 19. Jahrhunderts als Nachbau des Pantheon in Bad Godesberg errichtetet wurde, einen »*trostvollen Ort der Trauer*«. ²⁵

In jüngster Zeit lebt die Tradition des Baus von Mausoleen auf deutschen Friedhöfen wieder auf. Anlässlich einer hitzig geführten öffentlichen Debatte um die ästhetische Zulässigkeit moderner Neubauten resümiert *Barbara Leisner*: »*Insgesamt steht zu hoffen, dass die Friedhofsverwaltung für weitere Neubauten von vornherein in Absprache mit der Denkmalpflege bestimmte Bereiche bzw. Grabstätten des Friedhofs ausweist und dass zum anderen die architektonische Qualität der Kleinbauten sich weiterhin kontinuierlich erhöht.*« (*Leisner* 2012).

24 Vgl. Stadt Bonn: Das Bonner Mausoleum von Carstanjen dient 3 000 Menschen als letzte Ruhestätte: http://www.bonn.de/rat_verwaltung_buergerdienste/presseportal/pressemitteilun-gen/01544/index.html?lang=de [letzter Zugriff 21.02.2013].

25 Kirchengemeinde St. Andreas und Evergislus: Eine würdige Ruhestätte für jedermann; <http://www.kirche-im-rheinviertel.de/einrichtungen/mausoleum-von-carstanjen> [letzter Zugriff 21.02.2013].



Abb. 4: *Neubau eines Mausoleums auf dem Frankfurter Hauptfriedhof*
Bild: Jürgen Hasse

Während Beispiele zum Friedhof Ohlsdorf respektable Bauten in traditionellem (d.h. oft in klassischem), aber eben auch postmodernem Stil zeigen, spitzt sich in Frankfurt der öffentliche Streit über die Würde des Friedhofs und die ihm gemäße Atmosphäre zu. Bezugspunkt großer Aufregungen sind zwei auf dem Hauptfriedhof um 2010 von wohlhabenden Roma-Familien mit seriellen Baumarkt-Baustoffen errichtete Mausoleen²⁶ (vgl. Abb. 4). Weil die Bauten in ihrer ungeschminkten Profanität die vertraute Ästhetik eines Friedhofs in unwillkommener Weise exotisieren, provozieren sie den normativ zwangsläufig ins Dilemma führenden Diskurs über (lokal-)kulturell erwünschte Atmosphären im sepulkral-kulturellen Raum.

2.1.5 Gemeinschaftsfelder

Nicht erst das Beispiel postmoderner Mausoleen macht darauf aufmerksam, dass Friedhöfe Spiegel historischer Kulturen sind. Auch die Einrichtung neuer Begräbnisfelder und -orte lässt den Friedhof unzweifelhaft als einen sich mit dem Wandel der Gesellschaft verändernden Raum erkennen. So finden sich auf Zentralfriedhöfen großer Städte Sonderräume für Aids-Tote, Frauen, Fans bekannter Fußball-Clubs etc. Wenn diese Begräbnisorte auch auf höchst unterschiedliche Repräsen-

²⁶ Vgl. Frankfurter Hauptfriedhof: Neue Gruften, neue Aufbauten; <http://www.frankfurter-hauptfriedhof.de/mausoleum2011.htm> [letzter Zugriff 21.02.2013].

tationsbedürfnisse zurückgehen, liegt ihnen doch ein je spezifischer Gemeinschaftsgedanke zugrunde, der von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit durch ein gemeinsames Schicksal, eine gemeinsame gesellschaftlich-politische Situation oder eine gemeinsame Sinnorientierung getragen wird. Zu den in jüngster Zeit auf öffentlichen Friedhöfen immer zahlreicher angelegten neuen Begräbnisfeldern zählen insbesondere die unscheinbaren Grünflächen, die der anonymen Urnenbestattung dienen und ebenso Ausdruck posttraditioneller wie ökonomisch prekärer Lebensformen sind.²⁷ Zeitgleich werden auf den meisten kommunalen Friedhöfen Flächen für Einzelgräber rückläufig in Anspruch genommen. Die sogenannte grüne Wiese, auf der die anonyme Urnenbeisetzung stattfindet, kann als Folge der Neutralität ihrer Ästhetik nur für Hinterbliebene, die um die persönliche Bedeutung des Ortes wissen, ein atmosphärischer Raum der Trauer und des Gedenkens sein. Die Kirchen kritisieren an dieser Bestattungsform insbesondere das Moment des Verborgenen, die damit einhergehende Anonymisierung, die Ortlosigkeit der Trauer und die Unsichtbarmachung des Todes.²⁸ Wenn *Lévinas* zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod anmerkte, der wahre Bezug zum Tod sei ein Ausweichen, und die »*Flucht vor dem Tod mache die Bezeugung des Todes aus*« (*Lévinas* 1996, S. 62), so spitzt sich dies in der atmosphärischen Diffusität anonymer Urnenfelder zu.

Die Gemeinschaftsanlage par excellence ist der Soldatenfriedhof (vgl. auch *Fischer* 2003). Er hat nationale kriegsgeschichtliche Bedeutung, weshalb die atmosphärische Macht der uniformen und oft weiträumigen Ausdehnung der Grabfelder auch im Kontext der jeweiligen Kriegsgeschichte steht. Mit anderen Worten: Die atmosphärische Potenz von Gefallenengräbern spiegelt die aktuelle politische Bewertung eines vergangenen Krieges wider. So bedeuteten die in ihrer räumlichen Ausdehnung und in ihrer Ästhetik des Erhabenen beeindruckenden Gewanne der Soldatenfriedhöfe der Gefallenen beider Weltkriege einst eine Verehrung nationaler Helden und sollten eine Steigerung nationaler Identität vermitteln.²⁹ Mit der Überwindung heroischer Haltungen durch revidierte politische Einstellungen gegenüber Krieg und militärischer Gewalt veränderte sich in aller Regel auch die Bedeutung der Atmosphäre der Soldatenfriedhöfe. Heute gebietet es die politische Korrektheit, diese Sonderfriedhöfe als Mahnung zu Frieden und Völkerversöhnung nicht nur zu verstehen, sondern atmosphärisch in diesem Sinne auch zu empfinden. Das Beispiel zeigt, wie stark atmosphärisches Raumerleben von gesellschaftlichen Bewertungen und kulturellen Normen geprägt wird.

27 Die erste anonyme Bestattung in Deutschland fand im Jahre 1904 in Stuttgart statt (vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2005, S. 25).

28 Vgl. ebd., S. 26.

29 »*Mit dem Ersten Weltkrieg änderten sich die Themen in der Gartenkunst: Für die Gefallenen galt es, ›Kriegergrabstätten‹ und ›Ehrenfriedhöfe‹, ›Ehrenbegräbnisfelder‹ und ›Heldenbegräbnisstätten‹ fernab der Heimat anzulegen.*« (*Jakob* 2012).

2.1.6 Gedenkorte

Schließlich befinden sich auf großen Zentralfriedhöfen sepulkral-kulturelle Gedenkorte, die anlässlich historischer Katastrophen errichtet worden sind und die individuellen Gräber – sofern es sie überhaupt gibt – zum Teil ersetzen oder im Sinne der symbolischen Bildung einer Gemeinschaft verklammern. So steht auf dem Frankfurter Hauptfriedhof eine Stele zum Gedenken an die Opfer eines 1996 vor der Küste der Dominikanischen Republik abgestürzten Passagierflugzeuges, das sich auf dem Rückflug nach Deutschland befand. Auf demselben Friedhof wurde im Jahre 1939 zum Gedenken an die Opfer des im Mai 1937 in Lakehurst (New Jersey, USA) in Flammen aufgegangenen Luftschiffs Hindenburg errichtet. Auch hier wird einer Schicksalsgruppe von Menschen gedacht, wenn es sich dabei auch um keine Gemeinschaft im engeren Sinne handelt, denn den Toten mangelt es am einigenden Band eines Gefühls der Zusammengehörigkeit. Erst das schicksalhafte Ereignis machte sie posthum zu einer Quasi-Gemeinschaft.

Ob die Atmosphäre des Gedenkortes auf das Schicksal der individuellen Opfer des jeweiligen Unglücks gerichtet ist oder auf die Schwere des Ereignisses, ist zum einen von der je aktuellen Situation der Gedenkenden abhängig, zum anderen aber auch von der künstlerischen Gestaltung des Gedenkmediums. So wird die Ästhetik der Stele zur Erinnerung an die Opfer des Flugzeugabsturzes in ihrer Schlichtheit von der beeindruckenden Vielzahl der eingravierten Namen dominiert. Im Unterschied dazu fehlen auf dem Hindenburg-Monument die Namen der meisten Opfer. Das mächtig inszenierte Mahnmal gilt dem Ereignis, dem die meisten Opfer anonym untergeordnet sind.³⁰ Aus der Perspektive der Gegenwart mag sich gerade darin eine spezifische Atmosphäre des Gedenkens entfalten, denn das Monument steht in seiner gestalterischen Ausführung nun zugleich für das Verhältnis eines politischen Regimes zur Bedeutung individuellen Lebens diesseits politischer Prominenz.

2.2 Extra-heterotope Räume und ihre Atmosphären

In jüngerer Zeit haben sich privatwirtschaftlich betriebenen Gesellschaften des bürgerlichen Rechts etabliert, die in einer immer größer werdenden Thanatos-Ökonomie mit dem Angebot säkularer (wahlweise auch religiöser) Urnenbestattungen ›im Grünen‹ eine Marktlücke geschlossen haben. Ausschließlich zum Zwecke der Urnenbestattung gewidmete Forste bieten die FriedWald-GmbH und die RuheForst-GmbH an. Ich werde im Folgenden zunächst diese nur noch im weitesten Sinne den Friedhöfen vergleichbaren Begräbnisorte im Hinblick auf ihre atmosphärischen Besonderheiten diskutieren (2.2.1). Es werden sich drei Beispiele zum rituellen Abschluss säkularer Einäscherungszeremonien anschließen (2.2.2 Seebestattung, 2.2.3 Luftbestattung und 2.2.4 andere Urnen- und

30 Bei dem Unglück verloren 35 Menschen (Mitglieder der Mannschaft sowie Passagiere) ihr Leben; es sind aber nur die Namen von 7 Besatzungsmitgliedern auf dem 1939 errichteten Denkmal eingraviert.

Ascheverortungen). Alle hier zur Sprache kommenden Todes-Verräumlichungen finden in extra-heterotopen Räumen statt. Von solchen werde ich sprechen, wenn eine formalisierte Raumidentität, wie sie für den Friedhof charakteristisch ist, fehlt. Damit ist aber nicht gesagt, dass sich in extra-heterotopen Räumen keine sepulkral-kulturellen Atmosphären entfalten können oder dass es diesen Orten (soweit eine Verräumlichung überhaupt noch auf einen identifizierbaren Ort bezogen ist) an mythischer Transzendenz mangelt.

2.2.1 Friedwälder

Ein Friedwald ist kein Friedhof im engeren Sinne. Er ist ein Forst, der insbesondere – aber nicht allein – der Beisetzung von Urnen dient. Während der Friedhof schon wegen seiner Umfriedung ein eindeutig identifizierter Ort ist, weist der sepulkral-kulturell diffuse Raum des Friedwaldes zumindest keine eindeutigen heterotopologischen Merkmale auf. Er hat – manchem länderspezifischen Bestattungsgesetz zum Trotz – oft noch nicht einmal eine für Begräbnisplätze charakteristische Umfriedung in Gestalt einer erkennbaren Grenze (Mauer, Hecke oder Wassergraben) (vgl. auch *Hasse* 2006). Als relativ offener Raum unterscheidet er sich nur dadurch von einem rein forstwirtschaftlich genutzten Wald, dass an zahlreichen Bäumen – leicht übersehbar – kleine Namensschilder hängen. Im beinahe normalen Wald konstituiert sich deshalb auch keine numinose Atmosphäre des heiligen Raums. Ein Friedwald ist durch die Ästhetik des Waldes disponiert und nicht durch die eines gleichsam sonderweltlichen Begräbnisortes. Er ist zugleich Forst, Biotop, öffentlicher Freizeit- und Erholungsraum, Grundwasserspeicher etc. Die Differenz zwischen Identität und Verschiedenheit ein und desselben Raumes bleibt in der Schwebel. Allenfalls den mikrologischen Inseln erkennbarer Urnenbäume haften Merkmale einer fraktalen Heterotopie an. Dagegen ziehen sich die Orte anonymer Urnenbeisetzung atmosphärisch ins Unbestimmte zurück.

Das Konzept der FriedWald GmbH geht auf eine Idee des Schweizer *Ueli Sauter* zurück, der die Voraussetzungen für eine neue alternative Bestattungsform von Urnen – die sogenannte Naturbestattung – geschaffen hat. Im Rahmen der prinzipiell entformalisierten Beisetzung einer (ökologisch abbaubaren) Urne in den Wurzelbereich eines Baumes entfalten sich sepulkral-kulturelle Situationen und die ihnen eigenen Atmosphären im Unterschied zum Friedhof nur noch von Fall zu Fall und im Zeitfenster des Rituals. Gleichwohl ist auch ein Friedwald nicht frei von normativen Regulierungen, die atmosphärisch bedeutsam werden. Da Grabsteine und andere auf Friedhöfen übliche Symbole generell nicht gestattet sind, können sich auch am lokalisierbaren Begräbnisort keine für einen Friedhof typischen Atmosphären konstituieren. Dabei folgt die Vorschrift ästhetizistischer Abstinenz in der Grabgestaltung explizit einem atmosphärischen Programm: Im säkularen Raum des Waldes soll sich keine Atmosphäre des Numinosen entfalten, sondern eine Natur-Atmosphäre des Waldes; wenn ein säkulares Programm im subjektiven Erleben dann dennoch ins Numinose ›kippt‹, so drückt sich darin die affektive Macht der aktuellen Situation der Betroffenheit vom Tod(esfall)

aus; in der Hand der Organisatoren liegt diese nicht. Die sich damit schon ankündigende Spaltung der Situation des Raumes macht deutlich, dass verschiedene Atmosphären an ein und demselben Ort in einem Wechselwirkungsverhältnis zueinanderstehen und potentiell auch in einen Konflikt geraten können. Auch die Reduzierung von Trauer- und Erinnerungssymbolen auf genormte, unauffällige Namensschilder an den Stämmen der Bestattungsbäume hat insofern atmosphärische Konsequenzen, als sie zu einer tendenziellen Verbergung der sepulkral-kulturellen Funktion des Waldes führt und damit der Erlebbarkeit einer normalen Waldatmosphäre entgegenkommt.

Trotz allen Verzichts auf übliche Grabsymbole spiegelt sich das hierarchische Gefüge einer distinktionsorientierten Gesellschaft auch in einem Friedwald wider. An die Stelle von Marmor und Granit treten nun Bäume, die das Bedürfnis nach Repräsentativität und Distinktion stillen sollen. Dabei versteht es sich in einer Gesellschaft des Geldes von selbst, dass auch die naturalistischen Medien atmosphärischer Inszenierung ökonomisch hierarchisiert sind und tatsächliche oder posthum zugeschriebene gesellschaftliche Stellung am Preis eines Baumes abgelesen werden kann. So können sich eher Wohlhabende noch posthum mit einer alten und repräsentativen Eiche inszenieren, während sich mit einem Setzling begnügen muss, wem es an finanziellen Spielräumen für Größeres mangelt.³¹

Bestattungswälder reflektieren – gewissermaßen im Zerrspiegel des Todes – individualisierte, mobile und sozial separierte Lebensformen der Spätmoderne. So wird die Be-Sorgung eines Begräbnisses von lokalen Gesellschaften nicht mehr als Gemeinschaftsaufgabe praktiziert. Das hat soziale Rückwirkungen. Im Wissen um die Macht einer kulturellen Distanzierung von Situationen des Todes wird der virtuelle eigene Tod zu einem ökonomisch nachhaltigen Zukunftereignis, das vermehrt als soziale und ökonomische Zumutung für die Generation der Nachfahren empfunden wird. So geht dem virtuellen eigenen Tod nicht nur eine Stimmung der Sorge um das eigene Selbst voraus, sondern auch die Sorge um die Sorge anderer.

Der Friedwald muss – nicht zuletzt als Folge atmosphärischer Gemengelage von Atmosphären der Natur und solchen der Trauer – programmatisch als mythischer Raum einer transzendentalen Dienstleistung konstruiert werden. Das bedarf der Zuschreibung einer Identität, die sich im Raum des Waldes allein über die medialen Brücken sepulkral-kultureller Arrangements nicht konstituieren würde. Zunächst bedarf das natürliche Milieu des Waldes der pantheistischen Überhöhung, in deren Dienst die sentimentalistische Mythologisierung von Wald und Baum steht. Im Mittelalter galt der Wald in der lebensweltlichen Vorstellung als ein unwirtlicher, dunkler, gefährvoller und mystischer Raum. Erst nach großflächigen Rodungen wurde er ab dem 17. Jahrhundert als Milieu der Stille und ästhetischen Kontemplation entdeckt und schließlich in der Romantik zu einem affektiv übermächtigen Stimmungsraum umgedeutet. Eine ähnliche Verklärung

31 Kostendämpfend ist die Bestattung an einem sogenannten Basisbaum mit kürzeren Ruhezeiten von 15 bis 30 Jahren (vgl. *Rüter* 2011, S. 63).

macht den Forst zum Friedwald. Die sepulkral-kulturelle Umrüstung des Forstes zum Begräbnisraum verlangt keine technischen und infrastrukturellen Maßnahmen, aber die reinigende Ausblendung von Widersprüchen, die aus Mehrfachnutzungen des Waldes resultieren. Die Situationen der Trauer und des Totengedenkens verlangt die Atmosphäre einer heilen Natur, und so steht die dystopische Natur des Waldes ebenso im Widerspruchsverhältnis zu dessen pantheistischer Mythologisierung wie seine kulturlandschaftliche Degradierung und ökosystemische Destabilisierung. Nur der emotional überhöhte, pantheistisch mythologisierte Natur-Wald bewährt sich als zivilisationskompensatorische Gefühlslandschaft und (säkular-) paradiesische Jenseitswelt.³²

Auf dem Wege der Rhetorik und Programmatik werden in der Natur-Mythologisierung des Friedwaldes christliche Bilder eines göttlichen Paradieses mit heidnischen Vorstellungen vom idyllischen Jenseits verschmolzen. Ästhetisch wird dessen imaginäres Milieu durch eine homöostatische Waldnatur vertreten, die schon mit dem Beginn der Waldfriedhofsbewegung um 1900 (vgl. *Fischer* 1992) beschworen wurde. Das alte Wunschbild einer zivilisationshistorisch unblemten Natur des Waldes wird rituell reaktualisiert, wenn der Förster, der schon zu mittelalterlichen Zeiten (im Unterschied zum Jäger) für die Hut des Waldes verantwortlich war (*Hasel* 1985, S. 133), die Urne beisetzt und nicht der Priester.

Pantheistische Transzendenzen sind aber nur von mittlerer Reichweite. Ihr Mangel an religiösem Überschuss hält die Erzählung vom Friedwald als Schnittstelle ewiger Stoffkreisläufe der Natur am Boden nüchternen Wissens. In einem multifunktional genutzten Wald spannt sich keine Atmosphäre zum Mythos ewigen Lebens, wie er in der christlichen Grabsymbolik durch mannigfaltige Allegorien suggeriert wird (halb geöffnete Türen, Schiffe, Engel, Schmetterlinge und andere transversale Symbole). Die Atmosphäre des Friedwaldes steigt nicht ins Numinose auf; sie federt den Schmerz niederdrückender Trauer nur mit dem Argument ab, dass es in der Natur keinen Tod, sondern nur Wandlung gibt.

Ein Friedwald ist kein numinoser Raum widerstreitender Gefühle demütiger Kontemplation und furchtvollen Erschauerns (vgl. *Otto* 1924, S. 12). Seine Atmosphäre ist weltlich und bietet nicht mehr als ein beruhigendes Milieu.³³ Der über Jahrhunderte mit dem Friedhof verbundene sepulkral-kulturell-ästhetische Symbolisierungsanspruch wird unter dem Einfluss säkularer Wertvorstellungen weitgehend aufgegeben, und die Atmosphäre des heiligen Raums weicht einer Kulisse romantizistischer Transzendenz-Vorstellungen. Daher ist das Konzept Friedwald auch nicht nur eine Antwort auf veränderte Bedürfnisse der Trauerkultur, sondern weit darüber hinaus Ausdruck einer postgemeinschaftlichen Gesell-

32 Das Schweizer Bestattungsunternehmen Ahnenstätte spricht ganz in diesem Sinne von ›Naturbestattungen in natürlich gewachsenen Oasen‹ und ›paradiesischen Zuständen‹ (<http://www.ahnenstaette.ch/> [letzter Zugriff 26.02.2013]).

33 Selbst ›die Grabpflege übernimmt im Friedwald die Natur‹ heißt es – diesseits religiöser Projektionen – in der Selbstbeschreibung der bundesweit agierenden Betreibergesellschaft FriedWald (<http://www.friedwald.de> [letzter Zugriff 26.02.2013]).

schaft beschleunigter Individualisierung – und ein Zeichen der Evakuierung des Todes im Sinne seiner physischen wie psychischen Abschiebung (*Milchert* 2012, S. 52).³⁴

2.2.2 Seebestattung

Eine Bestattung im Element des Wassers folgt einer anderen Transformationslogik als eine Grablegung. Mehr noch als die christlichen Mythen haben pantheistische Jenseitsvorstellungen ihre Wurzeln in der griechischen Mythologie und deren Götterwelt (hier dem Reich des Poseidons). Ursprünglich kamen Seebestattungen nur unter Seeleuten vor. Schon aus Gründen der Hygiene mussten die auf See Verstorbenen kurzfristig dem Meer übergeben werden. In der modernen Seefahrt hat sich diese Form der Beisetzung durch Kühltechniken erübrigt. Heute werden nur noch herausragende Persönlichkeiten, zum Beispiel der Marine, mit militärischen Ehren (in einem Sarg) in der offenen See bestattet. Diese Form der Seebestattung hat in der Gegenwart allein noch als politisch-repräsentative Geste Bedeutung (zur Bestattung ertrunkener Seeleute vgl. auch *Hasse* 2016).

Die heute vermehrt Beachtung findende Seebestattung ist auf keinen speziellen Personenkreis mehr begrenzt. Sie ist eine Dienstleistung der Urnen-Beisetzung im offenen Küstengewässer. Spezialisierte Seebestatter bieten die nach dem Feuerbestattungsgesetz seit 1934 mögliche Form der Beisetzung auf See an (*Sörries* 2008, S. 69). Die Zeremonie wird jenseits der Dreimeilenzone außerhalb fischereiwirtschaftlich genutzter Seebereiche vollzogen. Meistens sind Hinterbliebene anwesend. Zwar wird der Ort, an dem die Urne dem Meer übergeben wird, kartographisch definiert; die auf einem Dokument vom Kapitän vermerkten Koordinaten sind aber mit einem fixen Ort auf festem Boden nicht vergleichbar.

Nicht bei allen Formen der Seebestattung ist ein Ortsbezug herstellbar. So erfolgt die Ascheausstreuung über dem Meer³⁵ auch nicht an einem Bestattungs-Ort, sondern in einem Dispersionsraum, in dem die Asche im Milieu der Luft vom Winde verweht wird (vgl. auch folgendes Kapitel). Niederländische Unternehmen bieten diese Dienstleistung, die weder eine typische See-, noch eine Luftbestattung ist, ohne die Anwesenheit Hinterbliebener an. Schon die räumliche und zeitliche Ferne zur Beisetzung steht der Konstitution einer Atmosphäre der Trauer im Wege. Auch fehlt ihr ein Ort, an dem sie sich als aktuelle Situation verdichten könnte. So mag sich allenfalls eine persönliche Stimmung – im Wissen um die Aktualität einer gleichsam maschinistischen Prozedur – entfalten.

Auch bei der Ascheausstreuung auf dem Wattenmeer (via Segelboot) ist ein Ortsbezug nur im Moment der Beisetzung gegeben, denn schon mit dem ein-

34 Zur sogenannte ›Naturbestattung‹ in Friedwäldern vgl. auch *Happe* 2010 und 2012.

35 Für die technische Durchführung wird eine verkehrsministeriell genehmigte Ausstreuanlage einer Cessna 172 verwendet (vgl. <http://www.uitvaartcentrumoostgroningen.nl/de/ascheausstreuung.html> [letzter Zugriff 28.02.2013]).

setzenden Wechsel der Tide wird die Asche in der Weite des Meeres verteilt. Folglich ist es weniger ein Ort als ein räumliches Milieu, das die Asche aufnimmt.³⁶

Wie bei der anonymen Beisetzung, so geben die Kirchen auch bei der Seebestattung zu bedenken, dass die Situation der Ortlosigkeit zu emotionalen Nöten der Hinterbliebenen führen könne. Der Kompensation dieses Mangels sollen Erinnerungsstätten dienen, die unmittelbar am Saum der Küste als atmosphärische Brückenköpfe leiblicher Kommunikation der Trauer und des Gedenkens eingerichtet worden sind. In Wilhelmshaven wurde 2011 die Erinnerungsstätte Seefrieden geschaffen;³⁷ einen vergleichbaren Gedenkort gibt es schon seit 2007 in Travemünde. Dort wurde von der Seebestattungs-Reederei-Hamburg Hahn & Sohn ein Stein »*Zum Gedenken an die Verstorbenen, die in der Lübecker Bucht ihre ewige Ruhe fanden*«³⁸ gestiftet. Der Ort des Steins kompensiert das Fehlen eines konkreten Beisetzungsortes.

2.2.3 Luftbestattung

Nicht nur die Anzahl der jährlich durchgeführten Seebestattungen nimmt stark zu; auch der Luftraum wird als elementares Milieu der Aschebeisetzung erschlossen (vgl. *Bellinger* 1989, S. 22).³⁹ Von den Formen der Luftbestattung, die im westlichen Kulturkreis vorkommen, sei kurz auf drei Arten der Ascheausstreuung verwiesen. Eine spezifische Form bietet ein Rastatter Bestattungsunternehmen an. Das mit Hilfe eines Heißluftballons zelebrierte Ritual, an dem bis zu drei Angehörige teilnehmen können, weist Ähnlichkeiten mit einer Seebestattung auf. In ausreichender Höhe erfolgt über einem behördlich genehmigten Ausbringungsgebiet die Ausstreuung der Asche (hier über dem Elsass).⁴⁰ Ein Schweizer Unternehmen führt Luftbestattungen mit einer (umweltfreundlichen und leisen) Elektrodrohne durch: »*Wir verwenden eine leise Elektrodrohne, welche kraftvoll auf ca. 150 Meter aufsteigt und dann koordiniert die Asche am gewünschten Ort freigibt.*«⁴¹ Schließlich gibt es die sogenannte Ballonausstreuung, bei der ein Teil der Krematoriumsasche mit Helium in einen Ballon gefüllt wird, der in größeren Höhen in Folge der Druckdifferenz zur Atmosphäre platzt, so dass die Asche von der Dynamik des Windes verfrachtet wird.⁴²

36 »*Durch die Ruhe und die Unberührtheit spürt man die Relativität des Lebens.*« (ebd.).

37 http://www.wilhelmshaven.de/tourismus_freizeit/16143.htm [letzter Zugriff 28.02.2013].

38 http://www.seebestattungen.de/alt_start.html [letzter Zugriff 28.02.2013].

39 Auch im Element der Luft überlagern sich christliche und griechische Mythen. Die Luft ist das Reich des Himmels- und Luftgottes Aether und damit eine mythologische Göttersphäre. Zugleich verbindet sich das Ätherische symbolisch mit dem Himmel, der im Christentum als imaginär-mythischer Raum Gottes gilt.

40 <http://www.luftbestattungen-rastatt.de> [letzter Zugriff 28.02.2013].

41 http://sternenstaub.moonfruit.com/?gclid=CLu0_Z61rUCFVewzQodkiYApw# [letzter Zugriff 28.02.2013].

42 <http://www.uitvaartcentrumoostgroningen.nl/de/ascheausstreuung.html> [letzter Zugriff 28.02.2013].

2.2.4 Andere Urnen- und Ascheverortungen

Abschließend seien drei weitere postmoderne Praktiken der Urnen- bzw. Ascheverortung angesprochen, deren Symbolik säkularen Todesvorstellungen folgt. Fragen zur Bedeutung eines Ortes der Trauer und des Totengedenkens spitzen sich hier idiosynkratisch zu.

LifeGem

Ein US-amerikanisches Unternehmen aus Chicago (LifeGem Hauptsitz) bietet die mit beträchtlichen Kosten⁴³ verbundene Herstellung eines Diamanten aus dem Kohlenstoff der Kremationsasche an: »*The LifeGem® is a certified, high-quality diamond created from a lock of hair or the cremated ashes of your loved one as a memorial to their unique life.*«⁴⁴ Auf dem Hintergrund der kulturhistorisch entwickelten Symbolik des Steins fügt sich der aus der Asche produzierte Diamant mittelbar in die Symbolsprache der Architektur des Grabes ein. *Hans Gerhard Evers* hatte schon in diesem Sinne angemerkt, dass die Grabarchitektur das Unterschiedliche binden und »*das Sterbliche unsterblich machen*« solle (*Evers* 1939, S. 2). Aber er hatte auch unterstrichen, »*sie soll es nicht tun mit titanischer Verzweiflung, mit Rachsucht gegen den Tod, mit Überheblichkeit und Sperren gegen das Naturgesetz*« (*Evers* 1939, S. 2). Damit konnte er keine andere als die atmosphärisch übersteigerte Wirkung des Steines gemeint haben, wie sie heute im *LifeGem*-Diamanten höchst pointiert zur Erscheinung kommt – als Ausdruck der Beharrung und des Trotzes, als Geste der Abrechnung mit der zerstörerischen Macht der Natur, die mit den Mitteln der Technik symbolisch gleichsam umgekehrt werden soll. Wo mit dem Tod Zersetzung und Auflösung schon begann, dreht der technische Akt den Zeitpfeil herum und fügt in eine Ewigkeitsform, was nach dem Plan der Natur nicht mehr existieren sollte. So blitzt im Glanz des Diamanten auch ein Hauch der Arroganz gegenüber der Natur auf. An die Stelle einer Atmosphäre des Totengedenkens im sepulkral-kulturellen Raum tritt eine ästhetische Atmosphäre der Repräsentation, die nur noch locker am mnemotechnischen Band hängt.

Ascheskulptur

In den Niederlanden wird die Herstellung einer Skulptur aus Krematoriumsasche angeboten. Der Idee des Anbieters zufolge sollen solche Miniaturen auf dem Kamin oder einem dekorativen Ort in der Wohnung eines Hinterbliebenen Platz

43 »*The prices on LifeGem diamonds range from three thousand to twenty-five thousand dollars, depending on whether you choose red, green, or yellow stones. The general idea of marketing is to keep someone precious whom you have recently lost close to you forever. While many people choose to do this through memory, it seems to be a growing trend now to instead have them turned to jewelry.*«

(<http://www.abazias.com/diamondblog/diamond-industry/diamonds-made-from-your-deceased-loved-ones-hit-mainstream-market> [letzter Zugriff 28.02.2013]).

44 <http://www.lifegem.com> [letzter Zugriff 28.02.2013].

finden. Im Unterschied zu einer Urne ist einer dekorativen Figur jeder sepulkral-kulturelle Charakter entzogen. Sie ist nur dem verständlich, wer das Wissen um die Bedeutung des Gegenstandes hat. Dieser steht folglich in einem mehrdeutigen atmosphärischen Rahmen und changiert in der Wahrnehmung zwischen beliebig austauschbarem Kunstgewerbe einerseits und Anker des Totengedenkens andererseits. Als Medien des Gedenkens dürften sich solche Objekte aber wegen der Permanenz ihres Erscheinens im alltäglichen Wohnraum schnell entwerten und affektiv aufheben, denn die Macht der Gewöhnung schirmt eine Atmosphäre des Totengedenkens ab.

Individualisierte Urnenverortung

Eine ähnliche Situation verbindet sich mit der ebenfalls in den Niederlanden möglichen Platzierung einer Urne in der eigenen Wohnung.⁴⁵ Während Kolumbarium wie Mausoleum der Urne im heterotopen Raum einen mythisch eindeutigen Rahmen ihres Erscheinens geben, fügt sich eine in die private Wohnsphäre platzierte Urne in die wechselnden Atmosphären des Alltäglichen ein. Im individualistischen Platzierungswunsch mag ein Bedürfnis zur Geltung kommen, die Erinnerung an den Toten und die Betroffenheit von seinem Verlust auf Dauer zu stellen. Keine Atmosphäre, die im Rahmen einer aktuellen Situation ihre individuell beherrschende Macht entfaltet, kann aber permanent leisten, was im Moment maximaler Betroffenheit von ihr erwartet wird.⁴⁶

Wenn die Kirchen einen besonderen Ort des Totengedenkens fordern, so kommt darin nicht nur ein christlich-religiöser Anspruch zur Geltung, sondern auch ein Votum für die Wahrung eines aus dem Alltag herausgelösten Ortes, der atmosphärisch der psychologischen Bewältigung des Todes vorbehalten ist. Der Ort des Toten(gedenkens) entfaltet nur dann den Geist eines ›genius loci‹, wenn er auch ein besonderer Ort bleibt. Die positive Resonanz der Memorial Center an der Küste zum Gedenken der auf See Bestatteten bestätigt dies.

45 Wenn auch »in der Europäischen Union [...] der Bestattungszwang für Urnen auf Friedhöfen nur noch in Deutschland, Österreich und Italien« gilt (Bistum Münster: Der Friedhofszwang beginnt zu bröckeln), so stehen die Kirchen der Individualisierung der Urnenaufbewahrung doch ablehnend gegenüber (vgl. <http://kirchensite.de/aktuelles/kirche-heute/kirche-heute-news/datum/2010/11/04/die-urne-auf-dem-kaminsims/> [letzter Zugriff 04.03.2013]).

46 Innerhalb der Individualisierung der Urnenbeisetzung kommt es dort zu einer Profanisierung, wo auch der Gegenstand der Urne weniger mit dem Numinosen des Todes verbunden wird, als mit Zeichen der Lebenswelt. So bietet ein niederländisches Unternehmen aus Assen die ›Voetbalurn‹ mit den Symbolen eines Fußball-Clubs an (<http://www.phoenixurnen.nl> [letzter Zugriff 28.02.2013]), zu dessen Fan-Club sich der Verstorbene zählte. Diese postmoderne Variante der Bestattungskultur dokumentiert nicht nur eine Entgrenzung im Prozess der Säkularisierung, sondern mehr noch eine Ausräumung des Todes durch seine atmosphärische Profanisierung.

3 Verortungen des Todes

Alle sepulkral-kulturellen Rituale dienen einer doppelten Ent-sorgung. In mythischer Hinsicht verdient die Frage nach der Bedeutung des Ortes in der psychologischen Bewältigung des Wissens um die biologische Endlichkeit des Menschen besondere Beachtung. So ergibt sich auch die Bedeutung des Grabes aus einer Authentizität des Ortes, die in der unmittelbaren – wenn auch unsichtbaren – Gegenwart des Verstorbenen begründet ist. Aus der numinosen Macht dieser abwesenden Anwesenheit erwächst die ortsspezifische Atmosphäre des Grabes. Diese stellt sich als Ausdruck eines ontologischen Widerspruchs dar, bedeutet der Tod doch die reine Abwesenheit des Da- und Hier-seins. Der Glaube an die Auferstehung kompensiert diese aporetische Not und bindet die anthropologisch begründete Angst vor dem Tod (vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2005, S. 36). Im säkularen Raum des Friedwaldes ist es nicht die Idee der Auferstehung, die die Angst vor dem Tod sediert, sondern die harmonistisch-pantheistische Vorstellung einer guten Natur, die alles Verfallende aufnimmt und wieder in Leben verwandelt. So sind es vor allem die an den Orten der Toten und des Totengedenkens inszenierten Atmosphären, die die unerträglich abgründige Vorstellung des Todes entlasten und ein Ausweichmanöver des rationalen Denkens ins Hoffen und Wünschen vermitteln. Wenn *Lévinas* (mit Bezug zu *Heidegger*) sagt, »*man flieht den Tod, indem man sich bei den Dingen hält und sich ausgehend von den Dingen des Alltagslebens auslegt*« (*Lévinas* 1996, S. 58.), so ist der Raum der Toten mit seinen sepulkral-kulturellen Medien des Totengedenkens ebenso ein Raum der Dinge wie der Friedwald mit seinen Bestattungsbäumen oder das Kolumbarium mit den Urnen Verstorbener. Die Dinge folgen an ihrem Ort in gewisser Weise einer dem Reliquienkult vergleichbaren Affekt-Logik, den die Kirche als mediale Brücke erfand, um das Denken an den abstrakten Tod in der Umlenkung über die auf ihn verweisende Sinnlichkeit der Dinge in relative Ruhe zu überführen.

Zum einen sind alle Orte des Todes in ihren Atmosphären Medien der Erinnerung und deshalb solche des Totengedenkens; zum anderen sind sie aber auch Medien der Entbindung und des Entzugs. Deshalb haftet am Ort einer sepulkral-kulturellen Ent-Sorgung unaufhebbar die Atmosphäre existenzieller Sorge – im heterotopen Raum in anderer Weise als im extra-heterotopen Raum.

4 Zusammenfassung

Der Beitrag setzt sich mit der emotionalen Eindrucks-macht sepulkral-kultureller Atmosphären auseinander. Theoretisch folgt die Argumentation der Neuen Phänomenologie, wonach Atmosphären als im Raum ausgedehnte Gefühle verstanden werden. Die atmosphärische Gestaltung der ›zuständlichen‹ Situation eines Begräbnisplatzes und der ›aktuellen‹ Situation eines Begräbnisrituals dienen der Kommunikation von Gefühlen der Trauer und des Totengedenkens. Friedhöfe sind mythische Räume und haben im Sinne von *Michel Foucault* heterotopologi-

schen Charakter. Die suggestive ›Aufgabe‹ sepulkralkultureller Atmosphären liegt – auch im pantheistischen Milieu von Friedwäldern – darin, den tatsächlichen Raum der Lebenden mit dem imaginären Raum der Toten auf zwei bedeutungsgenerierenden Wegen zu verbinden – dem der Symbole und dem der Gefühle. Begräbnislätze sind doppelt codiert – zum einen sind sie tatsächliche Entsorgungsräume, zum anderen aber auch mythische Sphären, die die existenzielle Angst vor dem Tod dämpfen. Beispielhaft werden Wege der Inszenierung sepulkralkultureller Atmosphären illustriert.

Summary

Burial places. The atmosphere of contemporary funeral-culture spaces

In this article, I reflect on the question of affective atmospheres in present day sepulchral culture spaces. The feeling of being affected by atmospheres in spaces of death is at the centre of the argumentation. Inside these spaces, atmospheres are a medium of grief and commemoration of the death. Cemetery places do have a heterotopic character in the *Foucauldian* sense and therefore a deeply mythical function. Cemetery-Atmospheres in a wider sense – also pantheistic places of death like forests and the sea – have to connect a secular world with an imaginary world of eternal life. Cemeteries, in- and outside religious meanings, have a double function. On the one hand, they dispose of the deceased in a hygienic way. On the other hand, they serve to dispel the cryptic fear of death. Moreover, atmospheres in sepulchral culture will synthesise a liveable confidence in the face of death. Examples from several practices in Christian cemeteries, but also from pantheistic tree burials and others, will illustrate this.

6 Literatur

- Assmann, Jan*: Der Tod als Thema der Kulturtheorie. – Frankfurt a.M. 2000.
- Barthes, Roland*: Mythen des Alltags (Original 1957). – Frankfurt a.M. 1964.
- Baudrillard, Jean*: Der symbolische Tausch und der Tod (Original 1976). – Berlin 2011.
- Bellinger, Gerhard J.*: Knauer's Lexikon der Mythologie. – München 1989.
- Blumenberg, Hans*: Arbeit am Mythos (Original 1984). – Frankfurt a.M. 2006.
- Blumenberg, Hans*: Theorie der Unbegrifflichkeit. Aus dem Nachlaß hrsg. von Anselm Haverkamp. – Frankfurt a.M. 2007.
- Capelle, Wilhelm*: Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte. – Stuttgart 1968.
- Cassirer, Ernst*: Gesammelte Werke. Hamburger Ausgabe. Band 12: Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil. Das mythische Denken (Original 1924). – Hamburg 2002.
- Dürckheim, Graf Karlfried von*: Untersuchungen zum gelebten Raum (Original 1932). Hrsg. von Jürgen Hasse (mit Einführungen von Jürgen Hasse, Alban Janson, Hermann Schmitz und Klaudia Schultheis). – Frankfurt a.M. 2005 (Natur – Raum – Gesellschaft, 4).
- Evers, Hans Gerhard*: Tod, Macht und Raum als Bereiche der Architektur. – München 1939.
- Fischer, Norbert*: »Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein Leben los«. Historische Friedhöfe in Deutschland. – Hamburg 1992.
- Fischer, Norbert*: Soldatenfriedhöfe. – In: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal [Hrsg.]: Raum für Tote. Die Geschichte der Friedhöfe von den Gräberstraßen der Römerzeit bis zur anonymen Bestattung. Braunschweig 2003.
- Foucault, Michel*: Andere Räume (Original 1967). – In: Barck, Karlheinz u. Gente, Peter [Hrsg.]: Aisthesis. Leipzig 1990, S. 34–46.
- Happe, Barbara*: Friedhof Nein Danke. FriedWald, RuheForstn und andere Wald- oder »Naturbestattungen«. – In: Friedhof und Denkmal 55 (2), 2010, S. 3–20.
- Happe, Barbara*: Der Tod gehört mir. Die Vielfalt der heutigen Bestattungskultur und ihre Ursprünge. – Berlin 2012.
- Hasel, Karl*: Forstgeschichte. Ein Grundriß für Studium und Praxis. – Hamburg u. Berlin 1985.
- Hasse, Jürgen*: Zur sepulkral-kulturellen Bedeutung räumlicher Grenzen auf Friedhöfen. – In: Geographische Zeitschrift 93 (4), 2006, S. 221–236.
- Hasse, Jürgen*: Zur Atmosphäre einer imaginären Landschaft. Die »Toteninsel« von Arnold Böcklin. – In: Kuckuck. notizen zur alltagskultur 2, 2011, S. 40–45.
- Hasse, Jürgen*: Versunkene Seelen. Begräbnisplätze ertrunkener Seeleute im 19. Jahrhundert. – Freiburg u. München 2016.
- Heidegger, Martin*: Sein und Zeit (Original 1927). – Tübingen 1993.
- Hirschfeld, Christian Cay Laurenz*: Theorie der Gartenkunst (Original 1779–1785). Fünf Bände in zwei Bänden. – Hildesheim u. New York 1973.
- Hübner, Kurt*: Die Wahrheit des Mythos (Original 1985). – Freiburg u. München 2011.
- Jakob, Thomas*: Kriegsgräberplanung und soziales Grün in der Stadt. – In: Garten + Landschaft 3, 2012, S. 38–39.
- Jankélévitch, Vladimir*: Der Tod (Original 1977). – Frankfurt a.M. 2005.
- Kirchner, Friedrich u. Michaëlis, Carl*: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. – Hamburg 2004.
- Leisner, Barbara*: Ästhetisierung und Repräsentation. Die neuen Parkfriedhöfe des ausgehenden 19. Jahrhunderts. – In: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal [Hrsg.]:

- Raum für Tote. Die Geschichte der Friedhöfe von den Gräberstraßen der Römerzeit bis zur anonymen Bestattung. Braunschweig 2003, S. 111–144.
- Leisner, Barbara*: Neue Mausoleen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. – In: OHLSDORF – Zeitschrift für Trauerkultur 118 (III), 2012; zugleich: http://www.fof-ohlsdorf.de/titel/2012/118s04_neuemausoleen [letzter Zugriff 21.02.2013].
- Lévinas, Emmanuel*: Gott, der Tod und die Zeit (Original 1993). – Wien 1996.
- Milchert, Thorsten*: Christliche Wurzeln der Todesphilosophie Heideggers. Untersuchungen zu Sein und Zeit. – Marburg 2012.
- Minkowski, Eugène*: Die gelebte Zeit 1. Über den zeitlichen Aspekt des Lebens (Original 1933). Ins Deutsche übersetzt von *Meinrad Perrez* und *Lucien Kayser*. – Salzburg 1971.
- Minkowski, Eugène*: Die gelebte Zeit 2. Über den zeitlichen Aspekt psychopathologischer Phänomene (Original 1933). Ins Deutsche übersetzt von *Meinrad Perrez* und *Lucien Kayser*. – Salzburg 1972.
- Otto, Rudolf*: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. – Gotha u. Stuttgart 1924.
- Picht, Georg*: Kunst und Mythos (Vorlesungen und Schriften. Studienausgabe, hgg. von *Eisenbart, Constanze* in Zusammenarbeit mit *Enno Rudolph*). – Stuttgart 1986.
- Rüter, Stefanie*: Friedwald Waldbewusstsein und Bestattungskultur. – Münster u.a. 2011.
- Schmitz, Hermann*: System der Philosophie. Band 1: Die Gegenwart. – Bonn 1964.
- Schmitz, Hermann*: System der Philosophie. Band 3: Der Raum. Teil 5: Die Wahrnehmung (Original 1978). – Bonn 1989.
- Schmitz, Hermann*: System der Philosophie. Band 3: Der Raum. Teil 4: Das Göttliche und der Raum (Original 1977). – Bonn 1995.
- Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [Hrsg.]: Tote begraben und Trauernde trösten. Bestattungskultur im Wandel aus katholischer Sicht. – Bonn 2005.
- Simmel, Georg*: Rembrandt. Ein kunstphilosophischer Versuch. – München 1925.
- Sörries, Reiner*: Alternative Bestattungen. – Frankfurt a.M. 2008.
- Vorgrimler, Herbert*: Neues Theologisches Wörterbuch. – Freiburg u.a. 2008.
- Wölfflin, Heinrich*: Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur (Original 1886). Mit einem Nachwort zur Neuausgabe von *Jasper Cepl*. – Berlin 1999.

Gernot Meier

Sterben, Tod, individuelle Trauer und Unsterblichkeit im digitalen Zeitalter¹

Ein Streifzug durch ein dynamisches Feld der Kulturgeschichte

1 Bestandsaufnahme und Befunde

Durch die Digitalisierung und die damit zusammenhängenden Entwicklungen von neuen Kommunikationskanälen haben sich alle Bereiche des menschlichen Lebens in großen Teilen Westeuropas, Nordamerikas und Teilen Asiens massiv verändert und sind auch in vielen Studien untersucht worden.² Neue Vergesellschaftungsvorgänge gehen einher mit anderen Arten von Communities von bisher ungekannter Größe. Crossmediale Mediacollagen, gleichzeitige Visualisierungen von Off- und Onlineereignissen oder erste virtuelle Darstellungen von Personen in Lebensgröße³ und in einer einfachen 3D Form sind heute eher der Standard als die technische Ausnahme geworden.⁴ Die Entwicklung der Rechner und deren Integration in unsere Lebenswelt gehen klar in Richtung ‘Ubiquitous computing’ – d.h. Rechner sind – ganz selbstverständlich – immer und überall anwesend. Vor wenigen Jahren hatte noch das Anbringen eines sogenannten QR-Codes eher ikonografischen Anspruch. Wenige Nerds und Werbefachleute, die ‘hip’ sein wollten, nutzten es, oder der Code war das besondere Element eines Künstlers – heute ist es bald eine Normalität. So ist es nur eine Frage der Zeit, dass dynamische Aushandlungsprozesse zum Thema Sterben, Tod und Bestattung im sich etablierenden Internet stattfinden bzw. mit Kommunikationskanälen ver-

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten wurde.

2 Vgl. hierzu z.B.: *Anastasiadis u. Thimm* 2011.

3 <https://www.youtube.com/watch?v=R7z4Kkh7duI> [letzter Zugriff 11.03.2015].

4 <http://www.spiegel.de/reise/aktuell/hologramme-an-den-flughafen-jfk-la-guardia-und-newark-in-new-york-a-834756.html> [letzter Zugriff 11.03.2015] oder das Hologramm eines verstorbenen Komikers <http://www.dailymail.co.uk/femail/article-2333900/Les-Dawson-TV-tonight-hologram.html> [letzter Zugriff 13.03.2015].

bunden sind, die meist in digitalen Medien ablaufen.⁵ In Trauer-, Sterbe- und Abschiedsprozessen haben diese Aushandlungsprozesse schon eine längere Entwicklung bei Kommunikationsformen auf verschiedenen Plattformen und in unterschiedlichen Gemeinschaften durchlaufen. Auch die Frage, wem die Daten gehören, was ein angemessener Umgang ist und ob man digital ewig lebt, wird immer wieder neu in verschiedenen Artikeln diskutiert.⁶ Auch die Betreiber verschiedenster Portale werben durchaus mit den Möglichkeiten, welche die digitalen Medien mit sich bringen.⁷

Bei einem Streifzug durch das Internet lässt sich zunächst – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – erkennen, dass es Folgendes gibt:

- a) viele eher kommerzielle Services für Gedenkseiten (Menschen, Tiere) oder digitale Todesanzeigen,
- b) Websites von Einzelpersonen zum Gedenken an Ereignisse im Zusammenhang mit dem Tod,
- c) Angebote für digitale Nachlässe,
- d) Friedhöfe in virtuellen Umgebungen, sowie
- e) Websites, die sich vor allem an Personen richten, welche sich mit Fragestellungen der digitalen Medien, des digitalen Nachlasses und der Möglichkeiten, die sich aus der Digitalisierung ergeben, zu Lebzeiten befassen wollen.

Es gibt eher kommerzielle Angebote für den Nachlass, Erbschaften, Begräbnisse, Trauergruppen und auch verschiedene Online-Angebote. Zielgruppe sind hier z.B. Userinnen und User, die für verstorbene Menschen oder Tiere eine Erinnerungsstätte im Internet erstellen möchten. So heißt es beispielsweise auf einer sehr elaborierten Website, die sich an Halter verstorbener Tiere richtet: »*Celebrate the Life of Your Pet [...] Create an online tribute as a way to preserve your pet's life story in words, pictures, video and music. Embrace the memories of your*

5 Das betrifft auch das Verschwinden von Websites wie www.hall-of-memory.com, die nicht mehr erreichbar ist und doch 30 Jahre Informationen über Verstorbene unter dieser Adresse bereitstellen sollte. So schrieb *Norbert Fischer* 1999 in der Zeitschrift für Trauerkultur noch: »*Allerdings hatten sie bislang häufig den Charme des Provisorischen. Im Jahr 1998 wurde nun von der Frankfurter Agentur MKS mit der 'Hall of Memory' eine kommerzielle Internet-Gedenkstätte eröffnet, die ausgesprochen professionell angelegt ist (Internet-Adresse: www.hall-of-memory.com). Es scheint, als hätte sie gute Chancen, diesen neuen Formen des Totengedenkens zu einem Bekanntheitsgrad zu verhelfen, die über den engeren Kreis der Internetsurfer hinausgeht. Dies gilt nicht zuletzt auch deswegen, weil die ästhetische Aufbereitung ausgesprochen attraktiv ist. Die Betreiber arbeiten übrigens bereits mit verschiedenen Bestattungsunternehmen zusammen, was den kommerziellen Charakter der 'Hall of Memory' unterstreicht.*« http://www.fof-ohlsdorf.de/aktuelles/1999/65s22_memory.htm [letzter Zugriff 13.03.2015].

6 So gab es schon 1998 einen Bericht unter dem Titel »*Internet-Friedhof Memopolis*« in der Rheinzeitung: http://archiv.rhein-zeitung.de/on/96/07/08/topnews/inet_friedhof.html. Der Friedhof ist aber nicht mehr online. Aktuell erschienen: »*Dealing With Death In A Digital Age. What happens when someone dies, but her profile doesn't?*« <http://readwrite.com/2014/01/09/facebook-death-twitter-instagram> [letzter Zugriff 14.05.2015].

pet to create a permanent place for yourself, your family and your friends to remember the faithful companion that brought you so much happiness and the special times that you shared together«. ⁸ Diese Vorstellung liegt wahrscheinlich auch der Website, die vor allem auch für Menschen gestaltet wurde, zugrunde: »*At Tributes.com we believe that Every Life has a Story that deserves to be told and preserved*«. ⁹ Die Website ist mit vielen weiteren Informations-, Beratungs-, und Serviceangeboten – oft auch über externe Links – angefüllt: Rechtsberatung, Online Blumenversender, Gedenkstätten, Fundraising, Genealogie, Filme von Beerdigungen, Speicherung von privaten Daten (digitaler Tresor) u.v.a.m. Insgesamt erscheinen diese und viele andere ähnliche Websites mit diesen Angeboten als Gesamtpaket für das digitale Erinnern, vor allem auch hinsichtlich Nachrichten und Informationen von Verstorbenen am Lebensende. Rezeptionsästhetisch kann man mit aller Vorsicht sagen, dass die Anmutung der Website sich nach Nordamerika richtet. ¹⁰ Auf den Websites kann man Bilder und Musik posten, eine Nachricht hinterlassen, die gefilmte Beerdigung oder auch Videos der Verstorbenen ansehen. Die Angebote werden u.a. beworben mit der Information: »*Never expires*«. ¹¹

Sehr interessant ist der Befund hinsichtlich der internen Verbreitung, d.h. innerhalb des Internets der Such- und Websiteinformationen eines kommerziellen und vernetzten Angebotes: Insgesamt gehen zurzeit der Drucklegung sieben, zum Teil mächtige Tracker ¹² von der Website ab und verbreiten die Such- und Partizipationsformen im Internet.

7 »*Das Internet ist die größte Revolution der Menschheit seitdem Gutenberg den Buchdruck mit beweglichen Lettern erfunden hat. Das World Wide Web, das weltweit von mehr als 30 Millionen genutzt wird, ist ein idealer Ort, um den Verlust einer von uns geliebten Person anzukündigen und um ein permanentes Denkmal zu deren Erinnerung zu schaffen. Diese virtuellen Denkmäler verwitern im Gegensatz zu realen Denkmälern nicht im Laufe der Zeit und können von Menschen aus allen Erdteilen einfach besucht werden.*

Die Denkstätten im World Wide Cemetery ermöglichen es den Menschen, das Leben ihrer nahestehenden Personen auf eine Art mitzuteilen, zu der herkömmliche gedruckte oder in Stein gehauene Todesanzeigen nicht in der Lage sind. Fotos, Bewegtbilder, sogar Tonwiedergaben lassen sich in eine Denkstätte einfügen. Die Menschen können Hypertext-Links zwischen Familienmitgliedern erstellen und so eine Genealogie der Internetnutzer und von deren Familien online und in Echtzeit kreieren.« <http://www.friedhof.global/20-years-word-wide-cemetery-classic-design/> [letzter Zugriff 14.03.2015].

8 <http://www.tributes.com/pets> [letzter Zugriff 25.02.2015].

9 <http://www.tributes.com> [letzter Zugriff 25.02.2015].

10 Die Journalistin *Nina Trentmann* der FAZ berichtete, dass es nach Angaben eines Bestatters in Nordamerika ca. 80 000 Internetfriedhöfe geben solle. <http://www.faz.net/aktuell/technik-motor/computer-internet/internet-friedhoeefe-liebe-ist-unsterblich-der-tod-nur-ein-horizont-1192043.html> [letzter Zugriff 13.03.2015].

11 http://www.tributes.com/obituary/create_options [letzter Zugriff 25.02.2015].

12 Unter einem Tracker werden kleine Informationseinheiten verstanden, die eine Kommunikation der Websites untereinander ermöglichen. Tracker dienen in der Regel dazu, das Surfverhalten aufzuzeichnen.

Ein anderes Genre der Angebote sind digitale Traueranzeigen wie z.B. Memento-Traueranzeigen. Hier heißt es: »*Veröffentlichen Sie bei Memento kostenlos Online Traueranzeigen. Lassen Sie Angehörige, Freunde oder Bekannte kondolieren oder ihr Beileid aussprechen. Memento Traueranzeigen sind kostenlos.*«¹³ Dieses Angebot ist mit dem »*Anzeigenservice von Memento Trauerkarten*« verbunden und wird wahrscheinlich auch so finanziert. »*Bei Memento können Trauerkarten, Danksagungskarten oder Trauerbilder mit einem individuellen Trauerspruch gestaltet und ab einer Auflage von 20 Stück bestellt werden.*«¹⁴

Diese Website besteht aus einer Vielzahl von einzelnen Bildern von Verstorbenen, »Sinnsprüchen« und Informationen zu den Verstorbenen. Es sind, verkürzt gesagt, Traueranzeigen mit Kommentarfunktion. Einige dieser Kommentare sind aber bezüglich der Kommunikationskultur sehr interessant: So schreibt eine Frau im Kommentar zu einer kürzlich verstorbenen über 100 Jahre alten Dame: »*Liebe Oma Ella, ich finde es sehr schade, dass wir uns nur sehr kurz über Facebook gekannt haben.*«¹⁵ Hier werden durchaus Kommunikationsstrukturen in diesem Kontext aufgenommen, die eher neu sind. Zwar gab es bisher auch die Möglichkeit, Briefe der Verstorbenen nach dem Tod zu lesen, aber nicht in dieser weltweiten Verbreitung. Portale mit Traueranzeigen werden auch von vielen großen Zeitungen oder Bestattern angeboten.¹⁶ Meist ist es möglich, Nachrichten zu hinterlassen, Kerzen anzuzünden oder andere Animationen zu starten oder auch Videos zu posten.¹⁷ Die meisten Angebote hier, wie auch bei den meisten Anbietern, bewegen sich technisch innerhalb des gegenwärtigen Rahmens, d.h. der gängigen Interaktionsformen im Internet. Eine der bekanntesten deutschsprachigen Seiten ist »*Strassederbesten.de*«.¹⁸ Nach eigenen Angaben umfasst die Website momentan: »*24.061 angelegte Gedenkstätten, 68.321.903 Besucher von Gedenkstätten, 8.890.083 angezündete Gedenkkerzen.*«¹⁹ Swantje Luthé hat in ihrer Untersuchung »*Social Media und ihre Relevanz für die Kasualtheorie – eine Case Study im Feld der Sepulkralkulturen*« am 10.12.2013 noch folgende Zahlen »*22.000 angelegte Gedenkseiten, über 7.500.000 angezündete Gedenkkerzen und über 51.000.000 Besucher der portaleigenen Gedenkseiten*« (Luthé 2014, S. 312) benannt. Die auf Torsten Dittrich aus Berlin²⁰ einge-

13 <http://memento-traueranzeigen.de/> [letzter Zugriff 08.03.2015].

14 <http://memento-traueranzeigen.de/> [letzter Zugriff 08.03.2015].

15 <http://memento-traueranzeigen.de/oma-ella-eleonora-maria-theresia-kastner/> [letzter Zugriff 08.03.2015].

16 Z.B. <http://www.sz-trauer.de> [letzter Zugriff 13.03.2015] <http://www.memoriam.de/> [letzter Zugriff 13.03.2015].

17 <http://www.gedenkseiten.de> [letzter Zugriff 14.05.2015].

18 <https://www.strassederbesten.de> [letzter Zugriff 10.03.2015].

19 <https://www.strassederbesten.de> [letzter Zugriff 10.03.2015].

20 Abfrage Denic.de Domainname [letzter Zugriff 10.03.2015].

tragene Domain ist nicht nur eine der bekanntesten, sondern auch eine der größten. Es gibt einige Screenshots, die bei web.archive.org bis zum November 2007 zurückgehen. Der Befund der folgenden Jahre zeigt auch die unterschiedlichen Schichten der Entwicklung.²¹ Die Grabstätten sind meist Offline-Grabstätten nachempfunden.²² Kreuze, Blumen, Kerzen, Herzen etc. können von den Besucherinnen und Besuchern abgelegt werden. Auch Kondolenzbücher werden angeboten, in denen die Webseitenbesucher und Webseitenbesucherinnen sich immer wieder nochmals an den Verstorbenen wenden. *Swantje Luthe* ist der Meinung, dass besonders die Integration in anderen sozialen Netzwerken auch für den Erfolg der Gedenkseiten – wie strassederbesten.de – wichtig ist. »Dabei erscheinen für die zunehmende Anzahl an erstellten Gedenksteinen im Wesentlichen zwei Faktoren relevant zu sein: zum einen die Vernetzung der Portale mit sozialen Netzwerken wie Facebook, zum anderen die sich verstärkende mediale Professionalisierung der BestatterInnen, der Angebote der Zeitungsverlage, der Friedhofsverwaltungen sowie benachbarter Institutionen dahingehend, digitale Trauerwelten als reale und alltägliche Lebenswelten der Hinterbliebenen wahrzunehmen« (*Luthe* 2014, S. 312). Hinzu kommen Websites für einzelne z.B. öffentliche Personen wie beispielsweise die Gedenkseite für *Rudolph Moshhammer* (<http://www.moshhammer-memorial.de>)²³ oder Privatpersonen wie <http://familiengrab-mair.at>,²⁴ auf der *Hubert Mair* gedacht wird. Es gibt bei diesen und vielen anderen persönlichen Websites die Möglichkeiten, meist in einer etwas interaktiven Form eine Kerze anzuzünden, Nachrichten zu hinterlassen, sich automatisch über Veränderungen informieren zu lassen, eine Rose niederzulegen oder Bilder des Verstorbenen oder wie im Falle der Website von *Rudolph Moshhammer* die des Lieblingshundes anzusehen. Bei der Website der Familie *Mair* ist festzustellen, dass hier eine freie Software installiert worden ist. Es ist davon auszugehen, dass in diesem Falle die Kosten für diese Gedenkseite sehr gering und die Möglichkeiten der Ausgestaltung sehr groß sind.²⁵

21 <https://web.archive.org/web/20071103023805/http://www.strassederbesten.de/> [letzter Zugriff 10.03.2015].

22 Vgl. zu den Wechselwirkungen zwischen Off- und Onlineangeboten: *Deterding* 2008.

23 Letzter Zugriff 12.03.2015.

24 Letzter Zugriff 12.03.2015.

25 Eine weitere Form soll hier noch im Rahmen des Befundes genannt werden: Das Gedenken eines Toten in einer globalen Öffentlichkeit. Als *Steve Jobs* starb, gab es eine bisher einzigartige Form des Gedenkens: Fast alle großen Portale incl. Google hatten das Portrait zentral und prominent auf ihrem jeweiligen Portal. Zwar sind immer wieder Personen gestorben, die weltweit prominent waren, aber in dieser Breite und vor allem durch seine mediale Verortung war dies eher ein Sonderfall.

Ein anderes Segment der Auseinandersetzung mit dem Tod im digitalen Zeitalter sind Websites, die es ermöglichen, ›Botschaften‹ nach dem Tod medial zu distribuieren. Im Gegensatz zu der zu Anfang genannten Möglichkeit bei Facebook, das Profil von anderen weiterführen zu lassen, gibt es noch andere Möglichkeiten: Anbieter von <http://www.deadsocial.org> werben damit: »*End of life planning tools and services for the connected and creative*«. ²⁶ Diese sehr ausführliche Website informiert über verschiedene Möglichkeiten, mit seinen Off- und Onlinedaten umzugehen und wie ein digitaler Nachlass in größerem Stil zu planen ist. Die Website <http://www.ewigesleben.de> (Willkommen in der Ewigkeit) wirbt mit einer anderen Form des digitalen Nachlasses: Hier ist es möglich, nicht nur eine Gedenkseite aufzubauen, sondern auch etwas Anderes zu hinterlassen: »Seit es die Menschheit gibt, ist es für viele oft sehr wichtig, nach dem Tode nicht in Vergessenheit zu geraten. Erfahrungen, Weisheiten oder letzte Grüße wollen weitergegeben werden. Durch das Testament oder das hinterlassene Erbe ist dies in der Regel nicht möglich. Schon Freunde, Nachbarn, Arbeitskollegen und das weitere soziale Umfeld bleiben oft ohne Erinnerungsstücke an den Verstorbenen zurück. Besonders tragisch ist die »*Vorstellung, plötzlich durch einen Unfall oder eine Gewalttat aus dem Leben gerissen zu werden, ohne wichtige Dinge ausgesprochen zu haben. Das Internet bietet die Möglichkeit, mit Bildern, der eigenen Stimme, kurzen Filmen oder dem geschriebenen Wort Ihr Vermächtnis wachzuhalten. Alles kann noch einmal gesagt oder richtiggestellt werden [sic!]. Das Lebenswerk kann noch einmal Revue passieren. Alles ist möglich. Stellen Sie sich vor, dass dieser Abschied hier für immer erhalten bleibt, solange es das Internet oder ein vergleichbares Medium gibt. Für jeden Menschen wird Ihre Botschaft ›weltweit abrufbar‹ sein. Für Ihre Kinder, Enkel und Urenkel in zehn, hundert oder tausend Jahren [sic!] – solange es Menschen gibt.*« ²⁷ Ob und wie diese Vorstellung eingelöst werden kann, ist schon allein wegen der rasanten technischen Entwicklung nicht klar. Die Botschaft richtet sich hier aber m.E. klar an Personen, die noch leben und ist für die Zeit nach ihrem Tod gedacht.

Im Bereich der Spielecommunities gibt es natürlich auch den Tod eines persönlichen Avataren. Die emotionale Beziehung zu diesen persönlichen Entitäten ist nicht zu unterschätzen. Viele Userinnen und User verbringen viel Zeit mit dem digitalen Ego auf der anderen Seite, machen vielgestaltige Erfahrungen, befreunden (manche heiraten) und treffen sich wieder. Zu nennen sind auch Friedhöfe für Avatare, mit denen Spielerinnen und Spieler viel Zeit verbracht haben. Die Website <http://herolymp.de> ²⁸ hat hierbei einen besonderen Status. Hier kann bei einer sog. Computerspielsucht der Avatar eine Gedenkseite bekommen. ²⁹

26 <http://www.deadsocial.org> [letzter Zugriff 14.03.2015].

27 <http://www.ewigesleben.de/willkommen.html> [letzter Zugriff 14.03.2015].

28 Letzter Zugriff 14.03.2015.

29 <http://www.onlinekosten.de/news/artikel/55829/0/Projekt-gegen-Computer-Spielsucht-Friedhof-der-Avatare> [letzter Zugriff 14.03.2015].

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich die Angebote, die bisher genannt wurden (Ikonographie, Symbole und die möglichen Interaktionen in digitaler Umgebung), in der Regel im westeuropäischen und anglo-amerikanischen Kontext bewegen. Hinzugekommen sind Virtual Communities, einfachere Interaktionsmöglichkeiten und eine weltweite Vernetzung und Darstellung. Dies gilt auch für die Darstellungen innerhalb von Plattformen wie z.B. Second Life oder den Friedhöfen der Avatare. Bei vielen Websites hat man den Eindruck, dass sie nur selten aktualisiert werden und dass nur wenig neue Gedenkseiten im Verhältnis zu der Personenzahl, die täglich verstirbt, hinzukommen. Manche der Betreiber der ersten Zeit haben auch schon wieder aufgegeben. Das heißt aber keinesfalls, dass die Prozesse aufhören werden, denn die Entwicklung beginnt gerade. (Einige interessante Entwicklungen können aber jetzt schon gesehen werden.)

2 Wechselkurse und spezielle Besonderheiten

»In der Praxis, d.h. innerhalb eines jeweils besonderen Feldes, sind inkorporierte Einstellungen wie objektivierte Merkmale der Akteure (ökonomische und kulturelle Güter) nicht allen gemeinsam und gleichzeitig effizient. Vielmehr legt die spezifische Logik eines jeden Feldes fest, was auf diesem Markt Kurs hat, was im betreffenden Spiel relevant und was effizient ist, was in Beziehung auf dieses Feld als spezifisches Kapital und daher als Erklärungsfaktor der Formen von Praxis fungiert« (Bourdieu 1987, S. 19).

Innerhalb dieses uneinheitlichen Feldes des digitalen Totengedenkens ist die Frage noch offen, welche Form des digitalen Gedenkens sich auf Dauer durchsetzen wird. Zunächst wird sich wahrscheinlich eine ganz einfache Form durchsetzen: Jeder, wie er es möchte und kann, und dies im Rahmen seiner technischen, kulturellen, religiösen, finanziellen und gesellschaftlichen Möglichkeiten. Diese soziale Konstruktion des Todes und seiner Gedenk- und Trauerformen beginnt sich aber zu ändern, und somit ändern sich die Formen von Praxis, die sich durchsetzen werden. Der Aufbau der meisten Websites zum Thema Gedenken ist bisher eher stereotyp und folgt klassischen Formen. Doch medial gerahmte Praktiken des Todes und des Gedenkens etablieren sich langsam, und einige Schwerpunkte der Aushandlungsprozesse lassen sich mit aller Vorsicht erkennen.

3 Die aktuelle Geschichte des vergangenen Lebens

Eine detailreiche Biographie, die ›der ganzen Welt‹ zur Verfügung gestellt wird, ist nicht nur hinsichtlich der Ausdehnung eine neue Entwicklung. Bisher bestand – bis auf wenige Ausnahmen – in den letzten 50 Jahren die mediale Erinnerung in Bildern und ggf. einigen Filmschnipseln und, je nach Tradition, in Geschichten von oder über die Verstorbenen. Hier stellt sich die Frage, ob durch die veränderten Erzählformen im Internet sich die Aushandlungsprozesse hinsichtlich der eigenen Identität nachhaltig verändern. Dass dies durch das neue

Medium schon jetzt geschehen ist, zeigt sich in großer Breite. Dass man im Laufe seines Lebens seine Lebensgeschichte öfters umschreibt, ist kein neues Phänomen. Es stellt sich die Frage, ob digitale Medien ein weiteres Feld im Überschneidungsbereich des Lebens und des Todes eröffnen. Dies betrifft den zurzeit exponentiell wachsenden Bereich des Selfmonitoring und der Lifelogs.³⁰ Diese neuen Technologien produzieren nicht nur eine ungeahnte Datenmenge, sondern sie werden in Zukunft das Leben wahrscheinlich völlig beeinflussen.³¹ Mithilfe von Smartphones oder Uhren, die Bewegungen und Verhaltensweisen permanent aufzeichnen, lassen sich völlig neue Profile von Menschen erstellen. Dies sowohl in Echtzeit in Form einer Überwachung als auch für nachfolgende Generationen. Wie sich das Selbsterzählen dadurch verändern wird, ist völlig unklar. Unklar ist auch, was dieser Sachverhalt mit Trauerprozessen machen wird. Im Roman »*The Circle*« (Eggers 2014) von Dave Eggers tragen Menschen Kameras, die alles aufzeichnen, was der Mensch, der sie trägt, sieht und hört. Dies führt zu einer dystopischen und völlig überwachten Welt. Dieser Welt sind wir auch durch Naivität oder Unkenntnis sehr nahegekommen (Bauman u. Lyon 2013). Es wird wahrscheinlich innerhalb der Sepulkralkultur an diesem Punkt eine völlig neue Visualisierung der Verstorbenen möglich sein. Damit wird es auch einen Kampf über die Interpretation der Daten und damit der Beschreibung des ›wahren‹ Lebens des Verstorbenen geben.

Neben der Frage, wem die Daten des Selfmonitorings gehören, wird dies von Angehörigen nicht nur ein erinnerungsgesättigtes, sondern auch ein datengesättigtes Gedenken geben.³² Es werden mit der Zeit die nicht-digitalen Erinnerungen verblassen, die Digitalen werden mit der Zeit maßgebend werden. Es ist auch festzuhalten, dass jetzt schon, durch unsere Partizipation an und der Überwachung von unseren Datenspuren, davon auszugehen ist, dass es ein Profil von uns weit über den Tod hinausgeben wird. Mediale Akteure werden sich zukünftig immer weniger um die technische Vermittlung kümmern, sondern neue Schwerpunkte im Rahmen eines 'BigData' des Lebens etablieren.

Ein Aspekt, der immer wieder in Publikationen zum Thema »*Tod im digitalen Raum*« bedacht wird, ist der Wunsch nach Unsterblichkeit. In gegenwartsreligiösen Kontexten hat der Aspekt der Postmortalität seinen ›Schrecken‹ zwar in vielen Milieus nicht verloren, aber über Deutungsmuster wie: »*Ich werde wiedergeboren oder habe nochmals eine neue Chance*« gibt es neue, offene Konzepte der

30 Vgl. kritisch zu den Lifelogs: Selke 2010.

31 Die Frage ist, wie eine Archäologie der Daten in der Zukunft aussehen wird.

32 Zur Veränderung der Kommunikationsgemeinschaften: »*Mediatisierung, Entkontextualisierung und Anonymisierung bezeichnen drei Aspekte der (graduellen) Umstellung von unmittelbarer auf mittelbare Kommunikation, die sich auf ganze Gesellschaften wie auch auf die Gemeinschaftsbildung auswirkt. Gemeinsam haben diese drei Aspekte sogar eine Verstärkerwirkung, denn sie haben eine sozusagen ›exponentiale‹ Vermehrung der Kommunikation zur Folge.*« (Knoblauch 2008, S. 83).

Postmortalität in westeuropäischen Kontexten. Die Vision einer Transformation in eine digitale Welt wird in vielen Ideen und Texten der fiktionalen Literatur und auch in vielen Filmen immer wieder behandelt.³³ Personen aus dem Kreis der sogenannten Transhumanisten (vgl. *Krüger* 2004) wie auch manche neureligiösen Bewegungen konstruieren religiöse Vorstellungen, in denen eine Transferierung des menschlichen Gehirns in eine digitale Welt Eintritt findet und auch dort – solange es genug Energie gibt – unsterblich ist. Hinzu kommt das Konzept, dass erst durch den Tod und das Abstreifen der Hülle die Menschheit sich weiterentwickeln wird. Unsterblichkeit kann aber auch zusätzlich für die Technik der Lifelogs für manche heißen: Ich zeichne mich ganz auf, sende meine Daten ins Internet, und so bleibt mein Leben aufgezeichnet und präsent, so lange es digitale Medien gibt. Der Soziologie *Stefan Selke* schreibt: »Auf dem Weg zur digitalen Unsterblichkeit? Lifelogger gehen jedoch noch einen Schritt weiter. Die vollautomatischen Kameras, die sie am Körper tragen, halten alle 2, 10 oder 30 Sekunden eine Szene mit einem Weitwinkelobjektiv fest. Sehr viele solcher Bilder (pro Tag entstehen ca. 2.000) bilden schließlich ein umfassendes und durchsuchbares Lebensarchiv. In dieser 'googelization of memory' sehen *Gurrin, Gemmell & Co.* [Personen aus der Lifelogger Szene A. d. V.] auch einen Weg, der uns zu einer Art digitaler Unsterblichkeit verhelfen könnte [...]«. ³⁴ Völlig offen sind auch hier mögliche Biographiegeneratoren und ihre die Lebenswelt und das Leben strukturierende Kraft.

Nicht zu unterschätzen ist der finanzielle und der räumliche Aspekt der möglichen Alltagsrituale. Es ist sehr einfach geworden und finanziell günstig, sich selbst einen Ort im Internet zu schaffen, an dem man für sich oder für Andere einen Gedenkort etabliert. Ob es in der Zukunft virtuelle Friedhöfe für viele Tote oder viele vernetzte Einzelseiten geben wird, ist noch unklar. Aber wenn es aufgrund anderer Lebensgewohnheiten nicht mehr möglich ist, Grabstätten zu besuchen oder deren Unterhalt zu leisten, dann werden diese Angebote zunehmen. Alltagsrituale können von jedem Punkt der Welt, an dem es einen Internetzugang gibt, getätigt werden. Dies wird bei der Mobilität der Gesellschaft ein sehr wichtiger Aspekt werden.³⁵

Völlig offen ist, wie sich bei den persönlichen Websites die Selbstbeschreibungen und Selbstthematizierungen im digitalen Raum verändern werden³⁶ und wie sich Prozesse der Vergemeinschaftung verändern. Da Selbstthematizierung ein sozialer Prozess ist, der im Internet deutlich anders als bisher forciert wird, bleibt ab-

33 Vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Der_Rasenmähermann [letzter Zugriff 11.03.2015].

34 <http://soziologie.de/blog/2013/11/reim-auf-das-digitale/> [letzter Zugriff 14.03.2015].

35 Vgl. hierzu *Luthe* 2014, S. 308ff.

36 Vgl. dazu *Ferrin* 2013. Vor allem die Gedanken zum performativen Umgang mit Medien und zur hybriden Selbstkultur.

zuwarten, welche Formen von Inklusion und Exklusion, d.h. welche Kapitalsorten sich durchsetzen werden. Dies gilt auch hinsichtlich der Flüchtigkeit bisheriger Lebenssituationen und der Fähigkeiten, sich daran vor allem in posttraditionalen Gemeinschaften³⁷ gemeinsam zu erinnern. Durch das Monitoring erreicht man in datentechnischer Hinsicht zunächst für Algorithmen ein großes Analysefeld. Zusätzlich werden sich hier neue Kulturtechniken entwickeln um auszuwählen, um den Kurs zu bestimmen, was genau noch welchen Wert in der eigenen Biographie hat. Davon sind auch die (Meta-)Narrationen und Selbstexternalisierungen (Meise 2015, S. 62ff.) betroffen, in die bisher ein Leben eingebettet war. Dass es in der Postmoderne unterschiedliche Lebensgeschichten innerhalb der verschiedenen Identitäten gibt, ist eine Erscheinung, die man z.B. anhand von Selbstbeschreibungen im Internet gut nachvollziehen kann. Die Frage wird sein, wie der Tod hier als gemeinsames Ereignis (fast) aller bisherigen Identitäten weiter konstruiert wird. Auch für die großen Kirchen wird es in diesem Kontext langsame, aber stetige Veränderungen geben. Sie haben aber hinsichtlich ihrer Beständigkeit und ihrer bisherigen Kommunikationsformen m.E. einen klaren Vorteil: Positiv werden Gottesdienste anlässlich von Bestattungen gesehen und der Kirche eine hohe Kompetenz auf diesem Gebiet zugeschrieben, und die Kirche hat Gebäude, die – aus dem Blick des digitalen Zeitalters – sehr, sehr alt sind. Um beide Aspekte ringen viele Anbieter und versuchen Prozesse zu initiieren, damit genau diese Eigenschaften ihren Angeboten zugeschrieben werden. D.h., es sind Elemente, die auf dem Feld im Kurs sind. Hier gilt es, eine Praxis zu entwickeln, die auch die Wünsche und Vorstellungen eines digitalen Gedenkens aufnimmt. Unter einem kommunikationstheoretischen Blick können Kreuzgänge oder Gedenktafeln auf Friedhöfen oder Gedenkstätten als Orte für spezielle Interaktionsformen gesehen werden. Wenn es gelänge, hier ein Offline-/Onlineangebot zu lancieren, z.B. mit Inschriften und/oder Grabplatten in der Kirche, verbunden mit einer digitalen Möglichkeit der Kommunikation, hätte man – zumindest gegenwärtig – eine fast perfekte Verbindung. »Digitale Gedenkorte als Heterotopien der Gesellschaft eröffnen Raum für eine alltägliche Seelsorge spontaner und leidenschaftlicher Hilfestellung. Es kommt zu heilsamen kommunikativen Begegnungen zwischen Hinterbliebenen und Besuchern der Friedhöfe. [...] Für Pfarrerinnen und Pfarrer sowie für alle anderen Menschen, die im Feld von Trauerkultur und

37 »Ausgangspunkt für das Konzept der posttraditionalen Gemeinschaften ist die empirisch gestützte Annahme, dass sich die habituell vorgegebenen und emotional basierten Beziehungen der Menschen tendenziell auflösen oder jedenfalls eine geringere Wertigkeit bekommen und dass sich in diesem Zusammenhang ein anderer Typus sozialer Vergemeinschaftung entwickelt hat, der eben posttraditional genannt wird. Dieser Typus lässt sich grob als temporäre Teilhabe an Single-Issues-Gemeinschaften und Life-Style-Gruppen beschreiben, bei denen Zugehörigkeit über Verführung zur Teilhabe an mehr oder weniger kommunikativen Events, zu Konsum und zu kollektiven, distinktiven Handlungs- und Inszenierungspraktiken entsteht. Derartige Gemeinschaften sind dementsprechend an einem gemeinsamen ›Außen‹ orientiert, das aber nur eine begrenzte Zeit trägt und das je nach Wandel der Interessenlage ohne wirksame Sanktionspotenziale der Gemeinschaften schnell wieder beendet werden kann [...].« Krotz 2008, S. 151.

-begleitung arbeiten, gilt es, dieses Bedürfnis nach Trauerartikulationen wahrzunehmen und im jeweiligen Kontext zu reflektieren. Es geht letztlich darum, (Kommunikations-)Räume anzubieten, in denen auf der Ebene des subjektiven Erlebens über die Grenze des Todes hinweg kommuniziert werden kann« (Luthe 2014, S. 318f.).

4 Nachwort: »Simply Become Immortal« – eterni.me

Wie wird sich dieses Feld weiterentwickeln? In der Zeit der Verfassung dieses Streifzuges und erster Betrachtungen wurde in einer Zeitschrift folgende Information veröffentlicht: *»Das Projekt Eterni.me will zu Lebzeiten möglichst viele Informationen über seine Kunden sammeln, um daraus einen überzeugenden und kommunikationsfähigen Avatar des dann Verstorbenen zu erstellen. Eterni.me beabsichtigt alle zugänglichen Informationen über einen Kunden zu sammeln und wird zur Auswertung nach eigener Auskunft komplexe Algorithmen nutzen. Damit möchte man per Software ein persönliches Abbild, einen Avatar generieren, der nach dem Tod die Persönlichkeit des Verstorbenen simuliert und mit Angehörigen oder Freunden interagieren kann. In diesem gewissermaßen persönlichen Gespräch soll das digitale Abbild sogar Informationen und Ratschläge an die Familie oder andere Gesprächspartner offerieren können. Noch ist die Seite im Aufbau, später möchte man die Dienste im Abonnement anbieten.«*³⁸ Diese Innovation war aus computertechnischer, medientheoretischer und auch aus dem Blickwinkel zukunftsutopischer Positionen heraus nur eine Frage der Zeit und nimmt nun Gestalt an. Hier finden sich auch sofort Selbstthematisierungen des Körpers. Welcher bin ich denn, wenn ich tot bin: Der Wunschkörper mit 25, der realistische etwas ältere oder ein Körper, der z.B. durch eine Krankheit gezeichnet ist?

5 Zusammenfassung

Gemessen an den zum Teil atemberaubenden Veränderungen in der digitalen Welt, ist es ›verhältnismäßig‹ ruhig in der digitalen Bestattungskultur. Mediale Aufmerksamkeit gibt es höchstens bei der Frage, wem ein Facebook Account gehört, wenn der Besitzer verstorben ist, oder ob es pietätvoll ist, bei einer Kondolenznachricht auf den Button »Gefällt mir« zu klicken oder das Facebookprofil weiterzuführen.³⁹ Ob das daran liegt, dass die sog. Digital Natives⁴⁰ aufgrund des

38 <http://www.macwelt.de/news/Eterni-me-will-Verstorbenen-in-3D-Avataren-virtuelles-Leben-verleihen-9595063.html> [letzter Zugriff 12.03.2015].

39 So berichtete Karisa Bell in mashable: »Facebook is giving users control over what happens to their accounts when they die.« <http://mashable.com/2015/02/12/facebook-legacy-contact/> [letzter Zugriff 14.03.2015].

40 Vgl. zur Problematisierung des Begriffs: Kirchhoff u. Harney 2015.

Alters diese Fragen noch nicht so brisant stellen, Aushandlungsprozesse hinsichtlich der Bestattungen, der Trauer und des Gedenkens im digitalen Zeitalter noch sehr offen sind oder die Felder »*Diesseits, Jenseits und Dazwischen*«⁴¹ gerade völlig neu ausgehandelt werden, ist noch weitestgehend unklar.

Es stellt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt die Frage, ob es möglich ist, aufgrund der Befunde erste Aussagen über die Etablierung einer digitalen Kultur zu machen, die sich um den Tod, das Sterben und die Unsterblichkeit drehen, und ob Transformationsprozesse wahrzunehmen sind, die auf längerfristige Entwicklungen hindeuten.⁴²

Summary

Dying, death, individual mourning and immortality in the digital age.
An expedition into a dynamic field of cultural history

When compared to other, stunning changes within the digital world, the digital funeral world is rather sober. At the most, there are questions as to who holds a Facebook account when the owner has passed away, whether someone should keep the account or whether it is reverent to press the 'like'-button on a condolence post. It is still widely unknown whether these questions are not as pressing yet because of the age of the so-called Digital Natives, or because negotiation processes concerning funerals, grieving and commemoration are still very unreflected in the digital age or because the areas of »*here, beyond and in-between*« are in the process of being completely re-defined.

In the present the question is whether it is possible to discern, on the base of today's finds, the establishment of a digital custom that deals with death, dying and immortality and whether there are processes of transformation that hint at long-term developments.

41 Siehe: *Rakow* 2011.

42 In großer Breite haben sich u.a. *Swanje Luthé* und auch *Illona Nord* mit diesem Themenfeld in theologischer Hinsicht befasst. Viele sehr gute Ansätze, die von beiden entwickelt wurden, sind auch in diesen Text aufgenommen worden. Siehe u.a.: *Nord u. Luthé* 2014; *Luthé* 2014.

Literatur

- Anastasiadis, Mario u. Thimm, Caja*: Social Media – Theorie und Praxis digitaler Sozialität. – Frankfurt a.M. 2011.
- Bauman, Zygmunt u. Lyon, David*: Daten, Drohnen, Disziplin. Ein Gespräch über flüchtige Überwachung. – O.O. 2013.
- Bourdieu, Pierre*: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. – Frankfurt a.M. 1987.
- Deterding, Sebastian*: Virtual Communities. – In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne u. Pfadenhauer, Michaela [Hrsg.]: Posttraditionale Gemeinschaften theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden 2008, S. 115–131.
- Eggers, Dave*: The circle a novel. – London 2014.
- Ferrin, Nino*: Selbstkultur und mediale Körper zur Pädagogik und Anthropologie neuer Medienpraxen. – Bielefeld 2013.
- Kirchhoff, Sabine u. Harney, Benjamin*: Gibt es die »Digital Natives« wirklich? Marc Prenskys Thesen auf dem Prüfstand. – In: Kirchhoff, Sabine [Hrsg.]: Online-Kommunikation im Social Web Mythen, Theorien und Praxisbeispiele. Opladen 2015, S. 43–86.
- Knoblauch, Hubert*: Kommunikationsgemeinschaften. Überlegungen zur kommunikativen Konstruktion einer Sozialform. – In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne u. Pfadenhauer, Michaela [Hrsg.]: Posttraditionale Gemeinschaften theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden 2008, S. 73–88.
- Krotz, Friedrich*: Posttraditionale Vergemeinschaftung und mediatisierte Kommunikation. Zum Zusammenhang von sozialem, medialem und kommunikativem Wandel. – In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne u. Pfadenhauer, Michaela [Hrsg.]: Posttraditionale Gemeinschaften theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden 2008, S. 151–169.
- Krüger, Oliver*: Virtualität und Unsterblichkeit. Die Visionen des Posthumanismus. – Freiburg 2004.
- Luthe, Swantje*: Social Media und ihre Relevanz für die Kasualtheorie. – In: Nord, Ilona u. Luthe, Swantje [Hrsg.]: Social Media, christliche Religiosität und Kirche. Studien zur Praktischen Theologie mit religionspädagogischem Schwerpunkt. Jena 2014, S. 303–319.
- Meise, Bianca*: Im Spiegel des Sozialen. Zur Konstruktion von Sozialität in Social Network Sites. – O.O. 2015 (Medienbildung und Gesellschaft, 29).
- Nord, Ilona u. Luthe, Swantje [Hrsg.]*: Social Media, christliche Religiosität und Kirche Studien zur Praktischen Theologie mit religionspädagogischem Schwerpunkt. – Jena 2014.
- Rakow, Katja*: »Take the un out of the undead!« Zur diskursiven Konstruktion der Attribute 'lebendig', 'tot' und 'untot' in der amerikanischen Fernsehserie TRUE BLOOD. – In: Ahn, Gregor; Miczek, Nadja u. Rakow, Katja [Hrsg.]: Diesseits, Jenseits und Dazwischen? Die Transformation und Konstruktion von Sterben, Tod und Postmortalität. Bielefeld 2011, S. 93–120.
- Selke, Stefan*: Der editierte Mensch. Vom Mythos digitalisierter Totalerinnerung durch Lifelogging. – In: Selke, Stefan u. Dittler, Ulrich [Hrsg.]: Postmediale Wirklichkeiten aus interdisziplinärer Perspektive weitere Beiträge zur Zukunft der Medien. Hannover 2010, S. 99–125.

Stefan Brauckmann

Gestaltung des Gedenkortes Deportationsbahnhof in Hamburg – Methoden der Kulturlandschaftsforschung in der Jugendbeteiligung¹

Mit 3 Abbildungen und 1 Tabelle

1 Einleitung

Eine hauptsächlich aus öffentlichen Mitteln finanzierte wissenschaftliche Disziplin sollte auf Transparenz bedacht sein, sowohl was die Vernetzung mit anderen Disziplinen und den Methodentransfer in verschiedene Praxisfelder anbelangt, als auch gegenüber wissenschaftlichen Laien. Hierbei ist darauf zu achten, dass neue Zielgruppen gewonnen und Anwendungsmöglichkeiten der fachspezifischen Methoden auf unterschiedliche lebensweltliche Fragestellungen bezogen werden können. Eine wissenschaftliche Disziplin, die es nicht schafft, mit ihren methodischen Herangehensweisen und Ergebnissen öffentlich wahrgenommen zu werden, wird es schwer haben, die eigenen Ziele und Inhalte zu vermitteln.

Kulturlandschaftsforschung ist per se ein interdisziplinärer Bereich, welche außerdem auf ein grundsätzlich vorhandenes Publikumsinteresse bauen kann. Öffentliche Diskussionen über den Wandel von Landschaft sowie den Fortbestand von historischen Landschaftselementen zeugen davon. Es kann jedoch nicht übersehen werden, dass es eher ältere Menschen sind, die in solchen Diskussionen und Planungsprozessen in Erscheinung treten und sich in entsprechenden Vereinen und Gruppen engagieren. Haben jüngere Menschen also weniger Interesse an kulturlandschaftlichen Themenkomplexen?

Im Folgenden soll das Jugendbeteiligungsprojekt »*Wie wollt ihr euch erinnern?*« vorgestellt werden, welches mit über 40 Jugendlichen aus verschiedenen Hamburger Schulen von 2011 bis 2012 stattfand (Kulturbehörde 2012). Ziel war es, junge Menschen an der Konzeption eines Informations- und Dokumentationszentrums zu beteiligen, welches die Deportationen während der NS-Zeit thematisieren soll. Ausgangspunkt der Hamburger Deportationszüge war der sogenannte Hannoversche Bahnhof, ein 1872 an den ehemaligen Grenzen der

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten wurde.

Stadtbefestigung errichteter Kopfbahnhof, welcher nach der Eröffnung des Hamburger Hauptbahnhofs 1906 regelhaft nur noch im Güterverkehr bedient wurde. Zwischen 1940 und 1945 gingen von hier nachweislich zwanzig Deportationszüge mit etwa 7 700 Menschen nach Belzec, Lodz, Minsk, Riga, Auschwitz und Theresienstadt ab. Mindestens 85 % der Deportierten erlebten das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft nicht mehr (*Apel et al.* 2007).

Heute liegt das Gelände mitten in der HafenCity, einem Stadtteil, der bis vor kurzem ausschließlich der Hafenwirtschaft zur Verfügung stand und nun durch eine gemischte, hochwertige Bebauung vollkommen neugestaltet wird. Damit steht die HafenCity in einem Spannungsfeld zwischen Umwandlung und Erhaltung historisch gewachsener Strukturen. Selbst für eine urbane Kulturlandschaft ist der Umwandlungsdruck als ausgesprochen hoch zu beschreiben (*Broermann* 2012). Wie im ersten Masterplan beschrieben, sollen »wo möglich [...] hafenbau- und eisenbahngeschichtliche Spuren gesichert und erhalten werden, damit dem neuen Stadtteil aus der Vergangenheit des Ortes Anstöße für eine besondere Identität gegeben werden« (*GHS* 2000, S. 35). Tatsächlich werden in der HafenCity gezielt einzelne historische Landschaftselemente konserviert und entsprechend in Szene gesetzt, also inszeniert. Prominentes Beispiel ist sicherlich die Elbphilharmonie, erbaut als neue Landmarke auf der Hülle des Kaispeichers A, oder die maritime, ahistorische Szenerie welche am Sandtorhafen mit Traditionsschiffen und alten Kränen gestellt wird. Hier wird deutlich, dass die Geschichte nur als Kulisse dient, um den Stadtteil gegenüber Touristen, aber auch Einheimischen als einzigartig zu vermarkten. Die sorgsam inszenierten, aber größtenteils völlig aus ihrem Zusammenhang gerissenen Kulturlandschaftselemente, haben sich auch begünstigt durch den steigenden Kreuzfahrt- und Musicalstädtetourismus zu eigenen Attraktionen entwickelt. Vor dem Hintergrund eines großen Flächendrucks sowie teils widerstrebender Nutzungsinteressen müssen insbesondere diejenigen historischen Relikte weichen, die sich nicht auf geschilderte Weise vermarkten lassen.

Die Erinnerung an die nationalsozialistische Vernichtungspolitik stellt die Stadtplanung in der HafenCity daher vor eine große Herausforderung. In der geographischen Mitte des neuen Stadtteils stand früher der Hamburger Deportationsbahnhof, von dem aus Juden, Sinti und Roma »in den Tod geschickt« wurden, wie der Titel einer Ausstellung zu diesem Thema lautete (*Apel* 2009). Dort, wo das Empfangsgebäude des Bahnhofes lag, entsteht der vier Hektar große Lohse-Park, um den sich eine Mischung aus Wohn- und Gewerbeimmobilien sowie die neue HafenCity Universität gruppieren werden (*HafenCity GmbH* 2006). Am südöstlichen Rand des Parks ist ein Denkmalbereich geplant, in dem alte Gleisanlagen sowie die Reste einer Bahnsteigkante liegen (*Necker u. Prehn* 2007). Gebäude, die an den historischen Bahnhof erinnern würden, sind nicht mehr erhalten. Der Portikus des kriegsbeschädigten Empfangsgebäudes wurde 1955, ein zum Komplex gehörendes Verwaltungsgebäude 1981 und der letzte Güterschuppen 2008 abgebrochen (*Prehn* 2009).

Ein solcher Umgang mit historischen Relikten, die vielleicht ästhetisch-emotionalen Kategorien wie ›schön‹ oder ›imposant‹ nicht entsprechen oder deren Vergangenheit nicht als ›positiv‹ wahrgenommen werden kann, ist nicht untypisch für

eine Stadt wie Hamburg. Auf dem Gelände der größten Hamburger Synagoge am Bornplatz wurde beispielsweise im Krieg ein Hochbunker errichtet, welcher heute als Universitätsgebäude genutzt wird. Auf Teilen des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme befand sich bis 2006 eine Justizvollzugsanstalt (www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de). Doch während an diesen Orten heute der Versuch, die kulturlandschaftlichen Spuren der Vergangenheit zu tilgen, thematisiert wird, indem auch Relikte dieser ›Nachnutzungsformen‹ bewusst erhalten werden, ist ein derartiges Vorgehen am ehemaligen Hannoverschen Bahnhof nicht geplant. Hier wird alles bis auf den kleinen Denkmalbereich vollkommen neugestaltet. Damit sind sämtliche Anlagen, die einen Hinweis auf den Umgang mit der eigenen Geschichte in der Nachkriegszeit geben könnten, von einer Überprägung betroffen. Dies steht neueren Konzepten gegenüber, die gerade den »Mischmasch an Funktionen sichtbar« machen (Hoffmann 2009, S. 271) sowie die Vielfältigkeit eines Ortes thematisieren wollen. Unklar ist ebenfalls, ob und wie der Denkmalbereich vor Alterungsprozessen und Vandalismus geschützt werden soll (Endlich 2009).

Unstrittig ist, dass nach Fertigstellung der Parkanlagen der Denkmalbereich aufgrund seiner geographischen Lage sowie Höhenlage (zwei Meter unterhalb der flutschutzbedingten Aufschüttung der Umgebung) stärker auffallen sowie ein größeres Publikum erreichen wird. Bislang ist das Gelände des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs wenig zugänglich. Obwohl der Bahnhof direkt an der historischen Stadtbefestigung und nur einen Kilometer Luftlinie vom Rathaus entfernt liegt, ist das Gelände der Bevölkerung weitestgehend unbekannt. Dies liegt daran, dass die Hamburger Elbinseln seit dem Zollanschluss Hamburgs 1888 ausschließlich für hafennahe Gewerbebetriebe, Lager- und Logistikflächen vorbehalten waren. Der Hannoversche Bahnhof beispielsweise war von Hafenbecken sowie Kanälen umschlossen und bis in die 2000er Jahre im Westen durch die Grenze des Hamburger Freihafens räumlich abgeschieden.

Erst seit 2007 ist eine kleine Grünfläche, die historisch gesehen auf dem Bahnhofsvorplatz gelegen war, mit zwei Informationstafeln gestaltet (Garbe 2009, S. 278). Diese haben jedoch mehr symbolischen Charakter: Wer nicht ohnehin weiß, dass an diesem Ort die Deportationen stattgefunden haben, wird diesen Platz in der Regel nicht zum Gedenken aufsuchen. Nach der Umwandlung und Gestaltung des Quartiers »Am Lohsepark« werden deutlich mehr Menschen mit dem Gedenkort in Berührung kommen. Allein die neu entstehenden Wohnungen und die zum Sommersemester 2014 eröffnete HafenCity Universität erzeugen einen von Nordosten kommenden Publikumsverkehr, welcher durch den zentralen Lohse-Park einen weiteren Anziehungspunkt erfahren wird. Obgleich der Denkmalbereich eher am Rande des Parks liegen wird, werden vermutlich viele Parkbesucher keine Eisenbahnrelikte in der Parklandschaft erwarten und dementsprechend zunächst verwundert darüber sein. Dieser ästhetische Bruch wird Fragen und damit Informationsbedarf provozieren, wodurch die symbolische Sichtbarkeit des Gedenkortes vielfach überhaupt erst hergestellt werden kann. Bislang sind Orte, an denen für viele Menschen unerwartet an den Nationalsozialismus erinnert wird, relativ selten. Als bereits bestehende Beispiele wären die

überall im Stadtgebiet verteilten Stolpersteine (www.stolpersteine-hamburg.de), die schwarzen Informationstafeln »*Stätten der Verfolgung und des Widerstandes 1933–1945*« (www.gedenkstaetten-in-hamburg.de) oder das Bodenmosaik zur Erinnerung an die Bornplatzsynagoge zu nennen. Diese »Überraschungsmomente« können unter Umständen auch dafür sorgen, dass sich Personen, die sich weniger für Geschichte interessieren oder die Vergangenheit verdrängen möchten, mit der Thematik auseinandersetzen oder zumindest Denkanstöße erhalten. Auf der anderen Seite machen diese »Hinweise« deutlich, dass die nationalsozialistische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik praktisch überall und nicht etwa nur in der Peripherie, in den besetzten Gebieten oder »an der Front« stattfand.

Allgemein erschließt sich die historische Bedeutung und der Wert einer Kulturlandschaft beziehungsweise eines Elements oftmals erst durch weitere Informationen, die zu einer Assoziationskette verknüpft werden können. Den Titel des populären Werks von *Schlögel* (2006) »*Im Raume lesen wir die Zeit*« aufgreifend, muss zunächst eine »Lesekompetenz« vorhanden sein, um sich mit dem Landschaftswandel und der Landschaftsvergangenheit auseinandersetzen zu können. Wer also möchte, dass bestimmte Informationen, die die Kulturlandschaft enthält, nicht nur für einen kleinen Kreis von Eingeweihten »sichtbar« und »zugänglich« sind, sollte sich mit Möglichkeiten beschäftigen, wie die »Lesbarkeit« der Kulturlandschaft erhöht werden kann. Ein erster Schritt kann sein, durch eine erhaltende Umnutzung und »Inszenierung« einzelner Kulturlandschaftselemente unterschiedliche Fragen über die frühere Funktion und Nutzung der Landschaft anzuregen. Hierfür sollten entsprechende Informationen bereitgestellt werden, die möglichst zu einer weiteren Beschäftigung mit dem Thema anregen. Dabei ist die Freiwilligkeit der Auseinandersetzung wichtig, so dass auch ein »Nicht Erinnern Wollen« bzw. ein »Nicht Erinnern Wollen Müssen« keinen Hinderungsgrund für den Besuch des historischen Ortes darstellt. Ein derart »niedrigschwelliger« Zugang (*Brauckmann* 2010) ermöglicht es dem Individuum, sich in seinem Tempo und auf seine Art mit der Geschichte auseinanderzusetzen und Bezüge mit dem jeweiligen Ort aufzubauen. Als Beispiel kann das Berliner Denkmal für die ermordeten Juden in Europa gelten, welches in der Stadtmitte gelegen jährlich von einem Millionenpublikum besucht wird. Entgegen einiger Befürchtungen setzen sich die meisten vor Ort Anwesenden, auch wenn sie vielleicht aus anderen Beweggründen gekommen sind, mit der hier thematisierten Geschichte auseinander (*Petrow* 2009).

Bezogen auf die geplante Gestaltung des Gedenkortes Ehemaliger Deportationsbahnhof/Lohse Park bedeutet dies, dass eine bloße Erhaltung der Eisenbahnrelikte, abgesehen von dem Kreis bereits mit der Bedeutung vertrauter Personen, für sich betrachtet nur eine geringe Publikumsreichweite hat. Erst eine Mischung von Nutzungsmöglichkeiten, also in diesem Fall von Naherholung sowie Gedenken an die nationalsozialistische Vernichtungspolitik, macht den konkreten Ort und eine Beschäftigung mit dem Ort für viele Menschen interessant. Daher soll, um die »Lesbarkeit« des Ortes zu verstärken, ein Dokumentations- und Ausstellungszentrum eingerichtet werden, welches zwar nicht direkt auf dem ehemaligen Bahnhofsgebäude, aber in direkter Nachbarschaft geplant ist. Bislang gibt es auf Hamburger

Gebiet neben einigen kleineren Gedenkstätten eine umfassende dauerhafte, öffentliche Ausstellung zur nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik nur in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Diese liegt noch heute in der Peripherie mit entsprechend eingeschränkter Erreichbarkeit. Diejenigen, die die KZ-Gedenkstätte aufsuchen, tun dies in der Regel bewusst und nicht zufällig. Damit werden also vor allem solche Personen erreicht, die sowieso ein hohes Interesse an der Thematik haben oder, zum Beispiel im Rahmen von Bildungsausflügen, mehr oder minder zu einer Teilnahme verpflichtet sind. Das geplante Dokumentations- und Ausstellungszentrum im zukünftigen Lohse-Park kann daher eine vorteilhafte Ergänzung zum bisherigen Angebot sein. Im Unterschied zur KZ-Gedenkstätte Neuengamme, die für die »*Verfolgung und Vernichtung vor allem nicht-jüdischer Menschen aus ganz Europa steht*«, ist der Hannoversche Bahnhof ein im Stadtzentrum gelegener Ort, an dem die als Nachbarn lebenden Juden, Sinti und Roma »vor den Augen« der anderen Hamburgerinnen und Hamburger deportiert wurden (Garbe 2009). Diesem Aspekt der nationalsozialistischen Herrschaft, welche auf Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung auch auf der lokalen Ebene gründete, kann hier besondere Beachtung geschenkt werden.

Aufgrund der unterschiedlichen Zugänge und Nutzungswünsche ist jedoch ein Ausgleich zwischen den teilweise sich widersprechenden Anforderungen an einen derartig gestalteten Gedenkort nicht einfach zu finden. Einerseits soll es Ziel sein, möglichst viele Menschen mit dem Themenkomplex zu erreichen, andererseits sollte ein solcher Ort keinesfalls den Anschein einer nur oberflächlichen Behandlung erwecken. Das Jugendbeteiligungsprojekt »*Wie wollt ihr euch erinnern?*« war daher auch ein Versuch, Ideen und Vorstellungen für die Gestaltung eines historisch belasteten Ortes von Personen einzubinden, die gewöhnlich nicht an einer solchen Konzeption beteiligt werden. Im folgenden Projektbericht soll aus der Perspektive der Kulturlandschaftsforschung der Frage nachgegangen werden, wie die disziplinspezifischen Methoden in der Laienarbeit genutzt werden können. Außerdem wird thematisiert, welche Möglichkeiten die angewandte Kulturlandschaftsforschung bei der Umdeutung von Orten durch neue Nutzungen oder kulturelle Strömungen bietet, ohne den historischen Kontext zu vernachlässigen.

2 Der Ort »Hannoverscher Bahnhof«

Die Ortsbezeichnung »*Hannoverscher Bahnhof*« birgt insofern Schwierigkeiten, als dass sie eine Fläche beschreibt, welche einem ständigen Veränderungsprozess unterworfen war und nicht mehr in ihrer ursprünglichen Funktion für den Schienenverkehr im Gelände zu erkennen ist. Im Folgenden wird als »*Hannoverscher Bahnhof*« das Gebiet bezeichnet, welches in einem Gleisplan vom Sommer 1935 (StaHH 374–15, Nr. 26 288) für Bahnzwecke genutzt wurde (vgl. Abb. 3). Dieses Datum, fünf Jahre vor der ersten Deportation, ist willkürlich und der Quellenlage geschuldet. Zum Bahnhofsgelände gehören das Empfangsgebäude des Personenbahnhofs ebenso wie die Güterabfertigung, der Bahnhofsvorplatz, die Gleisanlagen und Freiladeplätze (Nagel 1981, S. 85; Brauckmann 2010, S. 111).

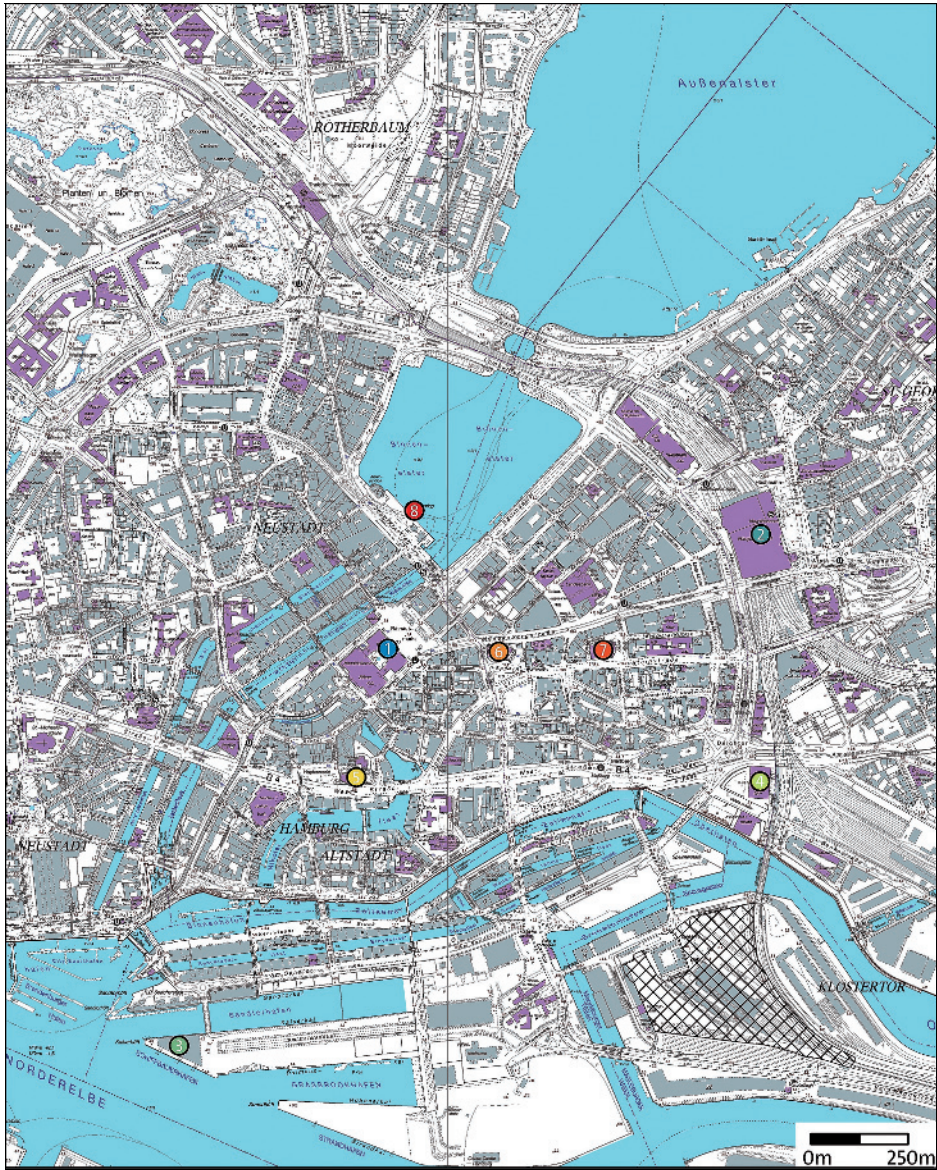
Dieses Gebiet ist etwa 10,5 ha groß und wird im Osten begrenzt durch die höher liegende Bahnstrecke vom Hauptbahnhof in Richtung Harburg, im Süden durch die historische Freihafengrenze (Überseeallee), im Westen durch die ehemaligen Schuppen am Magdeburger Hafen (Honkongstraße) sowie im Norden durch die Straßen Steinschanze und Stockmeyerstraße.

Alleine in den letzten zweihundert Jahren war dieses Gebiet mehrfach kulturlandschaftlichen Überprägungen unterworfen. Um 1813 gehörte es zum östlichen Teil der Elbinsel »Großer Grasbrook«, welche an dieser Stelle nicht eingedeicht war und direkt an die Gräben der Befestigungsanlagen »Steinschanze« und »Ericusspitze« grenzte (Gandermann 1816). Dort, wo später das Empfangsgebäude gebaut wurde, waren Marschweiden, etwas östlich davon Gärten mit verstreuten Gebäuden, im Norden zwei Lagerhallen, die als »Theermagazin« bezeichnet sind und wohl den städtischen Bauhof bildeten, im Süden dann der von den Gezeiten beeinflusste »Holz Haven«. Eine frühindustrielle Nutzung des Gebietes wird in einer Karte von 1839 deutlich (Mentz 1839). Die Steinschanze, noch vom Stadtgraben umgeben, ist mit einer Spazierstockmanufaktur bebaut, während im Süden ein Wasserwerk und im Osten eine Eisengießerei eingezeichnet sind. Um 1857 war der Stadtgraben um die Stockfabrik im Zuge von Eindeichungsmaßnahmen zugeschüttet worden, neben dem Wasserwerk »Smith Wasserkunst« war ein Badebassin entstanden, die in früheren Karten als Teermagazin bezeichneten Gebäude sind zu dieser Zeit noch enthalten (Plate 1857). Ansonsten war das spätere Bahnhofsareal eine Freifläche. Aufgrund der einzigen Zuwegung vom Stadtgebiet durch das etwa 600 m entfernte Brooktor war die Gegend wohl damals bereits ein Ort, der gezielt aus geschäftlichen Gründen und weniger zur Naherholung oder durch Zufall aufgesucht wurde.

Ab 1868 wurde der Hannoversche Bahnhof gebaut und Ende 1872 eröffnet. Für die Anlage des Bahnhofs wurden nicht nur das Gelände »bedeutend aufgehöhht« und sonstige Erdarbeiten durchgeführt, sondern ebenfalls neue Wasserverbindungen geschaffen (Melhop 1880, S. 283). Die zweigleisige Strecke verband Hamburg über die Elbbrücken mit Harburg und stellte damit die erste feste Querung zwischen den beiden Städten her. Von der preußisch-hannoverschen Stadt Harburg wiederum bestand Anschluss an die Bahnstrecke über Lüneburg nach Celle sowie an die als Verbindung »Hamburg-Paris« durch die Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft (CME) projektierte Strecke über Bremen ins Ruhrgebiet. Aus diesem Grund wurde der Bahnhof in der Anfangszeit auch als Venloer-Bahnhof oder Pariser-Bahnhof bezeichnet.

Das Empfangsgebäude war als Kopfbahnhof konzipiert, welcher durch einen Portikus mit fünf Bögen zur Stadtseite abgeschlossen wurde. Berger (1987, S. 214) weist auf die Repräsentativität des Bahnhofsgebäudes hin, welches den damaligen Bahnhöfen in Berlin ebenbürtig gewesen sein soll. Frühauf (1994, S. 19) bezeichnet den Bahnhof als »Tor zum Süden« und betont vor allem die mit dem Eisenbahnbau verbundene wichtige Brückenverbindung über die Elbe.

Östlich und westlich des Portikus schlossen sich die jeweils 130 m langen Anfahrts- und Abfahrtsgebäude an, die mit einer etwa 36 m überspannenden Hallen-



- | | | |
|----------------------|----------------------------------|------------------------------|
| ⊗ Ehemaliger Bahnhof | ● Kaispeicher A/Elbphilharmonie | ● St. Petri Kirche |
| ① Rathaus | ● Deichtorhallen/Ex Berliner Bf. | ● St. Jacobi Kirche |
| ② Hauptbahnhof | ● Mahnmahl St. Nikolai | ● Jungfernstieg/Binnenalster |

Kartengrundlage: Deutsche Grundkarte, Ausgabe 2003, Blätter 6434, 6436, 6634, 6636
StaHH 374-15, Nr. 26288, Gleisplan Juli 1935

Abb. 1: Lage des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs zur Hamburger Innenstadt
S. Brauckmann

überdachung verbunden waren. In der Halle fanden bis zu fünf Gleise Platz. Bis 1880 war eine zweigleisige Verbindung auf Straßenniveau über den Bahnhofsvorplatz zur Ericus-Spitze errichtet worden, um eine Verbindung mit dem durch das Oberhafenbecken getrennten, nur 450 m Luftlinie entfernten Bahnhof der Hamburg-Berliner-Bahn herzustellen. Der »*Berliner Bahnhof*« wiederum war bereits 1857 fertiggestellt worden und seit 1866 mit der Hamburg-Altonaer-Verbindungsbahn sowie dem Lübecker Bahnhof der Lübeck-Büchener-Eisenbahn verbunden. Das allgemein wachsende Verkehrsaufkommen sowohl auf der Straße als auch auf der Schiene führte zu erheblichen Schwierigkeiten. *Melhop* (1925, S. 325) beschreibt die Situation in den 1880er Jahren: Die Straßengleise, welche ursprünglich nur für Güterzüge in den Nachtzeiten vorgesehen waren, würden für die Durchführung von täglichen Schnellzügen im Schrittempo genutzt. Dadurch kam es innerhalb des Stadtgebietes immer wieder zu Staus durch die gesperrten Gleisübergänge. In der Folge wurde der Bau eines Zentralbahnhofs geplant, welcher die Verkehrsaufgabe der bislang vier unabhängigen Bahnhöfe (Hannoverscher Bahnhof, Lübecker Bahnhof, Berliner Bahnhof, Bahnhof Klosterthor) bündeln sollte. Aus diesem Grund wurde Ende 1906 nach über siebenjähriger Planungszeit der Hamburger Hauptbahnhof eröffnet. Die Strecke aus Harburg wurde hierzu aufgeständert und in einer Kurve östlich am Empfangsgebäude des Hannoverschen Bahnhofs über den Oberhafen geleitet. Der Hannoversche Bahnhof fungierte fortan als Hauptgüterbahnhof, so dass am Westflügel des Empfangsgebäudes weitere Eilgüter- und Stückgutschuppen angebaut wurden. In der Folgezeit entwickelte sich der Bahnhof zu den größten Stückgüterumschlagsanlagen in Deutschland (*Frühau* 1994, S. 79).

Selbst nach der offiziellen Schließung für den Personenverkehr zum Winterfahrplan 1907 wurden noch Passagiere abgefertigt. *Melhop* (1925, S. 361–362) nennt zunächst »*Zwischendecker bzw. Rückwanderer der Hamburg-Amerika-Linie*«, die über den Hannoverschen Bahnhof reisten und ab 1914 Personensonderzüge für die Bewältigung des sonntäglichen Ausflugsverkehrs in die Lüneburger Heide. Im Verlauf des Ersten Weltkrieges wurde das Empfangsgebäude vom Roten Kreuz als Lazarettbahnhof genutzt, wo außerhalb der Waggons bis zu 600 Verwundete übernachten konnten. Außerdem wurden hier die Passagiere der ankommenden Züge versorgt und die Weiterbeförderung veranlasst. In der Weimarer Zeit sollen dann wieder gelegentlich Auswanderer- und Ausflugszüge vom Hannoverschen Bahnhof abgefertigt worden sein. Jedoch war der Personenverkehr so marginal, dass eine Erhaltung des Hallendaches für nicht erforderlich gehalten und in der Folge die Konstruktion im Februar 1932 abgerissen wurde (*Apel* 2009, S. 17). Dies versinnbildlicht, dass der Bahnhof spätestens ab diesem Zeitpunkt keine repräsentativen Aufgaben mehr hatte und, nicht nur ästhetisch, eine Beschränkung auf die reine Logistikfunktion im Güterverkehr erfolgte.

Im Zuge der Kriegsvorbereitungen und schließlich des Kriegsausbruchs stieg das Schienenverkehrsaufkommen. Es ist davon auszugehen, dass vom Hannoverschen Bahnhof Sonderzüge der Wehrmacht abgefertigt wurden. So starteten beispielsweise im Zeitraum von Oktober 1942 bis Juni 1943 vier Züge mit jeweils ca. 2 000 Personen der 999er Strafddivision zum Lager in Heuberg-Stetten

(Suhling 2014).² Ab September 1940 und verstärkt ab dem Jahre 1943 wurde der Bahnhof im Zuge der alliierten Luftangriffe getroffen und einige Gebäude erheblich zerstört; die Gleisanlagen konnten jedoch, auch durch den Einsatz von Zwangsarbeitern, relativ schnell wieder instandgesetzt werden (Necker u. Prehn 2007, S. 24–25).

Die erste Deportation wurde im Mai 1940 durchgeführt, als ca. 910 Sinti und Roma, wovon über die Hälfte aus Hamburg stammte, in Güterwaggons nach Belzec verschleppt wurden. Wie Prehn (2012) schildert, war bereits Jahre zuvor durch Politik, Verwaltung und Presse gezielt auf eine Stigmatisierung und Ausgrenzung der sogenannten ›Zigeuner‹ hingearbeitet worden. Bezüglich des historischen Orts »Hannoverscher Bahnhof« fanden die Deportationen der Sinti und Roma an einem eigens eingerichteten Sammellager am Fruchtschuppen C im Magdeburger Hafen statt (Prehn 2009). Dieser gehörte zwar nicht unmittelbar zum Hannoverschen Bahnhof, lag jedoch lediglich 300 m vom Empfangsgebäude entfernt und war durch Gleise bahnbetrieblich verbunden.

Am 25.10.1941 wurde der erste Deportationszug zur Verschleppung der jüdischen Bevölkerung Hamburgs am Hannoverschen Bahnhof zusammengestellt (Sielemann 1995). Laut Planungen sollte der Zug um 10.10 Uhr abfahren und am nächsten Tag um 11.00 Uhr in »Litzmannstadt« (Lodz) ankommen (Meyer 2006, S. 58). Er war für den Transport von 1 000 Personen geplant, wofür ca. zwanzig Personenwaggons III. Klasse, zwei Personenwaggons II. Klasse für die Wachmannschaften und fünf bis zehn Güterwaggons für das Gepäck eingerechnet wurden (Deutsch-Jüdische Gesellschaft 1993, S. 13–17). Damit war der Zug etwa 300 m lang und reichte über das Ende der 1935 eingezeichneten Bahnsteige hinaus (StaHH 374–15, Nr. 26 288). Zum Vergleich: Die Bahnsteighalle des Hamburger Hauptbahnhofs hat eine Länge von 150 m; ein ICE 3-Triebzug mit acht Wagen misst etwa 200 m Länge. Dies deckt sich auch mit der Beobachtung der Zeitzeugin Ingrid Wecker, geborene Riemann. Als im Nazijargon bezeichnete ›Halbjüdin‹ versorgte sie im Auftrag der Jüdischen Gemeinde den Deportationszug mit Nahrungsmitteln.³ Ihre Erinnerungen an die Nacht vor der Abfahrt des ersten Zuges schilderte sie in einem Interview vom 2. Juni 2007 und bestätigte, dass der Zug »über den ganzen Bahnsteig bis weit nach draußen raus« gestanden habe. Außerdem berichtete sie, dass sie vorher noch nie von diesem Ort gehört und er »hinten rum«, also peripher oder versteckt, gelegen habe.⁴

2 Nachgewiesen sind die Transporte vom 13.10.1942; 28.10.1942; 3.2.1943; 25.6.1943 also nach den größten Deportationszügen aus Gründen der rassistischen Verfolgung. Von den etwa 2 000 Strafsoldaten aus dem Hamburger Gebiet sollen 1 600 den Krieg nicht überlebt haben (Suhling 2014, S. 16).

3 Die Jüdische Gemeinde musste die Kosten und Ausrüstung der Züge mit Lebensmitteln, Medikamenten, Kleidung und Arbeitsgeräten übernehmen. 1941 beliefen sich diese auf 223 600 Reichsmark, also nach heutiger Kaufkraft etwa 1 000 000 € (Lorenz 2002, S. 32).

4 Forschungsstelle für Zeitgeschichte – Werkstatt der Erinnerung. Interview Ingrid Wecker, geb. Riemann vom 2.6.2007. Auszüge aus dem Videointerview unter <http://hannoverscherbahnhof.hamburg.de/deportationen-nach-lodz/> [letzter Zugriff 3.8.2015].

Über den genauen Ablauf auf Hamburger Gebiet gibt es teilweise widersprüchliche Aussagen. Als gesichert kann gelten, dass die Geheime Staatspolizei (Gestapo) frühzeitig eine Liste mit den zu Deportierenden und weiteren Personen, die als Reserve bei etwaigen ›Ausfällen‹ zur Verfügung stehen sollten, zusammenstellte. Daraufhin bekamen die Betroffenen einen ›Evakuierungsbefehl‹ zugestellt, in denen ihnen mitgeteilt wurde, dass ihr Besitz beschlagnahmt sei und welches Gepäck sie mitnehmen dürften.⁵ Am Vortag der Deportation hatten sich die Betroffenen im ehemaligen Freimaurerlogenhaus in der Moorweidenstraße 36 einzufinden. Dieses Gebäude liegt nahe dem Dammtorbahnhof, dem Universitätshauptgebäude und dem damals jüdisch geprägten Grindelviertel. Anders als die vorangegangene Deportation der Sinti und Roma, welche von ihren Wohnungen zunächst auf Polizeidienststellen und dann in die abgeschiedene »Sammelstelle Fruchtschuppen« verbracht wurden (Prehn 2012), war die »Sammelstelle Moorweidenstraße« von der vielbefahrenen Stadtbahnstrecke sowie wichtigen Straßenbahnlinien sehr gut einsehbar. Die Vorbereitungen zu den Deportationen wurden somit auch von vielen Unbeteiligten registriert und teilweise positiv kommentiert (Bajohr 2006). Der Weg, den die Deportierten von der »Sammelstelle« zum Hannoverschen Bahnhof zurücklegten, ist unklar (Deutsch-Jüdische Gesellschaft 1993, S. 13 u. 67–68). Einige Zeitzeugen erinnerten sich, dass sie mit dem LKW zum nahegelegenen Viehhof an der Sternschanze gebracht und von dort mit Viehwagen zum Hannoverschen Bahnhof transportiert wurden, andere erinnerten sich nur an die Personenwaggons und die Abfahrt vom Hannoverschen Bahnhof. Die folgenden Deportationen starteten teilweise von anderen »Sammelstellen«, gleichbleibend war jedoch die Abfahrt vom Hannoverschen Bahnhof, bzw. den Ladegleisen des Fruchtschuppen C. Damit ist der historische Ort »Hannoversche Bahnhof« der letzte zentrale Punkt, der die Opfer der verschiedenen Deportationen nahräumlich verbindet. Für viele war es der letzte Ort, den sie von ihrer Heimatstadt zu Gesicht bekamen, bevor sie »in den Tod geschickt« wurden (Apel 2009).

Nach dem Krieg stand der Bahnhof wieder hauptsächlich für den Güterverkehr zur Verfügung. Im Oktober 1955 wurde das kriegsbeschädigte Portal gesprengt, welches sicherlich das markanteste Erkennungssymbol des Bahnhofs war (Necker 2009). Der allgemeine Rückgang im schienengebundenen Stückgutverkehr sowie Rationalisierungsbemühungen der Deutschen Bundesbahn führten ab den späten 1960er Jahren zu einer weiteren Verwahrlosung von Teilen der Bahninfrastruktur. Dadurch rückte die Erhaltung von Relikten des Eisenbahnzeitalters ab den späten 1980er Jahren zunehmend in den Fokus der Denkmalschutzämter (ICOMOS 1992; ICOMOS 1993). So wurde auch in Hamburg eine systematische Inventarisierung der Bauwerke des Schienenverkehrs durchgeführt und der damals noch im Betrieb befindliche Hannoversche Bahnhof untersucht. In der Projektdokumentation von Frühauf (1994) finden sich jedoch keine Angaben zum

5 Staatsarchiv Hamburg, 314–15, Oberfinanzpräsident, Ordner 23 abgedruckt in Meyer 2006, S. 37.

Tabelle 1: Übersicht über die Deportationen von Juden sowie Sinti und Roma (SuR) vom Hannoverschen Bahnhof 1940–1945
Nach *Apel et al.* 2007, S. 2–3

Datum	Deportationsziel	Deportierte	Ermittelte Opfer
20.05.1940 (SuR)	Belzec	910	Unbekannt
25.10.1941	Litzmannstadt (Lodz)	1 034	1 016
08.11.1941	Minsk	968	952
18.11.1941	Minsk	987	977
06.12.1941	Riga	753	726
11.07.1942	Auschwitz	300	292
15.07.1942	Theresienstadt	926	882
19.07.1942	Theresienstadt	771	669
12.02.1943	Auschwitz	24	21
24.02.1943	Theresienstadt	51	36
10.03.1943	Theresienstadt	50	38
11.03.1943 (SuR)	Auschwitz	328	min. 168
24.03.1943	Theresienstadt	50	48
05.05.1943	Theresienstadt	51	32
09.06.1943	Theresienstadt	80	66
23.06.1943	Theresienstadt	109	91
19.01.1944	Theresienstadt	61	20
18.04.1944 (SuR)	Auschwitz	26	Unbekannt
30.01.1945	Theresienstadt	19	0
14.02.1945	Theresienstadt	194	4

Deportationsgeschehen, sondern einzig Angaben zu architektonischen Merkmalen von in den 1950er Jahren entstandenen Bauwerken. Ein Sammelgutshuppen und ein Dienstgebäude werden noch aus der Entstehungszeit des Bahnhofes vermutet, aber als stark verändert beschrieben (*Frühauß* 1994, S. 78–79). Diese Einschätzung mag auch ursächlich dafür sein, dass das letzte hochbauliche Relikt aus der Vorkriegszeit, der ehemalige Eilgut-Versandshuppen V, nach 2007 abgerissen wurde (*Prehn* 2009). Dafür stehen seit Frühjahr 2008 die Reste einer Bahnsteigkante sowie ein Gleisrelikt unter Denkmalschutz (*Apel* 2009, S. 21). Anfang 2014 wurden dann sämtliche Anlagen außerhalb des denkmalgeschützten Bereichs abgetragen. Hierzu gehörten Gleise, Pflasterstraßen sowie eine Con-

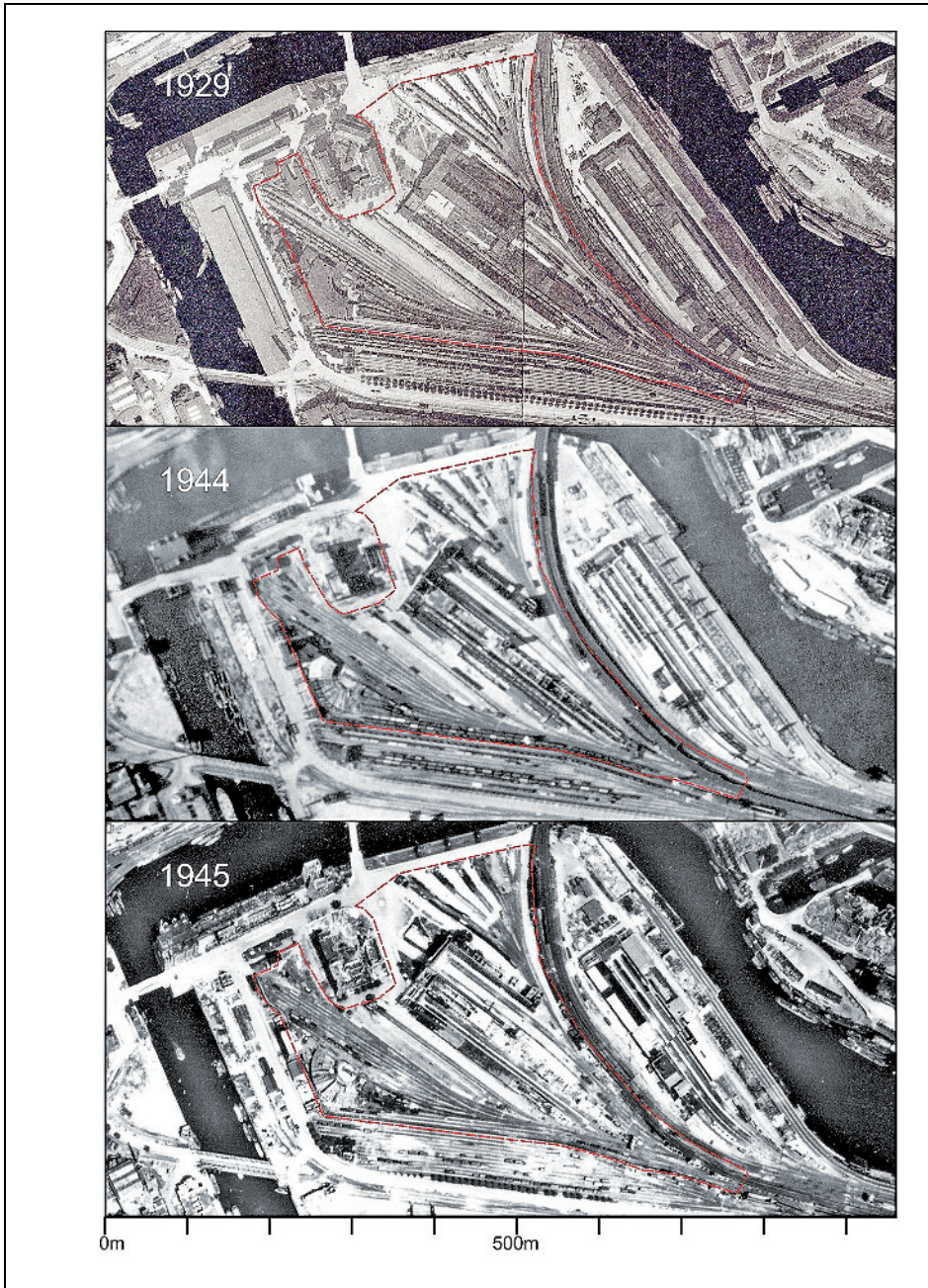


Abb. 2: Die Bebauung auf dem Areal des Hannoverschen Bahnhofs zwischen 1929 und heute

Kartengrundlagen: Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung Hamburg;
Zusammenstellung *Stefan Brauckmann*



Abb. 2 (Fortsetzung)

tainerbrücke und eine Logistikhalle aus den 1960er Jahren. Damit sind sämtliche kulturlandschaftliche Spuren, welche an die Nutzung des Geländes in der Nachkriegszeit erinnern würden, getilgt worden. Zeitgleich wurde von der Kulturbehörde ein Gutachten in Auftrag gegeben, die freigelegten Fundamentreste zu dokumentieren und möglichst viele Daten zu den Relikten in situ zu sammeln.⁶ Hiernach wurden die Fundamentreste vollständig entfernt und durch Sandaufschüttungen eine flutschutzbedingte Erhöhung um zwei Meter des zukünftigen Parkgeländes durchgeführt. Im Sommer 2015 konnte der erste Teilbereich eröffnet werden. Der Denkmalbereich, welcher nun tiefer als das übrige Gelände liegt, wird wohl erst 2016 mit dem größten Teil des Parks zugänglich gemacht.

3 Das Projekt »Wie wollt ihr euch erinnern?«

Eine intensivere Beschäftigung mit dem historischen Ort »*Hannoverscher Bahnhof*« und dem Gedenken an die Deportationen begann erst in den 2000er Jahren. So wurde von der Kulturbehörde ein Runder Tisch »*über den angemessenen Umgang mit dem historischen Erbe und dem ehemaligen Deportationsort*« (Garbe 2009, S. 279) eingerichtet, an dem die Hamburgische Bürgerschaft, Bezirksversammlung Hamburg-Mitte, Verwaltung, HafenCity GmbH, Museen, Jüdische Gemeinde, Rom und Cinti Union sowie das Auschwitz Komitee beteiligt waren. Hier wurde die Forderung artikuliert, dass es nicht nur einen zentralen ansprechend gestalteten Gedenkort geben sollte, sondern darüber hinaus eine Informations- und Bildungsstätte. Peter Fischer, Referent für Erinnerung und Gedenkstätten der Juden in Berlin, formulierte den Bildungsauftrag in diesem Zusammenhang wie folgt: »*Auseinandersetzung mit der Geschichte im Spiegel heutiger gesellschaftlicher Gefährdungslagen, eine Antirassismus-Erinnerungsstätte zu schaffen, die dem Sinn nach Prävention meint, Gefährdungspotentiale der Demokratie thematisiert*« (Fischer 2009, S. 253).

Im Rahmen der seit 2006 im Bezirksverwaltungsgesetz⁷ verankerten Beteiligung von Jugendlichen an Planungsprozessen wurde im Herbst 2010 das Projekt »*Wie wollt ihr euch erinnern*« vorbereitet. Initiatoren waren der Landesjugendring Hamburg sowie die KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Ziel war es, einerseits Jugendliche an der Konzeption des Gedenkortes sowie der Ausgestaltung der pädagogischen Angebote an der Gedenkstätte zu beteiligen, und andererseits die Beteiligten langfristig für die Arbeit des entstehenden Informations- und Dokumentationszentrums zu gewinnen (Ludwig 2012). Das Projekt lief in einem Zeitraum vom Herbst 2011 bis Juni 2012; in welchem insgesamt acht Veranstaltungen

6 Das Gutachten wird von *Andreas Ehresmann* im Auftrag der Kulturbehörde Hamburg erstellt und soll dort im Spätsommer 2014 vorliegen. Weitere Informationen unter Kulturbehörde Hamburg, Hohe Bleichen 22, 20354 Hamburg.

7 Siehe Bezirksverwaltungsgesetz § 33 vom 6.7.2006, zuletzt geändert am 30.10.2012 – <http://www.hamburg.de/grundlagen-bezirke/81666/para33bezug.html> [letzter Zugriff 3.8.2015].

an verschiedenen Orten durchgeführt wurden, an denen die Jugendlichen aktiv den Programmablauf gestalteten. Bis zuletzt nahmen 34 Schülerinnen und Schüler im Alter zwischen 16 und 19 Jahren aus sechzehn verschiedenen Schulen teil. Unterstützt wurde das Projekt von unterschiedlichen Institutionen wie der Alfred-Toepfer-Stiftung F.V.S., der Moses Mendelssohn Stiftung, der Körber Stiftung, der Nordmetallstiftung, der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, der Landeszentrale für politische Bildung, dem Amt für Wiedergutmachung der Sozialbehörde, der Jüdischen Gemeinde in Hamburg, der Rom und Cinti Union, der Hafencity GmbH sowie der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft. Daneben gab es einen zwanzigköpfigen Beirat aus Politik, Wissenschaft und Kultur, welcher unter der Federführung der Kulturbehörde die konzeptionelle Arbeit begleitete (Kulturbehörde 2012).

Für die Eröffnungsveranstaltung zum Thema »*Auseinandersetzung mit dem Ort*« konnte die Kulturlandschaftsforschung am Institut für Geographie der Universität Hamburg einen Beitrag leisten. Ziel war es, den Jugendlichen die Orientierung am historischen Ort zu erleichtern, ein räumlich-vernetztes Denken zu fördern, sowie Raumprägung und Raumwirksamkeit historischer Ereignisse im Gelände zu überprüfen (Brauckmann 2011). Wenn Schlögel (2002, S. 314) Raum als ein »*nebeneinander all dessen [...], was in einem bestimmten Zeitraum oder zu einem bestimmten Datum präsent, kopräsent, koexistent ist*« definiert, beruft er sich auf Bloch. Kulturlandschaft ist also historisch gewachsen und befindet sich in einem ständigen Wandlungs- und Überprägungsprozess. Im Raum zusammengefügte und noch sichtbare historische Schichten lassen sich kaum voneinander abgrenzen und stehen in ihrer Bewertung immer unter dem Einfluss der jeweils aktuellen Betrachtungsweise. Vor diesem Hintergrund sind ältere Ansätze der Kulturlandschaftsforschung kritisch zu sehen, die versuchten, idealisierte Landschaftstypen einer bestimmten Epoche zuzuordnen, diese zu konservieren oder gar den imaginierten »Idealzustand« wiederherzustellen (Brauckmann 2014; vgl. auch Soyez 2003; Schenk 2008). Die im Gegensatz zu vielen geschichtswissenschaftlichen Ansätzen stehende Perspektive der Kulturlandschaftsforschung, die den Blick von der gegenwärtigen Landschaft in die Vergangenheit richtet, sollte jedoch eher dazu dienen, das Paradoxon deutlich zu machen, dass Vergangenes zwar unwiederbringlich vorbei ist, aber oftmals über einen langen Zeitraum noch auf Gegenwart und Zukunft nachwirkt (Bergmann 2008; Schreiber u. Gruner 2009). Bezogen auf den konkreten Gedenkort formuliert Assmann (1999, S. 309) in Rückgriff auf Nora (1990): »*Ein Gedenkort ist das, was übrig bleibt von dem, was nicht mehr besteht und gilt. Um dennoch fortbestehen und weitergelten zu können, muß eine Geschichte erzählt werden, die das verlorene Milieu supplementär ersetzt. Erinnerungsorte sind zersprengte Fragmente eines zerstörten oder verlorenen Lebenszusammenhanges. Denn mit der Aufgabe und Zerstörung eines Ortes ist seine Geschichte noch nicht vorbei; er hält materielle Relikte fest, die zu Elementen von Erzählungen und damit wiederum zu Bezugspunkten eines neuen kulturellen Gedächtnisses werden. Diese Orte sind allerdings erklärungsbedürftig; ihre Bedeutung muss zusätzlich durch sprachliche Überlieferung gesichert werden.*« Neben dieser raumtheoretischen Auseinandersetzung sollten die Jugend-

lichen auch konkrete Praxiserfahrungen in der Kulturlandschaftsforschung sammeln.

Der Ablauf der Eröffnungsveranstaltung gliederte sich in einen Vortrag gefolgt von der eigenständigen Geländekartierung durch die Jugendlichen mit anschließender Auswertung der Ergebnisse (Kulturbehörde 2012). Dabei standen insbesondere »gesellschaftliche, wirtschaftliche, ökologische, didaktische und ästhetische Gesichtspunkte« im Vordergrund (Egli 2001). Die Ergebnisse wiederum sollten als Grundlage für Überlegungen hinsichtlich der weiteren Nutzung des Geländes sowie einzelner Relikte dienen. Diese Gliederung folgte damit bewusst der dreistufigen Arbeitsweise innerhalb der Kulturlandschaftsforschung, die in etwa mit ›Erfassen – Bewerten – Nutzen‹ zu umschreiben ist (vgl. Schenk 2002; Winkler 2014).

In dem Vortrag wurden allgemein die Kulturlandschaftsforschung, ihre Arbeitsweisen und die Verknüpfungsmöglichkeiten mit anderen Disziplinen sowie Berufsfeldern vorgestellt. Einzelne Rückfragen des Publikums legten nahe, einen besonderen Schwerpunkt auf die Überschneidungen mit der Geschichtswissenschaft und Archäologie zu legen, wo die Kulturlandschaftsforschung beziehungsweise Historische Geographie als ›Historische Spezialdisziplin‹ oder ›Hilfswissenschaft‹ gilt (Fehn 1998). Ähnlichkeiten in den Vorgehensweisen sind insbesondere in der Vorbereitung auf die eigentliche Geländearbeit zu sehen, die aus systematischer Beschäftigung mit Fachliteratur, Archivmaterialien und (Alt-)Kartenwerken besteht. Für die Kulturlandschaftsforschung steht jedoch die »Verräumlichung« der bei der »Schreibtischarbeit« (Pries 1989, S. 20) gewonnenen Erkenntnisse im Mittelpunkt. Dies geschieht in der konkreten Geländearbeit, wo neben dem GPS-Gerät und Fotoapparat auch ein sogenannter Kartierschlüssel oder Erhebungsbogen zum Einsatz kommt, welcher eine systematische Erfassung einzelner Relikte ermöglichen soll. Die raumbezogenen Daten werden dann in einem Geoinformationssystem (GIS) aufbereitet und ausgewertet.

Nach der Erläuterung der Methodik wurde auf den Kulturlandschaftswandel am historischen Ort »Hannoverscher Bahnhof« eingegangen und dieser mit verschiedenen Kartenbildern aus unterschiedlichen Epochen illustriert. Dabei wurde deutlich, dass bestimmte ›Ankerpunkte‹, also Elemente die über einen längeren Zeitraum Bestand hatten oder im Gelände als ›Landmarken‹ deutlich zu erkennen sind, für eine leichtere raumzeitliche Orientierung unerlässlich sind. Anschließend wurden den Jugendlichen noch verschiedene Hinweise gegeben, welche Elemente der Eisenbahnkulturlandschaft sie möglicherweise auf dem ehemaligen Bahnhofsgelände entdecken könnten (Brauckmann 2010).

Im Anschluss an den Vortrag sollten Gruppen mit vier bis fünf Personen gebildet werden. Jede Gruppe erhielt ein GPS-Gerät, einen digitalen Fotoapparat, verschiedene Karten sowie Erfassungsbögen. Mit dem GPS-Gerät konnten die Jugendlichen ihre Position bestimmen und Wegpunkte an Stellen setzen, die sie interessant fanden. Außerdem zeichnete das Gerät automatisch ihre gewählte Strecke auf. Mit dem Fotoapparat sollten die Jugendlichen sowohl Details als auch gesamte Landschaftseindrücke aufnehmen. An jedem Punkt, wo sie ein Foto gemacht hatten, sollten sodann entsprechende Wegpunkte gesetzt werden.

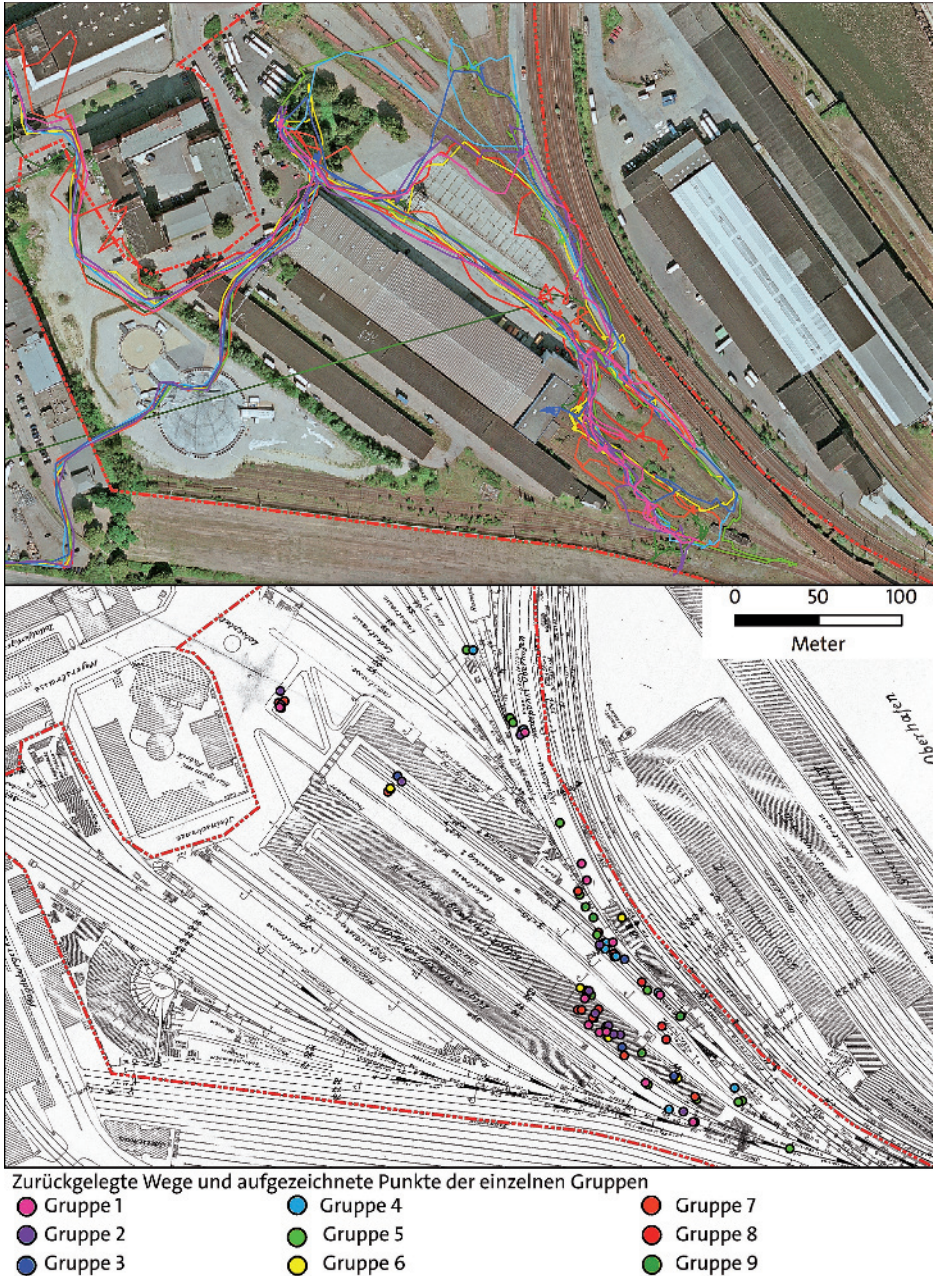


Abb. 3: Gleisplan von 1935 mit Strecken und Wegpunkten der sieben Gruppen
S. Brauckmann

Die ausgeteilten Karten waren mit dem GIS erstellt worden und enthielten eine Gegenüberstellung verschiedener Karten sowie Pläne unterschiedlicher Ausgabestände (StaHH A320/0478). Mithilfe des GIS waren diese in den gleichen Maßstab gebracht und auf den gleichen Ausschnitt fokussiert worden. Zur besseren Orientierung war außerdem ein auf dem Gauß-Krüger-System basierendes Kartengitter über die Ausschnitte gelegt. Dies erleichterte die Positionsbestimmung auf den historischen Karten in Verbindung mit den durch das GPS-Gerät angezeigten Koordinaten. Aufgrund der begrenzten Zeit von sechzig Minuten für die Geländearbeit, waren die Erhebungsbögen beziehungsweise Kartierschlüssel in ihrem Umfang stark reduziert. Sie enthielten nur noch die Angaben zur erfassenden Gruppe, zur Koordinate und freien Reliktbeschreibung. Jeder Punkt, der mit dem GPS-Gerät aufgezeichnet sowie fotografiert wurde, sollte im Erhebungsbogen vermerkt werden. Wichtig war es darauf hinzuweisen, dass nicht nur Relikte erfasst werden sollten, welche die Jugendlichen unmittelbar mit dem Deportationsgeschehen oder mit der NS-Zeit in Verbindung brachten, sondern jegliche Landschaftselemente, die sie als raumprägend, ungewöhnlich oder ortstypisch einschätzen würden.

Nachdem die Jugendlichen sich zeitbedingt nur einen kurzen Überblick am historischen Ort verschaffen konnten, wurden in der anschließenden Auswertung die GPS-Daten in das GIS eingepflegt. Hierzu wählten sie verschiedene Kartenblätter, auf denen ihre Wegstrecke und Wegpunkte abgebildet waren. Aus den Fotos und den historischen Karten erstellten die Schülerinnen und Schüler daraufhin Poster, die sie am nächsten Tag präsentierten. Dabei sollten die Jugendlichen auch die Erhaltung einzelner Elemente, ihre Bedeutung sowie Wirkung hinsichtlich der Neugestaltung des Geländes diskutieren. Es zeigte sich, dass bereits die Geländebegehung und der Abgleich mit der eigenen, vom GPS-Gerät aufgezeichneten Route in Verbindung mit den selbstgemachten Fotografien sowie den historischen Karten zu einem Nachdenken über den konkreten Ort anregten. Die ›Spurensuche‹ entwickelte sich damit zu einer besonderen Form des Gedenkens und animierte dazu, mehr über den Ort und seine Geschichte zu erfahren.

Im späteren Verlauf des Projektes setzten sich die Jugendlichen mit weiteren Themen auseinander (Kulturbehörde 2012; Landesjugendring 2012). Unter anderem standen Zeitzeugengespräche, ein Besuch des Studienzentrums der KZ-Gedenkstätte Neuengamme sowie eine Fahrt zu den Deportationsgedenkstätten in Berlin auf dem Programm. Danach entwickelten die Schülerinnen und Schüler eigene Ideen, wie an das nationalsozialistische Unrecht und die politisch-ideologisch motivierte Ermordung vieler Menschen gedacht werden soll. Dabei wurden unterschiedliche Ideen entwickelt, wie mit Musik, Videoclips oder Accessoires erinnert werden könnte. Mit dem konkreten Raum setzte sich vor allem die Arbeitsgruppe »Wegweiser« auseinander, welche der Frage nachging, wie die einzelnen Orte der Verfolgung miteinander verknüpft werden können (Landesjugendring 2012, S. 5). Die Ergebnisse des Beteiligungsprojekts wurden 2012 bei einer Veranstaltung im Museum für Hamburgische Geschichte sowie in einer Dokumentation (Kulturbehörde 2012) präsentiert. Ob und in welcher Form das Projekt weitergeführt werden kann und »durch das ehrenamtliche Engagement

der historisch interessierten Jugendlichen aus Hamburg und Umgebung auch die nachfolgenden Generationen für die Aufarbeitung der eigenen Geschichte gewonnen werden können« (Ludwig 2012, S. 200), wird sich zeigen.

4 Fazit

Die Umgestaltung der Gleis- und Lagerflächen auf dem Gelände des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs zu einem Park mit angrenzenden Wohnungen, Geschäften und Bildungseinrichtungen wird deutlich mehr Menschen mit dem Ort, an dem die Deportationszüge abgefertigt wurden, in ›Berührung‹ bringen. Dabei ist die Frage zu diskutieren, wie in der neuen Nutzung als Park das Bedürfnis nach Gedenken, aber auch die Auseinandersetzung mit dem historischen Geschehen ermöglicht werden kann und sollte. Mit dem Jugendbeteiligungsprojekt »*Wie wollt ihr euch erinnern?*« wurde der innovative Versuch gewagt, neue Formen der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus sowie den systematischen Menschenrechtsverletzungen auszuprobieren. Dies ist im Kontext eines »*Wendepunktes der Erinnerungskultur*« zu sehen, wie er durch Zuwanderung und das Sterben der letzten Zeitzeugen eingeleitet wurde (Assmann 2013, S. 12). Aus diesem Grund ist es unabdingbar, dass es für eine nachhaltige Auseinandersetzung sowohl der Räumlichkeiten für »*historisch-politische Bildungsarbeit*« (Lutz 2009, S. 260) und thematische Ausstellungen bedarf, als auch eines konkreten Ortes. Letzterem wohnt zwar »*kein immanentes Gedächtnis inne*«, dennoch ist dieser »*für die Konstruktion kultureller Erinnerungsräume von hervorragender Bedeutung*« (Assmann 1999, S. 299). Im zukünftigen Lohse-Park wird ein kleiner Teil des Gleisverlaufes mit einem Bahnsteigrelikt als Denkmal sowie Erinnerungsort konserviert werden. Dieser Bereich soll als Symbol für die frühere Nutzung des Geländes fortbestehen (Necker u. Prehn 2007). Die Frage, ob es sich dabei um authentische Relikte handelt oder nicht, ist für den eigentlichen Zweck, einen Ort des Gedenkens, der Trauer, aber auch der Weiterbildung zu errichten, von geringerer Relevanz. »*Materielle Spuren sind nicht das ›eigentliche‹, nicht das wichtigste Substrat der Geschichte*«, wie Endlich (2009, S. 268) ausführt. Vielmehr ist für die Entschlüsselung dieser Relikte historisches Wissen notwendig, welches nur durch Dokumentation und Vermittlung gefördert werden kann.

Daher sind die geplante Einrichtung der Dokumentations- und Bildungsstätte am Rande des zukünftigen Lohse-Parks sowie die Aufwertung des Denkmalbereiches innerhalb des Parkgeländes zu begrüßen. Mit dem Jugendbeteiligungsprojekt »*Wie wollt ihr euch erinnern?*« wurde ein neuer Weg beschritten, sowohl an das hier stattgefundenene »*arbeitsteilig organisiertes Staatsverbrechen*« (Apel et al. 2007, S. 3) zu erinnern, als auch die Möglichkeit zu eröffnen, aktuelle Fragen von Ausgrenzung und Menschenrechtsverletzungen zu thematisieren. Die breite Unterstützung des Projektes durch unterschiedliche Akteure hat die Wichtigkeit unterstrichen, in dem neuen innerstädtischen Stadtteil an die Geschichte der Deportationen auf unterschiedliche Weise zu erinnern. Auch die Kulturlandschaftsforschung am Institut für Geographie der Universität Hamburg konnte einen

Beitrag zu dem Projekt liefern und zeigen, dass ihre Methoden didaktisch geeignet sind, Kindern und Jugendlichen eine Auseinandersetzung mit historischen, sich wandelnden Orten zu ermöglichen.

Bedauerlich ist, dass sämtliche Relikte, welche nicht mit dem unmittelbaren Deportationsgeschehen in Verbindung gebracht werden konnten, einer kompletten Überprägung im Sinne der ›tabula rasa‹ unterworfen sind. Hierzu zählen auch Relikte, die Zeugnis über die Nutzung und fehlende historische Auseinandersetzung in der Nachkriegszeit abgeben könnten. Nach dem derzeitigen Planungsstand werden auch die umliegenden Gebäude keine Bezüge zum Park und Gedenkort aufbauen. Das Konzept eines Beteiligungsunternehmens der Moses Mendelssohn Stiftung, auf einem angrenzenden Baufeld einen Seminarraum für europäisch-jüdische Verständigung zu schaffen und Apartments für junge Menschen in der Ausbildungsphase zu errichten, in denen Nachkommen der Verfolgten Stipendienplätze erhalten hätten, ist beispielsweise bei der Vergabe bislang nicht berücksichtigt worden.

Die nächsten Jahre werden zeigen, ob sich die Mixtur aus öffentlicher Grünanlage, Denkmalebereich und großstädtischem Mischgebiet aus Gewerbe und Wohnen, auf dem Areal des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs errichtet, verträgt. Zu hoffen ist, dass aus dem »Traumatischen Ort« (Assmann 1999, S. 328–339) und »Symbol der grauvollen Zeit«⁸ ein Ort entsteht, an dem die ortsspezifische Geschichte nicht vergessen wird und auch die Menschen erreicht werden, welche sich bislang nicht mit dieser Thematik auseinandersetzen wollten.

5 Zusammenfassung

Zwischen 1940 und 1945 verließen 20 Zugtransporte Hamburg, darin rund 7 700 deportierte Juden, Roma und Sinti. Die ehemalige Deportationsstelle wird momentan in einen Park mit angrenzenden Wohnungen, Einkaufsgelegenheiten und Bildungseinrichtungen umgewandelt. Im Rahmen eines Projekts junger Menschen mit dem Motto »Wie möchtest du dich erinnern?«, wurde der innovative Versuch gestartet, neue Formen des Umgangs mit Nationalsozialismus zu finden und gleichzeitig die Möglichkeit zu bieten, sich mit heutigen Fällen von Menschenrechtsverletzung auseinander zu setzen. Das Projekt wurde von einigen bekannten öffentlichen Persönlichkeiten unterstützt. Ein Beitrag wurde außerdem von der Kulturlandschaftsforschung des Instituts für Geographie der Universität Hamburg geleistet, welcher zeigte, dass die angewandten Methoden didaktisch angemessen waren, um Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, Orte der Transformation zu entdecken und zu evaluieren.

8 Forschungsstelle für Zeitgeschichte – Werkstatt der Erinnerung. Interview *Ingrid Wecker*, geb. *Riemann* vom 2.6.2007. Auszüge aus dem Videointerview unter <http://hannoverscherbahnhof.hamburg.de/deportationen-nach-lodz/> [letzter Zugriff 3.8.2015].

Summary

Shaping the memorial site “Deportationsbahnhof” in Hamburg – Methods of cultural landscape research with the involvement of youths

Between 1940 and 1945, the city of Hamburg saw the departure of 20 rail transports carrying nearly 7 700 Jewish, Roma and Sinti deportees. The former deportation station is currently being converted into a park with adjacent apartments, shops and educational institutions. Within a project involving young people under the motto “*How do you want to remember?*” the innovative attempt was made to try new forms of dealing with National Socialism, simultaneously opening up the opportunity to address today’s issues of human rights violations. The project was supported by various well-known public figures. A contribution was also made by the cultural landscape research of the Institute for Geography at University of Hamburg which proved that the applied specific methods are didactically suitable to enable children and young people to explore and evaluate historical places about to be transformed.

Internetquellen (zuletzt abgerufen am 8.6.2014)

- www.gedenkstaetten-in-hamburg.de – KZ-Gedenkstätte Neuengamme: Ein Wegweiser zu Stätten der Erinnerung an die Jahre 1933–1945
- www.hafencity.com/de/news/frueher-als-geplant-lohsepark-voraussichtlich-ende-2015-fertig.html – Hafencity Hamburg GmbH: Hafencity Hamburg
- www.hamburg.de/grundlagen-bezirke/81666/para33bezug.html – Freie und Hansestadt Hamburg: Bezirksverwaltungsgesetz §33 vom 6.7.2006, zuletzt geändert am 30.10.2012
- <http://hannoverscher-bahnhof.hamburg.de/deportationen-nach-lodz> – Freie und Hansestadt Hamburg Kulturbehörde: Hannoverscher Bahnhof
- www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de – KZ-Gedenkstätte Neuengamme: Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme
- www.stolpersteine-hamburg.de – Landeszentrale für politische Bildung: Stolpersteine in Hamburg
- www.wie-wollt-ihr-euch-erinnern.de/projekt/workshops.html – KZ-Gedenkstätte Neuengamme: Projektseite „Wie wollt ihr euch erinnern?“

Karten und Pläne

- Gandermann, Johann Heinrich*: Neuester Grundriss von Hamburg vor der Belagerung 1813. – Hamburg 1816.
- Mentz, Dirk*: Grundriss von Hamburg’s Häfen und ihrer Umgebung im Jahre 1839. – Hamburg 1839.
- Plate, Heinrich Friedrich*: Neuester Plan von Hamburg. – Hamburg 1857.
- Staatsarchiv Hamburg, Eisenbahndirektion Pläne 374–15, Nr. 26 288, Gleisplan Hannoverscher Bahnhof Juli 1935.
- Staatsarchiv Hamburg, Bibliothek, A320/0478, *Stefan Brauckmann*: „Wie wollt ihr euch erinnern?“ – Jugendbeteiligungsprojekt zur Konzeption der Gedenkstätte Deportationsbahnhof im Lohse-Park. Historische Karten georeferenziert auf Gauß-Krüger Zone 3. – Hamburg 2011.

Literatur

- Apel, Linde* [Hrsg.]: In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945. – Hamburg 2009.
- Apel, Linde; Bajohr, Frank u. Ulrich Prehn*: Die Deportationen vom Hannoverschen Bahnhof 1940–1945. Historischer Verlauf und Spuren der Erinnerung. – Hamburg 2007 (www.hamburg.de/contentblob/201350/data/lohseplatz-vortrag-apel-bajohr-prehn.pdf, letzter Abruf 27.05.2014).
- Assmann, Aleida*: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. – München 1999.
- Assmann, Aleida*: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. – München 2013.
- Bajohr, Frank*: Die Deportationen der Juden: Initiativen und Reaktionen aus Hamburg. – In: Meyer, Beate [Hrsg.]: Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933–1945. Hamburg 2006, S. 33–41.
- Berger, Manfred*: Historische Bahnhofsbauten, Bd. II. – Berlin 1987.
- Bergmann, Klaus*: Der Gegenwartsbezug im Geschichtsunterricht, 2. Aufl. – Schwalbach 2008.
- Brauckmann, Stefan*: Eisenbahnkulturlandschaft. Erlebbarkeit und Potentiale. – Hamburg u. Stuttgart 2010 (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 102).
- Brauckmann, Stefan*: Kulturlandschaftsforschung im Geschichtsunterricht? Raumzeitliche Orientierung durch GIS-gestützte Nahraumanalyse. – Göttingen 2011 (Zeitschrift für Geschichtsdidaktik, 10), S. 66–77.
- Brauckmann, Stefan*: GIS, GPS und Kartierschlüssel in der Grundschule. Schulische Anwendungsmöglichkeiten von Methoden der Kulturlandschaftsforschung. – Aachen 2014 (Gießener Geographische Manuskripte, 8), S. 101–114.
- Broermann, Johannes M.B.*: Kulturlandschaftskataster in der Raumplanung. Informationssysteme zur Erfassung, Bewertung und Pflege urbaner Kulturlandschaft. – Hamburg u. Stuttgart 2012 (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 104).
- Deutsch-Jüdische Gesellschaft [Hrsg.]: Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Leidenstätten der Deportation von Hamburg nach Litzmannstadt (Lodz). – Hamburg 1993.
- Egli, Hans-Rudolf*: Bewertungen, Kompetenzen und Instrumente der Kulturlandschaftspflege am Beispiel der Schweiz. – In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung [Hrsg.]: Die Zukunft der Kulturlandschaft zwischen Verlust, Bewahrung und Gestaltung. Hannover 2001, S. 182–189.
- Endlich, Stefanie*: Anforderungen an die Gestaltung der Deportations-Gedenkstätte. Zum Umgang mit den materiellen Resten und Spuren am historischem Ort. – In: Apel, Linde [Hrsg.]: In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945. Hamburg 2009, S. 283–284.
- Fehn, Klaus*: Historische Geographie. – In: Goertz, Hans-Jürgen [Hrsg.]: Geschichte – ein Grundkurs. Reinbek 1998, S. 394–407.
- Fischer, Peter*: Zukunft ohne Erinnerung? – Überlegungen zum Ort der Deportationen aus historischer Perspektive. – In: Apel, Linde [Hrsg.]: In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945. Hamburg 2009, S. 253.
- Frühauß, Anne*: Die Bauwerke des Schienenverkehrs in Hamburg. – Hamburg 1994.
- Garbe, Detlef*: Die neue Gedenk- und Dokumentationsstätte in der HafenCity am Ort des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs. – In: Apel, Linde [Hrsg.]: In den Tod geschickt.

- Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945. Hamburg 2009, S. 277–282.
- GHS Gesellschaft für Hafen und Standortentwicklung mbH [Hrsg.]: HafenCity Hamburg der Masterplan. – Hamburg 2000.
- HafenCity GmbH [Hrsg.]: HafenCity Hamburg. Der Masterplan Neuauflage 2006. – Hamburg 2006.
- Hoffmann, Detlef*: Von der Verleugnung zur Denkmalsflut. Über die Schwierigkeiten sich in deutschen Städten an die Verbrechen von 1933–1945 zu erinnern. – In: Apel, Linde [Hrsg.]: In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945. Hamburg 2009, S. 269–271.
- ICOMOS – Nationalkomitee der Bundesrepublik Deutschland [Hrsg.]: Eisenbahn und Denkmalpflege, Erstes Symposium. – München 1992 (ICOMOS-Hefte des Deutschen Nationalkomitees, IV).
- ICOMOS – Nationalkomitee der Bundesrepublik Deutschland [Hrsg.]: Eisenbahn und Denkmalpflege, Zweites Symposium. – München 1993 (ICOMOS-Hefte des Deutschen Nationalkomitees, IX).
- Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg [Hrsg.]: „Wie wollt ihr euch erinnern?“ – Dokumentation des Partizipationsprojekts. – Hamburg 2012.
- Landesjugendring Hamburg [Hrsg.]: „Wie wollt ihr euch erinnern?“. Das Partizipationsprojekt zum Gedenkort Hannoverscher Bahnhof. – Hamburg 2012 (punktum, 2/2012).
- Lorenz, Ina*: Aussichtsloses Bemühen – Die Arbeit der Jüdischen Gemeinde 1941 bis 1945. – In: Bajohr, Frank et al. [Hrsg.]: Die Deportation der Hamburger Juden 1941–1945. Hamburg 2002, S. 30–44.
- Ludwig, Carmen*: „Wie wollt ihr euch erinnern?“ – Jugendliche aus Norddeutschland gestalten den neuen Gedenkort „Informations- und Dokumentationszentrum Hannoverscher Bahnhof“ in der Hamburger HafenCity mit. – In: KZ-Gedenkstätte Neuengamme [Hrsg.]: Die Verfolgung der Sinti und Roma im Nationalsozialismus. Bremen 2012 (Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung, 14), S. 197–200.
- Lutz, Thomas*: Stein des Anstoßes. Erinnerung an Judenverfolgung und Deportation in Mahnmalen und Ausstellungen an historischen Orten. – In: Apel, Linde [Hrsg.]: In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945. Hamburg 2009, S. 258–260.
- Melhop, Wilhelm*: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und ihrer nächsten Umgebung von der Entstehung bis auf die Gegenwart. – 2. Aufl. Hamburg 1880.
- Melhop, Wilhelm*: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg von 1895–1920: unter Benutzung amtlicher Quellen, Bd. 2. – Hamburg 1925.
- Meyer, Beate*: Die Deportationen der Hamburger Juden 1941–1945. – In: Meyer, Beate [Hrsg.]: Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933–1945. Hamburg 2006, S. 15–24.
- Nagel, Frank Norbert*: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Schleswig-Holstein und Hamburg unter besonderer Berücksichtigung der stillgelegten Strecken. – Hamburg u. Wiesbaden 1981 (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 71).
- Necker, Sylvia*: Bauhistorische Untersuchungen zur Bestimmung des Lohseplatzes als Vorplatz des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs. Zur historischen Kontinuität der topographischen Situation am Lohseplatz. – Hamburg 2009.
- Necker, Sylvia u. Prehn, Ulrich*: Der ehemalige Hannoversche Bahnhof / Hamburg Hauptgüterbahnhof am Lohseplatz. Zur Baugeschichte des Bahnhofs, zur heutigen Situation

- des Geländes und zu seiner Funktion und Bedeutung für die Deportationen von Juden sowie von Sinti und Roma in den Jahren 1940 bis 1945. – Hamburg 2007.
- Nora, Pierre*: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Aus dem Französischen von Wolfgang Kaiser. – Berlin 1990 (Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek, 16).
- Petrow, Constanze*: Ein Gedenkort im Park. Freiraumplanerische Aspekte der Integration des Denkmals für die Deportationen der Juden, Sinti und Roma in den künftigen Lohsepark. – In: Apel, Linde [Hrsg.]: In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945. Hamburg 2009, S. 272–276.
- Prehn, Ulrich*: Deportationsort Fruchtschuppen? Zur Topographie und zum Ablauf der Deportationen von Roma und Sinti aus Hamburg und Norddeutschland in den Jahren 1940 bis 1944. – Hamburg 2009.
- Prehn, Ulrich*: »[...] dass Hamburg mit als erste Stadt an den Abtransport herangeht«. Die nationalsozialistische Verfolgung der Sinti und Roma in Hamburg. – In: KZ-Gedenkstätte Neuengamme [Hrsg.]: Die Verfolgung der Sinti und Roma im Nationalsozialismus. Bremen 2012 (Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung, 14), S. 35–54.
- Pries, Martin*: Die Entwicklung der Ziegeleien in Schleswig-Holstein. Ein Beitrag zur Industriearchäologie unter geographischen Aspekten. – Hamburg 1989 (Hamburger Geographische Studien, 45).
- Schenk, Winfried*: »Landschaft« und »Kulturlandschaft« – »getönte« Leitbegriffe für aktuelle Konzepte geographischer Forschung und räumlicher Planung. – In: Petermanns Geographische Mitteilungen 146, 2002, H. 6, S. 6–12.
- Schenk, Winfried*: Aktuelle Verständnisse von Kulturlandschaft in der deutschen Raumplanung – ein Zwischenbericht. – In: Informationen zur Raumentwicklung 5, 2008, S. 271–277.
- Schlögel, Karl*: Kartenlesen, Raumdenken: von einer Erneuerung der Geschichtsschreibung. – In: Merkur 2002, S. 308–318.
- Schlögel, Karl*: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. – Frankfurt a.M. 2006.
- Schreiber, Waltraud u. Gruner, Carola [Hrsg.]*: Raum und Zeit. Orientierung durch Geschichte. – Neuried 2009.
- Sielemann, Jürgen [Hrsg.]*: Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch. – Hamburg 1995.
- Suhling, Ursula*: 999er-Strafsoldaten – deportiert vom Hannoverschen Bahnhof. Hamburger Antifaschisten in Uniform. – Hamburg 2014.
- Winkler, Eike*: Magdeburg-Buckau und Hamburg-Wilhelmsburg. Industrielle Kulturlandschaftselemente, räumliche Identität und nachhaltige Stadtentwicklung. – Hamburg u. Stuttgart 2014 (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 106).

Wolfgang Wegener

Kulturlandschaft – Erinnerungskultur – Erinnerungslandschaft¹

Projekt Hürtgenwald: Eine kritische Betrachtung von Erinnerungskultur und Kulturlandschaft des Zweiten Weltkriegs

Mit 12 Abbildungen

Im Hürtgenwald fanden erbitterte Kämpfe zwischen amerikanischen und deutschen Truppen vom 19. September bis zum 16. Dezember 1944 statt. In mehreren Phasen erreichte am 29. November 1944 die 4. US Infanterie Division den Oststrand des Hürtgenwalds (Abb. 1). Bei den Kämpfen in den nassen und kalten Wäldern legten die Soldaten zahlreiche Feldstellungen an, die noch heute an diese Kämpfe erinnern. In den Jahren danach entwickelte sich eine Erinnerungskultur in diesem Gebiet, die vielleicht auf dem Boden der heutigen Bundesrepublik einmalig ist.

1 Einleitung

Die Beschäftigung mit Bau- und Bodendenkmälern aus der Zeit des Nationalsozialismus hat im Rheinland eine Tradition. In den 1970er Jahren beschäftigte sich *Manfred Groß*, Mitarbeiter des damaligen Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege, mit dem Westwall in Nordrhein-Westfalen und legte ein bis heute gültiges Standardwerk vor (*Groß* 1989). 1997 erschien der archäologische Wanderführer zum Westwall im Rheinland, zu einer Zeit, als eine Akzeptanz von Denkmälern aus Zeit des Nationalsozialismus langsam begann (*Koschik* 1997). Mit Beginn des 21. Jahrhunderts erfolgte ein rasanter Wandel. Beispielhaft sei hier nur auf das Buch von *Stephan Porombka* und *Hilmar Schmudt* »Böse Orte« hingewiesen (*Porombka u. Schmudt* 2006). Zum Thema Westwall gab es 2005 an der Universität Trier ein Symposium, bei dem deutlich wurde, wie wenig eine kritische Auseinandersetzung mit diesen doch historisch belasteten Bunkern zum damaligen Zeitpunkt erfolgte. Dies betraf vor allem ihre Nutzung als ›Westwallmuseum‹ oder auch ihre Vorstellung in der ›wissenschaftlichen‹ Literatur (*Eberle*

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten wurde.

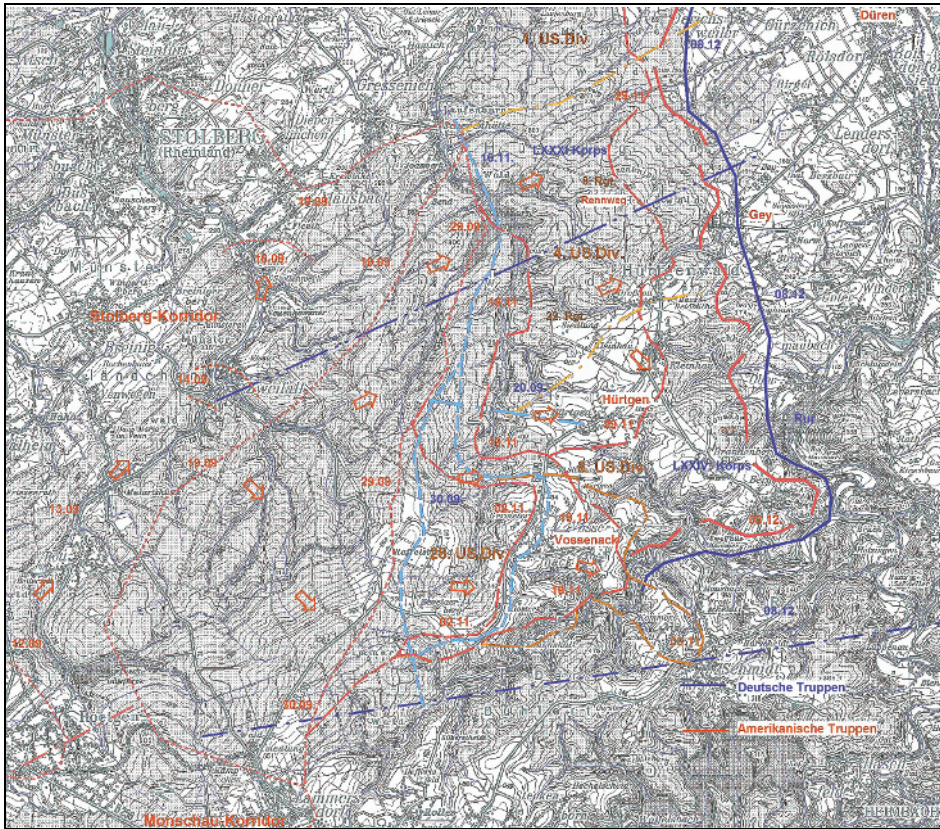


Abb. 1: Karte des Projektgebiets Hürtgenwald mit den Frontverläufen
© W. Wegener, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland

2006). Um eine andere Sichtweise zu präsentieren, fand 2007 eine Fachtagung unter dem Titel »Zukunftsprojekte Westwall – Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage« in Bonn statt (Kunow 2008). Bei dieser Veranstaltung wurde von zahlreichen kleinen privaten Westwallmuseen die Kritik geäußert, dass die staatliche Denkmalpflege diesen Museen zu wenig Unterstützung und Hilfen an die Hand gebe. In der Kritik stand auch das »Museum Hürtgenwald 1944 und im Frieden«. Als ein Ergebnis wurde u.a. eine Kooperation zwischen der Gemeinde Hürtgenwald, dem Geschichtsverein Hürtgenwald und dem LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland vereinbart, um die Relikte des Krieges in der Kulturlandschaft zu erfassen und als ein mögliches Alleinstellungsmerkmal für die Gemeinde Hürtgenwald aufzuarbeiten. Im Verlauf der Bearbeitung stellte sich heraus, dass sich neben der Kulturlandschaft mit den vorhandenen Kriegsrelikten seit den 1950er Jahren eine eigenständige Erinnerungskultur entwickelt hat, die ebenfalls in der Landschaft präsent ist. Beide Momente haben eine Erinnerungslandschaft entstehen lassen, die hier kurz vorgestellt werden soll.

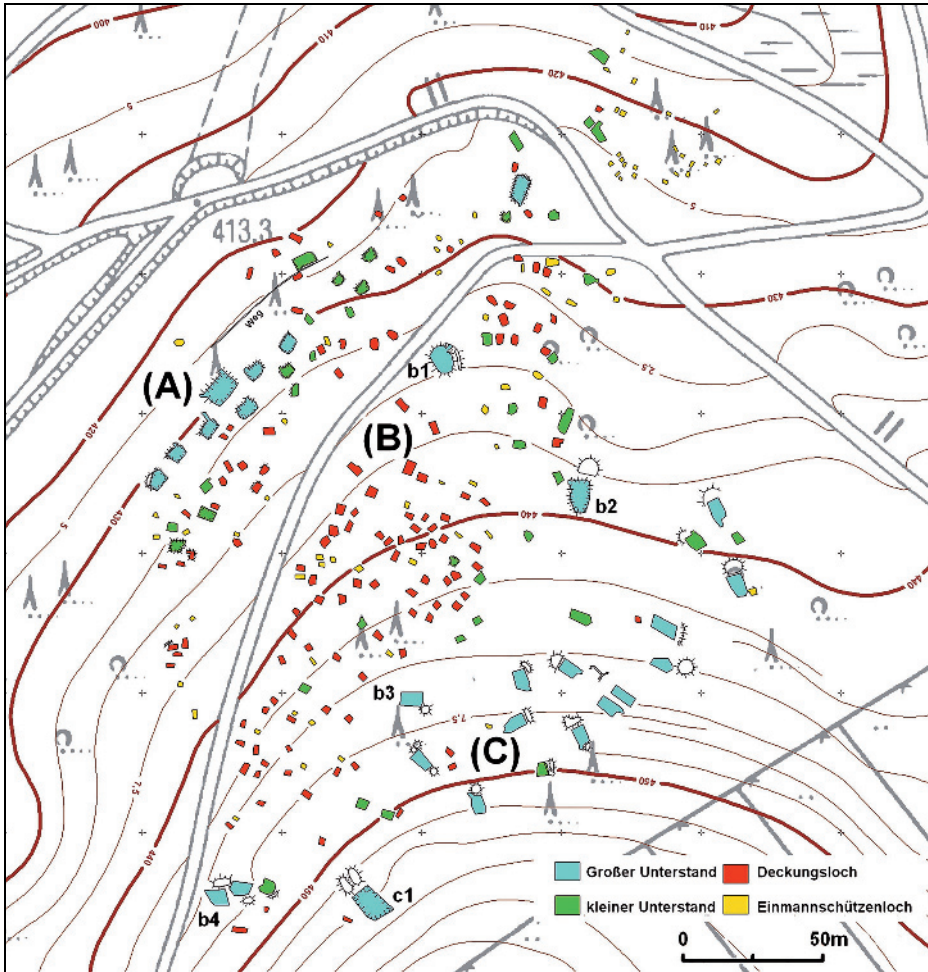


Abb. 2: Vermessung amerikanischer Stellungen des 112. Inf. Rgts. bei Germeter
© W. Wegener, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland

2 Kulturlandschaft

Die Wälder des Hürtgenwaldes sind auch heute noch in vielen Bereichen durch Feldstellungen aus den Kämpfen des Zweiten Weltkrieges gezeichnet. Die Kämpfe im Hürtgenwald begannen in der zweiten Septemberhälfte des Jahres 1944. Vom Raum Stolberg-Zweifall ausgehend stießen alliierte Truppen in östlicher bzw. nordöstlicher Richtung vor, bis sie Mitte Dezember 1944 eine Linie Gürzenich – Strass am Nordostrand der Eifel erreichten. Erhalten haben sich amerikanische Deckungslöcher und Feldunterstände in den Bereichen, die zur Vorbereitung eines Angriffs dienten. So die Stellungen der 28. US Infanterie Division bei Germeter und Vossenack, von wo aus der Angriff am 2. November 1944 durch das Kalltal nach Nideggen-Schmidt begonnen wurden (Abb. 2).



Abb. 3: *Ehemaliger Feldunterstand eines deutschen Bataillons*
 © W. Wegener, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland

Am 19. November 1944 standen noch deutsche Truppen westlich des Rennweges, die dann von den amerikanischen Truppen nach Nordosten zurückgedrängt wurden. Von diesen Kämpfen zeugen in den Waldgebieten zu beiden Seiten des Rennweges bis östlich zum Geyer Kreuz hin, noch zahlreiche Deckungslöcher und Feldunterstände auf einer Fläche von 1 500 × 500 m (Abb. 3). Es ist deutlich zu erkennen, dass sich sowohl die deutschen Verteidiger wie auch die vordrängenden amerikanischen Einheiten innerhalb des Waldes an den vorhandenen Straßen und Wirtschaftswegen orientierten. Sie bildeten offene Schneisen und damit Sichtfelder, die sich gut überwachen ließen. Die nachfolgende US-Artillerie errichtete dann im Dezember 1944 nordöstlich einer Waldkreuzung am Rennweg eine Artilleriestellung für zwei Batterien.

Der Frontlinie folgend, rückte die unterstützende amerikanische Artillerie ebenfalls nach Osten vor. So lagen die Stellungen im Oktober 1944 noch westlich der Roten Wehe, im Dezember 1944 im Bereich Gey und Strass, an der Nordostabdachung der Eifel. Erhalten haben sich in den Wäldern vor allem die größeren Feldunterstände, aber auch einzelne Deckungslöcher der deutschen Truppen oder die amerikanischen *'one-men'* bis *'four-men foxholes'* (Abb. 4). Im Gegensatz zu den Amerikanern legten die deutschen Truppen Lauf- und Deckungsgräben an, mit den typischen zick-zack-artigen Versprüngen, die ebenfalls auch heute noch gut erhalten sind. Insgesamt konnten mehr als 240 Objektflächen erfasst werden, vom einzelnen Westwallbunker bis hin zu Schlachtfeldbereichen mit einer Größe von 75,46 ha.



Abb. 4:
*Deckungsloch für einen
amerikanischen Infanteristen
(one-men foxhole)*

© W. Wegener, LVR-Amt für Boden-
denkmalpflege im Rheinland

3 Erinnerungskultur

Die Erinnerungskultur im Bereich der Gemeinde Hürtgenwald hat einen sehr direkten Bezug zu den vergangenen Geschehnissen. Sie unterscheidet sich nicht grundlegend von den möglichen Facetten des Gedenkens, wie es Insa Eschenbach in ihrem Buch »*Öffentliches Gedenken*« beschreibt (Eschenbach 2006). Angefangen von der Begrifflichkeit wie ›Ehrenfriedhof‹ und ›Mahnen für Frieden‹ bis hin zu rituellen Handlungen wie dem Niederlegen von Kränzen, begleitender Musik und Ansprachen beim öffentlichen Gedenken haben sie ihren Platz im öffentlichen Bewusstsein. Wallfahrten als organisiertes Reisen zu Erinnerungsorten erfolgen vor allem noch heute durch amerikanische Touristen.

Etwas anders sieht es mit dem religiösen Gedenken in Hürtgenwald aus. Es ist fest verankert in den Gottesdiensten der Kirchengemeinden und wird weiter geführt bis hinein in den Bereich des persönlichen Gedenkens. Heute beschränkt sich das Kriegsgedenken weitgehend auf die religiösen Gedenktage wie Totensonntag und Volkstrauertag.

Nach dem Krieg existierte eine verwüstete Landschaft mit total zerstörten Orten sowie unzähligen toten Soldaten, die noch unbegraben in den umliegenden Wäldern lagen. *Julius Erasmus*, selbst Kriegsteilnehmer, begann direkt nach dem Krieg damit, die Soldaten zu bergen, zu identifizieren und zu begraben. 1949 erhielt er Unterstützung durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. 1952 weihte Bundespräsident *Theodor Heuss* den Soldatenfriedhof in Vossenack



Abb. 5: *Soldatenfriedhof in Vossenack*
 © W. Wegener, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland

ein (Abb. 5). Ein zweiter Soldatenfriedhof liegt bei Hürtgen. Neben diesen »offiziellen« Gedenkstätten entwickelte sich eine eigenständige »private« Erinnerungskultur bereits kurz nach dem Krieg.

Interessierte begannen seit den 1960er Jahren damit, deutschen, noch vorhandenen »Kriegsschrott« zu sammeln und in einer kleinen Ausstellung zu präsentieren. Daraus entwickelte sich der Geschichtsverein Hürtgenwald, der mit weiteren Personen und Unterstützung der Gemeinde ein Museum gründete: »Diese Ausstellung ›Hürtgenwald 1944 und im Frieden‹ hat für unsere Gemeinde Hürtgenwald eine wichtige Bedeutung. Sie will in erster Linie die Geschehnisse dokumentieren und zum Nachdenken anregen.«²

Robert Hellwig, 1939 in Kleinhau geboren, erlebte nach der Evakuierung Ende September 1944 und der Wiederkehr im Sommer 1945 eine kriegszerstörte Heimat und die Beschwerden des Wiederaufbaues in den ersten Jahren. Sein Leben lang ist er mit dieser Landschaft und ihrer Geschichte verbunden. In seinem Buch »Gedenken und Mahnen – Mahnmale in Hürtgenwald« stellt er allein sechsunddreißig Gedenkplätze aus dem Gemeindegebiet vor, vom einfachen Soldatengrab über christliche Marienbildnisse und Kirchenfenster bis hin zur »Gedenkstätte« einer Kampfdivision (Hellwig 2007). In den umliegenden Ortschaften Langerwehe und Nideggen finden sich weitere Gedenkplätze, auch sind seit 2007 noch andere Erinnerungsorte hinzugekommen.

2 www.museum-huertgenwald.de [letzter Zugriff 03.10.2015].

4 Gedenkkreuze

Die meisten dieser Erinnerungsorte haben einen ganz persönlichen Charakter. So gedenken die Kreuze zumeist einzelner Soldaten und wurden teilweise von Angehörigen errichtet. Mehrere Kreuze erinnern auch an Minenopfer, darunter Erwachsene, aber auch Kinder, die mit liegen gebliebener Munition gespielt hatten. Alle diese Gedenkkorte befinden sich in der Landschaft an Stellen, an denen die Toten gefunden wurden, die Soldaten teilweise noch nach 70 Jahren durch den Kampfmittelräumdienst (Abb. 6). Mehrere Gedenksteine und Kreuze errichteten



Abb. 6:
Gedenkkreuz für einen 2009
aufgefundenen deutschen
Soldaten

© W. Wegener, LVR-Amt für
Bodendenkmalpflege im
Rheinland

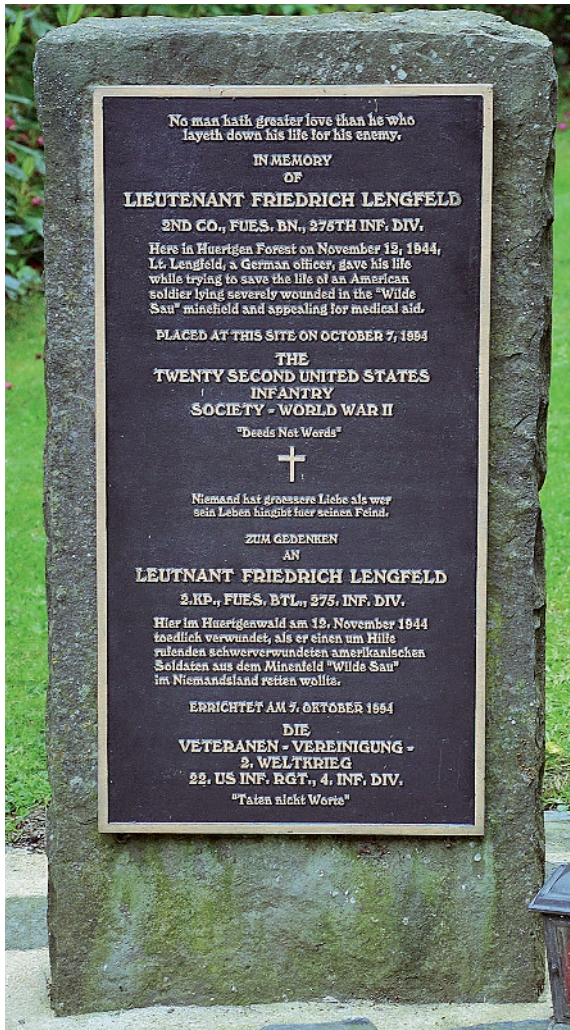


Abb. 7:
Gedenkstein für Leutnant
Friedrich Lengfeld, errichtet
von der Veteranenvereinigung
des 22. Inf.Rgt., 4. Inf.Div.
© W. Wegener,
LVR-Amt für Bodendenkmal-
pflege im Rheinland

auch die Nachkommen amerikanischer Soldaten oder dortige Veteranenverbände (Abb. 7).

Häufig sind diese Gedenkplätze Ausdruck des persönlichen Leids und der Betroffenheit. Beispielhaft sei hier ein 1955 aufgestellter Bildstock vorgestellt, den Text trägt: »Zum Gedenken an meinen in Norwegen gefallenen Sohn Wolfgang und an die vielen deutschen und amerikanischen Soldaten, die hier im Revier Giescheidt im 2. Weltkrieg den Tod gefunden haben. Maria Sandmann« (Abb. 8). In Nideggen-Kommerscheidt pflegen die Bewohner eines Hauses die Grabstelle eines amerikanischen Soldaten, der im November 1944 getötet wurde und dessen sterbliche Überreste man hier im Garten gefunden hat. Die Mehrzahl der Gedenkkreuze steht in den Wäldern am Wegrand. Der Geschichtsverein Hürtgenwald hat sich die Pflege dieser Gedenkkreuze zur Aufgabe gemacht.



Abb. 8:
Bildstock aufgestellt
von Maria Sandmann
© W. Wegener,
LVR-Amt für
Bodendenkmalpflege im
Rheinland

5 Gedenkplätze von deutschen Kampfverbänden

Neben den Soldatenfriedhöfen, auf denen neben den Gräbern auch weitere Gedenksteine stehen, gibt es noch zwei Gedenkort, an denen durch Veteranenverbände an einzelne deutsche Einheiten erinnert wird. In Simonskall wurde auf einem einfachen schlichten Felsbrocken 2002 eine Tafel angebracht mit der Inschrift: »UVS/US d Lw, Luftwaffenfestungsbataillon XXIV, Oktober 1944, Simonskall. Zum Gedenken an unsere gefallenen Kameraden« (Abb. 9).

Ganz anders wirkt die »Gedenkstätte für die Gefallenen der Windhunddivision« (116. Dt.Pz.Div.), die bereits 1966 eingeweiht wurde. An dieser Gedenkstelle kann man einen Aspekt der sich wandelnden Erinnerungskultur deutlich machen (Abb. 10). Entstanden ist sie in einer Zeit, als vor allem die Überleben-

den der hier im Krieg getöteten Kameraden gedacht; in einer Form, die sich allein an dem Ereignis, aber unreflektiert an der Zeit orientierte. Es stellt sich zwangsläufig die Frage, warum hier und nicht an einem anderen Ort. Hürtgenwald war sicher nur ein »Nebenkriegsschauplatz« für die 116. Panzerdivision. Im Mai/Juni 1944 in der Normandie aus verschiedenen Verbänden zusammengestellt, führte sie dort schwere Kämpfe, dann in Aachen, am Niederrhein und in den Ardennen. Reicht der persönliche Bezug, dass der spätere Bürgermeister von Vossenack Soldat in der 116. Panzerdivision war, aus, um hier, am Soldatenfriedhof in Vossenack, eine eigene Gedenkstätte zu errichten? 2006 stellte der Verein »Windhunde mahnen zum Frieden« vier große Tafeln auf, auf denen sie die Geschichte des Kampfverbandes und seiner Vorgängereinheiten mit Text und Bild beschreiben. Diese Tafeln hat man auf Veranlassung des Dürener Landrats im Herbst 2014 entfernt. Auch wenn es heute keine Überlebenden der Division mehr gibt, wird die Erinnerung (Verehrung?) weiter gepflegt. Heute sind es ehemalige Angehörige der Bundeswehr, die im Rahmen der militärischen Erinnerungskultur hier die Tradition aufrechterhalten.

6 Kirchenfenster und Skulpturen

In den letzten zwei Jahrzehnten sind einzelne Inschriften, Objekte und Gedenkorte hinzugekommen, die aus einer neuen Sichtweise bzw. einem neuen Umgang mit der Erinne-



Abb. 9: Gedenkstein der Veteranen des Luftwaffenfestungsataillons XXIV
© W. Wegener, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland



Abb. 10: Gedenkort für die 116. Pz.Div. nahe dem Soldatenfriedhof Vossenack
© W. Wegener, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland

runungskultur erwachsen sind. Sie stehen teilweise an Orten, die einen besonderen Bezug auf die Kriegseignisse nehmen.

Vor allen in den Kirchen der einzelnen Ortschaften von Hürtgenwald ist nach dem Krieg in vielfacher Form der Kriegszeit gedacht worden. In der Kirche in Vossenack sind es ein Fenster, das von dem Verein »Windhunde mahnen zum Frieden« gestiftet wurde, sowie zwei Inschriften auf der St. Michael-Glocke und der Kirchentür, die zum Frieden »mahnen«. Der alte Turmhahn der Kirche in Großhau mit Kriegsbeschädigungen wird heute noch in der Kirche als Andenken verwahrt. Weiter existieren in der Kapelle zu Kleinhau ein Fenster mit einem direkten Bezug zu dem Kriegsgeschehen (Engel des Friedens) sowie die Skulptur »Der Gefallene« von Pater Laurentius U. Englisch (Abb. 11). Auf einer Tafel der Text von Pater Laurentius zu seinem Kunstwerk: »Die Toten von 1939–45 sind nicht für Gott und Vaterland gefallen. Weder Gott noch das Vaterland bedarf dieser sinnlosen Opfer«.

Im Kalltal an der Mestringer Mühle stellte 2004 die Konejung Stiftung eine Gedenkskulptur »A Time for Healing« des Bildhauers Michael Pohlmann auf (Abb. 12): »Vom 7. bis 12. November gelang es dem deutschen Stabsarzt Dr. Stüttgen hier an der Kallbrücke mit den Amerikanern einen inoffiziellen Waffenstillstand auszuhandeln, um die Verwundeten beider Seiten zu versorgen. So konnte vielen GIs durch deutsche Sanitäter das Leben gerettet werden. Für diesen Akt der

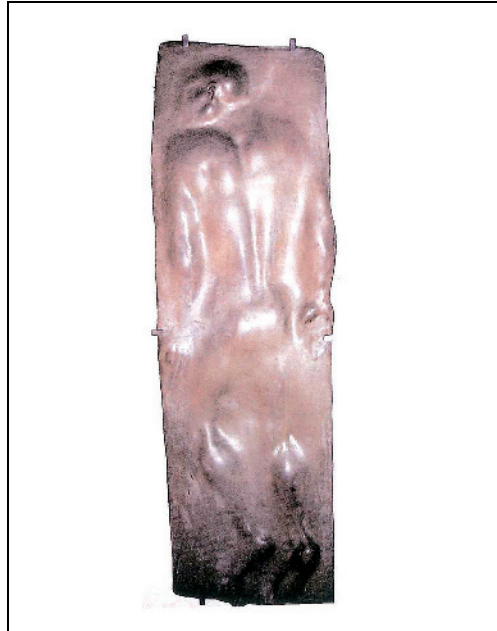


Abb. 11: Skulptur »Der Gefallene« von Pater Laurentius U. Englisch
© R. Hellwig



Abb. 12: Gedenkskulptur »A Time for Healing«
© W. Wegener, LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland

*Humanität wurde Dr. Stüttgen nach dem Krieg vom Gouverneur des Staates Pennsylvania geehrt.*³ Pohlmann dazu: »Ich wollte kein Heldendenkmal schaffen, keine theatralische Darstellung, kein Pathos, sondern bescheidener auftreten mit einer schlichten Form in Stein gehauen, den Ort des Geschehens würdigen. Ein Ort, an dem alles vielleicht einmal rational begonnen hat, dann aber mehr und mehr irrational wurde und völlig aus den Fugen geriet, bis hier [...] die Vernunft? oder war es doch die Emotion? eine Begegnung der Humanität möglich werden ließ.«⁴

Die vorgestellten Erinnerungsorte mit ihren bildlichen Zeugnissen machen deutlich, wie vielschichtig sich die Verarbeitung von Gedenken in der Gemeinde Hürtgenwald darstellt; sie ist ein zentraler Punkt der Ortsdarstellung. Allerdings ist im Umgang mit dieser Thematik eine gewisse Unsicherheit zu verspüren. Die Bewertung von Erinnerung hat sich allgemein in den letzten Jahren im öffentlichen Bewusstsein verändert u.a. auch mit dem Wandel der Generationen.

7 Erinnerungslandschaft

Aufgabe im Projekt »*Erinnerungslandschaft Hürtgenwald*« ist es, Relikte des Krieges und Erinnerungsorte zu erfassen und zu bewerten. Während der Projektarbeit ist ein weiterer Aspekt, der der Zeitzeugenbefragung, hinzugekommen. Durch die Zerstörungen der Landschaft war ein großer Teil der Bevölkerung traumatisiert, sodass viele ältere Bürger auch heute noch nicht auf diese Zeit und das Thema Krieg und Erinnerung angesprochen werden wollen. Umso erstaunlicher war es, dass durch die Mitglieder des Geschichtsvereins eine größere Anzahl von Zeitzeugen befragt werden konnte. Bei den Interviewern handelte es sich um Personen, die seit langen Jahren in Hürtgenwald leben und einen direkten Bezug zu den befragten Personen hatten. Die Befragungsergebnisse zeigten viele interessante Aspekte, die im Zusammenhang mit der Zeit der Evakuierung und die Rückkehr in die zerstörte Heimat stehen, und sollen in einer Zeitzeugendatei des Museums dokumentiert und gegebenenfalls für thematische Ausstellungen zum Leben in Hürtgenwalder Kriegszeiten genutzt werden.

Der Umgang mit dem Stigma der nationalsozialistischen Vergangenheit: Nationalsozialismus – Krieg – Zerstörung der Heimat – sinnloser Tod von Menschen, ist nicht einfach zu gestalten. Es ist ein schmaler Grat zwischen persönlichem Gedenken auf der einen Seite und nationaler Verklärung auf der anderen Seite, auf dem man wandelt. Dies führt auch immer wieder zu Verletzbarkeiten, Erklärungsnot, aber auch zu Schuldgefühlen. Andererseits ist eine Beschäftigung mit der unmittelbaren Vergangenheit, der Zeitgeschichte, etwas, das seine Be-

3 Text Konejung Stiftung, <http://www.konejung-stiftung.de/ProjekteArchiv.htm> [letzter Zugriff 03.10.2015], Gedenkskulptur »*A Time for Healing*«.

4 Text Konejung Stiftung, <http://www.konejung-stiftung.de/ProjekteArchiv.htm> [letzter Zugriff 03.10.2015], Gedenkskulptur »*A Time for Healing*«.

rechtiung hat und fasziniert. In Hürtgenwald wird dieser Zwiespalt fassbar. Auf der einen Seite ist es die Geschichte einer Landschaft, die bis heute die Narben der Vergangenheit trägt, auch wenn diese immer mehr verblasen (einebnen). Andererseits besteht seit Jahrzehnten eine gewachsene Erinnerungskultur, die ihren sichtbaren Ausdruck in den Soldatenfriedhöfen, dem Museum und den Gedenkortn hat.

Mit dem Wandel der Zeit und dem gesellschaftlichen Bewusstsein sollen neue Wege beschriftet werden, wie z.B. durch die Konejung-Stiftung und ihren »*Historisch – literarischen Wanderweg*«. ⁵ Ein möglicher Ansatz könnte ein Inventar der vorhandenen Kriegsrelikte und Erinnerungsorte werden, mit einer zeitgerechten Darstellung und Beschreibung. Vielleicht bietet sich so die Chance, die über den ganzen Hürtgenwald verteilten Geschichtsorte (Kulturlandschaftsrelikte) mit den Erinnerungsorten stärker in Beziehung zu setzen und sie so, mit neuen und modernen Präsentationen, zeitgemäß der Öffentlichkeit näher zu bringen.

8 Zusammenfassung

Im Hürtgenwald fanden erbitterte Kämpfe zwischen amerikanischen und deutschen Truppen vom 19. September bis zum 16. Dezember 1944 statt. Von diesen Kämpfen sind viele Spuren in den Wäldern erhalten. Direkt nach dem Krieg begann sich in diesem Landschaftsraum eine Erinnerungskultur zu entwickeln, die auf dem Boden der heutigen Bundesrepublik einmalig ist. Neben dem öffentlichen Gedenken auf zwei Soldatenfriedhöfen entwickelte sich seit den 1950er Jahren eine eigenständige private Gedenkkultur in Form aufgestellter Kreuze an den Stellen, wo man deutsche und amerikanische Soldaten bis in unsere heutige Zeit gefunden hat. In den letzten zwei Jahrzehnten sind einzelne Inschriften, Objekte und Gedenkort hinzugekommen, die aus einer neuen Sichtweise bzw. einem neuen Umgang mit der Erinnerungskultur erwachsen sind. Sie stehen teilweise an Orten, die einen besonderen Bezug auf die Kriegereignisse nehmen.

Mit dem Projekt »*Erinnerungslandschaft Hürtgenwald*« wollen das LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland, die Gemeinde Hürtgenwald und der örtliche Geschichtsverein die Relikte des Krieges, die Erinnerungsorte sowie die Erinnerungskultur erfassen und neu bewerten. Sie sollen in zeitgemäßer Form der Öffentlichkeit nähergebracht werden.

5 <http://www.rureifel-tourismus.de/wandern/historisch-literarischer-wanderweg.html> [letzter Zugriff 03.10.2015].

Summary

Cultural landscape – Culture of memory – Landscape of memory.

Project Hürtgenwald: A critical consideration of culture of memory and cultural landscape of World War II

From the 19th September until 16th December 1944 there were fierce battles between American and German troops in the Hürtgen Forest. Within these woods, there are several traces left from these battles. Right after the war a culture of remembrance began to develop on these grounds, which is unique in all of Germany. Next to public commemoration on two military cemeteries, there has been an independent, private culture of remembrance since the 1950s. On the spots on which American and German soldiers have been found up until today, crosses have been erected. In the last two decades singular inscriptions, objects and places of commemoration have been added which stem from a new view and a new way of dealing with the culture of remembrance. They are found at places, which have a special connection to wartime events.

The LVR-office for archaeological monument conservation in the Rhineland, the municipality of Hürtgenwald and the local historical association try to find and re-evaluate the relicts of war, the places of commemoration and the culture of remembrance within the project “*Erinnerungslandschaft Hürtgenwald*” (landscape of remembrance Hürtgenwald). These topics are supposed to be brought to the public in a contemporary way.

Literatur

- Eberle, Ingo u. Reichert, Anja [Hrsg.]*: Der Westwall. Erhaltung, gesellschaftliche Akzeptanz und touristische Nutzung eines schweren Erbes für die Zukunft. – Norderstedt 2006 (Beiträge zur Angewandten Festungsforschung, 1).
- Eschenbach, Insa*: Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik. – Frankfurt a.M. 2006.
- Groß, Manfred*: Der Westwall zwischen Niederrhein und Schnee-Eifel. – Köln 1989 (Archäologische Funde und Denkmäler des Rheinlandes, 5).
- Hellwig, Robert*: Gedenken und Mahnen – Mahnmale in Hürtgenwald. – Hürtgenwald 2007.
- Koschik, Harald [Hrsg.]*: Der Westwall. Vom Denkmalwert des Unerfreulichen. – Köln 1997 (Führer zu archäologischen Denkmälern des Rheinlandes, 2).
- Kunow, Jürgen [Hrsg.]*: Zukunftsprojekt Westwall. Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage. – Bonn 2008 (Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland, 20).
- Porombka, Stephan u. Schmunt, Hilmar [Hrsg.]*: Böse Orte. Stätten nationalsozialistischer Selbstdarstellung – heute. – Berlin 2006.

Hauke Kenzler

Die räumliche und geistige Trennung der Toten von den Lebenden durch die Reformation¹

Mit 6 Abbildungen

Bestattungsbräuche gehören gewöhnlich zu den Aspekten der Kultur, die nur langsamen Veränderungen unterworfen sind. Lässt sich bei ihnen ein rascher und drastischer Wandel erkennen, so impliziert dieser auch einen tief greifenden gesellschaftlichen Umbruch. Als solcher sind für das Gebiet des heutigen Deutschlands z.B. die Christianisierung oder die Reformation anzusprechen. Gerade der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit war eine auf verschiedenen Ebenen sehr bewegte Zeit, in der nicht nur soziale und religiöse Reformen stattfanden. Hierin fallen auch große geographische Entdeckungen, technische Innovationen sowie ein künstlerischer Aufbruch.

Wie sich die Reformation in der Bestattungskultur niederschlägt und diese möglicherweise wieder auf die Gesellschaft zurückwirkt, soll hier unter einem räumlichen Aspekt untersucht werden. Im Fokus stehen somit die sich verändernde Lage des Bestattungsplatzes² und der einzelnen Gräber. Auf die Relevanz der Thematik wurde bereits von der schrifthistorischen Forschung verwiesen (*Koslofsky* 1995). In diesem Beitrag sollen daher auch jüngere Forschungen aus anderen Quellen berücksichtigt werden. Zu nennen sind historische Bilder und Karten, volkskundliche Erhebungen, oberirdische bzw. Objekte der Bau und Kunstdenkmalpflege und insbesondere Ergebnisse der Archäologie (vgl. *Kenzler* 2011). Zwar besteht für die Zeit der Reformation eine ausgesprochen dichte schriftliche Überlieferung, doch wurden darin nicht alle Aspekte des tatsächlich angewandten Bestattungsbrauchs fixiert und nicht alles, was vorgeschrieben war, wurde wortgetreu umgesetzt. Somit wird durch die archäologische Forschung

-
- 1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten wurde.
 - 2 Die heute übliche Bezeichnung ›Friedhof‹ für einen gemeinschaftlichen, öffentlichen Begräbnisplatz leitet sich von seiner Umfriedung her. Erst nachträglich erhielt er die Bedeutung von Friede. ›Kirchhof‹ wird der in hoch- und spätmittelalterlicher Tradition stehende Begräbnisplatz um eine Kirche benannt. In mittelalterlichen Quellen werden sowohl innerörtliche als auch außerhalb gelegene Begräbnisplätze als ›coemeterium‹, also Schlaf- oder Ruhestätte, bezeichnet (*Sörries* 2002, S. 89).

noch wirkliches Neuland betreten, und andere Quellengattungen lassen sich überprüfen und ergänzen. Veränderungen können durch den Vergleich der mittelalterlichen, altgläubigen (katholischen) und protestantischen Zustände erfasst und in einem zweiten Arbeitsschritt einer möglichen Erklärung zugeführt werden.

1 Bestattungspätze im Mittelalter

Zunächst sollen die mittelalterlichen bzw. vorreformatorischen Gegebenheiten kurz beschrieben werden. Der Blick wird an dieser Stelle vor allem auf die große Mehrheit der regulären Bestattungen gerichtet. Ausnahmen von der Norm werden, sofern sie bei der Klärung der behandelten Fragen zu einer sich verändernden Verortung der Bestattungspätze im Raum weiterhelfen können, im Anschluss angesprochen (Kap. 2).

1.1 Das vorchristliche Mittelalter

Auf die Zeit vor der Christianisierung braucht nicht im Detail eingegangen zu werden. Der Übertritt zum Christentum stellte je nach der politischen Ausgangssituation einen längeren Prozess dar, der in verschiedenen Regionen bzw. Herrschaftsgebieten zu unterschiedlichen Zeiten erfolgte. So setzt er bei den Franken mit ihrem ersten christlichen König *Chlodwig* (481/82–511) bereits recht früh an, dauerte hingegen bei den Westslawen bis ins 12. Jahrhundert hinein an (z.B. *Krohn u. Ristow* 2012). In einer Übergangsphase ist, besonders bei einer gewaltsamen, unfreiwilligen Christianisierung, mit der parallelen Ausführung oder der Durchmischung christlicher und vorchristlicher Riten zu rechnen. Ein längeres Fortbestehen heidnischer Bestattungssitten bis in das späte Mittelalter oder gar die Neuzeit ist im deutschen Sprachraum auch in abgewandelter Form hingegen fraglich.

Durch die Christianisierung wurden die Begräbnisplätze bekanntlich in die Siedlung geholt. Für das vorchristliche Mittelalter stellt noch die außerörtliche Beisetzung auf großen, zum Teil von mehreren Siedlungsgemeinschaften genutzten Gräberfeldern die Regel dar. Dies gilt gleichermaßen für solche mit Brandbestattungen, Körpergräbern oder einer gemischten Belegung. Kontakte zum römischen Herrschaftsgebiet führten vermutlich zur Durchsetzung von Körpergräbern. Aufgrund der oftmals auftretenden Beigaben werden frühmittelalterliche Gräberfelder von der Archäologie bereits seit dem 19. Jahrhundert intensiv erforscht, so dass sie heute zu den am besten bekannten archäologischen Denkmälern zählen (vgl. *Fehring* 1987, S. 60ff.). Auf der anderen Seite wird in zusammenfassenden Darstellungen, insbesondere wenn keine archäologischen Quellen herangezogen wurden (z.B. *Koslofsky* 1995, S. 337), häufig übersehen, dass sich der Weg vom Reihengräberfeld zum Kirchhof durch die Christianisierung keinesfalls abrupt und gradlinig vollzog. Ab der jüngeren Merowingerzeit, also der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, finden sich zahlreiche Beispiele so genannter Hof-

grablegen oder siedlungsnaher Bestattungsplätze (z.B. *Lobinger* 2014). Meist sind es nur wenige Gräber, bei denen es sich möglicherweise um die Angehörigen eines Hofverbandes handelte, die innerhalb ihres eigenen Areals beigesetzt wurden. Das Phänomen tritt sowohl bei Einzelhöfen auf, die im Ausbaugbiet abseits älterer Siedlungen angelegt wurden, als auch bei bestimmten Hofstellen innerhalb größerer dorfartiger Ansiedlungen (*Theune-Großkopf* 1997, S. 472f.). Da vollständige Ausgrabungen ländlicher Siedlungen des frühen Mittelalters gegenüber den Gräberfeldern weit weniger zahlreich sind, lässt sich diese Erscheinung noch nicht flächendeckend beurteilen. Unklar ist wegen der fehlenden Quellen auch, wie präsent die Toten im Geistesleben vorchristlicher Gemeinschaften des frühen Mittelalters waren. Es bestand aber wohl bereits bei Annahme des Christentums keine grundsätzliche Scheu vor der räumlichen Nähe zu den eigenen Ahnen.

1.2 Das christliche Mittelalter

Gleichwohl muss die generelle Bestattung auf einem Gemeindefriedhof im Zentrum der Siedlungen als eine einschneidende Veränderung gewertet werden, durch welche die Sphären der Lebenden und der Toten für mehrere Jahrhunderte in vielfacher Hinsicht eng miteinander verwoben wurden.

Im christlichen Mittelalter war eine Bestattung *>ad sanctos<* gesucht, d.h. bei den Gräbern der Heiligen bzw. deren Reliquien. Diese wurden durch Elevation und Translation in die innerhalb der Ansiedlungen gelegenen Kirchen geholt. Der Ursprung liegt in der Errichtung von Memorialbauten und Kapellen über den Gräbern der ersten christlichen Märtyrer. Im Gebiet des ehemaligen Römischen Reiches führte das Bemühen, in der Nähe der für ihren Glauben gestorbenen Personen beigesetzt zu werden, nicht nur zu einer Verdichtung vorhandener Nekropolen, sondern zum Teil auch zu einer Verlagerung der Siedlungen zu diesen Sakralbauten. Wo das Christentum bereits als entwickelte Religion mit gefestigten Glaubensvorstellungen und Riten importiert wurde, bestand von Beginn an eine kultische Verschmelzung von Kirche und Grab (z.B. *Čechura* 2011, S. 212; *Kenzler* 2011, S. 12; *Koslofsky* 1995, S. 337; *Theune-Großkopf* 1997, S. 474ff.).

Die Erlösung der Heiligen stand dank ihrer Verdienste bereits bei ihrem Tod fest, so dass man sich von ihnen am Jüngsten Tag Fürsprache vor Gott erhoffte. Auch die Lebenden baten sie um Heilung von Krankheiten oder Hilfe bei anderen Schicksalsschlägen. Letztlich war es der von verschiedenen Synoden nach realen Distanzen bemessene Wirkungskreis der Reliquien, der die Größe der geweihten Kirchhöfe bestimmte. So beschränkte ein römisches Konzil im Jahr 1058 den Einfluss der Reliquien auf einen Umkreis von 60 Schritten für die Hauptkirchen und 30 Schritten für die Kapellen (zitiert nach *Werner u. Werner* 1988, S. 247f.). Kirchhöfe beschrieben daher idealerweise einen Kreis um das Gotteshaus und waren nicht beliebig erweiterbar (*Sörries* 2002, S. 90).

Ein weiterer Aspekt für eine Beisetzung nahe der Kirche war die Teilhabe an den segensreichen Wirkungen der gottesdienstlichen Handlungen und von Fürbitten. Grundlegend hierfür war die Vorstellung eines Fegefeuers als Ort der

Reinigung der Seelen. Diese wurde zwar erst im 12. Jahrhundert von den Theologen begrifflich gefasst, ist aber bereits Jahrhunderte älter. So führt schon Papst Gregor der Große (590–604) in seinen »*Exempla*« aus Buch IV der Dialogi Errettungen durch postume Fürbitten und Messen auf (Kuhl 2005, S. 56f.; Le Goff 1990, S. 113, 116). Bis auf die Heiligen hatte jede Seele mit einem mehr oder weniger langen Aufenthalt im Fegefeuer zu rechnen, bevor sie in den Himmel aufsteigen konnte. Die Dauer des Zwischenstadiums richtete sich nach begangenen, bekannten und nicht bekannten Sünden sowie eben auch nach dem Totengedenken und Fürbitten. Aus Reliquienverehrung und Fürbitte resultiert, dass die Altäre die eigentliche Mitte der Friedhöfe waren.

Nicht um jede Kirche herum befand sich ein Friedhof. Das Recht zur Bestattung lag primär bei den Pfarrkirchen. So wurden auf dem Lande oftmals die Bewohner mehrerer Dörfer auf demselben Friedhof bestattet. Die Organisation der Pfarrkirchen galt auch in den Städten, so dass die Einwohner verschiedener Pfarrbezirke ihren eigenen separaten Bestattungsplatz besaßen. Das Begräbnisrecht konnte aber auch an Kirchen von Hospitälern und an Klöster übertragen werden, auf deren Bestattungsplätzen dann nicht nur Mitglieder ihrer Ordensgemeinschaft beigesetzt wurden. Dies führte besonders in den spätmittelalterlichen Städten zu Streitigkeiten zwischen dem angestammten Pfarrklerus und den neuen Bettelorden, denn durch die Bestattungen fielen den Kirchen Einkünfte aus den Amtshandlungen der Priester oder dem Totengedenken zu (Illi 1992, S. 477f.).

Bei Ausgrabungen zeigen sich innerhalb der umfriedeten Kirchhöfe oftmalige Überlagerungen und Zerschneidungen der älteren Bestattungen durch jüngere (z.B. Kenzler 2002; Lüdtke 1997) (Abb. 1). Dies ist ein deutlicher Beleg dafür, dass trotz des begrenzten Bestattungsplatzes auf dauerhafte Markierungen der Grabstellen verzichtet wurde. Auf den zahlreichen spätmittelalterlichen bildlichen Darstellungen von Kirchhöfen sind entsprechend nur selten Holzkreuze zu sehen. Manchmal konnten auch Holzpflocke und Totenbretter als temporäre Zeichen dienen, wie sie archäologisch aus Konstanz nachgewiesen sind (Berszin 1999, S. 130). Es war also nicht wichtig einen individuellen Bestattungsplatz »in aeternum« zu besetzen, sondern allein der Verbleib innerhalb des geweihten Areals. Somit war der Einzelne auch im Tod in der Gemeinschaft aufgehoben. Der Verbund erstreckte sich bis zu den Lebenden, denen der Kirchhof für allerlei weltliche Zwecke diente. Für das späte Mittelalter ist beispielsweise die Nutzung als Treffpunkt, Ort des Asyls, Gerichtsstätte, Markt, für Theatervorführungen, als Viehweide, den Obstanbau oder die Grasmad überliefert (Illi 1992, S. 478). Dauerhafte Grabzeichen hätten hier nur gestört.

Die bei der Neuanlage von Gräbern angetroffenen Gebeine durften nicht vom Kirchhof entfernt werden. Man legte sie daher zunächst wieder in die neu ausgehobene Grube. Auf die drohende Überbelegung der innerstädtischen Kirchhöfe ab dem Ende des 12. Jahrhunderts reagierte man noch nicht mit der Verlagerung der Bestattungsplätze, sondern durch die Umlagerung der Knochen. Die größten Knochen – Langknochen, Becken und Schädel – verbrachte man in ein auf dem geweihten Friedhofsareal befindliches Beinhaus. Die ältesten urkundlichen Belege für Beinhäuser als Orte sekundärer Bestattung stammen aus dem 12. Jahr-

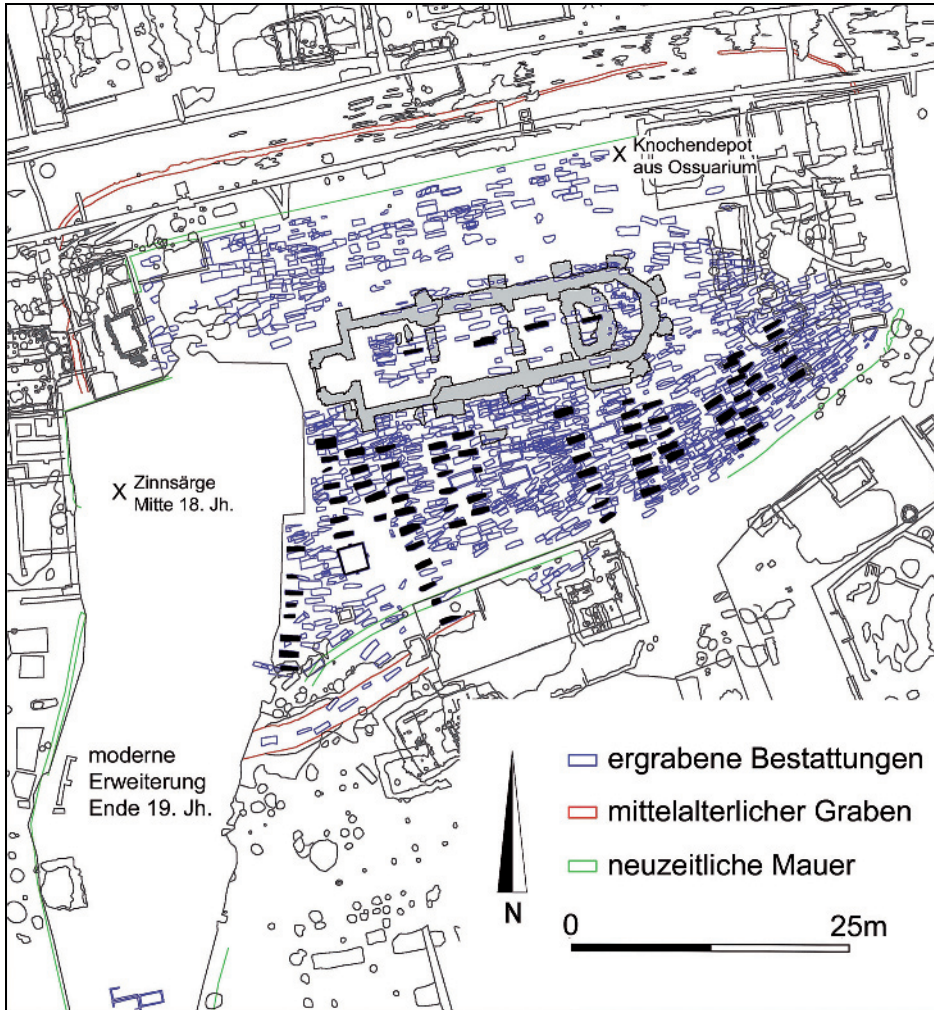


Abb. 1: Der von der ersten Hälfte des 12. bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts belegte Kirchhof von Breunsdorf, Lkr. Leipziger Land. Erkennbar ist die große Belegungsdichte. Die Reihung einiger neuzeitlicher Grabreihen ist hervorgehoben

hundert. Auf den Synoden von Münster und Köln in den Jahren 1279 und 1280 wurde die Errichtung von Beinhäusern verbindlich vorgeschrieben (Wolf 1980, S. 157). Die öffentliche Zurschaustellung der sorgfältig arrangierten Gebeine diente zudem als memento mori. Weniger häufig, wohl, weil mit einem wesentlich höheren Aufwand verbunden, lässt sich die Aufschüttung des Friedhofsareals nachweisen (z.B. Berszin 1999, S. 130ff.).

Auf den hoch- und spätmittelalterlichen Kirchhöfen ist eine innere Ordnung, abgesehen von der Orientierung aller Bestattungen nach Osten, gemeinhin nicht auszumachen. Zuweilen zeigt sich bei Ausgrabungen eine zunehmende Be-

gungsdichte zur Kirche, also zum Heiligen hin (Kenzler 2002, S. 150). Auf anderen Kirchhöfen ist dies offenbar nicht der Fall (Descoedres 1995, S. 76). Die meisten Ausgrabungen haben bisher nur Ausschnitte von Kirchhöfen erfasst und schriftliche Quellen erlauben keine Beurteilung darüber, ob mit größerer Nähe zur Kirche tatsächlich mehr Bestattungen vorgenommen wurden oder diese Plätze besonders privilegiert waren. Auffällig häufig wurden Kleinkinder oder offensichtliche Totgeburten hinter dem Kirchenchor und im Bereich der Dachtraufe beigesetzt (Kenzler 2002, S. 150; Sanke 2006, S. 300, Abb. 58; Ulrich-Bochsler 1997, S. 13f.). Dort sollten sie durch das herablaufende Wasser fortwährend gesegnet werden, denn nach christlichen Glaubensvorstellungen konnten ihre Seelen ungetauft nicht in den Himmel gelangen und mussten im Limbus verbleiben.

Bevorzugte Bestattungsorte, die allein den Eliten vorbehalten waren, befanden sich in der Kirche. Der Kirchenbau kann daher auch als überdachter zentraler Friedhofsteil aufgefasst werden. Im hohen und späten Mittelalter war eine Bestattung in Nähe der Altäre, den Aufbewahrungsorten der Reliquien, gesucht. Meist lagen die Gräber vor diesen und nicht im Chorbereich (vgl. Scholkmann 2003, S. 212ff., Abb. 11, 12). Obwohl auf Konzilen und Synoden vom 6. Jahrhundert an stereotyp das Verbot der Kirchenbestattung wiederholt wurde, hielten diese Einschränkungen dem Druck der Alltagswirklichkeit nicht stand. Am meisten Strahlkraft besaß das Konzil von Mainz 813 auf dem festgelegt wurde: »*Nullus mortuus infra ecclesiam sepeliatur, nisi episcopi aut abbates aut digni presbiteri, vel fideles laici*« (Monumenta Germaniae Historica 1906, S. 274). Ein grundsätzliches Anrecht auf die Kirchenbestattung hatten also Bischöfe, Äbte, würdige Priester und glaubensstarke oder treue bzw. wohlthätige Laien.

Auch in anderer Beziehung sind es allein die weltlichen und geistlichen Eliten, die sich aus der anonymen Masse der Bestattungen hervorheben. Nur sie wurden mit amts- und statusanzeigenden Beigaben und Bekleidung ausgestattet, wofür es zahlreiche archäologische Belege gibt (z.B. Brandt 1988; Meier 2002). Die übrigen Bestatteten blieben meist beigabenlos und wurden in einem Leinentuch oder schlichten Holzarg beigesetzt. Zwar sind aus dem späten Mittelalter und der beginnenden Neuzeit für die Städte zahlreiche Verbote von Sargbestattungen überliefert, doch fallen diese in eine Zeit massiver Überbelegung der Kirchhöfe. Tatsächlich kann bei archäologischen Untersuchungen keine Bevorzugung der einen oder anderen Sitte festgestellt werden (Kenzler 2011, S. 18f.). Grundsätzlich ist die schlichte Gestalt der Gräber ein weiterer Beleg für die geringe Bedeutung, die dem Individuum im Tod beigemessen wurde.

Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass die Toten in der christlichen mittelalterlichen Gesellschaft sowohl körperlich als auch mit ihren Seelen immer präsent waren. Die »*Gegenwart der Toten*« (Oexle 1982) war eine räumliche und geistige. Durch die Beisetzung auf den Kirchhöfen oder innerhalb der Kirche hatte der Mensch im Dorf und in der Stadt die Toten täglich vor Augen. Er wurde häufig Augenzeuge des Aushebens der Gräber und der Bestattungsfeierlichkeiten, in den Beinhäusern wurden die Überreste der Verstorbenen gezeigt. Durch die vielfältigen profanen Nutzungen wurden die Friedhöfe von den verschiedensten Bevölkerungsklassen häufig aufgesucht. Aufgrund der anony-

men Form der Beisetzung entstand ein stärkeres Gefühl der Verbundenheit mit allen Toten der eigenen Siedlungsgemeinschaft, als dies durch eine individuelle Behandlung hätte erreicht werden können. Die posthume Fürbitte und das Totengedenken sorgten für ein fortwährendes Erinnern an die Verstorbenen.

2 Sonderfälle

Von den vorgestellten Regelmäßigkeiten hoch- und spätmittelalterlichen Bestattungen gab es eine Reihe von Ausnahmen, die unterschiedlich begründet sind.

Wie noch zu zeigen sein wird, ist für die Neuzeit die Verlagerung der Friedhöfe aus den Siedlungen charakteristisch. Insbesondere die Reformation wird von vielen Forschern bei diesem Prozess als beschleunigendes, wenn nicht ursächliches Element angesehen (vgl. Kap. 3). Oftmals erfolgt in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass es bereits seit Mitte des 14. Jahrhundert gängige Praxis gewesen sei, die Opfer von plötzlich auftretenden Seuchen oder Epidemien auf besonderen ›Pestfriedhöfen‹ außerhalb der Stadt zu bestatten (z.B. *Fischer* 2001, S. 12; *Koslofsky* 1995, S. 338). Diese Behauptung muss allerdings relativiert werden. Eine genaue Durchleuchtung der schrifthistorischen und archäologischen Quellen zeigt, dass auch während eines massenhaften Sterbens in den Städten mit großer Beharrlichkeit an einer Beisetzung auf den regulären Friedhöfen ›*intra muros*‹ festgehalten wurde. Erst bei unhaltbarem Platzmangel wurde auf neue temporäre Begräbnisplätze vor den Städten ausgewichen. So lange es irgend möglich war, wurden auf den innerörtlichen Kirchhöfen oder unmittelbar daneben Massengräber ausgehoben. Hier hatten die Pesttoten zwar keine eigene Grabstelle, und das sonst übliche Bestattungszeremoniell entfiel, doch wurden die Leichname sorgfältig aneinander und übereinander niedergelegt. An dem Lübecker Heiligen-Geist-Hospital wurden beispielsweise zwei Massenbestattungen mit 364 bzw. 332 Individuen ausgegraben, die mit der Pest von 1350 in Verbindung gebracht werden können (*Lütgert* 2002, S. 219ff.) (Abb. 2). Als Pestopfer von 1451 werden einige Tote angesprochen, die in übereinanderliegenden Holzsärgen gegenüber der Kölner St. Alban Kirche ausgegraben wurden. Auch sie wurden bewusst innerhalb der Mauern nahe der Kirche beigesetzt, wenn auch eine Grundstückbrache als Ruhestätte diente (*Hellen Kemper* 1973). Viele Bestimmungen über die verbindliche Nutzung von ›*extra muros*‹ gelegenen Friedhöfen datieren hingegen erst in die Neuzeit (*Lütgert* 2002, S. 219f.). Die im späten Mittelalter bestehende Furcht vor Ansteckung durch Umgang mit den an der Pest oder anderen Seuchen Erkrankten (*Vasold* 2003, S. 103ff.) reichte offenbar noch nicht aus, um die Toten dauerhaft aus den Städten zu verbannen. Tatsächlich ist die v.a. ab dem ausgehenden 15. Jahrhundert verbreitete Ansicht, dass schädliche Ausdünstungen unbestatteter oder mit nur wenig Erde bedeckter Leichen zur Erkrankung führen, aus heutiger medizinischer Sicht nicht haltbar. Ein Leichengift existiert nicht und selbst Pestleichen sind weitgehend ungefährlich, da die Flöhe, die die Pest übertragen, den erkalteten Leichnam schnell verlassen (*Vasold* 2003, S. 103).

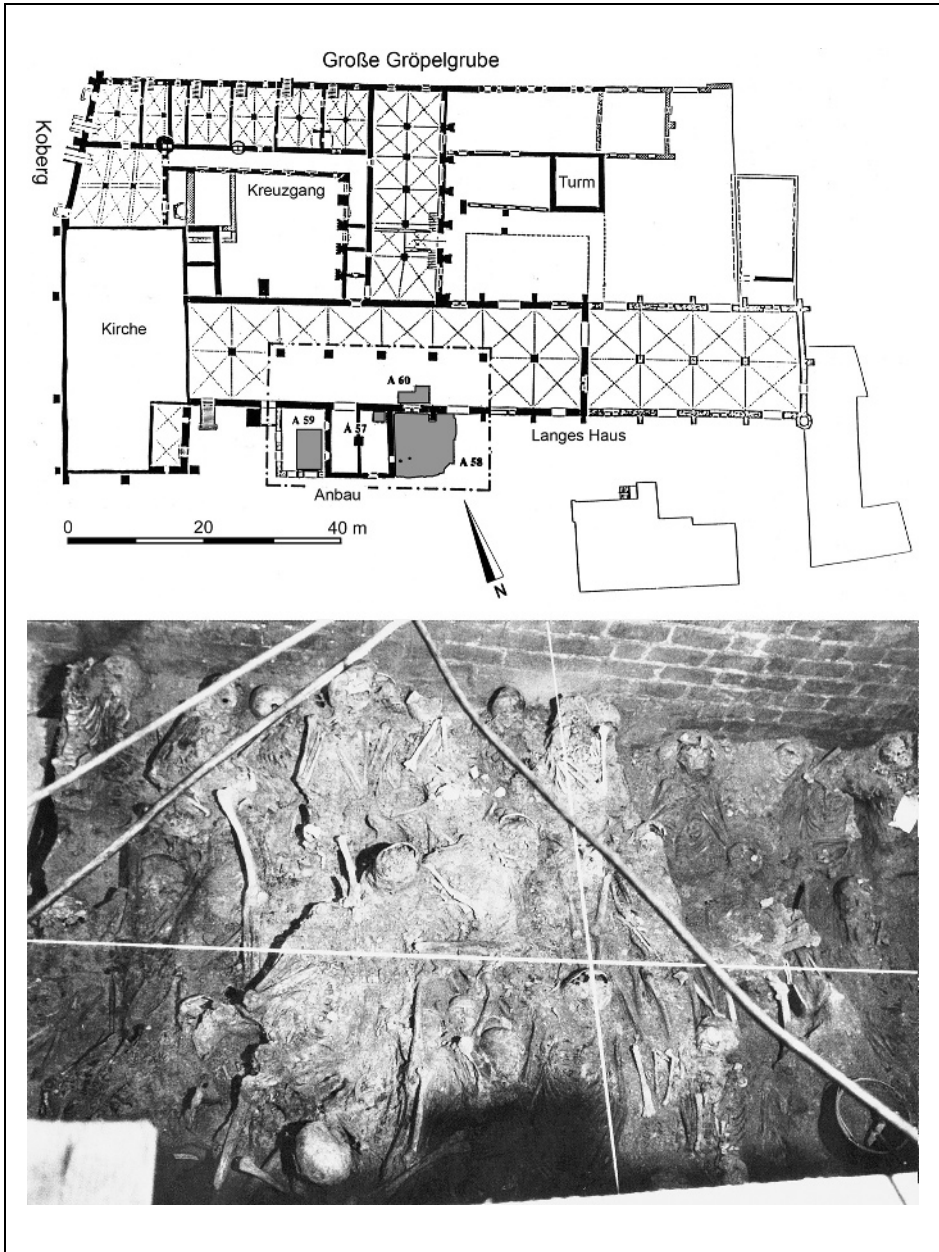


Abb. 2: Oben: Lage der Pestgräber von 1350 nahe der Kirche des Lübecker Heiligen-Geist-Hospitals im mittelalterlichen Stadtkern. Grabungsschnitte A 57–A 60
 Nach Lütgert 2002, Abb. 1, unten: Blick in ein Massengrab (A 58) während der Ausgrabung (aus Lütgert 2002, Abb. 13).

Massengräber, die sich außerhalb der Siedlungen und nicht einmal auf geweihtem Boden befanden, wurden für Kriegsoffer angelegt. Sie sind zumeist nicht durch schriftliche Quellen überliefert und uns nur durch zufällige archäologische Befunde bekannt. Trotz zahlreicher Kämpfe ist ihre Anzahl für das hohe und späte Mittelalter in ganz Europa sehr gering. Aus Deutschland ist lediglich das Massengrab von Epenwörden in Schleswig-Holstein zu nennen, das mit dem erfolgreichen Kampf der Dithmarscher gegen ein dänisches-holsteinisches Heer am 11. Feb. 1500 zusammenhängt. Die Überreste von wenigstens elf Menschen und mindestens einem Pferd wurden ungeordnet in einer einzigen Grube verscharrt. Somit unterscheidet sich dieses Massengrab deutlich von den ergrabenen Pestgräbern. Offenbar handelte es sich um Angehörige des unterlegenen Heeres, denen man eine Beisetzung in geweihter Erde versagte. Der Umgang mit ihren Leichen mutet dennoch vergleichsweise pietätvoll an, bedenkt man, dass die Körper der getöteten Ritter zur Schmähung auf dem Schlachtfeld den Hunden und Krähen überlassen wurden. (*de Albuquerque Leinenbach u.a.* 2000; *Masemann* 1997). Sofern es möglich war, versuchte man nach einer Schlacht die eigenen Gefallenen in einem regulären Grab bei der am nächsten gelegenen Kirche beizusetzen. Ereilte jemanden der Tod fern der Heimat und vor allem in nichtchristlichen Ländern war dies durch den aufwendigen Transport nicht einfach und in der Regel nur Personen von Stand vorbehalten. Zuweilen wurde ein sehr großer Aufwand betrieben um den Leichnam für den langen Weg vorzubereiten. Dazu gehörten die Entnahme der Eingeweide, die Einbalsamierung oder das Entfleischen und Kochen des Körpers (vgl. *Weiss-Krejci* 2008).

Für Christen war es eine schwerwiegende Strafe, wenn sie nicht in der Gemeinschaft bei den Heiligen bestattet wurden. Aus diesem Grund wurde ein solches Begräbnis bei Selbstmord, Ketzerei oder schweren Verbrechen verweigert, wofür es viele schriftliche Belege gibt. Bei manchen Delikten, insbesondere für Ketzer, war die Verbrennung als besonders harte Form der Bestrafung vorgesehen, da man auf diese Weise eine körperliche Auferstehung ausschließen wollte. Der Umgang mit den sterblichen Überresten von hingerichteten Verbrechern ist auch archäologisch gut dokumentiert. Mittlerweile gibt es eine größere Anzahl von Ausgrabungen ehemaliger mittelalterlicher und neuzeitlicher Richtstätten, bei denen zahlreiche Skelettfunde angetroffen wurden (z.B. *Auler* 2004; 2007). Die Leichen der meisten Delinquenten wurden am Ort der Hinrichtung, also außerhalb der Siedlung, verscharrt. Der Lage des Körpers oder seiner Ausrichtung wurde keinerlei Aufmerksamkeit gewidmet. In Schriftquellen finden sich noch viele weitere Formen der Entsorgung solcher Leichen. In gebirgigen Gegenden konnten sie, wie zum Beispiel im Falle der Seinsklam bei Mittenwald (*Höfler* 1893, S. 44, 171), noch bis in die Neuzeit in eine unzugängliche Schlucht gestürzt worden sein.

Als eine vordringlich städtische Minderheit hatten die Juden im Mittelalter eigene Bestattungsplätze, die in antiker Tradition außerhalb der Mauern angelegt wurden. Nur in wenigen Fällen sind diese bei anhaltender Nutzung durch spätere Erweiterungen in die Städte gelangt. Da die Grabruhe auf keinen Fall gestört werden durfte, suchten die jüdischen Gemeinden einen öffentlichen Begräbnis-

platz zu kaufen. Derartige Grundstücke waren in ausreichender Größe ohnehin nur außerhalb der Mauern zu finden. Bis ins 14. Jahrhundert war aber auch noch die Bestattung auf dem eigenen Grundstück möglich (*Künzl* 1999, S. 69). Eine umfängliche moderne Ausgrabung fand auf dem jüdischen Friedhof von York im Norden Englands statt. Er wurde vom 12. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts belegt und zeigt sorgfältige Reihen von sich nicht berührenden Gräbern (*Lilley u.a.* 1994). Wenn er darin auch den neuzeitlichen christlichen Bestattungsplätzen sehr ähnelt, kann doch nicht von einer Einflussnahme auf die nachreformatorischen Friedhöfe ausgegangen werden. Ihre Wurzeln liegen woanders, wie unten noch gezeigt werden wird.

Die Ausführungen zu den mittelalterlichen Sonderbestattungen belegen, wie wichtig dem Christen eine Ruhestätte bei den Heiligen und in der Gemeinschaft der Toten und Lebenden war. Die Verweigerung einer solchen Bestattung galt als schwere Schmähung und Bestrafung. Nur in Notzeiten wurde auf außerhalb der Siedlungen gelegene geweihte Bestattungsplätze ausgewichen, die nach dem Ende eines großen Sterbens nicht weiter belegt wurden.

Von dieser Regel weichen die Bestattungsplätze in den kreuzfahrerzeitlichen Städten im Heiligen Land ab, die grundsätzlich außerhalb der Mauern lagen. Hier knüpften auch die neu angekommenen Christen an die heimische islamische oder orientalistisch-christliche Bestattungstradition an, die in Bezug auf die Lage in Kontinuität zum römischen und jüdischen Brauchtum steht. Ein bekanntes Beispiel ist die Stadtwüstung Atlit in Palästina (vgl. *Johns* 1947), deren Bestattungsplatz mit den charakteristischen Grabplatten bis heute bewahrt blieb. Das Fehlen von Kirchen oder Kapellen auf diesen außerörtlichen Friedhöfen ist wohl in der vorausgesetzten Heiligkeit des gesamten biblischen Landes begründet. Gleichwohl wurden herausragenden Personen innerhalb der Kirchen bestattet, wie durch zahlreiche Schriftquellen überliefert ist.

3 Bestattungsplätze in der Neuzeit

Die enge Beziehung zwischen Lebenden und Toten beginnt sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts langsam aufzulösen. Besonders schnell verliert sich die Bindung in den reformierten Landesteilen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihren stärksten Ausdruck findet dieser Umstand in der Aufgabe der innerstädtischen Bestattungsplätze und deren Neuanlage vor den Mauern. Die gewandelte Einstellung gegenüber den Toten zeigt sich auch in anderer Beziehung, wie etwa einer individuelleren Gestaltung der Bestattung, der Trauer und des Gedenkens. Damit ist sie Indikator für einen sozialen Wandel, dem im Folgenden nachgespürt werden soll.

3.1 Die Verlegung der Friedhöfe

Bereits 1480 baten Herzog *Albrecht IV. von Bayern* und der Stadtrat von München den Papst um die Erlaubnis, die Bestattungsplätze von St. Peter und der Frauenkirche zum äußeren Stadtwall verlegen zu dürfen und erhielten dafür die Geneh-

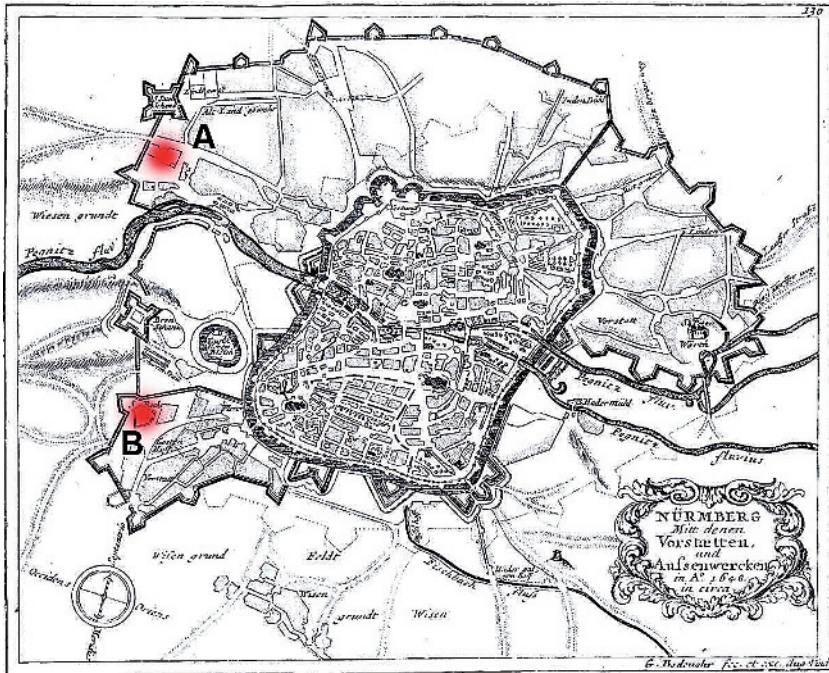


Abb. 3: Lage der 1518 eingerichteten außerstädtischen Friedhöfe in Nürnberg. Sie sind durch spätere Erweiterungen wieder innerhalb der Befestigungswerke gelangt. Bis heute werden sie kontinuierlich belegt

A: Johannis-Friedhof; B: Rochus-Friedhof

Kartengrundlage von Gabriel Bodenehr, 1648

migung. Weitere frühe Friedhofsverlegungen erfolgten in Freiberg i.Br. (1515), Nürnberg (1518), Ansbach (1520) und Ettlingen (1527) (Koslofsky 1995, S. 338). Der Nürnberger Rat verfügte bereits 1520, noch vor Einführung der Reformation, die vollständige Einstellung der innerstädtischen Bestattungen (Fischer 2001, S. 17) (Abb. 3). Immer war es die Obrigkeit, von der die Initiative ausging. Die Begründung für das zunächst rein städtische Phänomen der Friedhofsumlegung war immer die gleiche. In Folge von Überbelegungen kam es zu Zuständen, in denen man eine große Gefahr für die Gesundheit der Bevölkerung sah.

Unter dem Eindruck diverser, in Abständen weniger Jahre wiederkehrender Seuchenzüge des späten Mittelalters waren die hygienischen Verhältnisse in den Fokus geraten (Koslofsky 1995, S. 338f.). Sehr befördert wurde die Problematik durch das hohe Bevölkerungswachstum dieser Zeit. Insbesondere die prosperierenden Städte im Süden Deutschland oder im Hanseraum bewogen zahlreiche Menschen zum Zuzug. In den eng besiedelten Städten konnten die Friedhöfe aber nicht erweitert werden. In den protestantischen Gebieten wurde die Situation durch die Aufgabe traditioneller Bestattungsplätze bei den Klöstern noch verschärft. In diesem Kontext sind auch die städtischen Verbote von Sargbestattungen zu sehen, die eine schnellere Verrottung der bestatteten Körper fördern soll-

ten (vgl. *Kenzler* 2011, S. 18). Die enge Belegung führte mancherorts dazu, dass die Gräber nicht tief genug ausgehoben werden konnten und ein starker Regen genügte, um die gerade Bestatteten wieder auszuwaschen (*Grün* 1925, S. 88f.). Schließlich breitete sich im Umfeld der Friedhöfe ein intensiver Leichengeruch aus, der allgemein als Auslöser von Krankheiten galt.

Trotz dieser Gründe gab es verschiedene Interessengruppen, die gegen eine Friedhofsverlegung energischen Widerstand leisteten. Bereits bevor die Thematik mit der Durchsetzung reformatorischer Ideen verknüpft wurde und umso heftiger danach. Die einfache Bevölkerung fürchtete, in ungeweihter Erde, getrennt von ihren Verwandten bestattet zu werden, Priester und Orden den Verlust von Einkommen aus Begräbnisgebühren und Fürbitten, Stadträte die hohen Kosten für Grundstücksankäufe oder Friedhofsweihe (*Koslofsky* 1995, S. 340). Ohne eine innere Bereitschaft des Großteils der städtischen Bewohner wäre es aber kaum zu einer Veränderung gekommen. Bislang war man schließlich auch auf Beinhäuser ausgewichen. Darin erweist sich, dass bereits vor der Reformation eine gewisse Entfremdung der Lebenden von ihren Toten eingetreten war.

Die Reformatoren nutzten dies für ihre Ziele aus. *Luther* lehnte die posthume Fürbitte und die Fürsprache der Heiligen ab. Insbesondere der ausufernde Ablasshandel mit dem Versprechen, sich oder seine toten Angehörigen von Sünden loskaufen zu können, hatte weite Teile der Bevölkerung von der Geistlichkeit getrennt. Die wachsende Zahl der städtischen Armen, aber auch die Räte vieler Städte, die sich von einem Diktat des Klerus und des Landesherrn befreien wollten, unterstützten seine Sichtweise. Mit der neuen theologischen Lehre entfiel der wichtigste Grund für eine Einheit von Kirche und Begräbnisplatz. Entsprechend wurde für den protestantischen Friedhof die Weihe abgeschafft. Aber auch das weltliche Treiben auf den Kirchhöfen missfiel dem Reformator. So schrieb er 1527 in seiner Schrift »*Ob man vor dem sterben fliehen möge*«: »*Denn ein begrebnis solt ja bilich ein feiner stiller ort sein / der abgesondert were von allen oerter / darauff man mit andacht gehen und stehen kuendt / den tod / das Juengst gericht und aufferstehung zu betrachten und zu betten / also das der selbige ort eine ehrliche / jha fast heilige stedte were / das einer mit forcht und allen ehren darauff kündte wandeln*« (*Luther* 1901, S. 375).

Nicht immer fand die neue Lehre unmittelbar einen räumlichen Ausdruck. Wo auf dem Lande kein drängendes Platzproblem herrschte, wurde z.T. bis in unsere Zeit mit der Belegung der alten Friedhöfe bei der Dorfkirche fortgefahren. Dies zeigt sich am Beispiel von Breunsdorf im Süden von Leipzig (*Kenzler* 2002) (Abb. 1). Andere Merkmale, wie die Lage und Ordnung der Grabstellen, veränderten sich schließlich auch auf dem Lande, stehen aber nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Reformation.

3.2 Die Gestalt der neuen Friedhöfe

Da Friedhöfe nach ihrer Verlagerung aus der Siedlung über ausreichenden Platz verfügten und nicht mehr multifunktional für sakrale und weltliche Zwecke gleichermaßen genutzt wurden, wandelte sich ihre Gestalt allmählich deutlich.



Abb. 4: *Der Nürnberger Johannis-Friedhof hat auch heute noch viel von seinem ursprünglichen Aussehen bewahrt*
Foto: H. Kenzler

Luther wollte den Friedhof als Stätte für die Toten und Besinnung für die Lebenden. Dieser Zweck sollte durch eine ästhetische Anlage erreicht werden. Dem entsprechen unsere modernen Friedhöfe, gleichgültig welcher Konfession, mit ihren ordentlichen Gräbern, Monumenten und dem Parkcharakter.

Nicht in jedem Fall begann ein neuer Bestattungsplatz bereits mit einer solchen gepflegten Anlage. Der Mehrzahl der im 16. Jahrhundert neu angelegten Friedhöfe mangelte es an Ordnung, wie schriftliche und archäologische Quellen übereinstimmend berichten. Dies mag durch den Verlust des Zentrums, nämlich der Kirche bzw. der Altäre, unterstützt worden sein, da so eine Hierarchie der Grabplätze fehlte. Allerdings war es grundsätzlich schwer, die neuen Denkmuster gegen eine jahrhundertealte Tradition umzusetzen. So blieben die Gräber vielfach planlos verstreut, und die Gesamtanlage wirkte verwahrlost (vgl. *Fischer* 2001, S. 20, 31; *Sörries* 2002, S. 90). Der ab 1577 belegte Gemeindefriedhof von Prenzlau, Landkreis Uckermark lässt beispielsweise erst für das späte 17. und 18. Jahrhundert Grabreihen erkennen (*Ungerath* 2003, S. 133). Auf einzelnen Friedhöfen wurden die Toten hingegen von Beginn an in geordneten Reihen und mit einer Grabtafel versehen beigesetzt (*Fischer* 2001, S. 18f.). Ein bekanntes Beispiel ist der Nürnberger Johannis-Friedhof, dessen schlichte, aufgereihte Sandsteinplatten noch heute den Zustand des 16. Jahrhunderts wiedergeben (Abb. 4). Die fehlende soziale Gliederung der Grabstätten wurde in vielen Fällen durch Anlagen im Stile eines *Camposanto* ausgeglichen. Hier lagen die bevorzugten Grabplätze in einem Arkadengang auf der Innenseite der Friedhofsmauer. Nach-

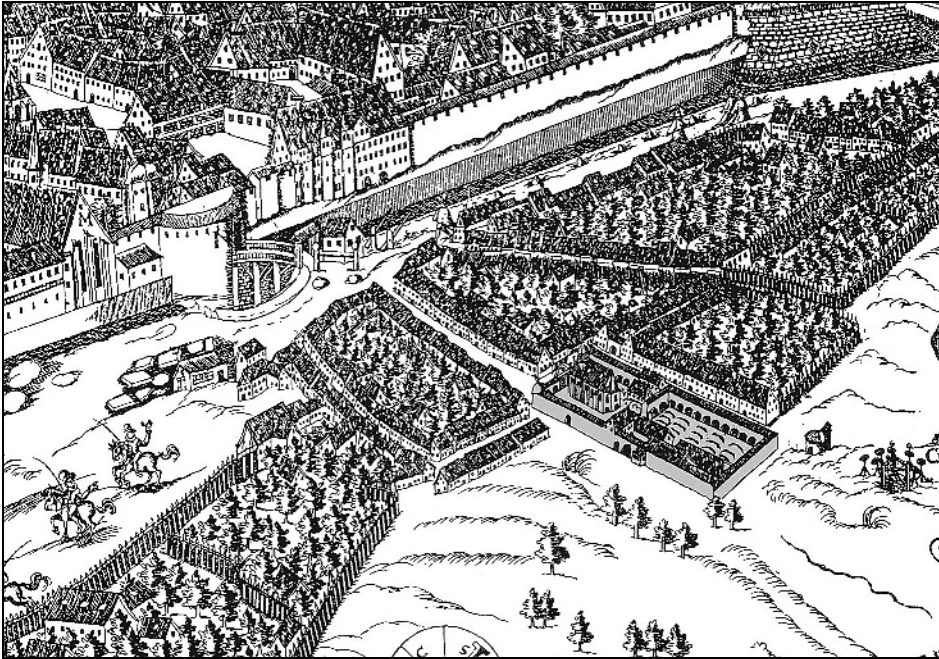


Abb. 5: *Der Leipziger Johann-Friedhof (hervorgehoben) vor den Toren der Stadt in einer Darstellung von 1595*
Nach Koslofsky 1995, Abb. 2

dem in Leipzig 1536 alle innerstädtischen Bestattungen verboten wurden, wurde mit dem Johann-Friedhof eine entsprechende Anlage geschaffen (Koslofsky 1995) (Abb. 5).

Indem sich schrittweise die individuelle, gekennzeichnete Grabstelle durchsetzte, wurde, anders als im Mittelalter, das Grab zum Ort der Trauer. Die Steine belegen zudem die Nähe von Familienangehörigen zueinander. Zwar verlief diese Entwicklung beim einflussreichen städtischen Bürgertum mit der Reformation zeitlich parallel, doch hängt sie nicht ursächlich mit dieser zusammen. Somit werden auch auf katholischen Friedhöfen persönliche mit Lebensdaten versehene Bestattungsplätze angelegt. Auf dem Land fand die Entwicklung in altgläubigen und protestantischen Gebieten mit zeitlicher Verzögerung statt. Besonders gut ist dies auf dem einzigen vollständig ausgegrabenen Bestattungsplatz, dem Breunsdorfer Friedhof, zu beobachten. Obgleich keine Verlegung aus der Siedlung erfolgte, wurden im fortgeschrittenen 17. Jahrhundert die Gräber deutlich von der Kirchenmauer abgerückt und in Reihen mit gleichmäßigen Abständen angelegt (Kenzler 2002, Abb. 12) (Abb. 1).

In die gleiche Richtung weist der Umgang mit den Beinhäusern, die nach dem Willen der Reformatoren sofort hätten beseitigt werden müssen. Die Anlagen

erinnerten an die ›papistischen‹ Verhältnisse, und in ihrem Umfeld wurde ein Ossuarien-Kult betrieben (Sörries 2002, S. 255, 392). Zudem stand die Zurschau-stellung von Gebeinen nicht in Einklang mit der geforderten Ruhe der Toten. Dennoch weigerten sich die Einwohner von Vilshofen während der protestantisch-kalvinistischen Epoche der Oberpfalz 1592, trotz Aussicht auf eine gute Bezahlung, die durch den Kurfürsten verordnete Räumung ihres Beinhauses auszuführen. Schließlich wurde es im folgenden Jahr einfach zugemauert (Werner u. Werner 1988, S. 252). Das Breunsdorfer Beinhaus wurde anscheinend erst im 17./18. Jahrhundert aufgegeben und die Toten in einer gemeinschaftlichen Grube auf dem Friedhof beigesetzt (Kenzler 2002, S. 153, Abb. 3). Auch in den katholischen Landesteilen endete die Belegung der Beinhäuser spätestens mit der Schaffung neuer, großzügiger Friedhöfe. Nur bei ausgesprochen beengten Verhältnissen auf den Bestattungsplätzen dauert die Sitte bis in die Moderne an. Bemerkenswerterweise wurden die Schädel in jüngerer Zeit aus der anonymen Masse gelöst, indem man sie mit Namen und Lebensdaten bemalte, wie seit dem 18. Jahrhundert in dem Hallstätter Beinhaus (Werner u. Werner 1988, S. 260). Es standen also in der Bevölkerung somit weniger die religiösen Überzeugungen, als die Lösung des Platzproblems und der Wunsch nach einer individuellen Grabstätte hinter der Aufgabe der Beinhäuser.

3.3 Kirchenbestattungen

Wenn im Vorangehenden die Verlegung der Friedhöfe aus den Siedlungen heraus untersucht wurde, so betraf dies ausschließlich den Kirchhof. Mit der Überbelegung wurde ein profaner Grund angeführt, mit der Verwerfung der posthumer Fürbitte und der Bedeutung der Reliquien durch die Reformation ein sakraler. Befördert wurde die Entwicklung in katholischen wie protestantischen Gebieten schließlich durch einen sozialen Wandel, durch den dem Individuum eine höhere Bedeutung zugemessen wurde (van Dülmen 1997). Auf dieser Grundlage muss es erstaunen, dass auch in den protestantischen Gemeinden die Sitte der Kirchenbestattung weitgehend ungehindert andauerte. Gerade innerhalb der Kirchen bestand der größte Platzmangel, und gerade hier war die Nähe zum Heiligen am größten.

Dennoch gibt es zahlreiche urkundliche, kunsthistorische und archäologische Beispiele von Kirchenbestattungen aus der Neuzeit. Darunter fallen sowohl Erdbestattungen als auch Gräfte, die im 16. Jahrhundert entstanden und sich zunehmender Beliebtheit erfreuten (Fingerlin 1992, S. 198ff.). Hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Gräfte unter St. Michael in Wien, die hinsichtlich des Ausmaßes der Anlage und der Anzahl der Bestattungen sicher ein Sonderfall sind. 1508 wurde der Friedhof um die Kirche geschlossen, doch blieben Kirchenbestattungen von dem Verbot ausgenommen. Daher entstanden in kurzer Zeit ungewöhnlich viele Gräfte unter der Kirche, die den verlorenen Friedhof z.T. ersetzten. Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden die ersten Gräfte für Adelsfamilien. Für weniger privilegierte wie Hofangestellte, Geistliche, begüterte Bürger und sogar Handwerker gab es Gemeinschaftsgräfte, die bereits 1631 erweitert werden

mussten. Bis zum Verbot der Gruftbestattungen in Wien von 1784 wurden ungefähr 4 000 Bestattungen vorgenommen (*Rainer* 2005).

Oftmals wurde in protestantischem Gebiet noch bis in das 19. Jahrhundert im Kirchenraum bestattet, so dass die Reformation auch nicht mit einer zeitlichen Verzögerung zu einem Verbot führte. Erst in der Moderne wurde unter dem Eindruck sich senkender Kirchenfußböden oder einbrechender Gräber auf Kirchenbestattungen verzichtet (vgl. *Heubeck* 2009, S. 93ff.; *Kenzler* 2002, S. 54). Es liegt somit nahe, dass primär aus Status- beziehungsweise Prestige Gründen an dieser Bestattungstradition festgehalten wurde. So sind es denn auch die wohlhabenden städtischen Familien, die ihre Erbbegräbnisse fortführen wollten und sich vielerorts mit Erfolg gegen die außerstädtischen Friedhöfe wandten (*Fischer* 2001, S. 19). Ihrem Ansinnen konnte sich die Reformation nicht gut verschließen, zumal Martin Luther selbst auf Bestreben des Kurfürsten *Johann Friedrich* 1546 in der Schlosskirche zu Wittenberg unter der Kanzel beigesetzt wurde.

Somit bestehen zwischen katholischen und protestantischen Kirchenbestattungen keine Unterschiede in den bestatteten Personengruppen oder im Grabbau, sondern in der Lage im Kirchenraum. In der Stadtkirche St. Johannis in Crailsheim konnte zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine Gruft mit Treppenabstieg unter dem Hauptaltar angelegt werden, da dieser seine Bedeutung als Reliquiensepulcrum verloren hatte (*Fehring u. Stachel* 1967, S. 30f.). Auffällig ist auch die Nutzung des gesamten Kirchenraums als Bestattungsplatz, wobei es zuweilen zu einer Betonung der Kirchenmittelachse kommt. So wurden in Breunsdorf insgesamt zwölf Bestattungen innerhalb der Kirche nachgewiesen, die wohl auf das Ende des 17. Jahrhunderts und das gesamte 18. Jahrhundert datieren. Diese orientierten sich sichtbar an der Mittelachse und richteten sich auf Altar oder Taufbecken aus (*Kenzler* 2011, S. 16f., Abb. 4). Ob der Einbau eines festen Gestühls zu dieser Verteilung führte, lässt sich nicht sagen, doch wirkte dies im benachbarten Großerhermsdorf nicht einschränkend. Hier war die Kirche auf ihrer gesamten Grundfläche nahezu vollständig mit gemauerten Grabkammern gefüllt (Abb. 6). Bei den Kirchen der Reformierten in der Schweiz ist es besonders der Taufstein, der die Bestattungen wie beispielsweise in Winterthur und Zürich angezogen hat. Ausschlaggebend dürfte hier die Verbindung von Taufe und Wiedergeburt gewesen sein (*Jäggi* 2009, S. 79f.).

Eine Abweichung in der Anordnung und Orientierung von Bestattungen im Kirchenraum ist durch die Gegenreformation entstanden und betraf die Grablegen von Priestern. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts wurden diese mit dem Kopf zum Altar ausgerichtet, so dass es zu West-Ost oder Nord-Süd bzw. Süd-Nord-Orientierungen kommen konnte. Zum ersten Mal wird eine Vorschrift zu derartigen Beisetzungen im *Rituale Romanum* von Papst *Paul V.* aus dem Jahr 1614 festgelegt. Durch den Ritus wird die besondere Rolle des Priesters hervorgehoben. Die Neuerung gehört zu verschiedenen Veränderungen im Bestattungsbrauch, die durch die Gegenreformation bedingt wurden, und den eigenen Glauben betonen sollten (*Mittelstraß* 2007, S. 23f.).



Abb. 6:
Die Ausgrabungen in der
Taborkirche in Heuersdorf,
Lkr. Leipziger Land, haben eine
große Anzahl von Backstein-
grüften aus dem 18. und
19. Jahrhundert freigelegt,
die den Kirchenraum fast voll-
ständig ausfüllen
© Sächsisches Landesamt für
Archäologie

3.4 Beigaben als Ausdruck von festem Glauben und Verunsicherung

Auch über neuzeitliche Beigaben können Hinweise auf die geistige Nähe oder Trennung von Lebenden und Toten gewonnen werden. Zugleich kann man sie als Ausdruck für die Festigkeit des Glaubens oder die Einflussnahme der Institution Kirche bzw. der Obrigkeit werten.

Es ist eine aus älteren volkskundlichen Befragungen (vgl. Zender 1959–1964) oder jüngeren archäologischen Untersuchungen (vgl. Kenzler 2011) bekannte Tatsache, dass in der Neuzeit in größerem Umfang Trachtbestandteile und Beigaben in die Mehrzahl der Gräber gelangten. Nach Anfängen im 16. Jahrhundert wird die Mitgaben von Beigaben im Verlauf des 17. Jahrhunderts zur Norm und erfasst nach dem städtischen Bürgertum alle sozialen Klassen beider Konfessionen. Die hinter einzelnen Beigaben stehenden Motive können höchst unterschiedlich sein. An dieser Stelle soll nur ein kleiner Ausschnitt der für die Themenstellung relevanten Beigaben betrachtet werden.

Die überwiegende Zahl der Verstorbenen wurde seit dem Barock bekleidet beigesetzt. Ursächlich stand dahinter die Aufbahrung, die allgemeine Verbrei-

tung fand. Dazu mussten die Toten angemessen gekleidet und geschmückt werden, da der Status des Verstorbenen und seiner Angehörigen öffentlich zu Schau gestellt wurde. Man bestattete den Leichnam entweder in Festtagskleidung – die Frauen mit ihrem persönlichen Schmuck wie Fingerringen, Broschen, Ohrringen, Halsketten und Haarnadeln – oder man kleidete die Toten in eigens angefertigte Totenhemden, die aufwendig verziert sein konnten (vgl. *Kenzler* 2011, S. 24).

Hervorzuheben sind Glaubensrequisiten, die man in den nunmehr vorgeschriebenen Sarg legte. Augenfälliger Weise finden sich solche fast ausschließlich in katholischen Gebieten. Dort befinden sich gelegentlich sogenannte Sterbekreuze, regelhaft aber Paternosterschnüre bzw. Rosenkränze im Bereich der Hände. Seit dem 17. Jahrhundert fehlen sie in nahezu keinem Grab. Ausgenommen sind allenfalls Säuglings- oder Kindergräber. Die in den Gräbern gefundenen Rosenkränze stammen in aller Regel aus dem persönlichen Besitz der Verstorbenen oder der Familie. Darauf weisen die bei Ausgrabungen zahlreich gefundenen Anhänger, Wallfahrtsmedaillen, Heiligenplaketten, Kruzifixe und Amulette, die an ihnen angebracht waren und dem Rosenkranz eine individuelle Note gaben (vgl. *Kenzler* 2011, S. 25). Ihre Auffindung weist nicht notwendigerweise auf große Frömmigkeit der Bevölkerung, sondern steht in engen Zusammenhang mit der Gegenreformation. So erließ Herzog *Maximilian I.* im Jahr 1640 ein Dekret, in dem der bisher vernachlässigte Besitz eines Rosenkranzes für jeden Einwohner verbindlich vorgeschrieben wird (*Mittelstraß* 2007, S. 23f.). Der Rosenkranz diente also der Identitätsstiftung und der Abgrenzung gegenüber anderen Konfessionen. Seine Mitgabe in das Grab kann gleichwohl die enge Verbundenheit der Lebenden mit den Toten der Gemeinschaft zum Ausdruck bringen.

Eine solche Verbundenheit bestand bei den Protestanten nicht. Hier überwiegen Gegenstände aus einer ganz anderen Kategorie. Zwar finden sich auch in protestantischen Bestattungen in seltenen Fällen Gesangbücher als religiös motivierte Devotionalien, doch mutet der Großteil der Beigaben recht profan an. Insbesondere das 18. und 19. Jahrhundert kennt mancherorts feste Sätze von Dingen, die als tabuisiert bezeichnet werden müssen und insofern auf eine Entfremdung, wenn nicht gar Angst vor den Toten hindeuten. Zu allererst sind an dieser Stelle die Dinge zur Herrichtung des Leichnams zu nennen. Dazu gehören Waschgefäße aus Keramik, Scheren, Rasiermesser und Kämme. Nur mündlich ist die Mitgabe von Schwämmen aus organischem Material überliefert (vgl. *Kenzler* 2011, S. 25ff.). Zu den Dingen, die durch den Tod verunreinigt werden und von niemanden mehr benutzt werden dürfen, zählen zuweilen auch solche aus dem Besitz der Verstorbenen. Insbesondere betrifft dies Arzneimittel, deren Glas- und Keramikbehältnisse sich in einzelnen Gräbern in großer Menge finden (vgl. *Kenzler* 2011, S. 27, Abb. 7). Hier sei ausdrücklich betont, dass derartige Gegenstände bislang niemals bei Ausgrabungen katholischer Bestattungsplätze aufgedeckt wurden. Auch persönliche Gegenstände wie Brillen, Schlüssel, Tabakspfeifen, Skatkarten, Kaffeetassen oder Schnapsflaschen sind mehrheitlich in protestantischen Bestattungen belegt und könnten in die gleiche Richtung deuten (*Kenzler* 2011, S. 28).

Zu diesem Bild passen neuere historische Forschungen, die nachweisen können, dass die protestantische Kirche erst Mitte des 19. Jahrhunderts wieder Einfluss auf das Begräbnisritual gewinnt. Seit dem 18. Jahrhundert war die stille, häufig nächtliche Bestattung ohne Priester und oftmals auch ohne Angehörige die Regel geworden. Gründe liegen u.a. in der pietistischen Bewegung und rationalistischen Ideen, die grundlegende protestantische Überzeugungen zu Tod, Jenseits und Hölle oder die Existenz des Teufels in Frage stellten. Zugleich etablierte sich insbesondere bei der Mittelklasse eine eigene unchristliche Symbolik mit starken Anlehnungen an die klassische Antike (*Rehlinghaus* 2014). In diesem Milieu konnten sich volksgläubige Vorstellungen ›freier‹ entwickeln. Erst die Kontrolle durch Priester führte wieder in festere theologische Bahnen und zu einem genormten Begräbnisritual ohne signifikante regionale Unterschiede.

4 Fazit

Durch die Reformation erfolgte eine theologische Trennung der Toten von den Lebenden. Für das Seelenheil der Verstorbenen konnte nach den neuen Glaubensvorstellungen nichts mehr unternommen werden. Die Grabstätten wurden nur mehr zum persönlichen Gedenken aufgesucht, das wie heute als eine Stütze für die Hinterbliebenen diente und zum Nachdenken über die eigene Vergänglichkeit anregte. Die geistige Trennung sollte nach dem Willen der Reformatoren auch eine räumliche werden. Entsprechend wurden Friedhofsverlegungen vor die Siedlungen und fort von der Kirche gefordert. Die theologischen Gründe überschneiden sich mit hygienischen Forderungen, die durch Überbelegungen in Folge starken Bevölkerungswachstums entstanden waren.

Somit waren sowohl Altgläubige als auch protestantische Gebiete von Verlegungen betroffen und die Städte mehr als die Dörfer. Wo allerdings kein Platzmangel auf dem örtlichen Kirchhof herrschte, wurde bis in unsere Zeit hinein mit den Bestattungen fortgefahren. Im Falle einer Verlegung ist bei beiden Konfessionen und allen Bevölkerungsschichten anfangs Zurückhaltung und Scheu zu spüren. Breite Akzeptanz stellt sich ein, nachdem die neue Sitte einige Jahre praktiziert wurde. Auch die Möglichkeit zum individuellen, statusanzeigenden Grabbau wirkte fördernd. In der Renaissance und Barockzeit erlangte der Einzelne größere Freiheit als zuvor. Über Klassenunterschiede hinweg bestanden konkrete Möglichkeiten zum sozialen Aufstieg, sowohl für Männer als auch für Frauen. Gerade deshalb hielten Angehörige der Oberschicht auch im protestantischen Gebiet noch lange beharrlich an oftmals vererbten Kirchenbegräbnissen fest, die sie vom Rest der Bevölkerung absetzten.

Da eine geistige Trennung von den Verstorbenen in den katholischen Ländern auch bei einem fortdauernden gesellschaftlichen Wandel nie in dem Maße erfolgte wie in den reformierten, verändert sich das Totenbrauchtum dort im Vergleich langsamer. Bestimmte Neuerungen sind nur als direkte Reaktion auf protestantische Vorstellungen verständlich. Bei den Protestanten wurde der Tod hingegen weitgehend aus der Öffentlichkeit und dem täglichen Bewusstsein ver-

drängt. Die Trauerkultur war auf einen kleinen Kreis der Freunde und Angehörigen ausgerichtet. In der Folge scheint sich eine gewisse Verunsicherung auszubreiten, die ihren sichtbaren Ausdruck in abergläubischen/volksgläubigen Sitten findet. So ist die Furcht vor den Toten bei Protestanten sehr viel stärker ausgeprägt, wie sich insbesondere in den Grabbeigaben manifestiert.

7 Zusammenfassung

In der mittelalterlichen christlichen Gesellschaft waren die Toten stets gegenwärtig. Dies drückte sich u.a. durch Fürbitten, die innerörtliche Lage der Begräbnisstätten und deren Nutzung für weltliche Zwecke aus. Nur in großer Not wurden reguläre Bestattungen fern der Pfarrkirchen angelegt. Eine allgemeine Änderung erfolgte mit einem gesellschaftlichen Wandel am Beginn der Neuzeit, der durch die Reformation befördert wurde. Die Toten nahmen nun einen eigenen Raum vor den Siedlungen ein, der ausschließlich der Repräsentation und dem Gedenken diente. Die Veränderungen bei den Protestanten waren wesentlich tiefgreifender als bei den Katholiken und führten schließlich zu einer geistigen Entfremdung, ja sogar Furcht vor den Toten.

Summary

Spatial and mental segregation of the deceased and the living through the Reformation

In medieval Christian society the dead were always present. This was expressed, amongst other things, through intercessions, the location of the burial sites inside of settlements and through their use for secular purposes. Only when in great need regular graves were placed away from the parish churches. A general change took place along with a social change at the beginning of the early modern era, which was supported by the Reformation. The dead now occupied an area which was separated from the settlements, and was exclusively used for representation and commemoration purposes. The changes among the Protestants were much more profound than among Catholics and this eventually led to a spiritual alienation from the dead, and even a fear of them.

Literatur

- Albuquerque Leinenbach, Giselly de; Mályusz, Victoria u. Schröder, Inge:* Anthropologische Befunde zur Schlacht bei Hemmingstedt. – In: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 11, 2000, S. 58–83.
- Auler, Jost:* Richtstätten des ausklingenden Mittelalters und der frühen Neuzeit im Fokus moderner Archäologie. – In: Düsseldorfer Jahrbuch 74, 2004, S. 303–317.
- Auler, Jost:* Richtstättenarchäologie in der Schweiz – ein Überblick. – In: Archäologisches Korrespondenzblatt 37, 2007, S. 297–312.
- Berszin, Carola:* Der Spitalfriedhof Heiliggeist-Hospital in Konstanz. Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen 1995–1996. – In: Brather, Sebastian; Bücken, Christel u. Hoepfer, Michael [Hrsg.]: Archäologie als Sozialgeschichte. Festschrift für Heiko Steuer. Rahden 1999, S. 127–134.
- Brandt, Karl Heinz:* Die Gräber des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ausgrabungen im St. Petri-Dom zu Bremen, Bd. 2. – Stuttgart 1988.
- Čechura, Martin:* Gestalt und Funktion mitteleuropäischer Friedhöfe im Licht materieller Quellen. – In: Doležalová, Eva u. Šimunek, Robert [Hrsg.]: Ecclesia als Kommunikationsraum. München 2011, S. 211–236.
- Descœudres, Georges:* Die archäologischen Untersuchungen. – In: Descœudres, Georges u.a. [Hrsg.]: Sterben in Schwyz. Basel 1995 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, 20/21), S. 39–82.
- Dülmen, Richard van:* Die Entdeckung des Individuums. 1500–1800. – Frankfurt 1997.
- Fehring, Günter P.:* Einführung in die Archäologie des Mittelalters. – Darmstadt 1987.
- Fehring, Günter P. u. Stachel, Günter:* Archäologische Untersuchungen in der Stadtkirche St. Johannis d. T. zu Crailsheim. – In: König, Hans-Joachim [Hrsg.]: Die Johanneskirche zu Crailsheim. Kirchberg 1967, S. 9–36.
- Fingerlin, Ilse:* Die Grafen von Sulz und ihr Begräbnis in Tiengen am Hochrhein. – Stuttgart 1992 (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, 15).
- Fischer, Norbert:* Geschichte des Todes in der Neuzeit. – Erfurt 2001.
- Grün, Hugo:* Der deutsche Friedhof im 16. Jahrhundert. – In: Hessische Blätter für Volkskunde 24, 1925, S. 64–97.
- Hellen Kemper, Hansgerd:* Pestfriedhof und Ossuaria westlich von St. Alban in Köln. – In: Kölner Jahrbuch für Ur- und Frühgeschichte 13, 1972/1973 (1973), S. 172–175.
- Heubeck, Lisa:* Protestantische Bestattungen der frühen Neuzeit in Kircheninnenräumen unter besonderer Berücksichtigung der Spitalkirche in Bad Windsheim. – Bamberg 2009 (nicht publizierte Magisterarbeit).
- Höfler, Max:* Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. – München 1893.
- Illi, Martin:* Sterben, Tod und Friedhof. – In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg/ Stadt Zürich [Hrsg.]: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Stuttgart 1992, S. 471–479.
- Jäggi, Carola:* Die Reformation und ihre Folgen für die Binnentopographie frühneuzeitlicher Kirchenräume. Das Beispiel der deutschsprachigen Schweiz. – In: Scholkmann, Barbara; Frommer, Sören; Vossler, Christina u. Wolf, Markus [Hrsg.]: Zwischen Tradition und Wandel. Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Büchenbach 2009 (Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie, 3), S. 73–80.
- Johns, Cedric N.:* Guide to Atlit. The crusader castle, town and surroundings. – Jerusalem 1947.

- Kenzler, Hauke*: Der Friedhof von Breunsdorf – Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen. – In: Oexle, Judith [Hrsg.]: Beiträge zur Sakralarchitektur und zum Totenbrauchtum in einem Dorf südlich von Leipzig. Breunsdorf Bd. 2. Dresden 2002, S. 147–300.
- Kenzler, Hauke*: Totenbrauch und Reformation. Wandel und Kontinuität. – In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 23, 2011, S. 9–34.
- Koslofsky, Craig*: Die Trennung der Toten von den Lebenden. Friedhofsverlegungen und Reformation in Leipzig, 1536. – In: Oexle, Otto Gerhard [Hrsg.]: Memoria als Kultur. Göttingen 1995, S. 335–385.
- Krohn, Niklot u. Ristow, Sebastian [Hrsg.]*: Wechsel der Religionen – Religion des Wechsels. Tagungsbeiträge der Arbeitsgemeinschaft Spätantike und Frühmittelalter, 5, Religion im archäologischen Befund (Nürnberg, 27.–28. Mai 2010). – Hamburg 2012 (Studien zu Spätantike und Frühmittelalter, 4).
- Kuhl, Uta*: Himmel, Hölle, Fegefeuer – das Jenseits im Mittelalter. – In: Guratzsch, Herwig U. u. Carnap-Bornheim, Claus von [Hrsg.]: Wege ins Jenseits. Mit Walküren zu Odin, mit Engeln zu Gott. Neumünster 2005, S. 52–66.
- Künzl, Hannelore*: Jüdische Grabkunst von der Antike bis heute. – Darmstadt 1999.
- Le Goff, Jacques*: Die Geburt des Fegefeuers. Vom Wandel des Weltbildes im Mittelalter. – München 1990.
- Lilley, Jane M.; Stroud G.; Brothwell, D.R. and Williamson, M.H. [Hrsg.]*: The jewish burial ground at Jewbury. The archaeology of York Vol. 12/3. – Walmgate 1994.
- Lobinger, Christoph*: Hofgrablagen und Separatfriedhöfe des frühen Mittelalters aus dem Isarmündungsgebiet. Grabgruppen der Jüngeren und Späten Merowingerzeit aus dem Landkreis Deggendorf. – Büchenbach 2014 (Beiträge zur Archäologie in Niederbayern, 5).
- Luther, Martin*: Ob man vor dem Sterben fliehen möge. – In: Martin, D.: Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 23. Weimar 1901, S. 323–386.
- Lüdtko, Hartwig*: Die archäologischen Untersuchungen unter dem Schleswiger Rathausmarkt. – In: Vogel, Volker [Hrsg.]: Kirche und Gräberfeld des 11.–13. Jahrhunderts unter dem Rathausmarkt von Schleswig. Neumünster 1997 (Ausgrabungen in Schleswig, 12), S. 9–84.
- Lütgert, Stephan*: Archäologische Untersuchungen der Massenbestattungen am Heiligen-Geist-Hospital zu Lübeck. Auswertung der Befunde und Funde. – In: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 26, 2002, S. 139–243.
- Masemann, Ullrich*: Archäologische Forschungen in Meldorf und auf dem Hemmingstedter Schlachtfeld. – In: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 8, 1997, S. 139–158.
- Meier, Thomas*: Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa. – Stuttgart 2002.
- Mittelstraß, Tilman*: Archäologie der Gegenreformation. Spuren der nachtridentinischen Erneuerung der katholischen Kirche in archäologischen Befunden und Funden aus Oberbayern. – In: Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 18, 2007, S. 21–33.
- Monumenta Germaniae Historica, Legum Sectio III, Concilia II, 1. – Hannover 1906.
- Oexle, Otto Gerhard*: Die Gegenwart der Toten. – In: Braet, Herman and Verbeke, Werner [Hrsg.]: Death in the Middle Ages. Leuven 1982, S. 19–77.
- Rainer, Alexandra [Hrsg.]*: Die Michaeler Gruft in Wien. Retten, was zu retten ist. – Wien 2005.

- Rehlinghaus, Franziska*: The reinvention of protestant funeral ceremonies in 19th century Germany. – In: Rotar, Marius u.a. [Hrsg.]: Dying and death in 18th–21st century. Bd. 2. Cambridge 2014, S. 112–136.
- Sanke, Markus*: Gestorben und Begraben. – In: Sommer, C. Sebastian [Hrsg.]: Archäologie in Bayern – Fenster zur Vergangenheit. Regensburg 2006, S. 300–305.
- Scholkmann, Barbara*: Die Kirche als Bestattungsplatz. Zur Interpretation von Bestattungen im Kirchenraum. – In: Janut, Jörg u. Wemhoff, Matthias [Hrsg.]: Erinnerungskultur im Bestattungsritual. München 2003, S. 219–237.
- Sörries, Reiner [Bearb.]*: Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur, Bd. 1, Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: von Abdankung bis Zweitbestattung. – Braunschweig 2002.
- Theune-Großkopf, Barbara*: Der lange Weg zum Kirchhof. Wandel der germanischen Bestattungstradition. – In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg [Hrsg.]: Die Alamannen. Stuttgart 1997, S. 471–480.
- Ulrich-Bochsler, Susi*: Jenseitsvorstellungen im Mittelalter: die Wiederbelebung von togeborenen Kindern. Archäologische und anthropologische Untersuchungen im Marienwallfahrtszentrum von Oberbüren im Kanton Bern/Schweiz. – In: De Boe, Guy u. Verhaeghe, Frans [Hrsg.]: Death and burial in Medieval Europe. Papers of the Medieval Europe Brugge 1997 Conference 2; I.A.P. Rapporten 2. Zellik 1997, S. 7–14.
- Ungerath, Oliver*: Gemeindefriedhof. Bestattungen und Siedlungsbefunde im Zentrum von Prenzlau, Landkreis Uckermark. – In: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2002 (2003), S. 128–132.
- Vasold, Manfred*: Die Pest. Ende eines Mythos. – Stuttgart 2003.
- Weiss-Krejci, Estella*: Unusual life, unusual death and the fate of the corpse: A case study from dynastic Europe. – In: Murphy, Eileen M. [Hrsg.]: Deviant burial in the archaeological record. Oxford 2008, S. 169–190.
- Werner, Paul u. Werner, Richilde*: Bemalte Totenschädel. Besonderheiten der Sekundärbestattung im süddeutschen Sprachraum. – In: Jahrbuch der bayerischen Denkmalpflege 39, 1985 [1988], S. 246–327.
- Wolf, Herbert*: Beschriftete und bemalte Totenköpfe in Viechtach im Bayerischen Wald: ein Schädelmassengrab in der alten Friedhofmauer und ein Karner an der St.-Anna-Kapelle entdeckt. – In: Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung 81, 1979/1980 [1980], S. 149–172.
- Zender, Matthias*: Grabbeigaben. – In: Zender, Matthias [Hrsg.]: Atlas der Deutschen Volkskunde NF, Erläuterungen Bd. 1 zu den Karten NF 1–36. Marburg 1959–1964, S. 233–380.

Max Linke

Die Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813 und ihre Denkmale im Gelände

Mit 11 Abbildungen

Vor zweihundert Jahren fanden im Großraum Leipzig mehrere große militärische Auseinandersetzungen statt, von denen wohl lediglich die Völkerschlacht vom 14. bis 19. Oktober 1813 über dessen Grenzen hinaus allgemein bekannt ist. Daneben gab es jedoch mehrere weitere Gefechte und Schlachten südlich von Leipzig, von denen die Schlacht bei Großgörschen – die Franzosen nennen sie die »*Bataille de Lützen*« – hier mit ihren Relikten und Denkmalen in der Landschaft in wenigen Worten vorgestellt sei. In dieser schweren Auseinandersetzung standen sich die verbündeten Preußen und Russen auf der einen, und *Napoleon* mit seinen deutschen Hilfstruppen auf der anderen Seite gegenüber, von denen allerdings lediglich die Badener und die Hessen, die auf dem Anmarsch vermutlich durch Desertionen (*Bücker u. Härtig* 2004, S. 57) schon über dreitausend Soldaten verloren hatten, sowie kleine Kontingente weiterer deutscher Kleinstaaten an der Schlacht teilnahmen. Die Württemberger erschienen erst am 3. Mai nachmittags bei Lützen auf dem Schlachtfeld, und die Sachsen wurden erst nach der Schlacht von Napoleon wieder vereinnahmt.¹ Die Erinnerung an dieses Ereignis ist seit den Tagen der Schlacht lebendig geblieben und wird noch heute durch Traditionsvereine gepflegt, die alljährlich am 2. Mai die Ereignisse nachstellen.

1 Vorgeschichte

Im Winter 1812 hatte die Napoleonische Armee im Russlandfeldzug eine katastrophale Niederlage erlitten, von der auch deutsche Truppen schwer betroffen waren (v. *Faber du Faur* 1987). Von den ursprünglich 25 000 am Feldzug beteiligten Bayern kamen nur 1 200 zurück, von 21 000 Württembergern 600, von den Badenern, die mit 6 200 Soldaten ausgezogen waren, blieben 160 übrig. Ähnlich erging es den anderen Hilfstruppen. Von dem Schweizer Bataillon Wallis überlebten von 750 Soldaten lediglich 4 (*Bücker u. Härtig* 2004, S. 9). Der preußische Ge-

1 Die Angaben und Zahlen in diesem Beitrag wurden sämtlich *Bücker u. Härtig* 2004 entnommen.

neral *Yorck* schloss nicht zuletzt deshalb ohne königliche Auflassung am 30. Dezember 1812 einen Neutralitätsvertrag mit dem russischen General *Diebitsch* (Konvention von Taurogen). *Napoleon*, der sein Heer auf dem Rückzug aus Russland verlassen hatte, war daher gezwungen, im Winter 1812/1813 eine neue Armee aufzustellen. Im Vertrag zu Kalisz (*Kalisch*) westlich Łódź' vom 28. Februar 1813 war es zum Abschluss eines Bündnisses zwischen Russland und Preußen gekommen; dennoch zögerte *König Friedrich Wilhelm III.* bis zum 16. März, die Verhandlungen mit Paris abzubrechen. Die diplomatischen Versuche, zu einer Konfliktlösung zu kommen, waren gescheitert, und der Krieg wurde danach offiziell verkündet. Die Stimmung gegen die französische Besatzung und gegen *Napoleon* war in Preußen – auch nach dem Breslauer Aufruf *Friedrich Wilhelms III.* »An mein Volk« vom 17. März – immer stärker geworden, und die Befreiungskriege nahmen ihren Anfang (vgl. auch die knappe Zusammenfassung bei *Bachmann u.a.* 2011, S. 43).

Das neue Napoleonische Heer rückte in Eilmärschen vom Rhein her über den Thüringer Wald, Erfurt, Weimar und Eckartsberga nach Mitteldeutschland vor (zum Folgenden *Plotho* 1883; *Odeleben* 1970) und zog am 19. April in Naumburg ein (*Bücker u. Härtig* 2004, S. 13), das schwer unter den Besatzungen zu leiden hatte (*Lepsius* 1999, S. 74f.). Im Weiteren konnten die verbündeten Russen und Preußen nicht absehen, welchen Weg die französische Armee von hier aus einschlagen würde, so dass es bereits vor der Schlacht am 2. Mai zu verschiedenen Geplänkeln kam, unter anderem bei Weißenfels am 29. April; ein zweites Gefecht fand am 1. Mai bei Rippach statt, einem Dorf etwa halbwegs zwischen Weißenfels und Lützen (*Härtig* 2010), wo *Jean-Baptiste Bessières*, der Befehlshaber der französischen Gardékavallerie, von einer russischen Kanonenkugel tödlich getroffen wurde (*Peters o.J.; Bachmann u.a.* 2011, S. 52).

Russische Truppen hatten die Höhen oberhalb Rippachs im weiteren Straßenverlauf Richtung Lützen besetzt (*Bücker u. Härtig* 2004, S. 23f.), doch zeigen zeitgenössische Karten (*Wagner* 1821), dass die meisten preußischen und russischen Truppen im weiteren Umfeld um das spätere Schlachtfeld disloziert waren und nicht in die Kämpfe eingreifen konnten. So standen z.B. am Vorabend der Schlacht von Großgörschen das russische Korps *Miloradowitsch* bei Zeitz und das 12. französische Korps noch bei Naumburg (ca. 40 km Luftlinie entfernt) sowie das 4. französische Korps bei Teuchern (ca. 15 km Luftlinie entfernt). Von einer Wegeanbindung zum Schlachtfeld unter den damaligen Verhältnissen ist gar nicht zu reden (*Brembach* 1914).

2 Die Schlacht von Großgörschen

Aus dieser Situation heraus wurde ersichtlich, dass *Napoleon* seine Truppen in Richtung Leipzig orientiert hatte (*Bücker u. Härtig* 2004, S. 27; *Bachmann u.a.* 2011, S. 46). Hieraus ergab sich für das Oberkommando der verbündeten Truppen noch am Abend des 1. Mai die Erkenntnis, dass *Napoleon* im Raum Lützen zur Schlacht zu stellen war, die am 2. Mai etwa ab Mittag bis in den späten Abend

hinein tobte, und bei der Generalstabschef *von Scharnhorst* am Abend bei Kleingörschen durch ein Geschoss am linken Bein verwundet wurde; an dieser Verwundung starb er später in Prag.

Auf dem Schlachtfeld standen 118 740 Franzosen lediglich 69 460 verbündete Russen und Preußen gegenüber, allerdings bei einem Übergewicht der verbündeten Kavallerie (Franzosen 5 602 gegen Verbündete 17 250) (*Bücker u. Härtig* 2004, S. 19; etwas höhere Zahlen bei *Bachmann u.a.* 2011, S. 46). Es wird geschätzt, dass »möglicherweise weit über 25.000 Soldaten beider Heere in der Schlacht den Tod fanden oder mehr oder weniger schwer verwundet wurden und später daran verstorben sind« (*Bücker u. Härtig* 2004, S. 96). Augenzeugenberichte geben eine ausführliche Schilderung des Kampfes am 2. Mai, der mit aller Erbitterung geführt wurde, während dem die Dörfer im Schlachtfeld mehrfach den Besitzer wechselten und bei dem beide Seiten einen hohen Blutzoll zahlten (*Bachmann u.a.* 2011, S. 47–49). Die französische Seite mit ihren Verbündeten verlor 15 000 Mann sowie 800 Gefangene, die preußische Seite hatte 8 000 Verluste und die russische 2 000 zu beklagen. Möglicherweise lagen die Verluste sogar noch höher (*Bachmann u.a.* 2011, S. 49).

Fragt man nach dem Sieger der Schlacht bei Großgörschen, so hat es wohl keinen gegeben, denn die verbündeten Russen und Preußen verließen das Schlachtfeld, auf dem noch ein Teil von ihnen die Nacht verbracht hatte, vollkommen geordnet. Ohne ein Nachsetzen der Franzosen zogen sie sich in zwei Marschsäulen nach Dresden zurück (*Bachmann u.a.* 2011, S. 49).

3 Das Schlachtfeld und seine Denkmale

Betrachten wir nach dieser Vorschau das Schlachtfeld mit seinen Erinnerungsplätzen und Denkmalen etwas ausführlicher. Am Anfang steht eine Übersichtskarte des Raumes bei Lützen (Abb. 1): Ca. 3 bis 4 km südlich der Kleinstadt Lützen liegen die Dörfer Kaja, Rahna, Groß- und Kleingörschen sowie Eisdorf. Die Landschaft ist eine weite, nahezu waldlose, damals von kleinen Bächen und Gräben durchzogene, reliefarme Ackerebene, die heute hinsichtlich einer Landschaftsgliederung Teil des »*Weißenfesler und des halleschen Lösshügellandes ist*« (*Schönfelder* 2007). Die damals noch vorhandenen nassen Wiesen und sumpfigen Flächen sind inzwischen verschwunden. Auch die Hohlwege, von denen in den Originalberichten die Rede ist, gibt es nicht mehr. Lediglich der Floßgraben, der das Schlachtfeld durchzieht, ist in diesem Teil noch wasserführend vorhanden. Der zwischen 1578 und 1587 erbaute und heute größtenteils trockenliegende Graben, der von der Weißen Elster südlich Zeitz' zum Einzugsgebiet der Saale verläuft und über die Holz für die Salinen in Bad Dürrenberg und Halle heran geflößt wurde, war 1813 ein erhebliches Hindernis, das von den Truppen nur schwierig zu queren war (*Bachmann u.a.* 2011, S. 44f.).

Die Straße von Rippach nach Lützen, die sich als ehemaliger Hohlweg auf die Ebene hinaufzieht, war damals nicht von Wald gesäumt und verlief in Rippach nördlich der heutigen Landstraße. Hier wurde Marschall *Bessières* nahe der

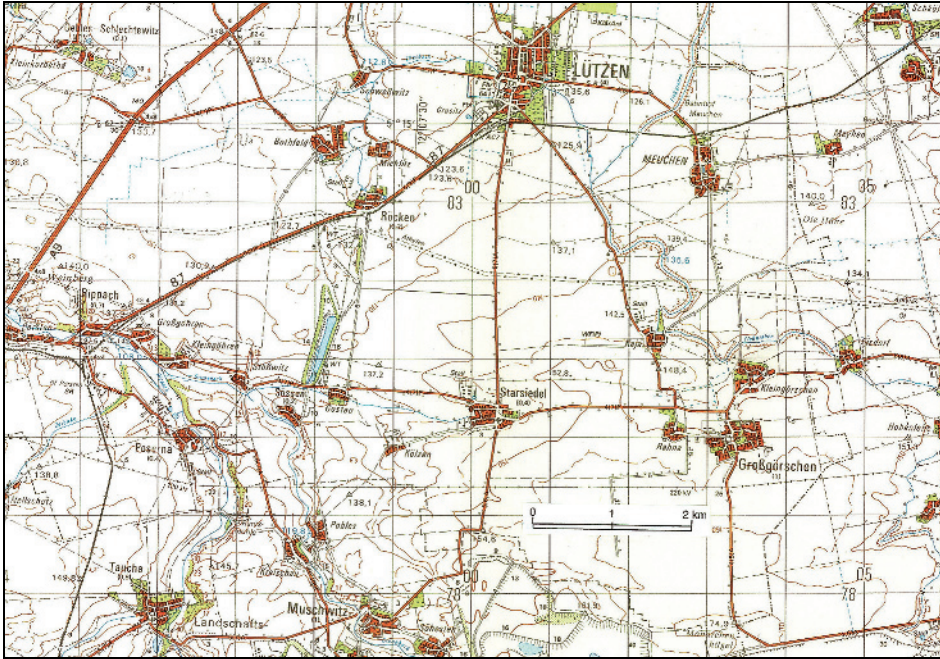


Abb. 1: Überblick über das Feld der Schlacht von Großgörschen 1813
Topographische Karte 1:50 000, Blatt Leuna, Nr. M-33-25-A 1983

Hochfläche von russischer Artillerie, die diese zu beiden Seiten der alten Fernstraße besetzt hielt, tödlich getroffen (Bachmann u.a. 2011, S. 46, S. 52). An die alte Straße erinnern nur noch die Reste des damaligen Hohlweges aus Rippach heraus. Zu Ehren Bessières wurde 2008 an der Stelle, wo er am 1. Mai gegen 14.00 Uhr vermutlich getroffen worden war, ein Gedenkstein enthüllt (Abb. 2).

Am 2. Mai 1913, also zum einhundertsten Jahrestag der Schlacht, wurde am nordwestlichen Ortsrand von Großgörschen das Scharnhorstdenkmal eingeweiht (Bachmann u.a. 2011, S. 53) (Abb. 3). Nur wenige Schritte entfernt steht nahe dem Dorfteich das Denkmal für die gefallenen Preußen (Abb. 4).



Abb. 2: Denkmal für den an dieser Stelle tödlich getroffenen französischen Marschall Jean Baptiste Bessières, errichtet 2008

Foto: Max Linke

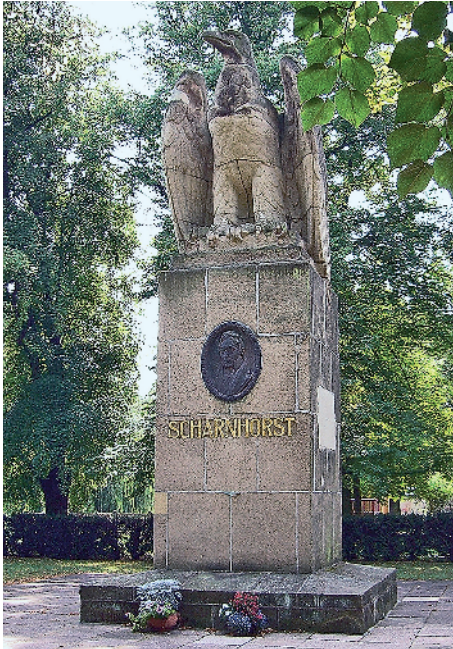


Abb. 3: Scharnhorstdenkmal von 1913 am Ortsrand von Großgörschen
CC BY-SA 3.0, Martin Geisler



Abb. 4: Schinkel-Pyramide zum Gedenken an die gefallenen Preußen
CC BY-SA 3.0, Martin Geisler



Abb. 5: Gedenkstein für Christian Gottlieb Berger am nördlichen Ortsrand von Rahna
CC BY-SA 3.0, Martin Geisler

In Rahna befindet sich am nördlichen Ortsrand am Rande eines Gartens das Grab des Freiwilligen Jägers *Christian Gottlieb Berger* aus Breslau. Das Grab wurde 1989 geöffnet, der Grabstein restauriert, und die sterblichen Überreste des Gefallenen in einem neuen Sarg feierlich wieder bestattet (Abb. 5).

Am Südrand von Kaja gibt es das inzwischen sanierte Marschall-Ney-Haus, in dem der französische Marschall am 2. und 3. Mai sein Quartier bezogen hatte. Am Eingang zum Hof stehen ein Schilderhäuschen in den Farben Frankreichs sowie ein Gedenkstein (Abb. 6). An einer neben dem Haus stehenden verfallenden Scheune erinnern eine Holztafel und eine in die alte Scheune geschossene Kanonenkugel daran, dass Marschall



Abb. 6: Gedenkstein am Marschall-Ney-Haus in Kaja
Foto: Max Linke



Abb. 7: Scheune des Marschall-Ney-Hauses mit eingeschossener Kanonenkugel und Gedenktafel
Foto: Max Linke



Abb. 8: Das nach den Originalplänen neu errichtete Denkmal für Prinz Leopold von Hessen-Homburg nahe der Großgörschener Kirche
Ursprünglich 1817 nach Plänen Karl Friedrich Schinkels angefertigt CC BY-SA 3.0, Martin Geisler

Ney hier am 2. Mai logierte (Abb. 7); ein großformatiges Plakat besagt, dass die Schlacht hier entschieden wurde, während im Garten des Hauses nebst einem Gedenkstein ein altes Geschütz steht (Bachmann u.a. 2011, S. 54).

Geht man zurück nach Großgörschen, stößt man in der Nähe der Kirche auf das Denkmal für den Prinzen von Hessen-Homburg. Das Denkmal wurde, folgt man dem Erläuterungstext daneben, auf Initiative seiner Schwester Marianne schon am 12. Oktober 1817 während einer kirchlichen Feier enthüllt. Es steht ungefähr an der Stelle, wo Prinz Leopold Victor Friedrich am 2. Mai 1813 an der Seite seines Generals Zieten fiel (Bücker u. Härtig 2004, S. 34). Karl Friedrich Schinkel war mit der Ausführung des Denkmals beauftragt worden. 1973 musste es wegen erheblicher Bauschäden abgebrochen werden. Der Gemeinderat fasste 1996 den Beschluss, das Denkmal nach Schinkels Entwurf neu er-



Abb. 9: Der »Monarchenhügel« südlich von Großgörschen zwischen Tornau und Werben gelegen; rechts im Hintergrund der »Huldigungsstein«
Foto: Max Linke

richten zu lassen, und am 2. Mai 1999 wurde es eingeweiht (Bachmann u.a. 2011, S. 53) (Abb. 8).

Ganz im Süden von Großgörschen trifft man schließlich auf eine Erhebung, den Monarchenhügel, ein geschützter, vorgeschichtlicher Grabhügel (Bücker u. Härtig 2004, S. 30; Klamm 2007; Bachmann u.a. 2011, S. 50f., S. 52f.) (Abb. 9), von dessen Kuppe man einen ausgezeichneten Blick auf den größeren Teil des Schlachtfeldes in Richtung Norden hat. Auf ihm waren zeitweise der Zar und der preußische König mit ihren Generalstäben positioniert. Allerdings erlaubt die Gestalt des Hügel mit dem Sockel des einstigen Gefallenendenkmals (der sogenannten *Schinkel*-Pyramide zur Erinnerung an die Gefallenen, die 1985 an ihren heutigen Standort nahe dem Scharnhorstdenkmal versetzt worden ist [Abb. 4]) den



Abb. 10: Der »Huldigungsstein« von 1815 am Fuß des »Monarchenhügels«
Foto: Max Linke

Schluss, dass dieser Hügel, der heute weit und breit die einzige markante Erhebung ist, später entsprechend modelliert worden ist: An seinem straßenseitigen Abfall steht ein von der Gemeinde Großgörschen am 5. August 1815 »unserem guten König Friedrich Wilhelm III. gewidmeter Huldigungsstein« (Abb. 10).

In Kleingörschen befindet sich an der Kirche das Grab des hessischen Secondelieutenants *Liebknecht*, und am Ortsausgang in Richtung Eisdorf erinnert links der Straße ein Findling an die russischen Opfer der Schlacht (Abb. 11).

Wandert man heute durch die genannten Orte, erinnern nur noch wenige Häuser, die das Schlachtgetümmel schwer beschädigt überstanden hat-

ten, an die grausigen Ereignisse. Im ehemaligen Wohnhaus des Rittergutes in Großgörschen gibt es eine sehenswerte Ausstellung. Mit Blick auf das eigentliche Schlachtfeld scheint es zunächst auffällig, dass sich keine Massengräber gefunden haben wie nach der Schlacht bei Lützen 1632. Lediglich zwischen Großgörschen und Rahna wurde 1972 bei Schachtarbeiten eine Mehrfachbestattung von 8 Toten entdeckt. Auf den Feldern wurden später beim Pflügen Gewehr- und Kanonenkugeln gefunden, ebenso vereinzelt Knochen; in einer Kanaltrasse kamen Funde der Schlacht und das Skelett eines Pferdes zu Tage, in dessen Rücken noch eine Musketenkugel steckte (*Bachmann u.a.* 2011, S. 51 mit Abb. 26, 31). Die Bestattung der Toten war den Dorfbewohnern überlassen geblieben, so dass die Massengräber wohl alsbald in Vergessenheit gerieten. Inwieweit die Knochen der Gefallenen und der toten Pferde, die vermutlich nicht sehr tief begraben waren und beim Pflügen alsbald wieder an die Oberfläche gelangten, auch aufgesammelt und zu Pulver vermahlen wurden, der als Dünger diente, ist nicht bekannt (*Klamm u. Stahl* 2013a, S. 16). Freilich halten freiliegende Knochen auch nur wenige Monate Wind und Wetter stand, bevor sie sich völlig auflösen. Erfahrungen von anderen Schlachtfeldern zeigen zudem, dass Massengräber von Gefallenen nur selten und dann stets durch Zufall entdeckt werden (z.B. *Eickhoff u.a.* 2012).

Gleichwohl oder umso mehr lässt sich der Feststellung des Landesdenkmalamtes folgen, dass die Landschaft und die Orte um Großgörschen ein erhaltenswertes und bedeutendes landschaftliches Kulturgut bilden (*Klamm u. Stahl*



Abb. 11: Findling mit Gedenkinschrift für die russischen Gefallenen der Schlacht

Foto: Max Linke

2013b, S. 203), das dem Gedenken an die vielen tausend Gefallenen und den später ihren Wunden erlegenen Menschen dient.

4 Zusammenfassung

Die Schlacht von Großgörschen am 2. Mai 1815 war die erste große Schlacht im Befreiungskrieg 1813 nach dem gescheiterten Russlandfeldzug *Napoleons*. Ihr Gedenken liegt heute weitgehend im Schatten der Völkerschlacht von Leipzig im Oktober desselben Jahres, doch ist die Erinnerung vor Ort in zahlreichen, mit dem Verlauf der Schlacht eng verschränkten Denkmälern und Inschriften bewahrt.

Summary

The battle of Großgörschen on 2nd May 1815 and its monuments in the landscape

The battle of Großgörschen on 2nd May 1815 was the first battle in the war for independence 1813 after *Napoleon's* failed Russia campaign. Today its commemoration usually pales compared to the Battle of Leipzig in October of the same year, but on site remembrance is preserved in various monuments and inscriptions which relate closely to the progression of the battle.

Literatur

- Bachmann, Gerhard H., Klamm, Mechthild u. Stahl, Andreas*: Exkursion zu den Schlachtfeldern Lützen, Roßbach, Auerstedt und Großgörschen. – Halle (Saale) 2011 (Kleine Hefte zur Archäologie in Sachsen-Anhalt, 8).
- Brembach, Heinrich*: Kriegserinnerungen 1812/13 in und um Weißenfels. – Weißenfels 1914.
- Bücker, Hartmut u. Härtig, Dieter*: Das Gefecht bei Rippach am 1. Mai und die Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813 und der Überfall auf das Lützow'sche Freikorps bei Kitzen am 17. Juni 1813. 2. Aufl. – Schwäbisch Hall 2004 (mit Kartenbeilage).
- Eickhoff, Sabine; Grothe, Anja u. Jungklaus, Bettina*: 1636 Ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg. – Stuttgart 2012 (Ausstellungskatalog Brandenburg, München u. Dresden 2012/13).
- Faber du Faur, Christian Wilhelm von*: Mit Napoleon in Rußland 1812 (mit einer Einführung von *Otto Borst*). – Stuttgart 1987.
- Härtig, Dieter*: Napoleon I in und um Weißenfels in den Jahren 1807 bis 1813. – In: Bergk, Karl-Heinz [Red.]: Weißenfels. Geschichte der Stadt. Wettin OT Döbel 2010, S. 369–376.
- Klamm, Mechthild*: Der Monarchenhügel bei Großgörschen. – In: Saale-Unstrut-Jahrbuch 12, 2007, S. 115–118.
- Klamm, Mechthild u. Stahl, Andreas*: Großgörschen 1813 – die Schlacht und die Erinnerung. – In: Sachsen-Anhalt, Journal für Natur und Heimatfreunde 23 (3), 2013a, S. 13–16.
- Klamm, Mechthild u. Stahl, Andreas*: Rückblick und Widerschein. – In: Reichel, Maik [Hrsg.]: Napoleon vor dem Fall Großgörschen 1813. Wettin OT Döbel 2013b, S. 195–229.
- Lepsius, Mario Rainer*: Richard und Carl Peter Lepsius – zwei große Söhne Naumburgs. – In: Saale-Unstrut Jahrbuch 4, 1999, S. 69–80.
- Odeleben, Otto von*: Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. – Nachdruck Bielefeld 1970.
- Peters, R.*: Der Tod des Marschalls Bessières 1. Mai 1813. – o.O. o.J. (vermutlich 2008).
- Plotho, Carl von*: Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. – 4. Aufl. Bremen 1883.
- Schönfelder, Günther*: Physiogeographische Übersicht (Naturräume). – In: Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen. – Leipzig 2007.
- Wagner, Jahann Christian August*: Pläne der Schlachten und Treffen, welche von der preußischen Armee 1813, 1814 und 1815 geliefert wurden. 1. Heft. – Berlin 1821.

Karten

- Königliches Ministerium für Handel pp.[Hrsg.]: Urmeßtischblatt 1:25 000, Blatt 2751 Meuchen, 1852; Blatt 2750 Lützen, 1851 und 1853.
- Militärtopographischer Dienst [Hrsg.]: Topographische Karte 1:50 000, Blatt Leuna, Nr. M-33–25-A 1983.
- Freizeitskarte Landkreis Weißenfels M 1:50 000, Borsdorf o.J. (vor 2004).

Zoltán Ilyés†

Verewigung, erinnerungskulturelle Nutzung und touristische Erschließung der Militärfriedhöfe im Szeklerland¹

Mit 7 Abbildungen

1 Einleitung

Schauplätze großer Schlachten, Soldatenfriedhöfe und die dort errichteten Gedenkstätten sind nicht nur primäre Orte der Trauer um die Opfer bzw. Helden, sondern auch wichtige Plätze der Konstituierung der Nation. Die Soldatenfriedhöfe, Mausoleen und Gedenkstätten der Völkerschlacht bei Leipzig, der Schlachten von Solferino, Mărăsesti und Gallipoli sowie der Landung in der Normandie sind außerordentliche Orte der nationalen Mythologien und der die Nation stärkenden Riten (vgl. *Assmann* 2006; *Poser* 1995; *Lukenda* 2012; *Bucur* 2009; *Hydea u. Harman* 2011; *Petermann* 2007). Die an diesen Orten praktizierten Erinnerungs- und Trauerriten können auch als politische Riten interpretiert werden, die das für die Nation gebrachte Opfer, den Zusammenhalt und die Einheit der Nation zum Ausdruck bringen und zugleich die Macht und die nationale Elite symbolisch bekräftigen (*Bizeul* 2000; *Connerton* 1989). Es haben sich auch neue Verwendungskontexte einzelner Erinnerungsorte, die im Zeitalter der nationalen Romantik oder im Zuge der Weltkriege des 20. Jahrhunderts entstanden, entwickelt: Sie bilden beispielsweise Schauplätze neonationalistischer Veranstaltungen, die die konsensuelle, europäische Mainstream-Geschichtsinterpretation nach dem Zweiten Weltkrieg in Frage stellen.²

Die Erinnerung an die Weltkriege (und insbesondere an den Zweiten Weltkrieg) bildet einen Teil des kommunikativen Gedächtnisses, oftmals auch der »heißen Erinnerung« (*Assmann* 2007, S. 68–70). Die Militärgeschichten und Erzählungen über die Kriegsereignisse wurden zu Gruppenerzählungen. Die Kriegsnarrative ermöglichen es dem Erzähler und seinen Zuhörern (oder Lesern), sich emotional mit der engeren (lokalen) oder weiteren (nationalen) Gemeinschaft zu

-
- 1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013), gehalten wurde.
 - 2 Zum Beispiel Ulrichsberg in Kärnten (siehe *AK gegen den Kärntner Konsens* 2010).

identifizieren. Das Individuum kann so in die Erlebnis- und Überlieferungswelt der engeren oder weiteren Gemeinschaft eintreten. Der ungarische Historiker *Gábor Gyáni* bezeichnet dies als autobiografische Assimilation (*Gyáni* 2000, S. 89). Diese Erzählungen sind aufgrund der narrativen Kompensation und Erklärung der schweren, mit tiefgreifenden Konsequenzen einhergehenden Kriegsniederlage mit Auslassungen, Häufungen und Ungenauigkeiten versehen und zu einer vernakularen Lesart der Mythen und Heldenerzählungen verschmolzen. Im Zuge der politischen Instrumentalisierung der Geschichte gelangen diese mit der kollektiven Erinnerung verbundenen, vernakularen Auslegungen in den Vordergrund – und geraten in einen Gegensatz zu den kanonisierten Deutungen des kulturellen Gedächtnisses, der offiziellen Geschichtsschreibung.³

Die Erinnerung an die ungarischen Opfer des Zweiten Weltkriegs konnte in Rumänien in den Jahren von 1944 bis 1989 nicht Teil des offiziellen und öffentlichen Gedenkens sein. Gemäß der offiziellen Ideologie und Geschichtspolitik durften nur rumänische (und sowjetische) Soldaten »Helden« sein. Dies führte vielerorts dazu, dass die ungarischen Gedenkstätten, Gräber und Soldatenfriedhöfe der Vernachlässigung anheimfielen. Diesem Prozess fielen auch die früheren Gedenkstätten des Ersten Weltkriegs zum Opfer, so beispielsweise am Ojtozer Pass (rum. Pasul Oituz) oder im Úz-Tal (rum. Valea Uzului) in den Ostkarpaten. Bei den in der Erinnerung verbliebenen Soldatengräbern gab es selbstverständlich ein individuelles, familiäres Erinnern und sogar Gedenkveranstaltungen im Kreise von Freunden und Kameradschaften. Letztere konnten unter den politischen Bedingungen des Sozialismus nur konspirativ, als Ausflüge getarnt, stattfinden.

Das Erinnerungs- und Trauerdefizit der ungarischen Minderheit in Rumänien konnte erst nach der rumänischen Wende des Jahres 1989 überwunden werden. Dann kam auch im Kreise der ungarischen Minderheit in Rumänien das öffentliche, gemeinschaftliche Gedenken an die eigenen Kriegstoten in Gang, und es entstanden Fachpublikationen, Erinnerungsbände und Filme zu diesem Thema, die – gestützt auf die Autorität unterschiedlicher Urheber – das kollektive Gedächtnis und die Gruppenidentität weiterentwickeln und beeinflussen. Nun konnte damit begonnen werden, die Friedhöfe und Gräber zu identifizieren, zu benennen und zu renovieren, sowie Orte der Erinnerung zu schaffen, die Opfer namentlich zu registrieren bzw. die Überlebenden, Veteranen und nach dem Krieg verstorbenen Soldaten symbolisch in die Gemeinschaft der Helden aufzunehmen.

In der vorliegenden Studie lege ich anhand des Beispiels der »tausendjährigen Grenze« von Ghimeș-Făget (ung. Gyimesbükk) in den Ostkarpaten dar, (1) welche historischen Ereignisse und Narrative mit der Gedenkstätte verbunden sind, (2) auf welche Weise diese Orte der Erinnerung gestaltet wurden (Verewigung, Management des kulturellen Erbes), (3) welche Erinnerungszeremonien und

3 Vgl. <http://www.tte.hu/toertenelemtanitas/toertenelemtanarok-orszagos-konferenciaja/7843-gyani-gabor-kollektiv-emlekezet-vagy-toertenetiras> [22.03.2015].

Trauerriten an diesen Schauplätzen stattfinden (performativer Aspekt), (4) wer bei den Feierlichkeiten die Bedeutungen der Erinnerungsstätten bestimmt und auf welche Weise dies erfolgt und (5) im Dienste welcher gemeinschaftlichen und identitätspolitischen Ziele und Interessen versucht wird, diese Narrative zu organisieren.

2 Die »tausendjährige Grenze« von Ghimeș-Făget als Ort der Weltkriegserinnerung

Seit 2008 wird die Kirchweih von Csíksomlyó⁴ (rum. *Sumuleu Ciuc*; dt. *Schomlenberg* oder *Somlyoer Berg*), die sich im Zuge des Systemwechsels von 1989 zu einer »gesamtungarischen« nationalen Pilgerstätte entwickelte, von organisierten Pilgerfahrten an die »tausendjährige Grenze« von Ghimeș-Făget zum dortigen renovierten, einst östlichsten ungarischen Bahnwärterhaus, zur sogenannten Kapelle von Kontumaz (*Vesztegzári kápolna*) sowie zur Ruine der Grenzburg von Rákóczi begleitet.⁵ Im Jahre 2008 war das ursprüngliche Ziel des Pilgerzugs »Szekler Schnellzug« (*Székely Gyors*), der von einer Nohab-Lokomotive mit ungarischem Wappen gezogen wurde, der Besuch der Kirchweih von Csíksomlyó. Diese Fahrt wurde auf die feierliche Einweihung des einstigen Bahnwärterhauses am Pfingstsonntag, das unter Leitung der ungarländischen Kulturstiftung von Budakeszi (ung. *Budakeszi Kultúra Alapítvány*; dt. *Wudigess*) renoviert worden war, ausgeweitet (*Ilyés* 2014, S. 310–312). Seitdem bringen die Pilgerzüge ihre Reisenden jeden Sonntag nach der Kirchweih von Csíksomlyó an die »tausendjährige Grenze«, damit sie in der Gesellschaft der Ortsansässigen und tausender Menschen, die auf andere Art und Weise aus Ungarn dorthin gereist waren, in einer »authentischen«, durch die einstige Grenze bestimmten Umgebung Großungarns, Trianons, der Zerrissenheit der Nation und des nationalen Zusammenhalts gedenken (Abb. 1). Auf diese Weise hat sich ein exterritorialer Schauplatz der Erinnerung und Performanz mit Trianon als nationalem Erinnerungsort (vgl. *Gyáni* 2012, S. 44) verbunden, und zwar mit allen symbolischen Vorteilen und Möglichkeiten der Verewigung, die die einstige Grenze und die als authentisch ungarisch verstandene Csángó-Kultur⁶ der Ghimeș-Gegend bieten. Damit ist eine dezidiert säkulare Pilgerstätte, die Csíksomlyó ergänzt, entstanden: »eine neue nationale Pilgerstätte Siebenbürgens und des Ungarntums«, oder anders interpretiert: »das Medina des Ungarntums«, »ein zweites Csíksomlyó«. Die meisten der aus Ungarn

4 Csíksomlyó stellt den wichtigsten Kirchweihort der Katholiken des Szeklerlandes dar. Nach 1989 entwickelte sich der Ort zu einer gesamtungarischen Pilgerstätte, an der in erster Linie der Zusammenhalt der durch die Grenzen von Trianon zerrissenen Nation demonstriert wird (vgl. *Feischmidt* 2005, S. 15–16).

5 Zur sakralen Raumstruktur der Ghimeș-Gegend und zur ungarisch-rumänischen kulturellen Interferenz siehe *Ilyés* 2002.

6 Zur Geschichte der Ungarisierungs- bzw. Rumänisierungsprozesse der Gyimeser Csángós siehe *Ilyés* 2002, S. 187–194.



Abb. 1: *Patriotische Pilger am östlichsten ungarischen Bahnwärterhaus an der »tausendjährigen Grenze« in Ghimeș-Făget am Pfingstsonntag 2012*
Foto: Zoltan Ilyés

eintreffenden Pilger werden als Teilnehmer einer säkularen Pilgerfahrt betrachtet (vgl. François et al. 1995, S. 25.), die den Ort in erster Linie nicht mit dem Ziel, die religiöse Kirchweih zu feiern, aufsuchen, sondern zum Zwecke der Demonstration ihrer nationalen Gefühle, ihrer historischen Nostalgie, ihrer Solidarität mit der ungarischen Minderheit in Siebenbürgen und des ideologischen Zusammenhalts (vgl. Ilyés 2014, S. 302). Mit der Renovierung des einstigen Bahnwärterhauses begann auch eine organisierte, gemäß lokalen und »gesamtungarischen« Gesichtspunkten gestaltete Verewigung, Musealisierung und Schaffung von Orten der Erinnerung, im Zuge derer jedes Jahr eine weitere Renovierung bzw. Schaffung eines Objekts in der Nähe der Ghimeș-Grenze, das in Verbindung mit der »tausendjährigen Grenze« steht und – über die Ortsansässigen hinaus – an die gesamte Nation gerichtet ist, erfolgt (Ilyés 2014, S. 298–308).

Die im Jahre 2010 eingeweihte Weltkriegsgedenkstätte wurde im Zuge der Konservierung der Ruinen des einstigen Pfarramtes und der Zollstation von Kontumaz-Kapelle errichtet (Abb. 2). An einer Mauer der Gedenkstätte wurde eine Losung von Ferenc Rákóczi⁷ (»Cum Deo pro Patria et Libertate«) angebracht. Primäres Ziel der Gedenkstätte ist es, die Namen der örtlichen militärischen und zivilen Opfer der beiden Weltkriege zu verewigen, da es bis dahin keinen Erinnerungsort für die Weltkriegsopfer gab. Als militärische Gedenkstätte hatte bis dahin ein Obelisk im benachbarten Palanca gedient, der an die Soldaten der Roten

7 Rákóczi war der Anführer eines von 1703 bis 1711 stattfindenden Aufstandes gegen die Habsburger, der symbolische Bedeutung in der ungarischen Geschichte hatte.



Abb. 2: *Kontumaz-Kapelle (1785) und Weltkriegsgedenkstätte am Pfingstsonntag 2013*
Foto: Zoltan Ilyés

Armee erinnern sollte. Dieser Gedenkort hatte sich aber nicht an die Ungarn aus der Ghimeș-Gegend gerichtet. Aufgrund der Grenzlage hatten dort während der beiden Weltkriege intensive Militäroperationen stattgefunden und eine große Zahl von Soldaten fiel in dieser Region den Kämpfen zum Opfer. Die Ortsansässigen erinnern sich natürlich an weitere Soldatengräber auf den Friedhöfen und in der Nähe der Bergstellungen, wo gelegentlich individuelle, familiäre Gedenkfeiern abgehalten und Kerzen angezündet werden.

Die Kulturstiftung von Budakeszi, die bei der Errichtung der Gedenkstätte eine initiale und zugleich operative Rolle spielte, und der örtliche Pfarrer stellten ein Kataster über diese Gräber zusammen und markierten sie im Frühjahr 2010 mit Kreuzen auf dem Gebiet der Gemeinde und in den Berggebieten von Ghimeș-Făget (*Bánkuti* 2010) (Abb. 3). Im Wiener Kriegsarchiv hatten sie eine Beschreibung der Kriegsfriedhöfe der Gegend von Ghimeș-Făget aus dem Ersten Weltkrieg und eine Namensliste der dort bestatteten Personen gefunden. Mit Hilfe dieser identifizierten und markierten sie die Soldatenfriedhöfe des Ersten Weltkriegs und verewigten die Namen der Gefallenen auf Tafeln an der Gedenkstätte (auch die Namen der deutschen und österreichischen Soldaten, diejenigen der Rumänen allerdings nicht). Die Datierungen bzw. Epochisierungen der weiteren Tafeln der Gedenkstätte markieren Schicksalswenden und historische Ereignisse der Ungarn und zugleich der ungarischen Minderheiten. In zeitlicher Abfolge gestaltet sich dies folgendermaßen: zunächst Gedenktafeln des Rákóczi-Aufstandes, der Revolution und des Freiheitskampfes von 1848/1849 (die in der lokalen Geschichte der Ghimeș-Gegend allerdings praktisch irrelevant sind), dann Gedenktafeln für die Opfer des Ersten und Zweiten Weltkriegs, der ungari-

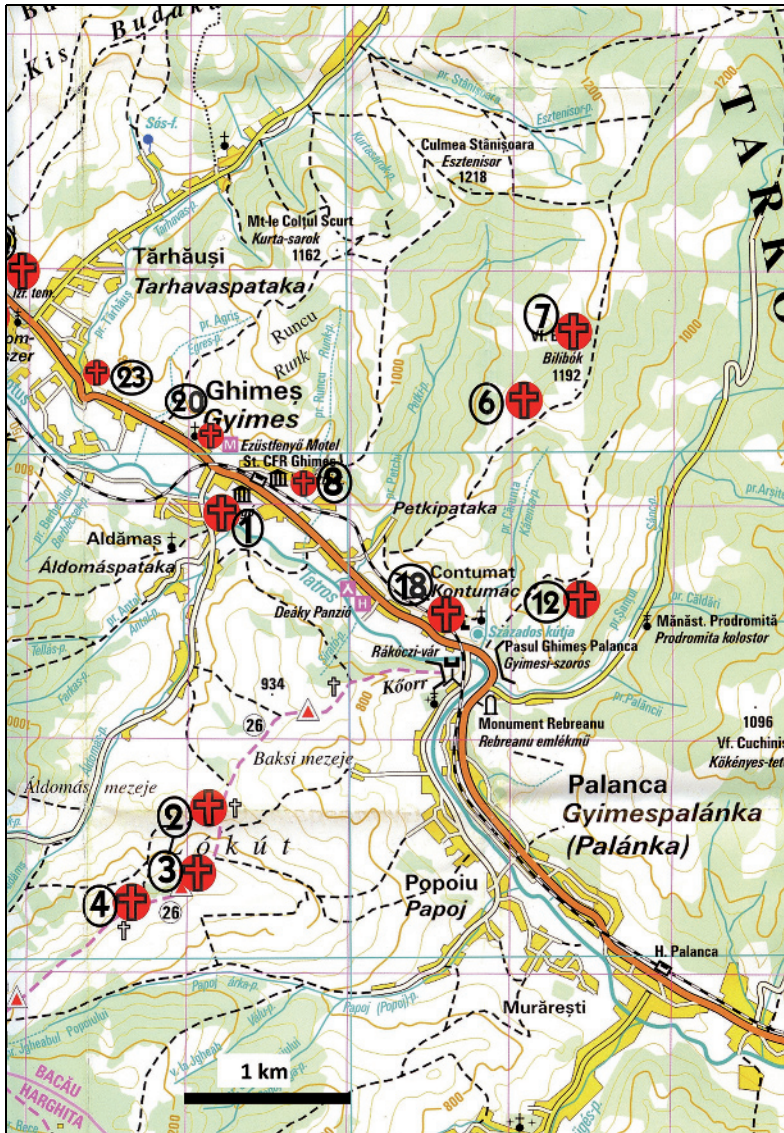


Abb. 3: Kartenausschnitt von Ghimeș-Făget mit eingetragenen Soldatengräbern und Militärfriedhöfen (rote Kreuzmarkierung)
 Aus: Bánkuti 2010

schen Revolution von 1956 und der rumänischen revolutionären Erhebung von 1989, und schließlich Gedenktafeln für die unbekanntes Soldaten. Damit wurde der Erinnerungsort – unter Nutzung des »symbolischen Plus«, das der Schauplatz bot – zu einer Art historischem »Freilicht-Buch« gemacht, das den Ortsansässigen, indem es den jahrzehntealten Defiziten des Unterrichts über Ungarn und

seine heutige Bruchstückhaftigkeit entgegenwirkt, die als authentisch betrachtete ungarische Geschichte vorstellt.

Das Gedenken an die militärischen und zivilen Opfer ist so Teil der Pfingstsonntags-Pilgerfahrten geworden. Wiederkehrender Bestandteil der Gedenkreten sind ein emotionaler Nationalismus und Ressentiments, d.h. der Groll gegenüber dem Westen, der die Opferbereitschaft des Ungarntums nicht honoriert, die Ungarn vielmehr mit Trianon bestraft und 1956 im Stich gelassen habe. Dementsprechend haben die Gedenkfeiern im Wesentlichen einen antiliberalen und antiglobalistischen Akzent. Die Darlegung der ungarischen Aufopferung und die Anpassung an die kulturelle Konvention des Helden haben bei den Gedenkveranstaltungen ein besonderes Gewicht: Die ungarischen bzw. szeklerischen Soldaten starben für ihre Heimat, ihr Vaterland und für Europa. Beim Betrachter wirft sich berechtigterweise die Frage auf: Darf das Minderheitendasein als Opfersituation interpretiert bzw. die vermeintliche oder tatsächliche Demütigung als Minderheit von der Übernahme von Verantwortung und von der Last der Konfrontation mit der Geschichte entbinden?

In den Reden verlaudet das Kennenlernen der »wahrhaftigen« ungarischen Geschichte, der immer die rumänische Geschichtsfälschung gegenüberstehe, als Forderung. Charakteristisches Element des vernakularen Gedächtnisses und – gelegentlich – der Gedenkreten ist der mythenbildende Aspekt, also der auf der Unbesiegbarkeit der szeklerischen Soldaten gründende Mythos, wonach die Rote Armee das Szeklerland nur durch Verrat und Heimtücke habe besetzen können. Für die politische Instrumentalisierung der Geschichte liefert das historisierte Selbstbild der regionalen (szeklerischen) und der nationalen (ungarischen) Gemeinschaft Munition, was mit der fast ausschließlichen Präsenz einer nationalistischen Sprechweise einhergeht (vgl. Gyáni 2014). Im Jahre 2011 hielt der ungarische Verteidigungsminister *Csaba Hende* eine Rede, in der er auch die ethnopolitischen Vorstellungen seiner Regierung im Karpatenbecken, in erster Linie die »grenzübergreifende Vereinigung der Nation«, vorstellte (Gewährung der ungarischen Staatsbürgerschaft und des Wahlrechts in Ungarn für die Magyaren jenseits der Grenzen) (Abb. 4).



Abb. 4: Festrede des ungarischen Verteidigungsministers *Csaba Hende* an der Weltkriegsgedenkstätte am Pfingstsonntag 2011
Foto: Zoltan Ilyés

3 Gedenkstätte einer siegreichen Schlacht

In der Nähe der »tausendjährigen Grenze« von Ghimeș-Făget ist der 1197 Meter hohe, einstmals strategisch bedeutsame Bilibók-Gipfel zu einem der ersten »institutionalisierten« Schauplätze der Pflege des Andenkens an die Ereignisse und Opfer der Zweiten Weltkriegs geworden. Der Aussichtspunkt war am 1. September 1944 von den Soldaten der 4. Szeklerischen Grenzschutzkompanie im Zuge eines von Maschinengewehrfeuer unterstützten Bajonettangriffs von den Einheiten der Roten Armee zurückerobert worden. Die ungarische Einheit hielt den Gipfel bis zum 11. September, als die von den Russen bereits eingekreisten ungarischen und deutschen Kräfte den Befehl zum Rückzug erhielten. Die Details dieses Ausbruchs beschrieb Ödön Sebő in seinen – einen großen Erfolg erzielenden – Erinnerungen mit dem Titel »*Das Bataillon der Todgeweihten*« (Halálraítelt zászlóalj) (Sebő 1999), die für die sich erinnernden Personen und Nostalgietouristen, die die Ghimeș-Gegend besuchen, zu einem wahrhaften Baedeker geworden sind.⁸ Auf dem im Jahre 2006 auf dem Bilibók-Gipfel aufgestellten Gedenkstein rufen das auf das apostolische Doppelkreuz geschlagene, von einem Dornenkranz umgebene Großungarn, die Aufschrift »*Trianon*« und die gemeinsame Darstellung einer sowjetischen und ungarischen Soldatengestalt zu einer mehrfachen Trauerarbeit auf (»*Gnade den Helden, Verteidiger und Angreifer ruhen in Frieden*«) und wollen dem Opfer der ungarischen Soldaten auch einen möglichen Sinn verleihen, wobei eine breitere und sich selbst reflektierende historische Kontextualisierung vermieden wird. Diese Absicht wird auch durch eine Aufschrift in Runenschrift bekräftigt,⁹ die die Schlussformel des in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zu einer Parole gewordenen irredentistischen »*Ungarischen Glaubensbekenntnis*« (»*Magyar Hiszekegy*«) verewigte (»*Ich glaube an die Auf-erstehung Ungarns*«) (Abb. 5). Seit der Einweihung des Gedenksteins werden zu den Jahrestagen regelmäßig Kirchweihfeste auf dem Bilibók-Gipfel abgehalten.

8 Auf der Grundlage der zu einem Kultbuch gewordenen Memoiren wurde auch eine Tourenroute zwischen Lunca de Jos (*Gyimesközéplek*) und Sândominic (*Csík-szentdomokos*) angelegt, auf der jedes Jahr Ende August zumeist Besucher aus Ungarn im Rahmen einer Gedenktour (reenactment) den Weg des Ausbruchs begehen (vgl. *Frost 2013, Laing 2013*). In den vergangenen Jahren wurden an den relevanten topografischen Punkten auch Tafeln angebracht, die über die entsprechenden Textstellen der Sebő-Erinnerungen informieren. Dies offeriert zugleich einen neuen Verwendungskontext des Buches. Die Seiten des Buches schreiben sich in übertragenem Sinne in die Landschaft ein. Diejenigen, die die Trasse der Gedenktour beschreiten, nehmen sie in ihre Erinnerung auf, mittels der Hinterlassenschaft des sich Erinnernden werden sie zu mitfühlen Lesern der Landschaft und entwickeln in sich Vorstellungen, die mit den Karpaten und der Landschaft der Szekler verbunden sind.

9 Die szeklerisch-ungarische Runenschrift, die zu den Requisiten der regionalen Identität der Szekler gehört und heute zu einem Symbol des Ungarntums geworden ist, bildet einen organischen Bestandteil der rechtsradikalen politischen Folklore. Die ungarische rechtsradikale Partei »*Jobbik*« unternahm in den vergangenen Jahren den Versuch, in möglichst vielen Gemeinden Ortsschilder in Runenschrift anzubringen.

Dort treffen – neben den Einheimischen, die in den Bergunterkünften der Gegend arbeiten – auch kleinere Gruppen von historischen Traditionspflegern aus dem Szeklerland und Ungarn ein, so in den Jahren 2008 und 2009 Repräsentanten des historischen Vitéz-Ordens.¹⁰ Die mit dem Bilibók-Gipfel, der auch als »Golgota von Ghimeş« apostrophiert wird, verbundene Erinnerungspraxis bezweckt, die historischen Erfahrungen der Gebietsaufgabe und Flucht sowie den Topos der »Verlierernation« mit dem Kult eines örtlichen, wenn auch kurzlebigen Sieges zu überschreiben und die hier gefallenen ungarischen Soldaten für ihr Opfer, das sie für die historische Heimat erbrachten, in die konventionelle Aura der Helden einzu-beziehen.



Abb. 5: Gedenkstein auf dem Bilibók-Gipfel
Foto: Zoltan Ilyés

4 Rumänische Gegen-Erinnerung

Die ungarischen Pilgerfahrten nach Ghimeş-Făget und die Trianon-Erinnerung lösten auf der Gegenseite der ehemaligen Grenze, beim *Emil-Rebreanu*-Denkmal in Palanca, rumänische Gegen-Erinnerungs-Aktivitäten aus. Die sterblichen Überreste des Offiziers rumänischer Nationalität *Emil Rebreanu*, der in der österreichisch-ungarischen Monarchie gedient hatte und 1917 unter der Anklage des Landesverrats in Ghimeş-Făget hingerichtet worden war, wurden 1922 ex-

10 Der im Jahre 1920 von Reichsverweser *Miklós Horthy* gestiftete Heldenorden (Orden des Standes der Tapferen) honorierte und belohnte in erster Linie Soldaten, die sich in den Kämpfen des Ersten Weltkriegs ausgezeichnet hatten. Der älteste Sohn des jeweiligen Ordensträgers konnte den Titel erben. Nach 1989 wurde der Orden – durch mehrere rivalisierende Nachfolgeorganisationen – neu organisiert.



Abb. 6:
 Rebreanu-Grabmal mit dem sowjetischen
 Heldendenkmal in Palanca
 Foto: Zoltan Ilyés

humiliert und auf der Seite des Altreichs (Regat) der einstigen Grenze wiederbestattet. Über seinem Grab wurde ein Denkmal errichtet. Im selben Jahr erschien das Buch »Wald der Gehetzten« (*Pădurea spânzuratilor*) von *Liviu Rebreanu*, der die Geschichte seines älteren Bruders aufarbeitete (*Rebreanu* 1922). In diesem Werk werden die Gewissenskonflikte eines in der Armee der Monarchie dienenden rumänischen Offiziers, sein Scheitern und seine perspektivische nationale Apotheose verewigt. Nach 1945 wurden neben dem Grab ein sowjetisches Heldendenkmal sowie ein Grabmal errichtet (*Ilyés* 2004, S. 207) (Abb. 6). Am 25. Oktober 2012, dem Tag der rumänischen Armee, der auch der Gedenktag der Rückeroberung Nordsiebenbürgens im Jahre 1944 ist, wurde neben dem alten *Rebreanu*-Grabmal in Anwesenheit des orthodoxen Bischofs der Bezirke Harghita-Covasna ein neues Denkmal eingeweiht, für dessen Motto ein Zitat von *Nicolae Titulescu*¹¹ gewählt wurde: »*Rumänien kann ohne Siebenbürgen kein Ganzes sein, Rumänien kann nicht ohne Opfer groß sein*« (Abb. 7). Am Fuße des Denkmals stehen drei geschnitzte Quader mit den Wappen der Walachei, der Moldau und Siebenbürgens. Das ist eine offensichtliche Erwidern und eindeutige Reaktion auf die ungarischen erinnerungspolitischen Aktivitäten und auf den

11 *Nicolae Titulescu* (1882–1941), einer der erfolgreichsten Diplomaten Rumäniens in der Zwischenkriegszeit, war einer der Unterzeichner des Friedensvertrages von Trianon.



Abb. 7: Das 2012 errichtete neue Rebreanu-Denkmal, mit drei geschnitzten *Quadern* mit den Wappen der Walachei, der Moldau und Siebenbürgens
Foto: Zoltan Ilyés

symbolischen Revisionismus (Ilyés 2014, S. 320). Unter den örtlichen Rumänen gibt es einige, die gegenüber der Bezirkszentrale bereits ihre Besorgnis über die – von ihnen als revisionistische und irredentistische ungarische Präsenz betrachteten – Gedenkveranstaltungen am Pfingstsonntag zum Ausdruck gebracht haben und auch eine gleichzeitige Gegenveranstaltung am *Rebreanu*-Denkmal planten, die allerdings von der Polizei in Bacău unter Berufung auf Sicherheitsgründe nicht genehmigt wurde. In den Augen der religiösen Rumänen legitimieren die Heiligen Messen und die Anwesenheit der Kirche diese auch als Raum revisionistischer Aktivitäten dienenden Orte allerdings in einem gewissen Maße.

5 Schlusswort

Die behandelten ungarischen Gedenkstätten sind – entgegen aller Erwartungen – keine Orte der Versöhnung mit den Rumänen. Sie dienen nicht nur als Orte der Erinnerung und des Gedenkens an die gefallenen Soldaten, sondern bilden auch ritualisierte und politisierte Orte der Erinnerung an das ehemalige Großungarn, Orte des Trianon-Gedenkens und Orte der Identitätsstärkung der ungarischen Minderheit in Rumänien. Es handelt sich um Orte, an denen patriotisch gesinnte Nostalgietouristen aus Ungarn »echte« ungarische Nationalgefühle mit volkstümlicher Gesinnung verknüpfen können (vgl. Köstlin 2009). Ferner bieten diese

Orte und die mit ihnen verknüpften Ereignisse Bühnen und landschaftlich verifizierte Kulissen (Siebenbürgen ist eine Art Markenbezeichnung in diesen Kreisen) für ungarische Politiker aus Ungarn und Rumänien. Sie eröffnen ihnen eine Möglichkeit, ihre ethnopolitischen Ansichten und Visionen des nationalen Zusammenhalts zum Ausdruck zu bringen.

Nicht unabhängig von den aktuellen erinnerungspolitischen und konstitutionellen Aktivitäten der ungarischen Regierung interpretiere ich diese Orte als Schauplätze der wiedererweckten und geförderten Trauerarbeit bezüglich der verlorenen Gebiete des ehemaligen, nunmehr imaginierten großungarischen Vaterlands, als irredentistische Orte der Vergegenwärtigung der Verlustgefühle, die auf den Frieden von Trianon zurückzuführen sind. Die Funktion dieser lokalen Erinnerungsbestrebungen aus der Sicht ihrer Initiatoren, der lokalen ungarisch gesinnten, national orientierten Elite, ist die Verstärkung der inneren Solidarität der Ungarn innerhalb und außerhalb der Grenzen des Mutterlandes sowie die Förderung der Autonomie des Szeklerlands. Diese Gedenkfeierlichkeiten lösen aufgrund ihrer intensiven Präsenz in den Medien ein enormes Echo aus. Und alle diese Erinnerungs- und Trauerorte sind somit ein Übungsgelände der politischen Instrumentalisierung (Geschichtspolitik) und werden – obwohl man sich ständig auf die unverfälschbare Geschichte beruft – zu Schauplätzen der Amnesie eigener Schuld.

Zusammenfassung

Seit 2008 werden regelmäßig säkulare, neonationalistische Pilgerfahrten an die »tausendjährige ungarische Grenze« von Ghimeș-Făget in den Ostkarpaten (Rumänien) organisiert. Auf diese Weise hat sich ein exterritorialer Schauplatz der Erinnerung und Performanz mit Trianon als nationalem Erinnerungsort verbunden. In den Jahren 2006 und 2010 wurden in Ghimeș-Făget auch Weltkriegsgedenkstätten eingeweiht. In der vorliegenden Studie wird anhand des Beispiels der »tausendjährigen Grenze« dargelegt,

1. welche historischen Ereignisse und Narrative mit den Gedenkstätten verbunden sind
2. auf welche Weise diese Orte der Erinnerung gestaltet wurden,
3. welche Erinnerungszeremonien und Trauerriten an diesen Schauplätzen stattfinden,
4. wer bei den Feierlichkeiten die Bedeutungen der Erinnerungstätten bestimmt und auf welche Weise dies erfolgt und
5. im Dienste welcher gemeinschaftlichen und identitätspolitischen Ziele und Interessen versucht wird, diese Narrative zu organisieren.

Summary

Eternalization, remembrance, cultural and touristic use of a military cemetery in Szeklerland

Since 2008 secular, neo-nationalistic pilgrimages have been organized to the “thousand-year-old Hungarian border” at Ghimes-Făget in the Eastern Carpathian Mountains (Romania). This way, an ex-territorial place of memory and performance merged with Trianon as a national place of memory. In 2006 and 2010 memorials to the World Wars were inaugurated in Ghimes-Făget. In the study at hand, by reference to the thousand-year-old border, we show

1. which historical events and narratives are connected to the memorials,
2. how their places of remembrance were designed,
3. which ceremonies of remembrance and rites of mourning take place in these locations,
4. who decides the meanings of the places of remembrance during these festivals and how this happens and
5. in service to which shared and identity-political goals these narratives are supposed to be organized.

Literatur

- AK gegen den Kärntner Konsens [Hrsg.]: Friede, Freude, deutscher Eintopf. Rechte Mythen, NS-Verharmlosung und antifaschistischer Protest. – Wien 2010.
- Assmann, *Aleida*: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. – München 2006.
- Assmann, *Jan* : Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. – München 2007.
- Bánkúti, Ákos*: Katonasírok Gyimesbükkön és környékén. Az I. és II. világháború harcaiban elesett katonák ismert és megjelölt sírjai. [Soldatengräber in Ghimes-Făget und Umgebung. Bekannte und markierte Gräber der in den ersten und zweiten Weltkriegen gefallenen Soldaten] (Karte). – Budapest 2010.
- Bizeul, Yves*: Theorien der politischen Mythen und Rituale. – In: Bizeul, Yves [Hrsg.]: Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen. Berlin 2000, S. 15–39.
- Bucur, Maria*: Heroes and victims: Remembering war in twentieth-century Romania. – Bloomington 2009 (Indiana-Michigan Series in Russian and East European Studies).
- Connerton, Paul*: How societies remember. – Cambridge 1989.

- Feischmidt, Margit*: A magyar nacionalizmus autenticitás diskurzusainak szimbolikus térfoglalása Erdélyben. [Symbolische Raumbesetzung der Autentizitätsdiskurse des ungarischen Nationalismus in Siebenbürgen]. – In: Feischmidt, Margit [Hrsg.]: Erdély-(de)konstrukciók. Tanulmányok. [Siebenbürgen-(De)konstruktionen. Studien]. – Budapest u. Pécs 2005, S. 7–34.
- François, Etienne; Siegrist, Hannes u. Vogel, Jakob*: Die Nation. Vorstellungen, Inszenierungen, Emotionen. – In: François, Etienne; Siegrist, Hannes u. Vogel, Jakob [Hrsg.]: Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 1995, S. 13–37.
- Frost, Warwick and Laing, Jennifer*: Commemorative events: Ritual, performance and reenactment. – In: Fountain, Joanna and Moore, Kevin [eds.]: CAUTHE 2013: Tourism and global change: On the edge of something big. Christchurch 2013, S. 231–233.
- Gyáni, Gábor*: Kollektív emlékezet és nemzeti identitás. [Kollektives Gedächtnis und nationale Identität]. – In: Gyáni, Gábor: Emlékezés, emlékezet és a történelem elbeszélése [Erinnerung, Gedächtnis und die Erzählung der Geschichte]. Budapest 2000, S. 81–94.
- Gyáni, Gábor*: A magyar »emlékezet helyei« és a traumatikus múlt. [Die Orte der ungarischen Erinnerung und die traumatische Vergangenheit]. – In: Studia Litteraria 51, 2012, S. 41–50.
- Hydea, Kenneth F. and Harman, Serhat*: Motives for a secular pilgrimage to the Gallipoli battlefields. – In: Tourism Management 32, 2011, S. 1343–1351.
- Ilyés, Zoltán*: Veränderungen der sakralen Raumstruktur in einer religiösen Kontaktzone der Ostkarpaten. – In: Siedlungsforschung, Archäologie – Geschichte – Geographie 20, 2002, S. 187–202.
- Ilyés, Zoltán*: Szimbolikus határok és határjelek. A turisták és a helyiek határtermelő és -olvasó aktivitása Gyimesben. – In: Biczó, Gábor [Hrsg.]: Gulyás Gyula tiszteletére. Kulturális és Vizuális Antropológiai Tanszék. Miskolc 2004 (A Kulturális és Vizuális Antropológiai Tanszék könyvei, 5), S. 189–212.
- Ilyés, Zoltán*: Az emlékezés és a turisztikai élmény nemzetiségítése. [Die Nationalisierung der Erinnerung und des touristischen Erlebnisses]. – In: Feischmidt, Margit, Glózer, Rita, Ilyés, Zoltán, Kasznár, Veronika u. Zakariás, Ildikó: Nemzet a mindennapokban. Az újnacionalizmus populáris kultúrája. [Nation in den Alltag. Die populäre Kultur des Neonationalismus]. Budapest 2014, S. 290–340.
- Köstlin, Konrad*: Lönssteine, Jahnhügel und Sonnenwende. Völkische Ortbesetzungen in Österreich. – In: Puschner, Uwe u. Großmann G. Ulrich [Hrsg.]: Völkisch und national. Zur Aktualität alter Denkmuster im 21. Jahrhundert. Darmstadt 2009, S. 110–127.
- Lukenda, Robert*: Die Erinnerungsorte des Risorgimento: Genese und Entfaltung patriotischer Symbolik im Zeitalter der italienischen Nationalstaatsbildung. – Würzburg 2012.
- Petermann, Sandra*: Rituale machen Räume. Zum kollektiven Gedenken der Schlacht von Verdun und der Landung in der Normandie. – Bielefeld 2007.
- Poser, Steffen*: Zur Rezeptionsgeschichte des Völkerschlachtdenkmal zwischen 1914 und 1989. – In: Keller, Katrin u. Schmid, Hans-Dieter [Hrsg.]: Vom Kult zur Kulisse. Das Völkerschlachtdenkmal als Gegenstand der Geschichtskultur. Leipzig 1995, S. 78–104.
- Rebreanu, Liviu*: Pădurea spânzuraților. – București 1922 [dt. Wald der Gehenkten. Berlin 1966].
- Sebő, Ödön*: A Halálraítélt zászlóalj. Gyimesi-szoros, 1944. [Das Bataillon der Todgeweihten. Gyimes-Pass, 1944]. – Budapest 1999.

Pavel Vařeka and Zdeňka Vařeková

Contemporary cemeteries in the district of Tachov/*Tachau* (Western Bohemia) as evidence of population and settlement discontinuity in the 2nd half of the 20th century¹

With 9 figures

1 Introduction

The period of 1945–1947 saw an unprecedented discontinuity in population and settlement structure in border regions of former Czechoslovakia, in the so-called *Sudetenland*. About three million Germans had been displaced and extensive areas were repopulated by new settlers. Several hundred villages, hamlets and even some small towns disappeared with the establishment of the Iron Curtain restriction zone, as well as with the establishment of Cold War military bases and training areas, lack of interest or settlers or for other reasons. Complicated historical processes have scarred the landscape, representing a painful late 20th-century legacy that is often overlooked or deliberately forgotten. Emerging contemporary archaeological studies at the Department of Archaeology at the University of West Bohemia in Pilsen have recently focused on the material remains of the now-extinct cultural landscape of the *Sudetenland*, particularly on deserted village settlements.² This paper is concentrated on another testimony of population change in the Czech borderlands that has left expressive traces in contemporary cemeteries.

The transfer to Germany removed local people from their homes and property, and they also lost the possibility of commemorating their ancestors due to a restrictive visa policy and the establishment of a forbidden border zone in the post-war period, preventing them from maintaining their old family graves. This possibility reappeared as late as 1989, however; in the meantime, cemeteries had been

1 This paper is based on a presentation at the 40th Annual Meeting of the Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18th–21st September 2013).

2 Concerning contemporary archaeology cf. *Buchli and Lucas* 2001; *Graves-Brown* 2000; *Graves-Brown et al.* 2013; *Harrison and Schofield* 2010; *Pavel Vařeka* 2013; research concerning villages abandoned after 1945 cf. *Funk and Pavel Vařeka* 2012; *Pavel Vařeka et al.* 2008.

changed dramatically. In this article, we intend to explore the way in which attitudes towards burials of former populations were manifested by the new settlers. Archaeological studies of the contemporary past in the Czech borderlands provides evidence regarding the ways the deceased of the displaced communities and their sepulchres were treated in the heart of Europe in the late 20th century.³

2 Historical context

According to census, more than three million citizens of German nationality lived in Czechoslovakia in 1930, mainly in border regions, representing 22 % of the whole population (a total of 3 231 688: *Houžvička* 2005, p. 169; *Spurný* 2011, pp. 25–26; *Tóth et al.* 2012, p. 627). The political development in neighbouring Germany during the 1930s, interferences in the internal affairs of Czechoslovakia, covert and public, by *Hitler's* government, as well as economic issues such as the economic crisis, all had a strong impact on Czech Germans. This resulted in the collapse of the peaceful coexistence between the two nations, who had been living side by side in one country for centuries. The Sudeten German Party (*Sudetendeutsche Partei*), which won the major support of the German population in the 1935 elections, called for a secession of those parts of Czechoslovakia in which lived a German majority and their connection to the German Reich (*Houžvička* 2005, pp. 143–212; *Kuklík and Němeček* 2013, pp. 18–20; *Sládek* 2002, pp. 50–99; *Tóth et al.* 2012, pp. 332–337).

Infringements of the agreement regarding military aid by France and Great Britain prevented Czechoslovakia from effective military defence and, following the Munich Agreement signed on the 30th September 1938, allowed Germany to annex the 'Sudetenland' (*Čelovský* 1999; *Klímek* 2002, pp. 651–674; *Kural* 2002). Czechoslovakia thereby lost 38 % of its area and about 2 800 000 Czech Germans became citizens of *Hitler's* Reich (e.g. *Gebhart and Kuklík* 2007, pp. 18–19; *Houžvička* 2005, pp. 213–225; *Tóth et al.* 2012, pp. 581–586). The rest of the territory was occupied by Germany on the 15th March 1939 and was transformed into the »Protectorate of Bohemia and Moravia« (»Protektorat Böhmen und Mähren«; e.g. *Gebhardt and Kuklík* 2007, pp. 167–192; *Němeček et al.* 2002, pp. 58–59; *Suppan* 2014, pp. 775–923).

The Czechoslovak government in exile endeavoured to restore the Republic to the pre-Munich borders during the war and in this context also proposed a possible transfer of the population of German nationality to ensure a post-war territorial integrity of the country (e.g. *Brandes* 2000; *Spirit* 2004, pp. 188–208). The claim that the Germans would be displaced from Czechoslovakia to the allied occupation zones in Germany was approved by the Allies at the Potsdam Conference on the 2nd August 1945. In accordance with the decrees by president *Edvard*

3 This research was supported by the Grant Agency of the University of West Bohemia (»Archaeology of Communist Totalitarianism«, SGS-2014-058).

Beneš, Czechoslovak citizenship could be regained only by those Czech Germans who were able to prove anti-Nazi activities during the war or active participation in the struggle for the liberation of Czechoslovakia. Often they were political prisoners interned in German concentration camps, Communists and Social Democrats (*Kocian* 2007, pp. 71–96; *Staněk* 1991, pp. 142–144). Others began to be transferred to the Soviet and American occupation zones in 1945 and this process continued into the years 1946–1947. The exact number of displaced persons is still not clear as there were also German refugees from the East and Reich Germans in Czechoslovakia, who had settled here during the war. Estimates range from 2 814 000 to 2 927 000 Czech Germans (*Staněk* 1991, pp. 365–366).⁴ According to the first post-war census of population, only 1.3 % (165 117) of the population with German nationality lived in Czechoslovakia in 1950 (*Staněk* 1991, p. 367).

The current district of Tachov/Tachau includes three historical political districts (*Planá/Plan*, *Stříbro/Mies* and *Tachov/Tachau*), where 88 069 inhabitants lived in 1930 (nearly 100 % of German nationality) and only 41 070 in 1950, with less than 2 % Germans (*Růžková and Škrabal* 2006, p. 330). The first phase of resettlement took place immediately during and after the transfer of Germans in 1945–1947. Newcomers can be divided into four groups: Czechs from the central parts of the country, Slovaks, Gypsies (*Roma*) and Czech re-emigrants who returned mainly from Romania and Ukraine. However, the difficult economic and natural conditions of the hilly region situated at higher altitudes discouraged settlers from permanent settlement, who often only looted the assigned homesteads and fled afterwards. The second phase of settlement organized by the state continued from 1948 to 1953 but it was very difficult to attract people to settle in a region with nearly no industry, poor infrastructure and very low living standards. The situation was reflected in the social structure of the new inhabitants of the region, among whom risk groups often appeared, including a high percentage of former criminals (*Topinka* 2008).

After the communist coup in February 1948 about 40.000 people fled from Czechoslovakia to the West until the mid-1950s (*Vaněk* 2008, pp. 19–20). Therefore, in 1951, Act No. 69/1951 on state borders was passed, aiming to prohibit public access to the western boundary and its vicinity. A prohibited zone along the border with West Germany and Austria was established in 1951 reaching as far as 2 km, in which only border guards were allowed to enter during their service, and the second border zone intervening into the inland for 6–12 km was laid out, in which only people authorized by the Home Office could dwell. All settlements in the prohibited zone were demolished as well as many villages in the border zone that failed to be settled by trusted people (*Dvořák* 2012, pp. 348–350; *Vaněk* 2001).

4 The transfer of Germans from Czechoslovakia, cf. e.g. *Bohmann* 1959; 1975; *Bosl* 1971; *Brandes* 2002; *Douglas* 2012; *Lobkowicz and Prinz* 1981; *Suppan* 2014, pp. 1389–1450.

3 Aims, approaches and methods

The research of modern cemeteries is still a relatively neglected topic, both in history and archaeology.⁵ Nevertheless, first studies, which focused on the spatial organization and form of tombs, and their iconography, showed that an investigation, oriented in this way, can yield valuable information regarding modern society, its structure, changing attitudes towards death and coping with the loss of the deceased.⁶ As mentioned above, the discontinuity of the population affected and influenced all aspects of post-war life in Czech border regions. The main goal of our research is to determine how these changes were reflected in cemeteries and, in general, how ethnic change in modern times manifested itself in burial areas. What was the perception of old cemeteries by the new settlers and how did they treat the graves of the ancestors of the previous population? Did the settlers use the original cemetery for their own burials? Were there any attempts to claim the territory with a burial practice?

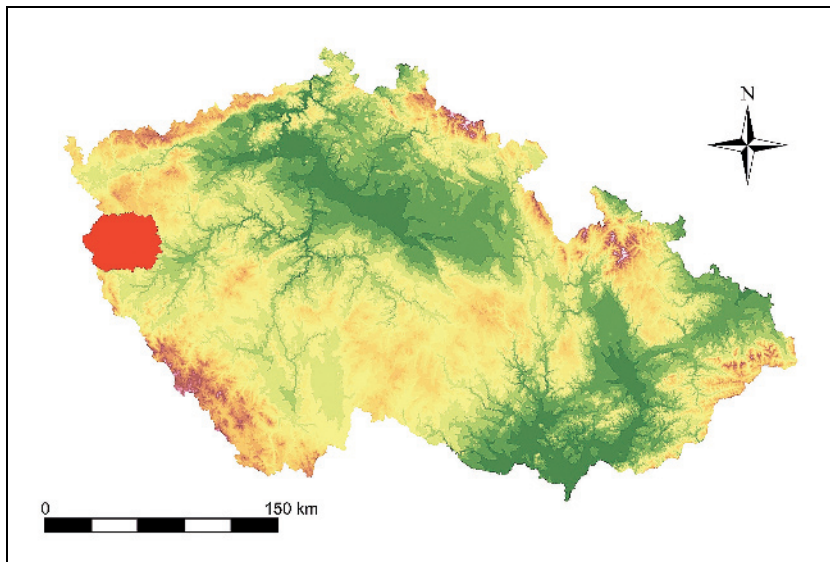


Fig. 1: The district of Tachov/Tachau, Czech Republic
Pavel Vařeka and Zdeňka Vařeková

The district of Tachov/*Tachau* in West Bohemia, encompassing 1 379 square kilometres, was chosen as a sample study area (figure 1). Post-war changes affected this region very negatively and even today it is one of the most underdevel-

-
- 5 The Czech cemeteries, burials and tombstones of the 19th century, cf. e.g. *Benešová* 2001; *Kostka and Šmolíková* 1998; *Petrasová* 2001; *Prahl* 2004.
6 Studies of early Victorian cemeteries in London, cf. *Hall* 2005; *Nash* 2000.

oped parts of the Czech Republic, having deep structural problems. Based on historical maps and field survey, we ascertained which original cemeteries were in use in 1945, which have been preserved, and which have ceased to exist. All identified cemeteries (61) were plotted on a map using GIS (ArcMap 10), then recorded using a descriptive system, and obtained data was processed in a database. Formal and spatial attributes were selected to detect possible changes in the use of cemeteries and post-war communities' behaviour, including primarily spatial organization, presence of original tombstones from the period before 1945, their preservation, placement, as well as post-war graves and their spatial distribution. The survey did not include a detailed recording of individual graves but it focused on the description of general attributes of funerary areas. Data processing enabled the classification of contemporary burial areas and definition of cemetery types, the interpretation of which may provide answers to the above stated questions.

4 Contemporary cemeteries as material testimony of population change

4.1 Types of cemeteries

Completed research recorded a total of 61 preserved cemeteries in the district of Tachov/*Tachau* (figure 2). With one exception, no new burial areas were established in the late 20th century so that the pre-war cemeteries were reused by the new population or abandoned. Most of them are rural graveyards (51) and the rest represent cemeteries in small towns (10). In terms of location, the vast majority of cemeteries are situated near the villages as a result of late 18th century reforms (46) and only a few are situated directly at the church within the village (15). Urban cemeteries are located in marginal town areas. The number of graves, both preserved old tombstones and post-war burials range from 20–30 in the smallest rural graveyards to hundreds in urban cemeteries.

Old family graves from the 19th and first half of the 20th century are provided with high quality tombstones formed by horizontal and vertical parts (slabs and headstones), often with metal accessories, rich funerary sculptures and photographic portraits in porcelain frames. The size and cost of the tombs reflects the social hierarchy of the deceased, especially in town cemeteries. Czech graves from the post-war period are generally less monumental and decorative and they do not differ much in size and quality. Cremation spread quickly after the war, which corresponded with much smaller urn graves.

Based on the spatial distribution of graves, their attributes and relationship to settlements, five categories of cemeteries can be determined (figure 3).

A) Cemeteries of deserted parish villages

The first type includes cemeteries belonging to villages deserted after the war where the graves of original settlers or their descendants can be found (4 localities; figure 3:1).

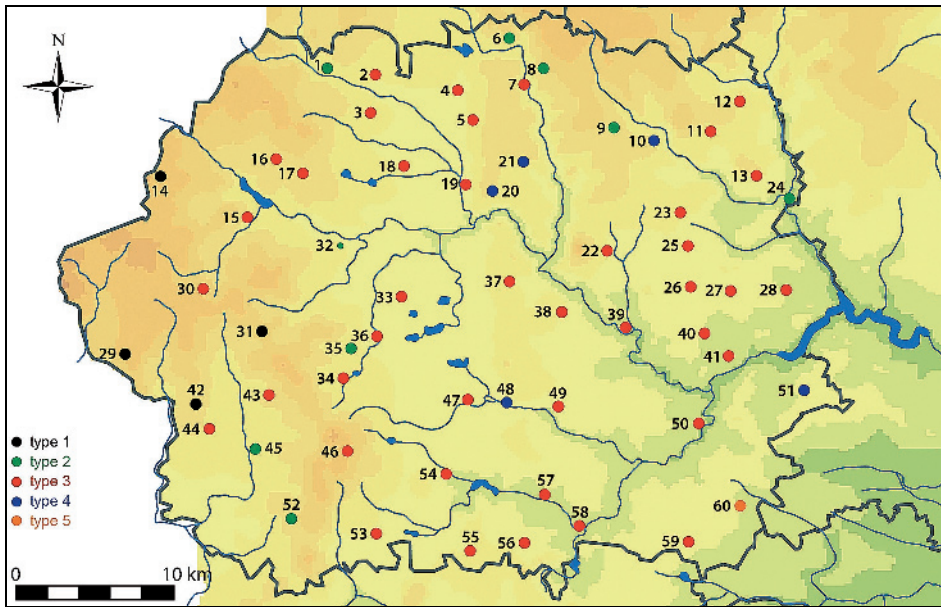


Fig. 2: Contemporary cemeteries in the distr. of Tachov/Tachau

- 1 – Broumov/Promenhof, 2 – Zadní Chodov/Hinter Kotten, 3 – Chodský Újezd/Heiligenkreuz, 4 – Chodová Planá/Kuttenplan, 5 – Planá/Plan, 6 – Pístov/Paulusbrunn, 7 – Michalovy Hory/Michelsberg, 8 – Boněnov/Punnau, 9 – Lestkov/Leskau, 10 – Domaslav/Böhmisch Domaschlag, 11 – Čeliv/Tscheliv, 12 – Bezdružice/Weseritz, 13 – Okrouhlé Hradiště/Scheibe Radisch, 14 – Pavlův Studenec/Paulsbrunn, 15 – Milíře/Brand, 16 – Halže/Hals, 17 – Ctiboř/Stiebereith, 18 – Nahý Újezdec/Naketendörflas, 19 – Brod nad Tichou/Bruck am Hammer, 20 – Vysoké Sedliště/Hohen Zetlisch, 21 – Otín/Ottenreuth, 22 – Černošín/Tschernoschin, 23 – Horní Kozolupy/Gossolup, 24 – Šipín/Schippin, 25 – Slavice/Mariafels, 26 – Záchlumí/Eisenhüttel, 27 – Kšice/Kscheutz, 28 – Erpružice/Welperschütz, 29 – Jedlina/Neulosimthal, 30 – Lesná/Schönwald, 31 – Pořejov/Purschau, 32 – Tachov/Tachau, 33 – Tisová/Tissa, 34 – Labuť/Labant, 35 – Nové Sedliště/Neu Zedlisch, 36 – Staré Sedliště/Alt Zedlisch, 37 – Damnov/Damnau, 38 – Ošelín/Oschelin, 39 – Svojšíň/Schweißing, 40 – Těchlovice/Tiechlowitz, 41 – Stříbro/Mies, 42 – Nové Domky/Neuhäusl, 43 – Hošťka/Hesselsdorf, 44 – Rozvadov/Rosshaupt, 45 – Sv. Kateřina/St. Katharina, 46 – Přimda/Pfraumberg, 47 – Bor/Haid, 48 – Skviřín/Speierlig, 49 – Holostřevy/Hollezrieb, 50 – Kladruby/Kladrau, 51 – Sulislav/Solislau, 52 – Nová Ves/Neudorf, 53 – Dubec/Tutz, 54 – Stráž/Neustadt, 55 – Bernartice/Pernartitz, 56 – Racov/Ratzau, 57 – Staré Sedlo/Alt Sattel, 58 – Prostiboř/Prostibor, 59 – Skapce/Kapsch, 60 – Kostelec/Kostelzen

Pavel Vařeka and Zdeňka Vařeková

B) Abandoned cemeteries of existing villages

The second type is represented by cemeteries which were not used since the transfer of German inhabitants until 1989, although the parish villages have not been deserted (8 localities; figure 3:2).

Three variants can be distinguished within these types, the first of which are cemeteries without recent burials (A1 and B1); the second are cemeteries with new burials (A2 and B2) and the third represents completely ruined cemeteries

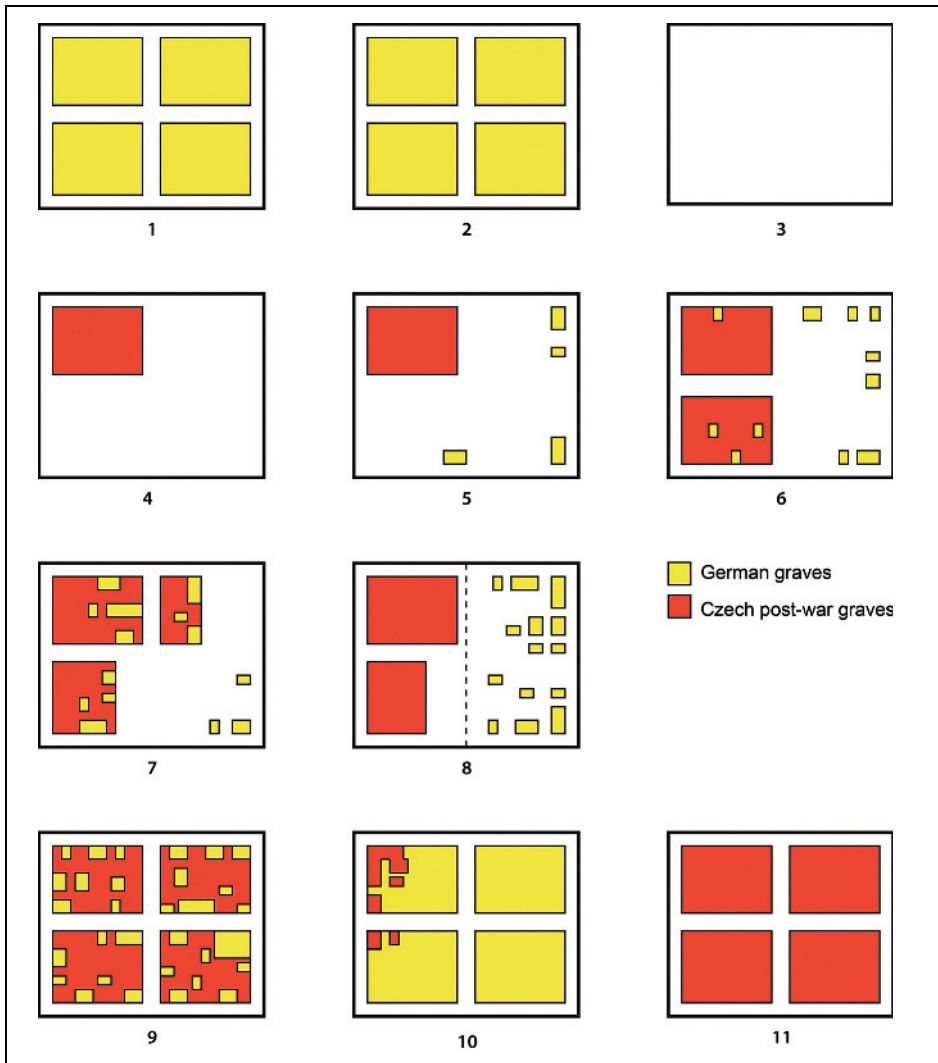


Fig. 3: Contemporary cemeteries of the Tachov/Tachau district

Schematic typology: 1 – type A; 2 – type B; 3 – type B variant B3; 4 – type C variant C1; 5 – type C variant C2; 6 – type C variant C3; 7 – type C variant C4; 8 – type C variant C5; 9 – type D variant D1; 10 – type D variant D2; 11 – type E.

Pavel Vařeka and Zdeňka Vařeková

with no 'in situ' gravestones (B3; figure 3: 3; figure 4). These sites are partly destroyed, having numerous damaged gravestones; however, some of the graves are maintained, some were even repaired and restored. Such activities demonstrate visits of living members of indigenous communities or their descendants after 1989, which commemorate their ancestors. New burials in old cemeteries, whether real or symbolic, demonstrate a strong bond of indigenous communities to their birthplace. As symbolic graves, we refer to those with the names of the dead, their



Fig. 4: *Rozvadov/Rosshaupt. Ruined cemetery which has been recently reverently adapted (type B3)*
Photo: *Pavel Vařeka*

dates of death, the identification of the actual place of burial in Germany (usually in Bavaria) and some other information, often concerning their relationship to the place. Both new and old tombstones and crosses are used for symbolic burials. The absence of graves of new settlers can be explained by the fact that the neighbouring village was abandoned and often demolished shortly after the war or that the community of the existing village favoured a cemetery in a nearby town.

C) Cemeteries of existing villages and towns reused and significantly altered by new settlers after 1945

After World War II, newly arrived settlers began to use the original burial places of the displaced German communities in repopulated villages and towns. Various relationships and methods of dealing with old graves have been documented, ranging from systematic destruction of old tombstones to tolerant coexistence of old and new graves (a total of 43 localities).

The first three variants (*C1–C3*) reflected in the burial area are characterized by a systematic ‘cleansing’ of the old cemetery resulting in an empty place, cleared of old tombstones. A characteristic feature of such ‘cleansed’ cemeteries is a large burial space, which the new community could not fill with their deceased during the last 70 years. Only vegetation marks in the lawn indicate old grave pits that have been preserved underground. Fragments of several damaged old tombstones were recently placed in a remote part of a completely ‘cleansed’ cemetery, thus being commemorated by members or descendants of the original community (variant *C1*; 4 localities; figure 3:4). The second variant (*C2*) involves cemeteries



Fig. 5: *Přimda/Pfraumberg. 'Cleansed' cemetery with vegetation marks indicating old graves. Post-war graves can be seen in the back*
Photo: *Pavel Vařeka*

where the old tombstones were removed almost from the entire area of the cemetery; however, original German tombstones, some maintained and some abandoned and damaged, have been preserved in marginal areas situated usually along the cemetery wall (figure 3:5; figure 5). In a few cases, evidence of German inhabitants buried after 1945 can be found, testifying to the survival of few autochthonous families until the post-war period. A cleaned-out area is partly filled with the graves of new settlers, but a greater part is left empty. Old German and new Czech graves are not mixed, usually taking different positions on the graveyard (23 localities). The third variant (C3) is represented by cemeteries that were not 'cleansed' consistently with numerous preserved original gravestones situated in several parts of the area (10 localities; figure 3:6).

The fourth variant (C4) includes cemeteries, of which the smaller part or parts were cleansed up for new graves forming a compact block or clusters, usually in a central area. Old graves are found not only in peripheral parts but also among new graves, which create enclaves of different sizes (3 localities; figure 3:7).

The fifth variant (C5) represents cemeteries divided into two parts, the first being used for new graves and the second which is left empty and usually contains preserved old tombstones, sometimes separated by a fence. Thus, the process of 'cleansing' took place just in the one part that was intended for new burial activities. Removal of gravestones usually concerned the main part of the selected half of the cemetery, while the old gravestones are preserved in the peripheral parts along the cemetery wall. Less often, we encountered preserved German gravestones between Czech graves in the central area testifying to the inconsistent 'cleansing' of the selected part. The second section of necropolises, which is not



Fig. 6: *Prostiboř/Prostibor. The cemetery is divided into two parts by a wire fence. The left part is used for new graves while the right part with partially removed tombstones is left abandoned*

Photo: *Pavel Vařeka*

currently used, contrasts by its unkempt condition, overgrown vegetation and old, damaged gravestones. In one case a new gate to the cemetery was built to avoid going through a neglected part (3 localities; figure 3:8; figure 6).

D) Cemeteries of existing villages and towns reused in post-war period without traces of large alterations

Cemeteries of the fourth type are not affected by any systematic, planned destruction of old tombstones (5 localities). The first variant includes graveyards with well-maintained both Czech and German graves situated next to each other (*D1*; figure 3:9). The second variant (*D2*; figure 3: 10) represents cemeteries with original gravestones in various stages of preservation, from maintained to broken and damaged, which are situated throughout the entire burial area. New Czech graves, apparently using old tombs, can be found mainly near the entrance, penetrating individually or in small rows among the old German graves.

E) New cemeteries founded after 1945

The establishment of a new cemetery after 1945 is demonstrated only in one case (figure 3:11). The old German cemetery was destroyed and replaced by a new one situated on the other side of the village. The old graveyard has been recently renovated as a meditation grove (*Kostelec/Kosteletz*).



Fig. 7: Brod nad Tichou/Bruck am Hammer. An example of tombstone reutilisation
Photo: Pavel Vařeka

4.2 Practices regarding old graves

Organized alteration of old cemeteries took the form of removal of tombstones to make room for graves of the deceased of new communities. Old gravestones, ‘in situ’ or relocated ones are mostly preserved only in marginal parts along the cemetery wall. In some cases, original gravestones were simply banked on a pile in one corner. Damage to individual, preserved tombstones can be considered as the phenomenon of non-organized individual actions, however we are not able to determine when this damage is vandalism and when it is an expression of attitude referring to the former population. The most drastic interventions include the looting of tombs. We have also recorded very frequent cases of deliberate toppling of headstone parts and crosses, breaking them into pieces, breaking off parts, especially figurative sculptures, damaging of inscriptions with names of the buried persons and destroying their photographs in porcelain frames. There are also numerous cases where many headstones were scarred with a single blow towards the centre of the text or photograph (figure 7).

Besides the destruction of gravestones, there are very common cases of their reutilisation for new burials (figure 8). This practice is demonstrated in several varieties. The first is represented by the reuse of a complete, old tombstone into which a new panel is inserted with Czech names of the deceased, their dates of birth and death, differing distinctively in the type of material, font type and decorations, while the other parts remained unchanged including the German names of the originally buried persons and other inscriptions. Thus, the deceased of both



Fig. 8: Vysoké Sedliště/Hohen Zelisch. An example of intentional damage of an old gravestone

Photo: Pavel Vařeka

communities are united in eternity by a shared will, embodied in the German Gothic lettering »*Ruhet sanft*« (= rest gently). A second method of reutilisation involves the rigorous destruction of all evidence regarding the original tombs, such as names, inscriptions, porcelain plaques with photographs and their replacement by newly inserted panels with names and other texts. Whole gravestones may also have been repaired. In the third documented alternative, only the slab is preserved and the headstone is substituted by a completely new one varying in form, size and often also in the material used. This last reutilisation represents superimposing small graves containing an urn or urns into earlier and larger box-tombs containing bodies.

Evidence of cemetery visits by original inhabitants and their posterity began to appear after 1989 and since then many graves have been restored and maintained. Memorials have been set up in these cemeteries with texts commemorating the deceased of the former population and often mentioning their expulsion.⁷ Repairs of old, often violated gravestones imply complex restoration, shown through

7 E.g., Chodová Planá/Kuttenplan: »Vor 1946 haben die deutschen Bewohner von Kuttenplan ihre Toten hier begraben. Gott schenke ihnen den Frieden. Gerichtet zu ihrem Gedenken von den in Deutschland Lebenden Nachkommen.«; Nové Domky/Neuhäusel: »Zum Gedenken aller Verstorbenen die in der neuen Heimat ruhen.«; Přimda/Pfraumberg: »Von 1729 bis 1946 haben die deutschen Einwohner von Pfraumberg, Ujest, G. Maierhöfen und Molgau hier ihre Toten begraben. Gott schenke ihnen seinen Frieden.«; Prostiboř/Prostibor: »Zum Gedenken an alle Toten unserer Heimat, die wir 1946 verlassen mussten. Die Pfarrgemeinde Prostibor mit Tinchau – Döllitschen – Mukowa – Darmschlag.«

the fixing of new text panels, crosses or crucified Christ sculptures. Inscriptions are added to old family graves regarding the dates and places of burials of those who died in their new homes in Germany, however new graves of original community members can be also found.

A separate issue is the handling of the remains of the dead from disturbed graves or re-used tombs. So far, the only archaeological excavations were carried out in a contemporary cemetery in a region demonstrating an evidently fundamental contradiction between the testimony of the official written sources and the material evidence. Rescue research by the Pilsen Department of Archaeology at the municipal cemetery in Stříbro/*Mies* in 2011, initiated by the intention to revitalize the cemetery, focused on the post-war common grave in the northwest corner (*Nenutil et al.* 2011). According to official records, it was believed to have been used for burying human remains of at least 200 skeletons from disturbed old, mostly pre-war, graves in the late 20th century. However, excavations demonstrated that in the place designated as a common grave, no human skeletal remains have ever been deposited. Recently, post war urns were placed here and intact tombs from the early 20th century were detected in a lower level. The cemetery records proved to be false, registering specious work (*Nenutil et al.* 2011, pp. 80–81). Archaeological research in Stříbro/*Mies* cemetery shed new light on the late 20th century official documentary evidence of this kind that should be approached very critically. New possibilities in these investigations were also shown by anthropological research in a rural environment.⁸

4.3 Burials of the Victims of World War II

Shortly after the war, victims of death marches from the early 1945 were buried in some cemeteries or in their vicinity and war memorials were erected in the district of Tachov/*Tachau*. To obliterate atrocities, Nazi concentration camps were evacuated and demolished before advancing fronts, and surviving prisoners were driven to new destinations under harrowing conditions. Several such transports from concentration camps passed through West Bohemia from January to April 1945 during which hundreds of prisoners perished, either dying of exhaustion and starvation or being shot by the guards. Fifteen mass graves were exhumed in the Tachov/*Tachau* district in 1946 as a part of war crimes investigations and two more were identified later. The victims were re-buried with the utmost piety in several places including parish cemeteries (*Bezručice/Weseritz*, *Bor/Haid*, *Brod na Tichou/Bruck am Hammer*, *Planá/Plan*, *Stráž/Neustadt*) and similar tombs have also been established for other victims among the allied prisoners (*Čeliv/Tscheliv*, *Halže/Hals*, *Okrouhlé Hradiště/Scheibe Radisch*). The presence of Soviet Army soldiers among these victims was especially pointed out during the

8 Social anthropological research in a village close to the border revealed information concerning the recent illegal ‘emptying’ of old graves prior to their reutilization ((research by the Department of Anthropology UWB in Pilsen).

Communist period. The majority of the exhumed bodies (a total of 232) were re-buried in a barrow as a war memorial on the hill above the town of Tachov/*Tachau* in 1947 (*Jůda* 1985, p. 30).

5 Interpretation and discussion

Events that occurred in *Sudetenland* after World War II, whether organized by the state or as an expression of individual activity, must be understood in the whole context of the turbulent times at the end of the war and the culmination of Czech nationalism, responding to a deadly threat to the nation during the war. As a consequence of the racial ideology of German National Socialism, which considered Slavs to be inferior and subhuman, the ‘final solution’ of the Czech question in Central Europe was prepared, consisting of the annihilation of the whole nation, which was to be executed after winning the war.⁹ The suppression of the Czech population during the six years of occupation, the occupants’ brutal acts against all forms of resistance, which, in addition to executions and imprisonment, was manifested by the annihilation of entire villages and their inhabitants, such as Lidice and Ležáky, culminated at the end of the war when the retreating German Army on the Eastern Front had approached the Protectorate. At a time when most of Europe had already been liberated and was celebrating victory, people in Bohemia and Moravia were confronted with atrocities against the resistance movement and civilians carried out by SS troops and the *Wehrmacht*, but also with horrific scenes of death marches for the emptying of concentration camps in the East (*Gebhart and Kuklík* 2007, pp. 518–520, 571, 589–590; *Spirit* 2004, pp. 214–217). Such experiences resulted in hatred against everything German, supported by the state authorities and all political actors in post-war Czechoslovakia. The decision to ‘cleanse’ the Czechoslovak territory of the ‘national enemy’ and to get rid of the ‘fifth column’ was universally accepted by Czechs and Slovaks after the war (*Staněk* 1991, pp. 56–85).

Contemporary cemetery research in the Tachov/*Tachau* district has produced results enabling us to ascertain how the newcomers related to the original burial areas after the transfer of German inhabitants who formed almost the entire population of the region by 1945. Based on the formal and spatial attributes analysis, burial areas can be divided into five types and several variations reflecting the activities organized by the public authorities as well as individual actions that took place at cemeteries in the post-war period. In the first case, villages were demolished but abandoned cemeteries have been preserved, with varying degrees of damage, until today (type *A*; 6.6 %). The second case is represented by cemeteries of existing parish villages which were not used after the war and remains of which

9 According to plan proposed by *SS-Obergruppenführer Reinhardt Heydrich*, a part of the Czech nation was to be germanised, a part deported to the East and the last part exterminated (*Kárný et al.* 1997; *Gebhart and Kuklík* 2007, pp. 44–83).

have endured to this day (type *B*; 13.1 %). A strong relationship to the homeland is manifested by activities of the previous population and their descendants who began to maintain and restore old family graves after 1989 and even establish new burials, whether symbolic or real. The third and largest group of cemeteries have been used by new communities since the late 1940s (type *C*; 70 %), resulting in the most extensive changes of these funerary areas. As newcomers settled in villages and towns from which the original population had been deported, in most cases they also started using the funerary areas. The relation of new settlers towards the former population was manifested in all areas including cemeteries, where it has left significant material traces. The vast majority of graveyards show evidence of actions that can be interpreted as surface cleansing of the burial area by the removal of old tombstones. The extent and consistency of such activities defines different variants.

The largest cleansing of cemeteries occurred in towns where strong state authorities were present and where the most newcomers settled, having the largest demand for new graves. These actions, however, also took place on the majority of rural graveyards where the extent of the 'cleansing' was limited only by the size of the burial area. In some graveyards, thorough cleansing of the whole area can be seen (variant *C1*; 6.6 %) or only a few original gravestones have been preserved, usually at the periphery by the cemetery wall (variants *C2* and *C3*; a total of 54 %). German names on some tombstones with dates of death after 1945 indicate German families who were allowed to stay after the post-war period. A common feature of these cemeteries are large open areas without gravestones, which seem unnatural especially when compared with cemeteries farther into Bohemia that have developed continuously. In some rural cemeteries the problem of empty place was solved in a way, as post-war burials used only about half of the area, while the second part, sometimes separated by a fence, remained abandoned and not maintained (variant *C4*; 4.9 %). The fifth variant is represented by the establishment of one or more enclaves of new graves in a central location, while the old graves, in varying degrees of damage, remained in other parts, and in some cases even among new graves. Old tombstones were usually removed only on the area that was needed for new graves and old tombs were often used for new burials (variant *C5*; 4.9 %). This behaviour can be interpreted as delegating cemetery cleansing to local authorities in the countryside, which, however, was not implemented with great consistency.

The least common case is the tolerant coexistence of old and new graves without apparent efforts to clean up a large part of the cemetery for new graves (type *D*; 8.2 %), which shows different attitudes of some communities and local authorities. Only one case documents the establishment of a new cemetery replacing the old one that was destroyed after the war (type *E*). This example may demonstrate an attempt to create a completely new burial area for 'our own' ancestors.

The transfer of the previous populations of settlements was complemented by the removal or destruction of gravestones in cemeteries, which represented memories of these places. This activity may have expressed a claim on the territory, where, after the deportation of the original population, both settlement and burial



Fig. 9: Tachov/Tachau. View from the top of the barrow “Death Marches Victims Memorial” overlooking the region

Photo: Pavel Vařeka and Zdeňka Vařeková

areas were confiscated, and both dwellings and graves were taken. At the same time, creating a free space for burials ensures that the deceased of the new community would not rest among ‘strangers’, but among their own people. Careful differentiation between ‘us’ and ‘them’ is applied also for the deceased. Removal of tombstones also shows that the expelled communities are not expected to come back to commemorate their ancestors. Due to the cold-war political reality, such visits of places behind the Iron Curtain were extremely difficult or impossible.¹⁰ Another reason for the disposal of tombstones may be found in the establishment of a classless society, which occurred in Czechoslovakia after 1948, in place of a rigid class structure. Old tombstones evidently reflected status, embodied the social structure of deceased communities, showing that members of society were not equal even in death. On the contrary, post-war graves express social equality in their similarities in both size and form. The last reason for the destruction of gravestones might be associated with the opposition of the ruling Communist regime against religion and the church. The devastation of tombstones also meant the destruction of Christian symbols and Christian iconography associated with death and afterlife, as made evident by the breaking of crosses or sculptures of a

¹⁰ Sudeten Germans from Western Bohemia, as well as from most parts of Czechoslovakia, were transported to the American occupation zone in Bavaria, later West Germany (Staněk 1991, pp. 187–188, 208–209, 249).

crucified Christ. Many new graves, on the contrary, manifest atheism of the deceased and their descendants by the absence of such symbols.

When new settlers began taking a region, they found themselves in a territory where their own ancestors were absent. We assume that victims of the early 1945 death marches, the remains of whom were exhumed after the war and re-buried in cemeteries or memorials, may have become their first 'own ancestors'. The construction of a large burial mound above the town of Stříbro, which covers more than 200 victims of the death marches, gathered from the whole region, might be interpreted as the crowning act of a symbolic re-claiming of the territory after the war. Victims of Nazism, with whom the new community identified 'as with their own deceased', were buried on a hilltop position to overlook the newly populated area (figure 9). Later, the task of demonstrating the historical tradition of Slavic settlement of the territory was performed by carrying out archaeological research activities concentrated on the early medieval monuments, including barrow cemeteries (*Kudrnáč* 1951; 1952).

6 Conclusions

The presented research has shown how historical study of the transfer of former populations and the consequences of this transfer can be broadened by contemporary archaeology focused on reflecting this process in material evidence. Documentation and analysis of contemporary cemeteries from the sample area in the former *Sudetenland* in West Bohemia revealed the potential of these kinds of sites for the study of discontinuities in population and settlement after World War II. Heightened nationalism, caused by previous historical developments, together with a desire for revenge for crimes committed in the name of Nazi ideology during the war turned against the people of German nationality in the entire eastern part of Central Europe. Deportation of Czech Germans from the scrutinized territory is also reflected in funerary areas where graves and tombstones of the previous population were damaged or removed. New settlers not only took the residential areas and dwellings of displaced inhabitants, but also the graves of their ancestors. Besides the abandoned cemeteries of villages deserted after 1945, our research mainly concentrated on cemeteries that were reused by newcomers. Cleansing cemeteries of the reminders of the former inhabitants varied from complete or nearly complete elimination of old gravestones to the establishment of new settlers' funerary enclaves among old graves. In the separation of graves, the spatial organization reflected the separation of the living according to the ethnical key that occurred after the war. Besides, examples of tolerant coexistence of Czech and German graves was also documented, although much less numerous, indicating different approaches of local communities. The construction of memorials and commemoration of victims of the death marches of early 1945 probably played a significant role in the symbolic adaptation of the territory. These dead might have substituted the missing ancestors of the settlers in their new land. In terms of generalization, the research results are limited by the size of the region

and the number of cemeteries studied. To assess the broad variability of the newcomers' behaviour towards the cemeteries of the former inhabitants, as reflected in the material evidence, it is necessary to extend the area of interest and select other comparative samples from different parts of the Czech Republic, where the same process took place. Expulsion of inhabitants from their homeland is not associated only with the period after the World War II in modern European history. Crimes of totalitarian regimes and extreme nationalism led to similar processes in many other areas and in several periods. The terrible testimony of these events is not only represented by mass graves, investigated by forensic archaeology, but also by the whole altered landscape, with settlement and burial areas reflecting discontinuities in historical development or by transformed internal structure of settlement components. Such research may be considered an urgent task for rapidly developing contemporary archaeology.

Summary

This paper focuses on the previously mostly neglected aspect of the 1945–1947 transfer of the German population out of the Czech borderlands, which is represented by the attitudes of the new settlers towards the original burial areas. The documentation of contemporary cemeteries in the district of Tachov/*Tachau* (Plzeň/*Pilsen* region) has brought material evidence regarding how the new communities related to the ancestors of the expelled former population. Burial practices played an important role in the process of the settlement of the territory and they are strongly reflected in the spatial organization of cemeteries, constituting a space for 'our' deceased as well as reutilising old tombs.

Zusammenfassung

Zeitgenössische Friedhöfe im Kreis Tachov/*Tachau* (Westböhmen) als Belege einer Bevölkerungs- und Siedlungsdiskontinuität in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Der Artikel behandelt den bisher sehr vernachlässigten Aspekt der Vertreibung der Deutschen Bevölkerung aus dem tschechischen Grenzgebiet 1945–1947, welche in der Haltung der Siedler gegenüber den ursprünglichen Bestattungspätzen deutlich wird. Die Dokumentation von zeitgenössischen Bestattungspätzen im Bereich Tachov/*Tachau* (Region Plzeň/*Pilsen*) brachte materielle Beweise bezüglich des Umgangs der neuen Gesellschaft mit den Vorfahren der vertriebenen, vorherigen Bevölkerung. Bestattungspraktiken spielten eine wichtige Rolle in der Besiedlung des Gebietes und sie werden stark in der räumlichen Organisation der Friedhöfe reflektiert, welche einen Raum für ›unsere‹ Toten konstituieren, als auch alte Gräber sekundär nutzen.

References

- Benešová, Marie*: Funerální architektura v tvorbě českých architektů druhé poloviny 19. století. – In: Lorenzová, Helena and Petrasová, Taťána [eds.]: Fenomén smrti v české kultuře 19. století. Praha 2001, pp. 92–105.
- Bohmann, Alfred*: Das Sudetendeutschtum in Zahlen: Handbuch über den Bestand und die Entwicklung der sudetendeutschen Volksgruppe in den Jahren von 1910 bis 1950: die kulturellen, soziologischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Spiegel der Statistik. – München 1959.
- Bohmann, Alfred*: Menschen und Grenzen. Bd. 4. Bevölkerung und Nationalitäten in der Tschechoslowakei. – Köln 1975.
- Bosl, Karl [ed.]*: Das Jahr 1945 in der Tschechoslowakei: Internationale, nationale und wirtschaftlich-soziale Probleme. – München u. Wien 1971.
- Brandes, Detlef*: Der Weg zur Vertreibung 1938–1945. Pläne und Entscheidungen zum „Transfer“ der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen. – München 2000.
- Brandes, Detlef*: Cesta k vyhnání 1938–1945. – Praha 2002.
- Buchli, Victor and Gavin, Lucas [eds.]*: Archaeologies of contemporary past. – London and New York 2001.
- Čelovský, Boris*: Mnichovská dohoda 1938. – Ostrava 1999.
- Douglas, Ray. M.*: Orderly and humane. The expulsion of the Germans after the Second World War. – New Haven 2012.
- Dvořák, Tomáš*: Vnitřní odsun 1947–1953. Závěrečná fáze „očisty pohraničí“ v politických a společenských souvislostech poválečného Československa. – Brno 2012.
- Funk, Lukáš u. Váňa, Martin*: Datování objektů zaniklých po roce 1945 pomocí dendrochronologie živých stromů – Die Datierung von nach 1945 aufgegebenen Objekten mithilfe der Dendrochronologie lebender Bäume. – In: Archaeologia Historica 37, 2012, S. 799–807.
- Gebhart, Jan u. Kuklík, Jan*: Velké dějiny zemí Koruny české XVa. 1938–1945. – Praha and Litomyšl 2007.
- Graves-Brown, Paul*: Matter, materiality and modern culture. – London and New York 2000.
- Graves-Brown, Paul; Harrison, Rodney and Piccini, Angela [eds.]*: The Oxford handbook of the archaeology of the contemporary world. – Oxford 2013.
- Hall, Alissa*: The history of London's highgate cemetery, dark realms magazine. – 2005. Available on: http://www.lulu.com/items/volume_44/670000/670772/1/print/Highgate.pdf
- Harrison, Rodney and Schofield, John*: After modernity. Archaeological approaches to the contemporary past. – Oxford 2010.
- Houžvička, Václav*: Návraty sudetské otázky. – Praha 2005.
- Jůda, Miroslav*: Už nikdy fašismus. – Tachov 1985.
- Kárný, Miroslav; Milotová, Jaroslava and Kárná Margita [eds.]*: Deutsche Politik im »Protektorat Böhmen und Mähren« unter Reinhard Heydrich 1941–1942. Eine Dokumentation. – Berlin 1997.
- Klímek, Antonín*: Velké dějiny zemí Koruny české XIV. 1929–1938. – Praha and Litomyšl 2002.
- Kocian, Jiří*: Současný stav bádání zejména k osudům německých antifašistů v Československu po roce 1945: němečtí antifašisté v českých zemích v dosavadní historiografii – Der gegenwärtige Forschungsstand zu den Schicksalen der deutschen Antifaschisten in der Tschechoslowakei nach 1945: deutsche Antifaschisten aus dem tschechischen Gebiet in der bisherigen Historiographie. – In: Kaiserová, Kristina; Čěrdlová, Jaroslava and Brudzynska-Němec, Gabriela [eds.]: I oni byli proti. Ústí nad Labem 2007, pp. 71–96.

- Kostka, Michal and Šmolíková, Miroslava*: Archeologický výzkum hřbitova u kostela sv. Klimenta v Praze – Bubnech; o pohřebním ritu 19. století – Archaeological excavations in the cemetery at the church of St Clement in Prague-Bubny; on 19th century burial rites. – In: *Archeologické Rozhledy* 50, 1998, pp. 822–836.
- Kudrnáč, Jaroslav*: Slované v západních Čechách – Les Slaves en Bohême occidentale. – In: *Archeologické Rozhledy* 3, 1951, pp. 185–190.
- Kudrnáč, Jaroslav*: Slovanské mohyly při horním toku Mže – Tumuli slaves sur la Mže supérieure. – In: *Archeologické Rozhledy* 4, 1952, pp. 487–490.
- Kuklík, Jan and Němeček, Jan*: Od státu národního ke státu národnostní? Národnostní statut a snahy o řešení menšinové otázky v Československu v roce 1938. – Praha 2013.
- Kural, Václav*: Češi, Němci a Mnichovská křížovatka. – Praha 2002.
- Lobkowicz, Nikolaus and Prinz, Friedrich*: Schicksalsjahre der Tschechoslowakei 1945–1948. – München and Wien 1981.
- Nash, George*: Pomp and circumstances: Archaeology, modernity and the corporatisation of death: Early social and political Victorian attitudes towards burial practice. – In: *Graves-Brown, Paul* [ed.]: *Matter, materiality and modern culture*. London and New York 2000, pp. 112–130.
- Němeček, Jan; Biman, Stanislav; Dejmek, Jindřich, and Kuklík, Jan*: Cesta k dekretům a odsunu Němců. – Praha 2002.
- Nenučil, Jiří; Rak, Michal; Friedl, Lukáš; Funk, Lukáš; Hložek, Josef; Marková, Svatoslava; Menšík, Petr and Netolický, Petr*: Archeologický výzkum na městském hřbitově ve Stříbře. – In: *Nenučil, Jiří et al.*: *Exhumace obětí II. Světové války. Předpoklady, východiska, výzkum*. – Plzeň 2011, pp. 79–81.
- Petrasová, Taťána*: Utopie a pragmatismus osvícenské architektury: klasicistní hrobky a hřbitovy. – In: *Lorenzová, Helena u. Petrasová, Taťána* [Hrsg.]: *Fenomén smrti v české kultuře 19. století*. Praha 2001, pp. 65–78.
- Prahl, Roman; Bažant, Jan; Janská, Lenka; Filip, Aleš; Roháček, Jiří; Machalíková, Pavla and Petrasová, Taťána*: Umění náhrobku v českých zemích 1780–1830 – Grabmalkunst in den böhmischen Ländern 1780–1830. – Praha 2004.
- Růžková, Jiřina and Škrabal, Josef* [eds.]: *Historický lexikon obcí České republiky 1869–2005*. I. díl. – Praha 2006.
- Sládek, Milan*: Němci v Čechách: německá menšina v českých zemích a Československu 1848–1946. – Hodkovičky 2002.
- Spirit, Michal*: Tzv. Benešovy dekrety. Předpoklady jejich vzniku a důsledky. – Praha 2004.
- Spurný, Matěj*: Nejsou jako my: česká společnost a menšiny v pohraničí (1945–1960). – Praha 2011.
- Staněk, Tomáš*: Odsun Němců z Československa 1945–1947. – Praha 1991.
- Suppan, Arnold*: Hitler – Beneš – Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa. – Wien 2014.
- Topinka, Jiří*: Dosídlování pohraničí Plzeňska 1954–1960 – Besiedeln des Grenzgebietes der Region Pilsen in Jahren 1954–1960. – In: *Minulostí Západočeského kraje* 43, 2008, pp. 115–162 and 530–531.
- Tóth, Andrej; Novotný, Lukáš u. Stehlík, Michal*: Národnostní menšiny v Československu 1918–1938, Od státu národního ke státu národnostnímu? – Praha 2012.
- Vaněk, Pavel*: Konstituování pohraničního území v letech 1948–1951 jako prvek ochrany státní hranice. – In: *Západočeský Sborník Historický* 7, 2001, pp. 332–339.
- Vaněk, Pavel*: Pohraniční stráž a pokusy o přechod státní hranice v letech 1951–1955. – Praha 2008.
- Vařeka, Pavel* [ed.]: *Archeologie 19. a 20. století. Přístupy – metody – témata*. – Plzeň 2013.
- Vařeka, Pavel; Balý, Radek; Funk, Lukáš and Galusová, Lucie*: Archeologický výzkum vesnic středověkého původu na Tachovsku zaniklých po roce 1945 – Die Archäologische Grabung der nach 1945 verschwundenen Dörfer mittelalterlichen Ursprungs in der Tachauer Gegend. – In: *Archaeologia Historica* 33, 2008, pp. 101–117.

Lucyna Przybylska

Roadside memorial crosses in Poland: a form of sacralization of public spaces¹

With 3 figures and 2 tables

1 Introduction

Roadside memorials are common in Europe and other parts of the world. There are many ways to interpret the phenomenon. In this paper, the subject of memorial crosses is examined as part of a more complex process of the sacralization of public spaces which has been taking place in Poland for three decades. According to the author's informants and own observation there seemed to be fewer memorials in the past; however, no data is available to support this statement. It appears that there have been no studies on memorial crosses in Poland to date. The intention of the research and this paper is to increase scholars' interest in memorial crosses in Poland. The paper focuses on the quantity, forms, general determinants and the partly spatial regularity of the erection of memorials in places where motor-vehicle accidents have occurred. Individual motivation or society's opinion on this matter are outside the scope of interest; however, they deserve a special investigation and, consequently, a separate article. In this paper, it is assumed that memorial crosses serve two functions: a personal need, for instance a means of coping with the death of a loved one, and a religious symbol, with the cross being the most important symbol of Christianity. One could decide to place flowers or stones to commemorate the deceased, but these alternatives would not address the need for a religious symbol. There are memorial sites along roadsides and in cemeteries, both with and without crosses, however those with a cross are more prevalent. Finally, it must be emphasized that all roadside memorials, according to Transportation Law, are illegal as it is prohibited to leave any items at the edge of public roads in Poland.

The research is based on both quantitative and qualitative analysis. It aims to compare findings from field and desk research conducted in the years 2009–2013, with selected scholars' opinions on both the matter of roadside memorialization

1 This paper is based on a presentation at the 40th Annual Meeting of the Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Heidelberg, 18th–21st September 2013). This paper is part of the research project, “*Sacralization of public spaces in Poland*”. It has been sponsored by the Polish National Science Centre according to decision number DEC-2011/03/B/HS1/00394.

and the process of sacralization. There are three main sections of the paper: theoretical (2–3), empirical (4), interpretation and conclusions (5–6). Firstly, the term ‘sacralization of public spaces’ is defined, followed by a study of the determinants and a description of forms of sacralization in Poland. An analysis of the worldwide tradition of erecting crosses is presented. Secondly, the data collected from field research along 2 704 kilometres of public roads is analysed on two scales: Poland as a whole, and limited to one city. Finally, the author's interpretation of contemporary forms of spontaneous roadside memorialization in Poland is presented.

2 Sacralization of public spaces

2.1 Definition

Until the early 1990s, it was generally assumed that there would be secularization processes in modernized societies (Davie 2013, p. 62). The active religiosity in the United States, the massive shift to the South of global Christianity and the emergence of Islam as a major factor in the modern world order made scholars coming from a European context rethink the secularization thesis. It is clear, as Grace Davie (2013, p. x) underlines in the preface to the second edition of “*The Sociology of Religion: A Critical Agenda*”, that religion's significance is increasing in many parts of the world.

Geographers, who traditionally focus on the spatial pattern of the activity of human kind, do not ignore the ‘new’ and interesting subject of religion, which is virtually as old as humankind. A Polish cultural geographer *Mariusz Czepczyński* (2012, p. 15) states that sacralization, historization, aestheticization and animation are new processes of the change in public spaces that have been well observed in the small towns of Pomorskie Voivodeship (northern Poland), and that sacralization belongs to the most vivid and dynamic contemporary socio-spatial process. It occurs, for instance, in historical, centrally located and renovated churches, newly-erected monuments of *John Paul II*, and during temporal outdoor sacral events (processions, holy masses). *Czepczyński* (2008; 2012) does not, however, define sacralization.

In this paper, the term ‘public spaces’ is used very widely as ‘areas or places accessible for everyone, especially public roads, streets, parks, market squares’. In many parts of the world one can observe the coexistence of sacred and profane in such everyday spaces. In the author's opinion, sacralization of public spaces can be defined as the placing of objects related to religion, as well as the previous existence of objects related to religion, such as churches, shrines and wayside crosses. Particular events can also lead to the sacralization of a space. Examples of such events might be a procession, mass or religious festivals held in a market square or along a street. Thus, sacralization can be considered either dynamically, as a process, or statically, as an effect of the occurrence of religious phenomena in public spaces. In other words, it is a visual manifestation of religion in public spaces leading to the outdoor form referred to by scholars of geography of reli-

gion as “*sacred space*” (Jackowski 2003, p. 113; Stump 2008, p. 25), “*religious landscape*” (Park 1994, p. 201), “*religious space*” (Klima 2011, p. 14) or even “*sacred structures*” (Havlíček and Hupková 2013, p. 100). These last researchers used the term sacralization as “*a process leading to an increase in sacred manifestations*” (Havlíček and Hupková 2013, p. 103), which is very similar to the author's above-mentioned proposal.

2.2 Determinants

The relationship between public space and religion is, for Stump (2008, p. 268), articulated by believers in two ways: “*by seeking to incorporate elements of their religious system into public space and by seeking to exclude phenomena inconsistent with their beliefs from public space*”. Religious figures and inscriptions on public monuments exemplify the incorporation of religious elements in public landscapes resulting in another form of hegemonic territoriality. Stump distinguishes three types of motivation for the presence of religion in the contemporary world. Two are responses of opponents to the trend of privatization of religion. One type of motivation results in projecting religious faith into the spaces of everyday life as it happens among fundamentalist groups in secular or pluralistic contexts, “*which seek to restore the influence of religious meanings across different scales of public space*” (Stump 2008, p. 296). In the second form of motivation, other adherents (e.g. Engaged Buddhism, liberation theology, and the Christian Democracy movement) adapt to the process of privatization by “*redefining the relationship of religious practice to secular relevance of religious meanings under changing circumstances*” (ibidem); they emphasize the public role of religion through conceptions of moral and social responsibility rather than through strict adherence to tradition. Finally, with the third form of motivation, adherents in traditional cultural settings, like fundamentalists in predominantly Muslim states, try to preserve society's acceptance of religion's role in the face of potential threats.

Poland probably falls somewhere between the latter pattern of believers' strategy in homogenous societies and the reaction in the first pattern in a more and more pluralistic reality. Official statistics illustrate this point: In 2008, the number of all officially registered and existing denominations in Poland amounted to as many as 163 churches and religious associations (compared to only 27 in 1979) but with one dominating: The Roman Catholic Church with the percentage of believers being 95.8 % (Wyznania religijne. Stowarzyszenia narodowościowe i etniczne w Polsce 2006–2008, 2010). Furthermore, on the one hand, one observes weakening religiosity, and on the other hand, rising engagement. In 2011, 40 % of Poles used to go to church every Sunday, and 16 % received communion (Dominicantes and communicantes 2014). In 1980, those statistics were as follows: 51 % and 8 %.

In this paper, it has been assumed that sacralization of public spaces occurs under two main conditions: the wish to express faith, as well as the possibility of doing so. The balance between need and possibility, these two basic determinants, seem to be relevant for different phenomena. The former (need) is the internal factor and depends on religiosity and the individual's situation, while the latter

(possibility) is closely related to politics, environment, economy, demography, and culture. In the author's opinion, religiosity and state politics are crucial factors in a Polish and Eastern European context. Other needs (esthetical, psychological) and possibilities (demographical, environmental, economic, and cultural) affect sacralization in Poland but are of secondary relevance.

For several decades following World War II the development of places of worship was restricted due to the socialist antireligious policy. The significant growth in the number of sacred structures (e.g. parishes, churches, religious order houses, religion-related place names) is related to the fall of communist dictatorships and political transformations in Eastern Europe after 1989. The fall of communism resulted in religious freedom and the growing influence of local communities on the decisions of administration. Scholars' interpretations of the Polish religious society often conclude with the statement that the Roman Catholic Church has played an important role in Polish national identity throughout history. Three factors may account for this historical role, as *Herbert* (2001, p. 39) points out: "*the disappearance of the Polish state, leaving the Catholic Church (and the Polish language) as central repositories of national identity throughout the nineteenth century, the continued denial of Polish independence under Soviet domination, and the virtual monopoly of the Roman Catholic Church on Polish religious life since 1945*". Similarly, *Casanova* (1994, pp. 159–194) claims that church – nation identification occurred between 1795 and 1914, when the Roman Catholic Church was the only institution capable of infiltrating the three Participants' borders (Imperial Russia, Prussia and Austria).

2.3 Forms

The author distinguishes three basic levels of contemporary sacralization in Poland: architectural, nominative, and temporal (*Przybylska* 2014). Architectural sacralization refers to monuments, churches, chapels, wayside figures and crosses. Nominative sacralization is represented by schools, cities, streets and other buildings named for patron saints. Temporal sacralization consists of rituals held in public spaces, for example open air services or seasonal decorations.

Architectural sacralization began first. Spectacular development of parish churches and chapels had already started in the 1980s, and lasted into the next decade. This busy building phase then slowed down, giving way to the rapid development of various sacred monuments, especially millennium crosses and those dedicated to Pope *John Paul II*. Nominative sacralization flourished in the 1990s in the form of municipal street names, and since the beginning of the 21st century it has been present in the form of public schools' patronage and outdoor advertisements of religious events (mainly connected to the liturgical calendar). Temporal sacralization is the newest. It began in the first decade of the 21st century. New holidays, such as Epiphany, and new rituals, such as religious festivals, marches, and open air meetings have gained many followers. In the author's opinion, these celebrations approximate the festivalization of society (*Richards* 2007, p. 257), or even religion itself.

Roadside crosses marking places of tragedy can be perceived as architectural objects as well as temporal objects. On the one hand, they are small 'copies' of traditional wayside crosses commonly known through the centuries in Catholic and Orthodox regions; on the other hand, they often disappear after some months or years, which caused *Klima* (2011) to classify them as ephemeral elements of the religious space of a city. A four-year field research project on memorial crosses (presented below) proves the dual spatial nature of the phenomenon of roadside memorials. At a glance, there are numerous roadside memorials, and many stay in place, undisturbed for years. These memorials become fixtures in the landscape. Other memorials disappear shortly after they are placed on a site, and are therefore more temporal in nature. Since they are clearly visible throughout the year, memorial crosses tend to be more similar to well-fixed architectural objects than to temporarily observed rituals. For example, Christmas decorations or Corpus Christi processions would doubtless be classified as forms of temporal sacralization. Therefore, due to the fact that memorial crosses are a commonplace feature of the Polish landscape, they are, in the author's opinion, a form of architectural, rather than temporal sacralization.

3 Worldwide tradition of erecting crosses

In ancient times, the cross was used as a tool for executions, a humiliating death sentence. The condemned were placed on the cross standing on hills or on roads leading into towns in order to frighten passers-by out of committing a crime. The same happened to Jesus Christ, as is written in the Bible. For this reason, the first Christians did not use the cross, but instead used the sign of a fish for identification. The cross became popular in the 4th century, with the historical conversion of Emperor Constantine (*Tyack* 2010, p. 3; *Odahl* 2010, pp. 98–120). *George S. Tyack* states that the wide-spread erection of crosses and use of cross-forms throughout Europe began from the period of the Crusades (*Tyack* 2010, p. 6); he reviewed various uses of the cross (e.g. preaching crosses, well-crosses, memorial crosses) in Christendom and especially in England. Alongside Polish roads, especially in the countryside, there are many small chapels and wayside crosses, both old and new. Polish folklorist *Urszula Janicka-Krzywda* (1999) considers fulfilling vows, depicting the place of unexpected tragic death, and symbolic borders of the village to be the origin of the construction of wayside crosses and shrines. The tradition of erecting wayside sacred structures originated in the Middle Ages but it became especially popular in the 17th century because of the Counter-Reformation and the rise of living standard of Polish peasants (*Janicka-Krzywda* 1999, p. 6). Consequently, today, "small roadside chapels are a common feature of the religious landscape in many areas, particularly those associated with Catholicism" (*Park* 1994, p. 201), including Poland. However, there are no chapels or crosses to be found along the edge of modern highways in Poland.

Nowadays we can distinguish two kinds of wayside crosses: the older ones, typical of rural Catholic and Orthodox areas for centuries, that were erected for var-

ious reasons, and smaller ones, called 'memorial crosses', that are observed all over the world and constructed, contrary to 'old, traditional crosses', for only one reason: that of a tragic death. Memorial crosses are part of a worldwide tradition of spontaneous memorialisation referring to the placement of fresh flowers, lighted candles, religious symbols and photos at the sites of motor vehicle accidents and homicides. An American geographer, *Wilbur Zelinsky* (2010, p. 275), describing religious landscape in the United States, mentions that, "*with depressing frequency, one comes across small crosses, floral displays, photos, and inscriptions memorializing the family member who perished in an accident at that point in the highway*". It has only been within the last 15 years, as *George Dickinson* and *Heath Hoffman* (2010, p. 155) emphasize, that roadside memorials commemorating the deceased have become common practice in Australia, Central America, Japan, New Zealand, North America, Northern and Southern Europe, and South America.

Several researchers (*Diasio* 2011; *Zimmerman*, 1995; *Everett*, 2002; *Peterson* 2010; *Dickinson and Hoffman* 2010; *Nešporová and Stahl*, 2014) have performed extensive literature reviews of roadside memorialization and comment on the variety of interpretations and of the functions and meanings of spontaneous memorialization. Memorial crosses, as well as other secular forms of roadside memorials, are believed to help people who unexpectedly lose a friend or family member cope with the emotional shock, intense thoughts about the fatal place and the realization that the beloved person is now gone forever. They combine the sacredness of death and the everyday profanity of traffic. The crosses can even be an objection to formal burial rituals and sites. According to the social and cultural context, some spontaneous memorials exist in part to help prevent the souls of the deceased from causing injury to the living; some "*encourage interaction in the form of prayers*"; others "*function primarily as a warning to the living to drive safely*" (*Zimmerman* 1995, p. 18). *Holly Everett* (2002, p. 14) points out that, "*roadside memorial markers offer a meeting place for communication, remembrance and reflection, separate from every day*".

However, one should not forget about the theological meanings of the Christian cross, which is a prevailing item put in places of fatal events in many parts of the world, as *Dickinson and Hoffman* (2010, p. 161) noted. Christians believe that Jesus' death on the cross was not his end but led to his resurrection on the third day, and consequently to eternity. Every believer's life is perceived similarly. Thus, the cross is a sign of hope for the victory of life over death, good over evil. Nevertheless, the sacred meaning of the cross nowadays coexists with the cross-cultural use of the cross symbol. Crosses are often used in fashionable jewellery or treated as a symbol associated mainly with death and cemeteries. *Olga Nešporová* (2011, p. 331) points out that, "*if roadside memorials can be considered 'graves without a body', then why should they not display 'crosses without Christianity'*", in a secularized Czech society. In the author's opinion, the religious side of the cross is clear and strong in the context of Polish history and religiosity rates (mentioned above). Hot disputes focused on the cross in the public sphere, documented, for example, in one of the issues of the journal "*Miscellanea. Anthropo-*

logica et Sociologica” (2013), prove this statement, too. Furthermore, the large number of crosses chosen for roadside commemoration can be treated as an indicator for the condition of Christianity. It is interesting that high official religiosity rates in Romania and low rates in the Czech Republic (*Nešporová and Stahl 2014*) correspond with exceptionally large numbers of memorial crosses in Romania (98 %) and much lower numbers in the Czech Republic (65 %). The next section of this paper, among other topics, reveals a resemblance between the Polish and Romanian use of crosses in spontaneous roadside memorials.

4 Empirical study

4.1 Country scale: national roads

Polish national roads are part of the public transport system. They include, among other things, motorways, highways, international roads and ring roads of major cities and metropolitan areas. National roads, numbered in Poland from 1 to 98, are recommended for transit and long-distance journeys, as well as alternatives to toll roads. Police statistics from the last few decades indicate that Polish roads are very dangerous. Nevertheless, the number of fatalities has been decreasing: in the 1990s, there were as many as 7 000 deaths per year. This number dropped to about 5 000 fatalities per year between 2001 and 2008, and then to about 4 000 in the following years, including the lowest rate (3 571 victims) in 2012 (*Wypadki drogowe – raporty roczne 2014*). In Poland, nearly 90 % of fatal road accidents take place in two-way, one-lane traffic, for example between Ruciane-Nida and Szczytno (road no. 58) in Warmińsko-mazurskie voivodship in northeast Poland. The sites of these accidents are usually marked with crosses (figure 1).



Figure 1

Photo: *Lucyna Przybylska*

Nonurban roads, usually going from one city border to another and occasionally through small towns, were surveyed. The study, which was conducted along public roads in 14 out of 16 provinces (voivodships in Poland), revealed a proliferation of crosses marking the sites of motor vehicle accidents. The average figure for Polish national roads is 16 crosses per 100 kilometres. In other words, one can see a memorial cross every 6 kilometres because as many as 444 memorial crosses along 2 666 kilometres of national roads were registered. All crosses were Latin, with the exception of two Orthodox crosses on eastern roads, road numbers 16 and 19, near the Lithuanian border, where the Polish Orthodox minority is concentrated. Memorial crosses are usually metal (black or unpainted). The research also aimed to calculate the percentage of secular and religious forms of roadside memorials. Among the surveyed roads, many featured memorials marked exclusively with crosses, but some routes were characterized by a small percentage of secular forms (even as many as 17 %). Thus, it was calculated that, on average, 7.5 % of the roadside memorials along national roads did not have the sign of the cross.

Unfortunately, on the basis of the data collected, regional diversification is not clear. In other words, a spatial pattern of the roadside memorials' distribution is not available. In every region there are national roads with both a large and small number of crosses. During the field research two extremes were recorded. No spontaneous roadside memorialization occurred in northern Poland on motorway no. 1 from Gdańsk to Toruń, while in south-western Poland along 112 kilometres from Zielona Góra to Legnica (road no. 3), the author noticed as many as 38 memorial crosses (the highest recorded rate). Table 1 contains data on selected national roads from the sample of 2 666 kilometres. The data provides an overview on the quantity of memorial crosses in Poland.

Polish Police Headquarters use different fatality rates to compare statistics (Wypadki drogowe – raporty roczne 2014). For example, the calculation might depend on the road category or the population. The number of fatalities per 100 000 inhabitants is one type of calculation. In 2012, the number of fatalities was highest in Łódzkie voivodship (12). The rate was also high in Kujawsko-pomorskie, Lubelskie, Mazowieckie, Podlaskie and Świętokrzyskie (11), but fairly low in Pomorskie and Dolnośląskie (8), where many memorial crosses were observed, as seen in table 1. Why were there so many crosses standing beside national roads in the voivodships, which was characterized by a lower rate of people killed in car accidents? Two possibilities emerge. It might be a question of varied customs, or varied roads. In the author's opinion, it is a matter of varied roads, despite having the same official category, 'national'. The reason for the author drawing this conclusion is explained below.

In 2009, when the author first began observing roadside memorials, the Polish roadside landscape had already undergone a transformation. Part of this transformation was a result of European Union funds being injected into transportation, for example the construction of ring roads in many cities and towns all over Poland. In the last decade, new toll motorways were opened as well. One of these motorways, numbered 1 (152 km, Gdańsk-Toruń, table 1), is an example of a lin-

Table 1: Number of memorial crosses on select Polish national roads
source: author's field research).

Roads	Distance (km)	Voivodships	Crosses	
			Total number	Per 100 km of roads (rounded)
Gdańsk-Toruń (1)	152	Pomorskie, Kujawsko-pomorskie	0	0
Łódź-Siewierz (1)	163	Łódzkie, Śląskie	24	15
Zielona Góra-Legnica (3)	112	Lubuskie, Dolnośląskie	38	34
Wejherowo-Słupsk (6)	80	Pomorskie	17	21
Koszalin-Kołbaskowo (6)	169	Zachodniopomorskie	20	12
Warszawa-Radom (7)	103	Świętokrzyskie, Mazowieckie	5	5
Tarnobrzeg- Rzeszów (9)	69	Podkarpackie	11	16
Poznań-Piła-Podgaje (11)	137	Wielkopolskie	23	17
Rzeszów-Lublin (19)	167	Podkarpackie, Lubelskie	23	14
Olsztynek-Szczuczyn (58)	145	Warmińsko-mazurskie, Podlaskie	10	7
Rusocin-Pieniążkowo (91)	67	Pomorskie	17	25

ear landscape cut, which gives rise to a homogenous roadside landscape with no roadside memorials, wayside shrines or crosses, figures of saints, nor spontaneously constructed assemblages in places of car accidents. Contrary to motorway no. 1, parallel road no. 91 (table 1), features rich roadside landscape because it meanders traditionally from a village to a town, and again to another settlement. There are not only as many as 17 memorial crosses, but eight traditional high wayside crosses and nine wayside shrines and figures along the 67 km section in Pomorskie voivodship. Field research performed in many regions proves the observation made with respect to motorway no. 1 and road no. 91, that the newer the road (newly constructed or just reconstructed), the fewer the roadside memorials. New roads have not yet 'gained their history' and they are safer, with lower fatality rates. For these reasons, spontaneous roadside memorials are seldom observed on newer roads. Reports of the General Directorate for National Roads and Motorways (Raport bezpieczeństwa ruchu drogowego [...] 2012) confirm the interdependence of the type of road and fatality rate which can be compared with the numbers of memorial crosses. For example, only five people were killed on motorway no. 1 within a span of ten years (the deaths all occurred in 2010). In the same period (2003–2012), road no. 91, parallel to motorway no. 1, was characterized by 125 fatalities, or from five to 19 deaths annually.

Furthermore, the neighbourhood of a city affects the distribution of memorial crosses in Poland. National roads close to big cities are usually busier than roads in remote places due to the large amount of traffic occurring near economic and cultural centres. More memorial crosses near big cities probably result from busier local traffic and consequently a higher fatality rate. For instance, there is a greater percentage of memorial crosses along road no. 6 from Gdańsk to the German border in Pomorskie voivodship than in Zachodniopomorskie (table 1). Road no. 6 is used by commuters of the north-western municipalities of the Gdańsk Metropolitan Area. Similarly, more memorial crosses were noted along roads coming out of other cities like Poznań and Warsaw, whereas a smaller number of memorial crosses was recorded in remote parts of these cities. It must be emphasized that one cannot draw the conclusion that generally cities have more roadside memorials than the countryside (the following chapter 4.2. supports this statement). The quantities of crosses in differing geographic areas are doubtless affected by many factors, such as volume of traffic, design of the roadways, religiosity of people living in the countryside versus metropolitan areas, to name a few. Recognizing these factors, the author assumes equal tendencies towards erecting memorials across the population so as to be able to better analyse the data.

4.2 Local scale: The Baltic city of Gdynia

The study of the phenomenon of spontaneous memorialization in the country of Poland shed light on the quantity of these structures and the partly spatial regularity of this phenomenon due to the kind of roads. Local scale research in the Baltic city of Gdynia, however, provides other characteristics of the phenomenon of memorial crosses. There is the question of duration and details on the form of spontaneous memorials in Poland.

Surprisingly, in the city centre of Gdynia, there are no wayside memorials. They are present, however, on each of five main streets (total 38 km) leading to the central part of the city. In November 2013, within the administrative border of Gdynia, there were three wayside memorials along Tricity express road S6, one on voivodship road 474 (Wielkopolska Street), three along powiat (district) roads (1633G, Chwarznieńska Street and 1626G, Witomińska Street), two along voivodship road 468 (Zwycięstwa Alley) connecting the centres of Gdańsk, Sopot and Gdynia, and as many as eight along Morska Street. Morska Street, the longest in Gdynia (8 km), was chosen for a detailed four-year field research study. It is partly voivodship road number 468 and national road number 6, and connects Gdańsk via Gdynia with Szczecin and leads to the German border. In the years 2005–2012, the intersection of Morska Street and express road S6 was determined to have the second highest amount of daily traffic (64 280 vehicles per 24 hours in 2012) among national roads in Pomorskie voivodship) (Badania natężenia ruchu w 2012 roku). Field observation of memorials on Morska Street was conducted twice a year, in May and November (table 2).

Table 2: *Memorials along Morska Street in Gdynia*
(source: author's field observation).

Types of	Time of field research							
	May 2010	Nov. 2010	May 2011	Nov. 2011	May 2012	Nov. 2012	May 2013	Nov. 2013
roadside memorials								
Metal crosses	4	4	4	3	5	6	6	6
Wooden crosses	0	0	1	0	2	2	1	0
Without crosses	0	0	0	1	2	3	1	2
Total	4	4	5	4	9	11	8	8

Field observations in Gdynia suggest that some memorial sites disappear in the course of a year, while others may last for decades. For instance, for at least four years, four single metal crosses have occupied the same spots on Morska Street. In November 2011, one of these crosses, not more than 30 cm high, was not visible from the main intersection (Morska Street and express road S6) of the busiest traffic. It was seen again in subsequent years. Similarly, flowers on a traffic light near a pedestrian crossing, documented in May 2012 for the first time, were absent in November 2013. Renovation of a section of Morska Street, at the end of 2012 and the start of 2013, explains the reduction of the number of roadside memorials from 11 to eight (table 2). In the course of four years, the same tendencies of appearing and disappearing, and long and short duration have been observed in different parts of the city. For example, along express road S6 there is a spot with crosses dating back to the year 1994. Chwarznieńska Street reflects the impact of street reconstruction on the disappearance of roadside memorials; one site vanished, but two others appeared. Similarly, in Zwycięstwa Alley, a white candle by the pavement, often lit, has been easily visible for many years, whereas two other memorial sites disappeared in 2011 and a new one was erected in 2012 (figure 2). Hence, change and continuity are distinct hallmarks of the phenomenon of spontaneous memorialization.



Figure 2

Photo: *Lucyna Przybylska*

Figure 2 is evidence that some memorials can survive even large overhauls undertaken by transport engineers. A wooden cross was erected after an accident in June 2012. Afterwards, during a major spring renovation of the crossroads in Zwycięstwa Alley, the cross was moved and relocated behind a tree. In autumn, the cross was returned to its original place in front of the tree, as seen in figure 2. This situation illustrates social acceptance of illegal memorial crosses in Poland. Evidence of the respectful behaviour of society towards memorial crosses can be also perceived during maintenance on the green belt. When grass is mowed, or snow removed to keep traffic safe, memorial crosses are left untouched, as the author has observed for four years in Gdynia and surrounding areas.

There is also the question of the form and appearance of spontaneous memorials. Of which elements do these spontaneous memorials consist? Memorials with crosses, mainly metal, prevailed in the four years of exploration along Morska Street; in some months they were even the only memorials (table 2). The percentage of memorials with crosses varied from 73 % to 100 % on Morska Street. Considering all the above-mentioned main streets, marked with 17 spontaneously erected memorial sites, as many as 14 consisted of the Latin cross (82 % of all memorial sites). Most of the crosses stood separately, except for two places in express road S6, which consisted of double and triple crosses. Of these 17 memorial crosses, nine were metal and eight wood. In Gdynia, there are three memorials without religious symbols: one candle along Zwycięstwa Alley and two assemblages of candles and flowers on Morska Street. One of these secular memorialization's on Morska Street used to have a photo of a young man stuck to the trolleybus pole in the period from November 2011 to May 2013 (it was the only memorial with a picture in Gdynia), whereas the other had small stones arranged in a circle with fresh chrysanthemums in the middle (figure 3).

Roadside memorials are usually accompanied by flowers and candles identical to those usually put on graves in cemeteries in Poland. Only three sites with crosses stood without any additional objects, such as a candle or group of candles, fresh or artificial flowers in a pot, vase or simply tied to the cross. In some cases, floral elements varied according to the season. For example, heather and chrysanthemum in autumn and daffodils in spring. November 1 and 2, All Saints'



Figure 3

Photo: Lucyna Przybylska

Day and All Souls' Day, are very important holidays for all Poles, regardless of the strength of their faith. On these holidays, almost every memorial site has a lit candle and is decorated with the very popular chrysanthemum.

Considering the form of roadside memorials in Gdynia, it must be emphasized that the clear majority of them are not accompanied by written messages, plaques or inscriptions identifying the person or date of tragedy. In November 2013, as few as 4 of 16 sites consisted of some kind of information: 1) a statement in German "*Wir vermissen Dich*" ("*We miss you*") on a small, white, wooden cross on a tree along the forested section of Chwarznieńska Street, 2) a grave-like plaque (figure 2) attached to a wooden cross along Zwycięstwa Alley, with the inscription in Polish, "*Bardzo chciałem żyć*" ("*I wanted to live so much*"), dedicated to *Michał*, aged 23, who died tragically on June 19, 2012), 3) an encrypted dedication to the victim ("*Cybiemu*" – probably a nick-name) and initials of a person ("*CJ*") who must have placed the small plaque by a steel cross along Morska Street, and 4) in all probability the oldest, and partly illegible plaques attached to three old crosses on express road S6 in commemoration of *Andrzej Bobka* and two priests, *Stawomir* and *Piotr*, who died on March 9, 1994.

Finally, some remarks on the location of the 17 roadside memorials in Gdynia are necessary. The majority of spontaneous memorials stand close to roads, directly on the ground, which is usually grass, as is well seen in figures 1–3. Moreover, crosses are placed in such a way that they face approaching cars. Only two memorials (wooden crosses) were put in other places, such as a tree trunk or the pole of a road sign.

5 Discussion

Data obtained from the field research, as presented in chapter 4, enable the generalization and interpretation of the phenomenon of memorial crosses. Comparing the author's study with the conclusions of other scholars concerning spontaneous roadside memorialization in Italy (*Diasio* 2011), Sweden (*Petersson* 2010), the Netherlands (*Klaassens et al.* 2009), the Czech Republic and Romania (*Nešporová and Stahl* 2014) and the US (*Zimmerman* 1995; *Everett* 2002; *Dickinson and Hoffman* 2010) identifies some common features and discrepancies. In Poland, spontaneous roadside memorials consist of one, or several, of the following items: cross, flower (fresh, artificial, cut or potted), candle, gravestone (vertical or horizontal), and stone, photograph of the deceased or pieces of a damaged vehicle (mostly a motorcycle helmet). Other objects were not observed, for example stuffed animals as seen in Sweden and North America (*Petersson* 2010, p. 145; *Everett* 2002, p. 65). It must be emphasized that spontaneous roadside memorials in Poland, those marked with crosses as well as those without, remain, in the clear majority, anonymous, similarly to *Zimmerman's* (1995, p. 115) research but contrary to those of *Everett* (2002, p. 79) and *Klaassens, Groote and Huigen* (*Klaassens et al.* 2009, p. 191), as well as *Nešporová and Stahl* (2014, pp. 27–28).

The other concluding remark is that memorial crosses prevail in Poland, as in many parts of the world. *Dickinson* and *Hoffman* (2010) estimated through a postal questionnaire survey sent to the director of the Department of Transportation in each of the 50 states of the United States that 73 % of memorials contained religious symbols and 27 % were secular. However, *Zimmerman's* (1995, p. 38) research on roadside memorials in five counties in south central Kansas found 87 % crosses and *Everett* (2002, p. 78) documented as many as 44 crosses in 35 memorial sites in Austin, Texas. The research conducted in the Czech Republic found that among one hundred roadside memorials, more than two-thirds featured the symbol of the cross (*Nešporová* 2011, p. 331). Although *Petersson's* (2010) and *Diasio's* (2011) papers focus on the meaning of sacred/secular memorials and therefore ignore the percentage rate, one can draw a conclusion that the cross is not a prevailing element of roadside memorials in the cities of Malmö, Sweden and Rome, Italy. Neither is the cross a common element chosen in the Netherlands to memorialize the deceased, as the rate is only 17 % of 150 photographed memorials (*Klaassens et al.* 2009, p. 191). In Poland, on average, only 7.5 % of spontaneous roadside memorials which have been erected along national roads in various regions do not have a symbol of the cross. Thus, the uniqueness of the Polish religious roadside landscape lies mainly in the quantity of crosses. A memorial cross, statistically observed every 6 kilometres, deserves to be recognized as a common feature of the roadside landscape in Poland. It must be emphasized that Poland resembles Romania, where 98 % of the surveyed roadside memorials in Bucharest consist of the cross (*Nešporová and Stahl* 2014, p. 28). The impact of predominant religion and religiosity rates on the type of roadside memorialization is well observed. Memorial crosses prevail in Orthodox Romania and Catholic Poland, both of which are characterized by a religious populace, while in the partly Protestant Netherlands, with low church attendance, there are far fewer memorial crosses standing along the roads.

Regarding the appearance of the cross, the collected data indicate that half the memorial crosses are metal (usually black or unpainted), from 30 cm to about 1 meter high. These findings differ from observations undertaken by other researchers. In Texas, *Everett* (2002, p. 78) noted that of 44 memorial crosses, most were wooden (80 %) and painted white (68 %). In his study area in Kansas, *Zimmerman* (1995, p. 38) counted 16 sites with white, wooden crosses, which is 52 % of all memorials. In Poland, there are no styrofoam crosses like those observed by *Zimmerman*. Secondly, the majority of Polish memorial crosses are singular. Occasionally, one can see a group of two, three or even four crosses standing close to each other, symbolizing the number of deceased in one road accident. Moreover, nearly 100 % of surveyed memorial crosses are Latin, which makes the Polish roadside landscape a homogeneous one. Religious landscapes, *Everett* (2002, p. 12) points out, reflect diversity, negotiation and usually mirror religious hegemony. In Poland, forms of spontaneous memorialization reflect the denominational structure of Polish society with the exceptional position of the Roman Catholic Church.

It must be noted that some cemetery rituals are incorporated into the roadside in Poland. The most vivid activity in the course of the year belongs to a common practice of decorating roadside memorials in the last week of October and first week of November. The crosses, candles and flowers that are placed at this time are of the same type as those seen on Polish graves on All Souls' Day. Furthermore, November rituals taking place at the roadside not only maintain the vitality of a memorial and prove the existence of the memorials' guardians, but indicate general social acceptance to the phenomenon as well. This acceptance is well observed during roadworks, as described in chapter 4.2. The reconstruction of local transport systems does not always result in the elimination of illegal memorial sites. Similarly, *Dickinson and Hoffman* (2010, p. 163), after examining American policies regarding roadside memorials, concluded that "*the States are generally sensitive to the grief of the survivors by balancing these concerns with the responsibility to maintain public safety*".

In the author's opinion, memorial crosses are a part of the complex process of sacralization of public spaces in Poland which has been taking place for three decades. They are a form of the increased visual manifestation of sacredness. In addition to autumn rituals, new flowers and candles are put on, or under, the memorial cross in spring (usually at Easter), or in summer. All these rites can be associated with the process of temporal sacralization of public spaces, whereas memorial crosses themselves belong to the field of architectural sacralization, as described in chapter 1.3. It must be emphasized that local scale field research found both changes and continuity of localizations of spontaneously erected memorials which de facto place the phenomenon of roadside memorialization between stability and instability.

Roadside memorials are private, illegal, uncommercial rituals taking place on streets, roads and highways, changing the seemingly nondescript public roadside, as *Klaassens, Groote and Huigen* (*Klaasens et al.* 2009, p. 199) pointed out, into an intense private place of grief. Through the usage of a religious symbol, here the cross, the phenomenon of roadside memorialization gains a religious perspective of interpretation. Moreover, the correlation of the two interpretative views, based on personal as well as religion-based activity, leads to the third meaning associated with roadside memorials, which is 'privatization of the sacred'. Memorial crosses are part of folklore, popular (religious) activity or the rise of individualism in postmodern society. In Poland, memorial crosses can also be read as evidence of what *Davie* (2013, p. 110) believes: that the matter of religion is an integral part of modern society.

Finally, there is also the question as to whether memorial crosses represent a response to 40 years of communist desacralization in Poland. The answer is complex. Numerous roadside memorials undoubtedly resulted from the regained freedom of public expression in different spheres of life (economic, political, religious, and educational) after the Great Transformation in 1989. This author's conclusion agrees with *Nešporová and Stahl's* (2014, pp. 35–36) discussion concerning the sharp increase in the number of roadside memorials in the Czech Republic and Romania since 1990. The appearance of different forms of landscape sacral-

ization, including memorial crosses, seems to be a process of compensating for past deficiencies in the respect for human rights, including religious freedom. The possibility of erecting wayside shrines and crosses was nearly stopped in Poland during the communist era. This does not mean that there were no sacred roadside structures erected, including small crosses in places of fatalities, but there were much fewer. It was considered a brave act of rebellion to put a cross in a public space. As noted above (chapter 2.2), the Church played a significant role in forming national and Christian identity in Poland. It must be emphasized that the material sign of the cross, as well as the Church, was in the socialist period in Poland often associated with the symbol of opposition against the communist regime. It is claimed that the Roman Catholic Church was the repository of the general idea of freedom in hard times of political and religious oppression.

There is, however, another explanation. The author believes that in the past, more people were accustomed to obeying the law because they were afraid of punishment. Crosses, as with other illegal items, were not often put on the roadside. Secondly, one must remember the regime's suspicion concerning private and public activity, and reluctance to allow any signs of religious initiatives. Fighting for a lay society was a state priority before 1989. Thus, the improper sign of the cross was immediately, or simply more often than today, removed from public spaces. In 1984, a well-known spectacular situation involving small roadside crosses took place in Włocławek. Crosses used to be spontaneously erected on the way going up to the dam where the priest Popiełuszko was thrown into the Vistula River by militia. Once placed in the night, the militia disposed of them in the morning. Nowadays, although roadside memorialisation is still illegal, municipal and transportation authorities tend to tolerate the symbols. Memorial crosses do not interfere with antireligious state policy today as they used to before 1989 in Eastern Europe. Nevertheless, memorial crosses are still against Polish law. It seems, however, that the Transportation law is not a sufficient argument to remove memorial crosses, contrary to antireligious ideology in the past.

6 Conclusion

To conclude, the aim of this paper was to examine the phenomenon of commonplace roadside memorial crosses in Poland. The crosses were analysed on two basic levels: as material objects differing in appearance and location, and as a religious symbol. In Poland, memorial crosses seem to be a form of the wider process of sacralization of public spaces which resulted from Poland's unique history and the role of religion. On the one hand, Polish society is very religious and the Roman Catholic Church has a strong presence. On the other hand, the impact of politics (the socialist era and the previous 123 years of lack of independence) remains meaningful. The symbol of the cross has been incorporated into the Polish landscape in many ways throughout the ages, especially next to churches, in fields, cemeteries and on numerous monuments dedicated to national martyrdom. Since the 1990s, a cross is more frequently chosen to mark a death in a motor vehicle

accident. On average, one can see a memorial cross on every 6 kilometres of national roads. In the past, in Poland, the cross has always played a vital role and the high rate of crosses in roadside memorials (92.5 %) proves it is still an important symbol for Poles.

Based on the collected data, it is impossible to distinguish any spatial regularity of the memorials' distribution, for example differences between northern and southern regions, but it is clear that the type of road matters. The neighbourhood of an agglomeration, the reconstruction of roads and the age of roads all affect the distribution of memorial crosses in Poland. In the author's opinion, future research on roadside memorials in Poland should focus on urban-rural differences. A closer look at Gdynia revealed fewer memorial crosses in the streets than along national roads passing through towns and villages (82 % versus 92.5 %). Is this evidence of more secularized urban areas and a stronger attachment to the cross in the countryside? Perhaps further studies will answer this question, as well as bring to light other detailed discrepancies in urban and non-urban areas. Finally, it must be emphasized that other potential fields of interest on the subject still remain to be investigated, such as society's perception of the phenomenon, the motivation of people constructing such memorials and transportation office policies towards illegal roadside commemorative signs in Poland. According to the author's knowledge, aside from one chapter in a short article (*Przybylska* 2013, pp. 32–34), this paper is the first attempt at a description and interpretation of Polish roadside memorials in an international forum.

Summary

This paper focuses on the emerging phenomenon of spontaneous memorialisation at the sites of motor vehicle accidents in recent years in Poland. As in many parts of the world, the locations of the accidents are marked by flowers, candles, religious symbols, photos and even professional gravestones. In 2009–2013, field research was conducted along 2 704 km of Polish roads, mainly national highways and motorways: on average one can see a memorial cross every 6 kilometres. The research found that crosses prevail (92.5 %) over other secular memorial forms. It is assumed that memorial crosses are a part of the process of sacralization of public spaces, which rapidly increased after the Great Transformation in 1989. The crosses are both the expression of various personal needs and a historically rooted attachment to the cross, if not to religiosity itself, since instead of the cross one could choose flowers or stones to commemorate the deceased.

Zusammenfassung

Straßenkreuze in Polen: Eine Form der Heiligung öffentlicher Räume

Dieser Artikel behandelt das in den letzten Jahren aufkommende Phänomen der spontanen Memorialisierung an Verkehrsunfallorten in Polen. Wie in vielen anderen Teilen der Erde werden diese Orte mit Blumen, Kerzen, religiösen Symbolen, Fotos und sogar professionellen Grabsteinen markiert. Zwischen 2009 und 2013 wurde eine Feldforschung auf 2 704 km polnischer Straßen durchgeführt, hauptsächlich entlang von Landstraßen und Autobahnen: Im Durchschnitt kann man alle sechs Kilometer ein Gedenkkreuz finden. Die Studie zeigte, dass Gedenkkreuze (92,5 %) gegenüber anderen weltlichen Formen des Gedenkens überwiegen. Es wird angenommen, dass Kreuze Teil des Prozesses der Sakralisierung von öffentlichen Räumen sind, die nach der großen Transformation 1989 deutlich zunahm. Die Kreuze sind einerseits Ausdruck unterschiedlicher persönlicher Bedürfnisse, aber auch einer historisch begründeten Beziehung zum Kreuz oder der Religiosität selbst, wenn anstatt mit Kreuzen auch mit Blumen oder Steinen der Verstorbenen gedacht wird.

References

- Badania natężenia ruchu w 2012 roku. – https://www.gddkia.gov.pl/userfiles/articles/n/natezenia-ruchu-2000-i-2005-oraz_303/SYGNALIZACJE_%C5%9AWIETLNE_2012.pdf [last access: 28.01.2014].
- Casanova, Jose*: Public religions in the modern world. – Chicago 1994.
- Czepczyński, Mariusz*: Cultural landscape of post-socialist cities. Representation of powers and needs. – Ashgate 2008.
- Czepczyński, Mariusz*: Przestrzeń publiczna jako forma reprezentacji społeczności lokalnych. Między hibernacją a animacją centrów małych miast woj. pomorskiego. – In: Studia PAN KPZK CXLIV, 2012, pp. 7–19.
- Davie, Grace*: The sociology of religion: A critical agenda. – London 2013.
- Diasio, Nicoletta*: Pamięć nietrwała. Estetyzacja żałoby prywatnej w przestrzeniach publicznych. – In: Borzyszkowski, Jerzy [ed.]: Nekropolie Pomorza. Gdańsk 2011, pp. 619–628.
- Dickinson, George E. and Hoffmann, Heath C.*: Roadside memorial politics in the United States. – In: Mortality 15 (2), 2010, pp. 154–167.
- Dominicantes and communicantes. – <http://www.iskk.pl/kosciolnaswiecie.html> [last access: 28.01.2014].
- Everett, Holly*: Roadside crosses in contemporary cemorial culture. – Denton 2002.
- Havlíček, Tomáš and Hupková, Martina*: Sacred structures in the landscape: The case of rural Czechia. – In: Scottish Geographical Journal 129 (2), 2013, pp. 100–121 [DOI:10.1080/14702541.2012.754931].
- Herbert, David*: Religion and the “Great Transformation” in Poland and East Germany. – In: Herbert, David [ed.]: Religion and social transformations. Aldershot 2001, pp. 13–63.
- Jackowski, Antoni*: Święta przestrzeń świata. Podstawy geografii religii. – Kraków 2003.
- Janicka-Krzywda, Urszula*: Kapliczki i krzyże przydrożne polskiego Podkarpacia. – Warszawa 1999.
- Klaassens, Mirjam; Groot, Peter and Huigen, Paulus P.P.*: Roadside memorials from a geographical perspective. – In: Mortality 14 (2), 2009, pp. 187–201.
- Klima, Ewa*: Przestrzeń religijna miasta. – Łódź 2011.
- Miscellanea. Antropologica et Sociologica, 13, 2013 [http://maes-online.com/abstracted.php?level=4&id_issue=872155 (last access: 24.09.2016)].
- Nešporová, Olga*: Private Grief in Public Space: Roadside Memorials in the Czech Republic. – In: Rotar, Marius and Teodorescu, Adriana [eds.]: Dying and death in 18th–21st century Europe. Cambridge 2011, pp. 331–350.
- Nešporová, Olga and Stahl, Irina*: Roadside memorials in the Czech Republic and Romania: Memory versus religion in two European post-communist countries. – In: Mortality 19 (1), 2014, pp. 22–40.
- Odahl, Charles*: Constantine and the Christian Empire. – London and New York 2010.
- Park, Chris C.*: Sacred worlds. An introduction to geography and religion. – London and New York 1994.
- Petersson, Anna*: The production of a memorial place: Materialising expressions of Grief. – In: Maddrell, Avril and Sidaway, James D. [eds.]: Deathscapes. Spaces for death, dying, mourning and remembrance. Farnham and Burlington 2010, pp. 141–159.
- Przybylska, Lucyna*: Solidarity and identity in memorial crosses in Gdansk. – In: International Journal of Humanities and Social Science 3 (7), 2013, pp. 26–34, http://www.ijhssnet.com/journals/Vol_3_No_7_April_2013/3.pdf [last access: 11.01.2014].

- Przybylska, Lucyna*: Sakralizacja przestrzeni publicznych w Polsce. – Gdansk 2014.
- Raport bezpieczeństwa ruchu drogowego na sieci pomorskich dróg krajowych w 2012 roku. – https://www.gddkia.gov.pl/userfiles/articles/r/raporty-bezpieczenstwa-ruchu-drogu_302/GDDKiA_Gdansk_Raport_BRD_2012.pdf [last access: 29.01.2014].
- Richards, Greg*: Cultural events and festivalization. – In: Richards, Greg [ed.]: Cultural tourism. Global and local perspectives. New York 2007, pp. 257–280.
- Stump, Roger W.*: The geography of religion. Faith, place and space. – Lanham 2008.
- Tyack, George S.*: The cross in ritual, architecture and art. – London 2010 [first published in 1896].
- Wypadki drogowe – raporty roczne, <http://statystyka.policja.pl/st/ruch-drogowy/76562,Wypadki-drogowe-raporty-roczne.html> [last access: 12.01.2014].
- Wyznania religijne. Stowarzyszenia narodowościowe i etniczne w Polsce 2006–2008. – Główny Urząd Statystyczny 2010.
- Zelinsky, Wilbur*: Organizing religious landscapes. – In: Conzen, Michael P. [ed.]: The making of the American landscape. London and New York 2010, pp. 253–278.
- Zimmerman, Thomas A.*: Roadside memorials in five South Central Kentucky Counties. Masters Thesis & Specialist Projects, Western Kentucky University 1995. – <http://digitalcommons.wku.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1905&context=theses> [last access: 20.02.2014].

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and
Maarten G.J. Duijvendak

Spanish flu and funerary customs. Mortality peaks, death culture and the spatial layout of cemeteries in the northern Netherlands¹

With 10 figures and 2 tables

1 Introduction

An important part of our culture is related to dying, death, burial and the commemoration of those that passed away. Funerary customs form the complex of beliefs and practices used by peoples to honour and commemorate the deceased. These customs vary between cultures, religious denominations and presumably between ages. It is generally assumed that death cultures belong to what is called the ›longue-durée‹ by historians of mentalities, the aspects of culture that develop slowly, if at all. Actually, there are much more nuances to this idea than this sentence shows, as is summarised by *André Burguière* (2006, pp. 165–188). The causes of death and the process of anticipation and preparation leading up to a person's final hour, and the way people are buried and commemorated are subject to temporal variations.

Any comprehensive and comparative study of death-cultures needs an interdisciplinary approach. The understanding of practices circling around death, in all their different forms and variations over space and time, need the input of various disciplines. This interdisciplinary context is provided by the EU Interreg IV funded programme *Memento Mori/Living Heritage*, that focuses on memorial culture (material and immaterial) concerning deaths and burials in the Dutch-German Ems-Dollard area. It aims at (comparative) research into the historical culture of death and remembrance in the region and at accumulating knowledge that could help to understand cultural differences across the border and assessing the cultural values of churchyards, cemeteries, individual graves and tombstones. Scholars from different institutes and different disciplines (the University of

1 Parts of the article have been presented as a paper to the 40th conference of the Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa – ARKUM e.V. in Heidelberg, 18–21 September 2013 and to the 10th European Social Science History Conference, Vienna, 23–26 April 2014. We would like to thank the participants for their comments.

Groningen, the Fryske Akademy and the Ostfriesische Landschaft) cooperate with all kind of organisations that are advising municipal-boards and churches on graves and cemeteries. From these different perspectives emerged a rich, layered and a more integral view on the differences in death cultures in this border region. So the research is as much on differences and similarities in death cultures on two sides of the border as it is on comparing the development in the way different social strata mourned and coped with bereavement.

In this article we focus on the mortality peaks caused by the Spanish influenza and its effects on society, with special reference to funerary customs. Our aim is to assess the consequences of this influenza epidemic for the way people dealt with death and bereavement in a practical sense. Did it influence the way the dead were buried and mourned? To answer this question, we combine perspectives from social, cultural and media-history with a spatial perspective. Our case-study is the town of Veendam in the Northern Dutch province of Groningen.

2 The geography of death – The Spanish flu in the northern Netherlands

In 1918 an influenza A-virus circled the globe. The First World War, with its mass movements of men in armies and aboard ships, was responsible for the rapid spread and sudden outbreaks. It is estimated that approximately one third of the world's population was infected during the 1918–1920 epidemic. Recent estimates of total death tolls vary from 50 to a 100 million worldwide (*Barry 2004*, p. 5). One of the most remarkable aspects of the influenza pandemic of 1918–1920 is the high death rates among young adults. The death pattern was W-shaped with mortality peaks among infants of five years and younger, 20–40-year-old women and men and the elderly (*Morens et al. 2008*). Many who died were young, healthy people; older people possibly had greater immunity since they had survived the influenza epidemic in 1889.

The name “*Spanish influenza*” suggests that the disease originated in Spain, although available research suggests this was almost certainly not the case. At the time, information on the influenza was scarce, as the warring nations kept the outbreak of a pandemic disease of crippling proportions as secret from their adversaries as possible. Spain, as one of the neutral nations had no system of censorship, so the press was able to report much earlier about the disease there than in other countries. Europe, North America and Asia have been mentioned as places where the pandemic most likely had its beginning (*Crosby 2003*, p. 26). Historians *Alfred Crosby* and *John M. Barry* have both suggested that the virus of 1918 probably originated from a military camp in Kansas, United States (*Crosby 2003*, pp. 18–19; *Barry 2004*, p. 91). While British virologist *John Oxford* contends that a military camp near Étapes in 1916, in Northern France is the most likely point of origin for the disease (*Oxford et al. 2002*, pp. 111–114).

The influenza pandemic of 1918 is largely erased from our collective minds even though it was one of the most devastating disease outbreaks in recorded history. The failure of writers and others to mention the disease was already noted

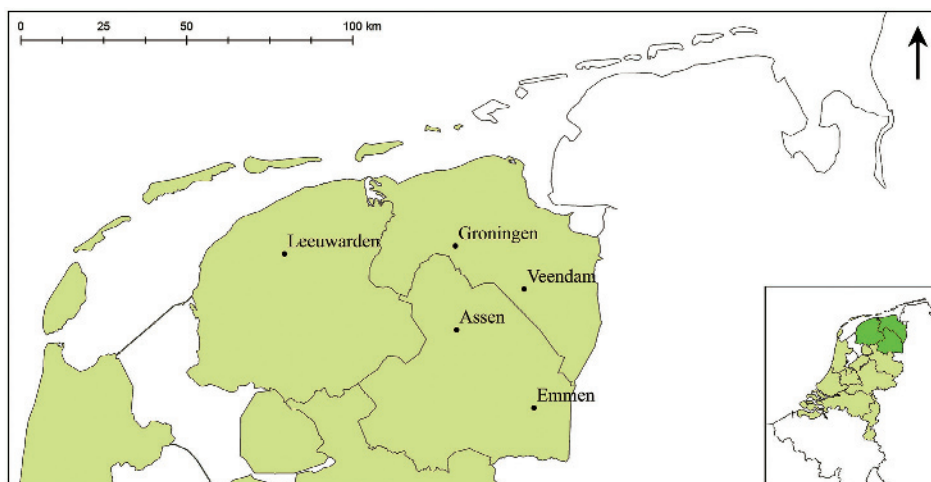


Fig. 1: The three northern provinces of the Netherlands: Friesland (capital: Leeuwarden), Groningen (capital: Groningen) and Drenthe (capital: Assen)
 Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

by Crosby, who argued that the First World War relegated the devastating impact of the Spanish influenza pandemic outbreak in 1918 to obscurity: “*The war, itself, was probably, the most important cause of the relative indifference to the pandemic*” (Crosby 2003, p. 320). Crosby also added that the nature of the disease and its epidemiological characteristics encouraged forgetfulness in the societies it affected: “*The disease moved too fast, arrived, flourished, and was gone before it had any but ephemeral effects on the economy and before many people had time to fully realize just how great the danger was. The enormous disparity between flu’s morbidity and mortality rates tended to calm potential victims.*” (Crosby 2003, p. 321).

The Spanish influenza seems to be neglected as a subject of academic study. Social historians responsible for writing the history of the first two decades of the 20th century are, in general, more interested in change over time, and in the political, economic, and intellectual trajectories that explain those changes. The study of a seemingly random natural disaster such as the 1918-epidemic has little to offer to that kind of research. Nor does it seem to be an attractive subject to medical historians, maybe because, if anything, epidemic outbreaks tend to display the limitations of modern scientific medicine, rather than its successes. In the Netherlands there have been some studies on the subject. Historian *Eric Mecking’s* “*Het Drama van 1918*” (Mecking 2006) dealt with the Dutch experience with the Spanish influenza, and the subsequent global search for the virus and a vaccine. In 1968, at the time of another flu scare, a Dutch journalist was commissioned by *Philips-Duphar*, a pharmaceutical company, to publish an overview on the pandemic outbreak in 1918 (*De Gooijer* 1968, re-issued in 1978), apparently to promote flu-awareness.

3 The spread of the flu

News of a rapidly spreading infectious disease first arrived in the Netherlands in late May, when several Dutch newspapers published a release by the press agency Reuter that the king of Spain, the prime-ministers and his cabinet and large parts of the population were suffering from an “*unknown disease*”.² From late May 1918 on, over the course of a couple of weeks, Dutch newspapers wrote about a deadly and infectious disease, known as the “*Spanish disease*”, that was spreading across Europe, and slowly making its way towards the Netherlands. By Mid-July, it became clear that the influenza virus would not bypass the Netherlands. The first report of an infection in the Netherlands stems from the Eastern town Losser, province Overijssel at the Dutch-German border. Two factory workers returning home from work across the border in Essen, Germany, had fallen ill.³ The industrialist arms manufacturer *Krupp* in Essen, who employed many Dutch labourers, was reported to have 1 600 workers down due to influenza.⁴ In the following weeks, newspapers reported a growing number of cases of the disease all across the country. Especially in places where large numbers of people worked together in closed spaces, such as mines and human transport, many fell ill, and although the disease took a mild course with most patients, some deaths were reported.

In general, the pandemic struck the armed services earlier than the civilian population. In the Netherlands it seems that, in the early stages, the outbreak was mostly concentrated in military camps and barracks. In Oude Pekela, in the province of Groningen, the first case of illness was a petty-officer from Assen, the capital of Drenthe, and the next seven cases were also soldiers, among whom three were from Assen and one from Groningen. In the early stages of the first wave of influenza in the summer of 1918, the armed services were probably the most important human carriers who allowed the disease to spread so rapidly among the civilian population – the mobilization of the troops due to the war, large groups of them on leave travelling across the country to their hometowns, and a high population density resulted in a high probability of infection for the civilian population as well (*Quanjer* 1921, p. 15).

In Assen, the military garrison suffered several hundreds of sick soldiers. Health officers reported 743 severe cases of the flu, among those 24 cases with serious complications, and four people died of pneumonia.⁵ In the city of Groningen, several hundred mild cases of the flu were announced at the internment camps for British prisoners of war. At this point, despite high risks of infection and the sudden character of the disease, the camp residents were still free to move about the city, and civilians visited the camps to attend social activities. A week later, when civilians were also infected, some expressed concern about the irre-

2 *Nieuwe Rotterdamsche Courant* 28 May 1918.

3 *Nieuwe Rotterdamsche Courant* 9 July 1918.

4 *Nieuwsblad van het Noorden* 16 July 1918.

5 *Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde* 1918, pp. 442–444.

sponsible attitude towards the disease, as civilians were allowed to freely enter the English internment camp and the inhabitants of the camps were able to “*go about their way*”, instead of isolating the already infected barracks.⁶

But of course, travelling civilians, like the factory workers from the Dutch-German border areas, were equally capable of transmitting the virus. In the late summer of 1918 many were struck with fear: hundreds of factory workers from the border regions, who worked in the large industry factories in the Ruhr-area, started returning to their hometowns in order to escape the disease.⁷ The state-owned mines in the province of Limburg, which were also dependent on large numbers of migratory workers, also suffered greatly, reporting over 1 500 sick among their personnel. The Central Dutch Health Council took the outbreak seriously enough to request doctors to keep track of the number of infected, so the disease could be monitored (*Quanjer* 1921, p. 2).

Like in most areas across the world, the influenza came in three waves in the Netherlands: the first mild wave of the disease took place from July to September 1918; a second wave, much more severe from October 1918 until the summer of 1919; and a third, much less severe, wave in the spring of 1920. During the first wave, in the period from July-September, 3 225 people died from the flu. This number was corrected to include all causes related to the Spanish flu, such as pneumonia. During this period, mortality rates from influenza in the Northern provinces ranked well below the national average of 1.92 influenza deaths per 1 000 inhabitants for July-September. The highest mortality rates were registered in Overijssel, and in the southern provinces of Noord-Brabant and Limburg. By October, in Overijssel the number of casualties rose again, and in particular in the region of Twente. By the end of September, newspapers were able to report that on the whole the disease was subsiding, however, a month later, the disease returned with an “*unprecedented virulence*”.⁸

Of the three Northern provinces, Drenthe far exceeded the others in the number of deaths during the second wave of the Spanish flu (Table 1). The total mortality rate for November was close to 77 deaths per 1 000, while in the province of Groningen the rate grew to almost 50. Many people died from a combination of pneumonia and influenza. As table 2 shows that, generally speaking, the disease was less aggressive in cities than in rural areas, where entire families would often live together under unhygienic circumstances in small shacks, lacking proper ventilation which caused a high risk of infection. Access to proper medical care is probably an important factor as well (*Hemmes* 1955, p. 132). The mortality rates of the Spanish flu were lowest in cities like Amsterdam, Rotterdam and The Hague, while the highest death rate was in Emmen, a rural long-stretched municipality in the province of Drenthe with a population of about 20 000 inhabitants. Besides Emmen, seven other municipalities in Drenthe showed a very high mor-

6 *Het Volk*, 16 July 1918.

7 *Nieuwsblad van het Noorden*, 16 July 1918.

8 *Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde* 63, 1919, pp. 879–880.

tality rate of over 10 deaths per 1 000 inhabitants. In Groningen there were six municipalities with similarly high mortality rates: Beerta, Finsterwolde, Termunten, Muntendam, Oude Pekela and Onstwedde. Our case-study town Veendam showed a death-toll of merely 5.9 per 1 000 inhabitants during the peak in November 1918. With its 12 980 inhabitants in January 1918 it was an average rural town, in an economic sense strongly connected with the agricultural environment.

Table 1: Mortality rate of the Spanish flu in the Netherlands in 1918, by province per 1 000 of total population
Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde 63, 1919

	Total population	July-Sept 1918	October 1918	November 1918	December 1918	January 1919
Noord-Brabant	714 973	2.39	6.55	34.88	8.84	3.52
Gelderland	723 437	2.07	12.79	32.51	8.23	5.56
Zuid-Holland	1 636 097	1.69	7.02	21.28	10.03	4.66
Noord-Holland	1 270 808	1.88	12.25	24.47	5.88	2.75
Zeeland	245 933	0.98	6.83	31.08	9.06	2.15
Utrecht	327 192	1.87	8.80	28.64	11.29	4.11
Friesland	384 363	0.79	3.50	34.47	11.99	3.00
Overijssel	431 757	2.70	22.90	29.93	10.09	6.84
Groningen	358 663	1.43	10.04	49.32	12.08	4.02
Drenthe	200 951	1.85	8.03	76.73	17.38	3.88
Limburg	430 489	3.07	9.23	38.80	11.12	3.93

Table 2: The Spanish flu mortality rate in the last quarter of 1918 in larger and smaller communities
Hemmes 1955, p. 110

	Mortality rate	Total inhabitants in towns of mentioned size on 1st January 1918
Towns with population over 100 000	2.9	1 621 208
Between 20 000–100 000	4.0	1 385 274
Less than 20 000	4.9	3 718 181

4 A closer look at the second wave

The sudden outbreak of influenza in the summer of 1918 seemed unimportant compared to other news. On the whole, the pandemic outbreak was treated as news of secondary importance. In the Netherlands, the explosive rise of mortality in November 1918 was largely overshadowed by news about the unwinding of the First World War, with shortages of food and resources, domestic political turmoil, a Socialist revolutionary spirit that was rumoured to be spreading, the steady stream of incoming prisoners of war returning from camps in Germany, and French and Belgian refugees, who fled from Kaiser *Wilhelm's* armies retreating through their regions (*Mecking* 2007, pp. 15–16). By the end of October thousands had already made their way into the Netherlands and many more were expected once the war had ended.

It is important to remember that deadly epidemics were not an unfamiliar phenomenon during this period of time. “*Terrific epidemics of typhoid, yellow fever, diphtheria, cholera, etc. were well within living memory*” (*Crosby* 2003, p. 319). Deaths that are visible in the news are the unusual deaths. When we look at the news today, it would seem that hardly anyone dies from natural causes either, and that our world is full of murders, catastrophes and accidents. A person’s status, their age and gender, and the cause of death are important factors in the decision if deaths are reported in the news (*Hanusch* 2010, p. 45). Identification with victims is an important factor in the coverage of death and dying in the news. It seems that children and mothers are generally seen as the ideal victims, while adult men are usually not seen as worthy of compassion, because they are not perceived as “*helpless or innocent*”. Elderly men form an exception to this rule (*Hanusch* 2010, p. 38). Paradoxically, during the influenza outbreak in 1918, another group became worthy of compassion, as large numbers of young men and women succumbed to the flu.

The death register of the municipality of Veendam did not only contain data on the date and age of death, it also contained the street where the person died. Based on this death register the places where the flu victims lived were reconstructed, as well as the spread of the Spanish flu over the city of Veendam (figure 2). The Spanish flu hit Veendam in the first half of September. At that moment, one infected person was recorded, who lived in the central part of Veendam. During the second half of September deaths were recorded in the northern parts of the city, but the small hamlets surrounding Veendam were not yet affected. During the first half of October flu victims were also registered in the *Omelanderwijk*, a hamlet southeast of the centre of Veendam. Also to the east of the city, the first flu victims were registered. Between the first and second half of October the Spanish flu turned into a true epidemic, as almost the complete centre and periphery of Veendam was affected. It continued into the first half of November, after which the flu mainly manifested itself in the outskirts of Veendam. In January and February relatively little flu deaths were registered.

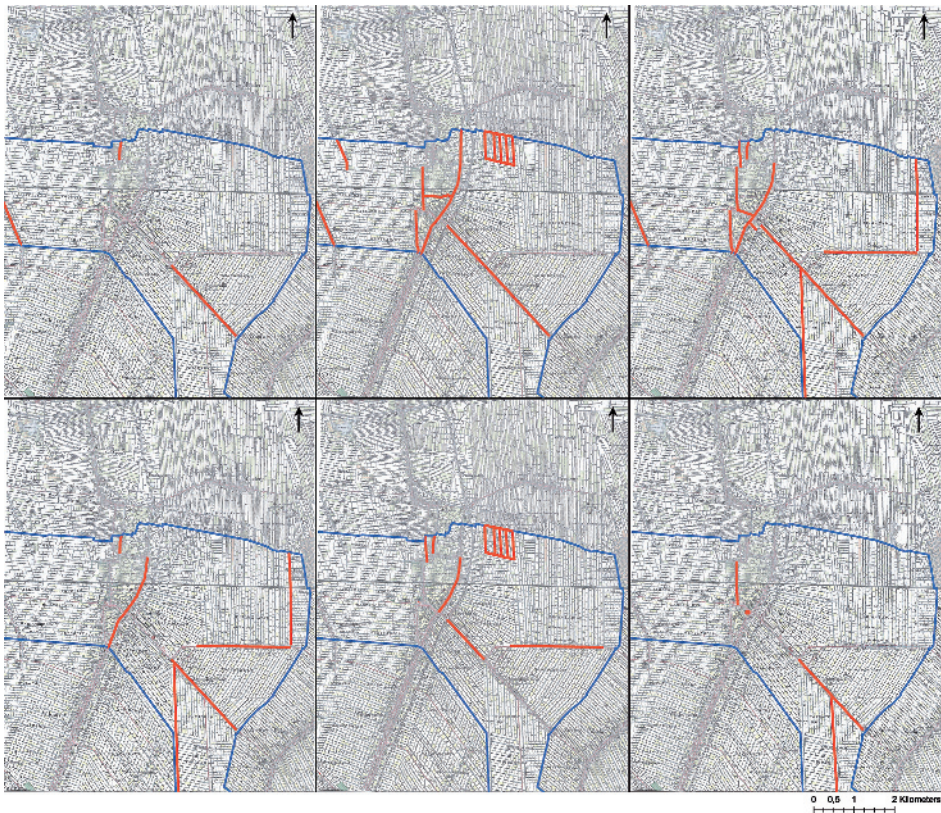


Fig. 2: *Veendam with red streets mentioned in the death register*

The municipality borders are marked in blue. Top row, left to right: 1st half of October, 2nd half of October, 1st half of November. Bottom row, left to right: 2nd half of November, 1st half of December, 2nd half of December

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

5 Sources on death, funerals and the flu

An interdisciplinary approach on death, burials and commemoration brings in a long list of potential sources. It varies from the actual grave and its situation in the cemetery to all the different forms of registrations that were made when someone died. For this article, we made extensive use of the civil registration that started in the Netherlands in 1811 as a continuation of the ecclesiastical listings concerning the interment in the grave. The civil registration informs us about the name, the place and the date of birth and death of the deceased, his or her occupation and their parent's name.

Besides these civil registers, the authorities kept a registration on the causes of death for medical and statistical purposes. This register is based on the certificates by the doctor about the most probable cause of death. In the Netherlands, starting in 1900, these causes were categorised according the internationally accepted

scheme developed by the French doctor *J. Bertillon*. That means these causes were classified by the approximate anatomical site where the fatal disease raged, not always the actual type or name of the disease (*Van Dijk* 1982, pp. 145–157). These registers were processed by the local clerk at the city hall and sent in to the Dutch statistical office to supply them with monthly information in order to calculate national statistics. In general, the information was not archived on the local level, however, in the town of Veendam these lists still exist, for the years 1908–1959.⁹ This information could be matched with the administration of the cemetery. This administration of the communal cemetery is about buying (or renting) graves for a certain number of years. Apart from that, there are remnants of an administration made at the cemetery itself about the actual interment.¹⁰ The combination of information on the graves with the civil registers on the deceased and the cause of death formed the basis of our spatial analysis.

There are more public sources of information on deaths and funerals. Newspapers flourished in the early decades of the 20th century. In the Netherlands, two different processes stimulated the growing relevance of the newspaper as a mass medium. At the turn of the century local and regional newspapers became accompanied by national journals for the different religious denominations and political views. There was severe competition because of the ongoing debate on the extension of the vote in the Netherlands, which lasted until 1917. During these years the content of the newspapers changed, they developed a new relation to their audiences. The international and national political news remained on the main pages, but new additions to the newspapers were small and local news, accidents, fires, reports from the local council, the theatre and the music hall, and gradually the newspaper became a companion in the household, with a lot of local news, a feuilleton, advertisements of local shops, family announcements, the names of graduated students and special pages on Sunday (*Broersma* 2002, pp. 256–257).

Newspapers were not clean-cut commercial enterprises but different ideological, political and religious backgrounds of the newspapers turned them into competitors on a segmented market. There were several newspapers in the Northern Netherlands. The most important was the *Nieuwsblad van het Noorden* (more liberal 1888–present). An orthodox protestant newspaper became published in the region 1886–1939. The first Roman Catholics started a newspaper in 1880 *Ons Noorden* which appeared as a daily between 1913 and 1963. Besides, newspapers started in smaller parts of the provinces, local papers, socialist papers, etc. for example the socialist *Het Volk* (1900–1940) and the Catholic *Het Centrum* (1884–1971). In Veendam (the second town in the province according to rank-size) a local newspaper already started in 1829. The weekly paper mostly published commercial and shipping news, Veendam was an important commercial

9 Gemeente archief Veendam arch.nr. 1128.

10 This information was made accessible by a voluntary association that hosts the website of the churchyard of the Dutch Reformed Church in Veendam (<http://www.kerkhofveendam.nl> [last access 3.9.2015]). We would like to thank the volunteers for the help with accessing data and all other questions regarding the cemetery and the people buried there.

centre in the 19th century. In 1918 there existed different local journals in Veendam (and in surrounding areas), apart from the regional ones. The most important were the *Nieuwe Veendammer Courant* and its rural competitor the *De Noord-Ooster*. Most of these newspapers did not give information on the size of their edition, but the *Nieuwsblad van het Noorden* became the largest; and it proudly mentioned 27 000 copies published daily in 1918. This seems quite a number, compared to the 359 000 inhabitants the province had at the time. But the *Nieuwsblad van het Noorden* was sold in parts of the neighbouring provinces of Friesland and Drenthe as well. Whatever the message was, newspapers were well read by a large number of people. (*Tammeling* 1988, pp. 63–65, 71–83).

The journals had different types of news about death: death-announcements, obituaries and sometimes an account of a funeral. They started publishing death announcements quite early, but the number of announcements grew when papers became popular. The price of an announcement varied. Around 1918 the first five lines cost 60 cents, every extra line 12 cents. People from outside the province of Groningen had to pay extra still: the first five lines 100 cents, extra lines 20 cents. There was a small difference in pricing between newspapers. The prices of an advertisement in *Ons Noorden* were the cheapest for a while.¹¹ The average death-announcement counted some ten to twelve lines, so someone from within the province had to pay 130–150 cents. In comparison, around 1910 a rural labourer with a permanent position in the province of Groningen was paid some 110 cents for a day's work (*Knippenberg* and *De Pater* 1988, p. 124). Of course the newspaper was a source of information on the epidemic and the way it influenced the daily lives of people in 1918–1919. The papers published official documents, copied news from other (foreign) newspapers, and there were all kind of advertisements that could be related to the Spanish Flu.

6 The flu in the news

During the height of the outbreak, regional and national newspapers alike would mainly report on numbers of death and/or infections under headers like “*Spanish Influenza*” (*Spaansche Griep*) or “*Miscellaneous Messages*” (*Gemengde Berichten*), rather than individual cases. Some national newspapers would report monthly death tolls; every now and then an article of a more general nature or on measures that could be taken to prevent infection would be featured. As information was scarce, national newspapers would borrow coverage from regional papers and vice versa. The Spanish flu would only sporadically feature on the front page news.

In early November, in Groningen, newspapers reported that the Spanish influenza was raging heavily; they brought daily reports about high morbidity and

11 See the information in the headers of (*Nieuwe*) *Provinciale Groninger Courant*, *Nieuwsblad van het Noorden*, *Ons Noorden*, different years.

mortality rates, and measures were taken to close schools and other places where many people gathered. National newspapers reported on a number of small towns in the Northern provinces that were suffering many deaths: By the end of October, the death toll by influenza in Wildervank had already exceeded 40 per 1 000 inhabitants.¹² In Oude Pekela the peak of mortality was on the 8th of November (*Hemmes* 1955, p. 108), in the following week, another twenty-five people died over the course of a couple of days, in several families more than one member died.¹³ In Hoogkerk, just below Groningen, next to Spanish influenza there were multiple epidemic outbreaks at the same time: measles, the whooping cough, small pox. In Eastern Groningen large numbers of people died every day, among them many “*young powerful people*”.¹⁴

In Drenthe, the Spanish flu had an absolute debilitating effect; especially the city of Emmen (southeast of Drenthe) was struck hard by the disease (*Mecking* 2006, p. 129). Mid-November, it was reported that 76 people had died from flu over the course of one week.¹⁵ In the following week, the number of deaths had risen to 150 individuals.¹⁶ A total of 366 people would die in one month in Emmen, the largest number out of all municipalities with a population above 20 000 (*Mecking* 2007, p. 16). In southwest of Friesland, the disease had struck hard as well, although less people seemed to die here. The disease was raging in several Frisian towns, demanding multiple deaths.¹⁷ Although the morbidity rate was quite high, in many places mortality rates were normal.¹⁸

Sometimes, newspapers would report on individual cases. Only the most extreme ones – with multiple deaths in one family – would make it into newspapers. For instance, on the 26th October, the news that farm worker *Hittjo Burema*, living at the Beneden Oosterdiep in Veendam lost three of his young daughters to the complications of the Spanish flu, before they reached the age of 8 years, was featured in several regional and national newspapers. Another case that was considered worthy of reporting was in Grouw, Friesland, where a skipper was reported to sail with his flag at half mast, because in the days before his wife and four daughters had died.¹⁹ It is important to note however, that these were certainly not isolated cases; across the nation thousands of families would lose two or more children and/or a parent due to influenza.

12 *Algemeen Handelsblad*, 19 November 1918.

13 *Het Centrum*, 14 November 1918.

14 *Het Centrum* 30 October 1918.

15 *Het Volk* 11 November 1918.

16 *Het Centrum* 15 October 1918.

17 *Leeuwarder Courant* 9 and 16 November 1918.

18 *Algemeen Handelsblad* 17 November 1918.

19 *Nieuwe Rotterdamse Courant*, 21 November 1918.

7 The flu in daily life

At its peak, the first weeks of November 1918, the papers published news about the Spanish flu and possible effects daily. On Saturday November 2nd, alarming figures about the number of deaths were given for the city of Groningen: “*Monday: 20, Tuesday: 10, Wednesday: 7, Thursday: 17, yesterday: 11, while the last year’s daily average was 5, in October*”, followed by the reassuring comment that the city’s doctor said the epidemic was on its retreat. Nevertheless, a couple of days later the same paper brought alarming news on places in the Netherlands where elementary and secondary schools were officially closed for a week.

Derived from the press coverage in the Northern Netherlands an image of daily life emerges that was seriously impaired by the outbreak of the influenza. In different towns, local authorities took different actions in order to prevent the disease from further spreading amongst the population. By then, influenza had taken hold over the entire province of Groningen.²⁰ In most places in the Northern provinces schools were forced to close their doors and send their children and students home. In the city of Groningen schools were not officially closed, but some of them de facto were. On October 23, the mayor and aldermen decided to keep schools open as long as possible and to combine classes if necessary, because of the large number of teachers and pupils being ill. They wanted to be informed, two times a week, about the number of absent children and teachers who had taken ill in each community school.²¹

Authorities in Veendam first decided to close all institutes of education for eight days. A week later, the closure of the schools was extended indefinitely. A number of young people had succumbed to the Spanish influenza.²² Schools re-opened on November 18th, at least the schools that were not in use as housing for refugees.²³ In several places in the North, annual markets were cancelled or held without a fair or music playing.²⁴ However, whenever circumstances would allow it, the healthy would seize the occasion to go out and relax, and carry on with their life as normally as possible. In Wildervank, it was reported that church services on Sunday went ahead as scheduled, despite the request of local authorities to cancel them.²⁵ When it was announced in the *Nieuwe Veendammer Courant* that the movie theatre in the Kerklaan, in Veendam, which had been closed for some time because of the Spanish flu, re-opened its doors the next Saturday evening featuring the popular film, “*Es Werde Licht*”, a crowd was expected to visit.²⁶

20 *Het Centrum* 4 November 1918.

21 RHC GA, Gemeentebestuur van Groningen (4), (1908–)1916–1945, inv. 11768, 24 October 1918.

22 *Nieuwsblad van het Noorden*, 16 October 1918.

23 *Nieuwe Veendammer Courant*, 16 November 1918.

24 *Nieuwe Rotterdammer Courant*, 6 November 1918.

25 *Nieuwe Veendammer Courant*, 23 October 1918.

26 *Nieuwe Veendammer Courant*, 20 November 1918.

8 Doctors and the flu

General practitioners played an imperative role during the outbreak of Spanish Influenza in 1918. Because there was a lack of reliable data, when the Central Health Council placed an appeal to physicians in *Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde* to fill in registration forms, 90 of them responded (*Quanjer* 1921). Several doctors experimented with possible cures for the disease, and shared their personal experiences. Sometimes it would be reported that a certain treatment had been successful, but usually quickly followed by cases in which the same treatment did not show any significant results (*De Melker* 2005, p. 686). Because there was no cure and doctors seemed to disagree on the right course of treatment there was an opportunity for people to profit from the circumstances by advertising their wonder cures. Local newspapers were filled with advertisements for ‘abbey syrup’, medicinal herbs, powders and potions. Insurance companies also saw potential in the threat of disease, by using the pandemic outbreak to target young men to consider getting life insurance (*De Melker* 2005, p. 687).

In November, a shortage of medical personnel was the most pressing problem. The Central Health Council received a total of 171 requests from all across the country to replace doctors that had either fallen ill, succumbed to the flu, or simply could not handle the enormous number of patients. The council placed a large advertisement in several national newspapers, calling on all available nurses to report to a local hospital and help take care of the sick, because of all the refugees coming in. In several towns in the Northern provinces, doctors and nurses were overworked, sick, or had succumbed to influenza themselves. After the signing of the peace treaty on the 11th November, the government was faced with another pressing issue: the return of prisoners of war detained in Germany that would return to their homeland passing through the Netherlands. There were expected to be around a 100 000 POWs, and powerful precautionary measures to protect the refugees, as well as Dutch citizens from further escalating the outbreak of Spanish influenza were necessary.²⁷

In Veendam, a local organization took on an initiative to cover the shortages in medical care. On November 6, *Het Volk* writes that the socialist union institute, the *Bestuurdersbond voor Veendam en Omstreken*, had called upon able-bodied women to take care of families in need in Veendam or Wildervank, in exchange for a fee. Creative solutions were needed to take care of these short-term problems, like shortages in staff. In Winschoten, local authorities were forced to call in the help of retired former employees to replace the decimated staff at the office of the Postal services.²⁸

The Dutch National government barely reacted to the rapidly spreading disease. Bread rations were raised because physicians had successfully argued to the cabinet that one of the main reasons for the high susceptibility to the virus was

27 *Nieuwe Rotterdamse Courant*, 11 November 1918.

28 *Het Volk*, 20 November 1918.

malnourishment. Malnourishment was a well-known and widely discussed topic, as it was becoming a real problem during the end of the war. So, on the 6th of November it was announced that the population would be eligible for a weekly ration of 260 grams instead of 200.²⁹

9 The Spanish flu and death announcements

Death announcements are an important component for studying attitudes towards death and dying, as one of the few public aspects of funerary culture in the Netherlands. The general picture is that in the 18th and early 19th century emotions surrounding death were shared at least with family, relatives, friends and a larger group of neighbours. In the second half of the 19th century things started to change. The public expression of grief and sorrow disappeared from the streets and became shared among a smaller number of people. It is suggested that an emotionalisation of human relations, the strengthening of family-life, turned the death of a family member into a family event. The middle-classes are seen as the main bearers of this social-cultural process (*Ariès* 1974; *Mitchel* 2007; *Parkes et al.* 1997; *Jacobsen* 2013). There are differences in the way death is announced, the phrasing of grief, and the almost ritual sentences expressing the feelings of loss. And of course, announcements differ in factual information, information on how to respond (or not), information on the funeral, etc. (*Duijvendak* in press, p. 4). For this paper we collected death announcements from two different newspapers of people who were buried at the cemetery of the Dutch Reformed Church in Veendam in the period September 1918–March 1919.

Earlier research suggests that most death announcements did not invite to the funeral, however, in more than a quarter of the death announcements of Spanish flu victims in Veendam, there was an invitation for people who wished to attend the funeral and/or pay their respects to the family. Normally, it seems people were expected to appear at the ‘sterfhuis’, the house where the dead was placed on a bier, at the day of the funeral. Usually this was the house of the deceased or someone close to his/her family. Sporadically, mourners were invited to some sort of establishment, like a bar or hotel. For instance, although the reasons are not entirely clear, when farm worker *Otto de Boer* died during the second wave of the Spanish flu, his widow invited people, who wanted to “pay their last honours” (“*de laatste eer wensen te bewijzen*”), to assemble in the hotel *De Leeuw*, in *Borgercompagnie* on the 24th October at noon. As stated, not all the death announcements invited people to the funeral, raising the question how people were informed about the funeral in general. Where they invited personally by the undertaker or someone close to the family, or by letter? Some such letters have been found in late 19th century elite families, but they seem to be an exception to the rule (*Duijvendak* 1996, pp. 72–88). Despite the Spanish flu forming a serious

29 *Algemeen Handelsblad*, 6 November 1918.

strain on daily public life in the Northern Netherlands, from studying the death announcements from the Veendam area, it is clear that funerals and paying your respects to the deceased and their family remained a social event and an important part of social life during the disease outbreak in November 1918.

Sometimes death announcements would refer to the cause of death, although exact causes were never named. One important feature that is shared by many announcements are several variations of the phrase “*after a short time in sickbed*” (“*na een kortstondige ziekte*”), or “*after a brief malady*” (“*na een korte ongesteldheid*”) which unambiguously refers to an aggressive and deadly course of the disease where a person could go from perfectly healthy too deadly ill over the course of a couple of days, or hours even. Sometimes the days that the deceased had been sick were mentioned.

In some cases, the death announcements of flu victims would tell the story of family tragedies that had occurred, as they would refer to earlier deaths within the family. On the 18th November, *Neeltje Schoester*'s father announced that after carrying his wife and their mother to the grave on 11th November, now he and his children lost a daughter and a sister at the age of 6 years.³⁰ Another case is that of the 32-year-old *Drewes Harm Tuil*, who passed away on the 3rd December 1918, a week after he and his wife buried their 2-year-old daughter *Jantje* who died on the 21st November.³¹ It is interesting to see that the girl's death announcement is very sober – only her name and age are given, and no invitation or reference to the funeral. The father's announcement commemorates the earlier death of the daughter. Visitors to the funeral are not invited to the house of the deceased, but to a neighbour's house.

10 Cemeteries in the Northern Netherlands

From mediaeval times on it was customary to bury the dead inside the church, a habit that continued into the 18th and 19th century. For example, in the period 1793/1974, 80 percent of the deceased were buried inside a church. The remaining 20 percent were buried outside the church, partly because most of them could not afford a church burial (*Van Steen and Pellenbarg* 2006a, p. 625) and partly because of different religious beliefs (*Cappers* 2013, p. 332). Already in this period of burial inside the church, the location of the grave was of great importance: the most expensive places in the church were those near the altar or in conspicuous places.

As early as the 17th century, doctors recommended that burials inside the church should be forbidden as the corpses spread ‘miasmas’ or bad odours which caused illness among the churchgoers, priests and gravediggers. New cemeteries were to be constructed preferably outside build-up areas. This advice was not

30 *Nieuwe Veendammer Courant*, 19 November 1918.

31 *Nieuwe Veendammer Courant*, 5 December 1918.

taken to heart (*Cappers* 2013, pp. 334–339). By the legislation of the Napoleonic period cities were obliged to find suitable burial grounds outside the city walls, but again city councils were reluctant to apply the new rules. Additionally, the wealthy families were unwilling to abandon their family vaults. In 1813, the Dutch King *Willem I* would allow burial in churches again and for the moment no new cemeteries had to be created (*Duijvendak* 1996, pp. 79–83).

During the 19th century many epidemics infested the larger cities of the Netherlands and the disposal of the dead inside churches became problematic. At the same time, scientists sought the cause of the epidemics in part in the false odour which deceased people spread, thus contaminating the living (*Cappers* 2013, pp. 360–366). Through the proposed law of 1827 it became forbidden to bury the dead inside churches starting on the 1st January 1829. From then on, new cemeteries had to be located outside build-up areas (*Duijvendak* 1996, p. 82; *Van Steen* and *Pellenbarg* 2006b).

As with the burials inside the church, differences between graves continued to exist in the cemeteries. Most cemeteries contained sections with different grave rights (e.g. Veendam [province of Groningen]: *Hoetjer* 1981, p. 72; Hollandscheveld [province of Drenthe]: *Metselaar* 2007, pp. 132–133). There were grave rights that could be bought for undefined periods, sometimes graves even had eternal rights. Next to these, there were graves that could be rented for a limited period. Graves could be acquired in different ways. The graves that were rented for a limited period became available in the order of the availability of the next free grave in the row. These sections filled grave by grave, row by row. After a certain period, when the contract ended, the grave was cleared and reused.³²

The graves with rights for an undefined period of time or for eternity could be purchased when a new cemetery was opened or when a new section was added to an existing cemetery. Graves were sold at auctions (*Hoetjer* 1981, p. 72). These auctions were a method for well-to-do families to show their wealth by buying the most graves in the nicest locations. After the purchase the graves could remain unused for decades until a family member died. Another possibility was that when a person died, multiple graves were purchased to make sure that relatives could be buried next to each other in the future. Sometimes more graves were bought than needed and graves were sold via private purchases. The filling of the sections with this type of graves occurred in a completely different and more random manner, since it depended on which families purchased which graves and the moments of their deaths.

Other differences that existed were the classes of graves. These were not always differences in the type of grave rights (although that was sometimes the case) but it was mainly a difference in prominence of the location of the grave. The better and more expensive classes were located on more conspicuous locations, for instance closer to the main paths (*Kok et al.* 1994, p. 135).

32 Based on the order of burials in the general cemetery of the city of Veendam. There is no reason to expect that it was different in other cemeteries.

11 Mortality peaks and the cemeteries

Cemeteries were one of the places where the effects of the Spanish flu or any other epidemic must have been most visible. Earlier epidemics have had influence on the burial customs and the use of cemeteries as well. For example, during the malaria outbreak of 1826 people were obliged to bury their dead within three days instead of the usual period of five days (*Baron* 2006, p. 4). The cemeteries of the city of Groningen saw a rise in the prices of graves during this peak in mortality rates (*Cappers* 2013, p. 369). Similar consequences might be expected for the influenza outbreak in the winter of 1918. Other possible effects could be the burial in mass graves for the poorer sections, the clustering of graves or the temporary abolishment of differences in grave rights to speed up the burial process. Although it can be expected that a high percentage of the deceased died from the Spanish flu, not all graves of the period September 1918 to March 1919 belong to flu victims. To see if there are any effects caused by the flu, registers of causes of death were used to establish who the flu victims were.

12 Manifestation of the Spanish flu

During the early stages of the epidemic, the flu was not recognized or was not always named as cause of death. To take into account only the cases in which ‘influenza’ or ‘Spaanse griep’ is mentioned as cause of death would mean an underrepresentation of the true number of flu deaths (*Johnson and Müller* 2002, pp. 108–109). For a better representation of the flu victims, related symptoms also need to be considered.

The Spanish influenza virus was an A-type influenza virus, more specific the aH1N1 variant. Typically, victims would have high fevers for several days and other regular flu symptoms. However, it is now generally assumed that most people in fact did not die from the influenza virus but from a secondary bacterial infection of the upper respiratory-tract (*Morens et al.* 2008). The immune system was weakened by the virus and the sick person became more prone to bacterial infections. Physicians were well aware of this correlation between the flu and pneumonia (*Quanjer* 1921, pp. 26–45; *Hemmes* 1955, pp. 107–110), especially the ‘pneumonia crouposa’ and ‘pneumonia catarrhalis’ were often mentioned symptoms. Another effect of this particular virus was the high risk of miscarriages with women in the first trimester of their pregnancy (*Bloom-Feshbach et al.* 2011).

The expectation for the cemeteries in the Northern Netherlands would be that they manifest a visible peak in the number of burials with relatively more young adults during the period September 1918 to March 1919. For the accompanying registers with causes of death, the registration of influenza or Spanish flu would be expected, but also a multitude of respiratory diseases.

13 The Veendam flu victims

To see whether the Spanish flu influenced funerary customs, especially those regarding the (use of the) cemetery, a case study has been made. For several reasons the cemetery of the Dutch Reformed Church in the city of Veendam has been chosen. Firstly, Veendam is located in one of the areas that was hit hardest, the eastern part of the province of Groningen. It was of considerable size and only had one general cemetery in the period concerned, the Dutch Reformed cemetery. Secondly, the archives of the city council and Dutch Reformed church from this period not only contain registers with grave rights, but there are registers with causes of death available in the city's archives. And finally, the lists of people buried on the general cemetery of the city of Veendam were already digitally available.³³ An analysis has been made on the data of the period between September 1918 and March 1919.

A total number of 247 people died in the period between September 1918 and March 1919 in Veendam. A clear peak in mortality can be seen in the months of October, November and December (figures 3 and 4). In those months respectively 55, 76 and 34 people died. The average number of deaths per month for the years 1918 and 1919 is 20.³⁴ The first possible flu victims were already registered in September, but from October on the influenza developed in a catastrophic way.

In the register with causes of death a total of 69 different causes of death were found. Some of the causes of death are clearly related to influenza or can be described as influenza-related symptoms. Other diseases are possibly linked to the flu, but with a lesser degree of certainty because of the general description. Other diseases are clearly not related to the Spanish flu. For the sake of clarity an overview was made to divide the causes of death in five different categories (figure 5):

1. Certainly flu: Spanish flu or influenza is named as cause of death.
2. Causes of death with a strong association with the Spanish flu: pulmonary afflictions of whom association with the flu is known, diseases that occurred after the flu (e.g. pneumonia after Spanish flu), influenza without the mention of the Spanish flu variation, still born children of which the mother had influenza.
3. Causes of death with a possible association with the Spanish flu: pulmonary afflictions without a known association with the Spanish flu (e.g. acute pneumonia), other flu related symptoms (e.g. acute gastro-enteritis).
4. Certainly no flu: causes of death that are certainly not associated with the Spanish flu, such as cancer, heart deceases and chronicle inflammation of the kidneys or strokes.
5. Cause of death unknown: cause of death not mentioned in the register.

33 The church archives were made accessible via www.kerkhofveendam.nl [last access 4.8.2015] by the volunteers of the Projectgroep Kerkhof Veendam.

34 Based on the death registers of the years 1918 and 1919 of the city of Veendam. Regionaal Historisch Centrum Groninger Archieven, nr. VEER1918OV: overlijdensregister 1918 and VEER1919OV: overlijdensregister 1919.

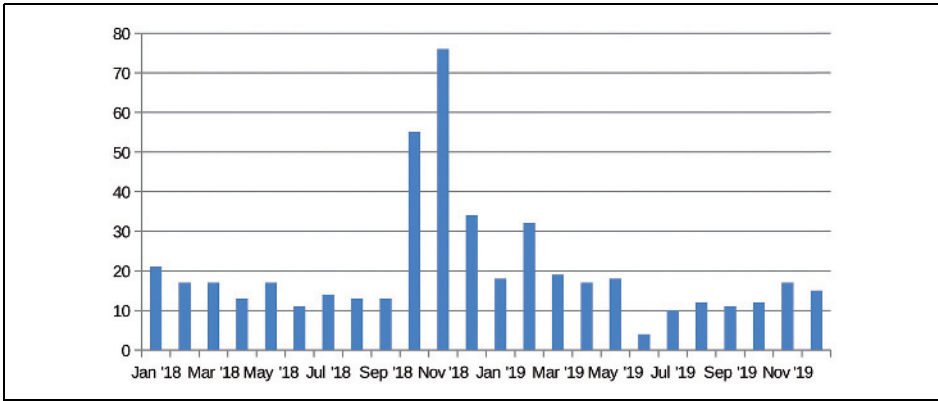


Fig. 3: Number of deaths per month in the municipality of Veendam for the period September 1918 to March 1919

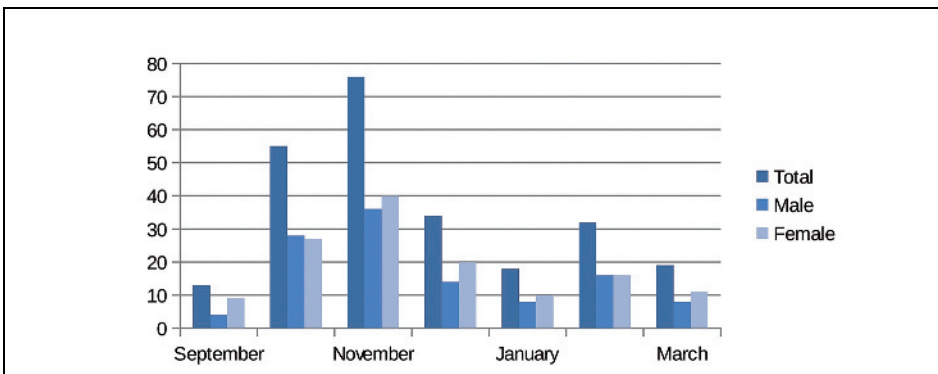


Fig. 4: Number of deaths per month in total and differentiated by sex

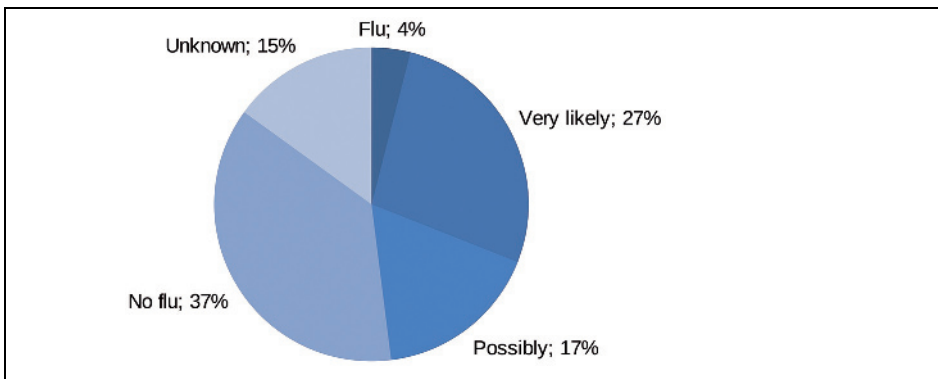


Fig. 5: Division of causes of death for the period September 1918 to March 1919 for the municipality of Veendam

Flu: n=9; Very likely: n=67; possibly: n=42; no flu: n=90; unknown: n=38

From a total of 247 people who died in Veendam in the period September 1918 to March 1919, 142 gravesites have been located. The other 105 deceased were not buried on the cemetery of the Dutch Reformed Church.³⁵ 15 people were registered as belonging to the strict Reformed congregation and were likely buried at another cemetery. Lutherans, Jews and Baptists were also not buried on the cemetery of the Dutch Reformed church. This leaves 70 people who were not buried in the Dutch Reformed cemetery, despite being part of the congregation. 14 adults were born in other places than Veendam and might have been buried in their places of birth. 33 of those 70 people were children younger than 5 years. The parents of some of these children were buried in the cemetery of Veendam, but in the newer sections that were added in the 1920s. What happened to the children (some of them died of flu, others died of child diseases) is unclear; they were possibly placed in a special section of the cemetery reserved for infants. The administration of this section might have been less thorough or even non-existing. Another explanation might be that these were stillborn children, buried with their mother who died during labour, but not entered in the official registry. What happened to the remaining 23 people missing from the records can only be guessed at?

In October, November and December, a relatively large number of young adults succumbed to influenza and were buried at the cemetery in Veendam (figure 6). In December the epidemic was in decline and mortality rates from influenza dropped even further in the following months.

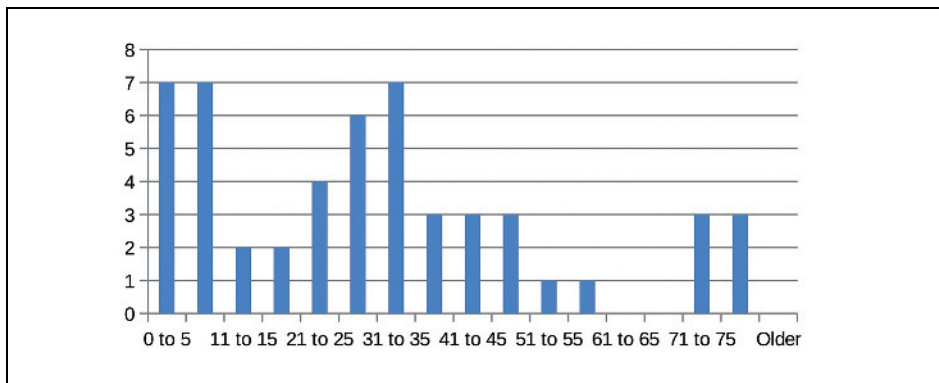


Fig. 6: *Sum of the ages at the point of death for the months of October, November and December 1918 of those who died of the Spanish flu or flu-related death causes (likely flu) and were buried in the cemetery of the Dutch Reformed church of Veendam*

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

³⁵ The cemetery of the Dutch Reformed church functioned as the general cemetery of the municipality of Veendam.

During the period September 1918 to March 1919 two sections of the present cemetery were already in use: The A1-section that was located close to the church and contained temporary graves that could be rented, and the B-section that was added to the cemetery in the 1840's. The B-section contained graves that were sold at an auction on 22 January 1841 for an average of 25 *gulden* per grave, as prices would vary.³⁶ When the B-section was added to the cemetery, the older A-section graves could no longer be used and graves in the B-section had to be bought.³⁷ Only when people could not afford a grave on the B-section, they could hire a grave in a part of the A1-section. As a matter of fact, because of this the A1-section became a second-class burial ground and the B-section the first-class burial ground (*Hoetjer* 1981, p. 72).

13.1 The A1-section

In the A1-section a total of 59 people was buried in rows 21, 22 and 23. For none of the deceased in this section Spanish flu or influenza was named as the cause of death (figure 7). However, 29 percent of the deceased died of causes with a strong relation to the Spanish flu (n=17). Another 25 percent died of causes that are possibly related to the Spanish flu (n=15). In the period between September 1918 and March 1919 over one half of the total deaths were, to varying degrees, caused by the influenza outbreak. Of course other death causes, such as malnutrition, kidney failure and cancer were registered as well.

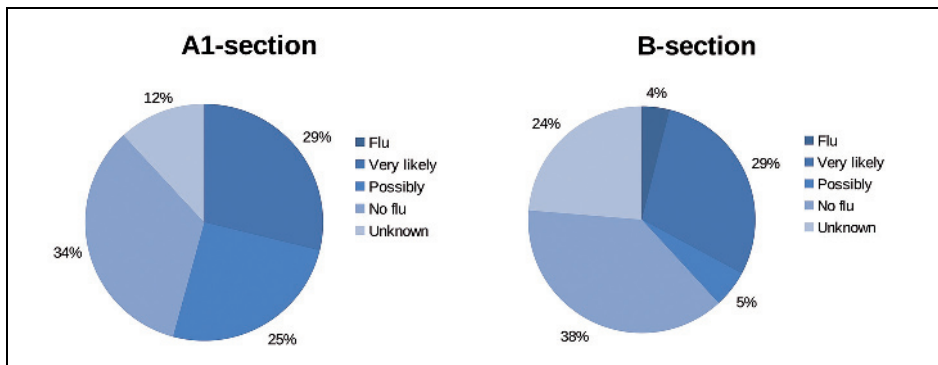


Fig. 7: Diagram with causes of death in relation to the Spanish influenza per section of the cemetery

Left: The A1-section with temporary graves. Right: The B-section with graves with eternal grave rights

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

36 For the *Hoetjer* family we know that graves 98, 99 and 100 were bought together for 80 gld. 25 cents (26 gld. 75 cents average). Another family member bought grave 97 for 30 gld. 50 cents (*Hoetjer* 1981, p. 72).

37 Four people were buried in the older section (A3-section) with graves with eternal rights. These graves were probably purchased before the A-section was closed off.

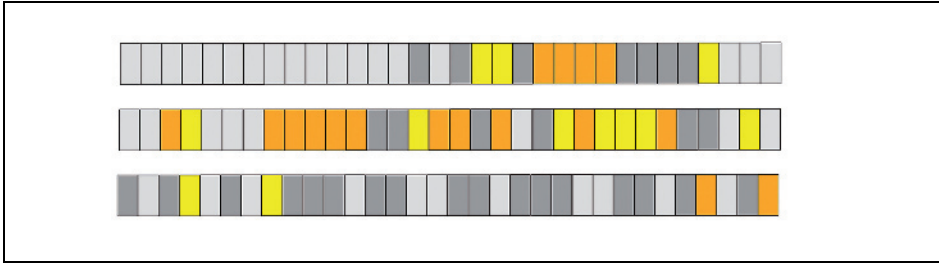


Fig. 8: *Reconstruction of the location of graves in the A1-section*

Orange: Very likely flu; Yellow: Possible flu victims; Dark grey: buried in the period September 1918 – March 1919, but either no flu or no data. Light grey: buried prior to September 1918 or after March 1919

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

The graves in the A1-section show a cluster of people who very likely died of the Spanish flu or causes closely related to influenza (figure 8). The bottom row has almost no influenza-related deaths. This cluster resulted from a period in which many people died of the flu (October until December) followed by a period when death causes showed little or no relation with the influenza outbreak (January until March).

13.2 The B-section

For the B-section it was possible to reconstruct the graves (figure 9). It is remarkable that the graves are dispersed across the entire section, with some clusters in the rows in the middle of the section. A total of 86 people was buried in this section, of which 4 % (n=3) died of the Spanish flu, 29 % (n=22) of causes with a strong association with the flu and 5 % (n=4) of possibly related causes (figure 7). For 24 % (n=18) of the population that was buried in the B-section the cause of death remains unknown. The difference between the A1- and B-section is remarkable: more people seem to have died from the influenza or related symptoms in the A1-section (54 %) than in the B-section (38 %). There is no visible cluster of graves of flu or possible flu victims in the B-section. Graves are scattered over the B-section, some graves closer to each other and others more isolated. This is, however, more the result of the method of purchasing graves as described earlier than that it is a result of a high mortality peak.

A comparison between the death registers (date of death), burial registers of the church (date of burial) and register of graves from the city council of Veendam (date of purchase) shows that some of the graves in the B-section, also the graves of flu victims, were bought as early as 1911. A total of 19 graves was purchased before September 1918, seven graves were bought after March 1919. After 1920 a new section was added to the cemetery (C- and D-sections to the south) that had a more park-like character. Although this section was not in use during the Spanish flu epidemic, three people who died in October and December 1918 were bur-

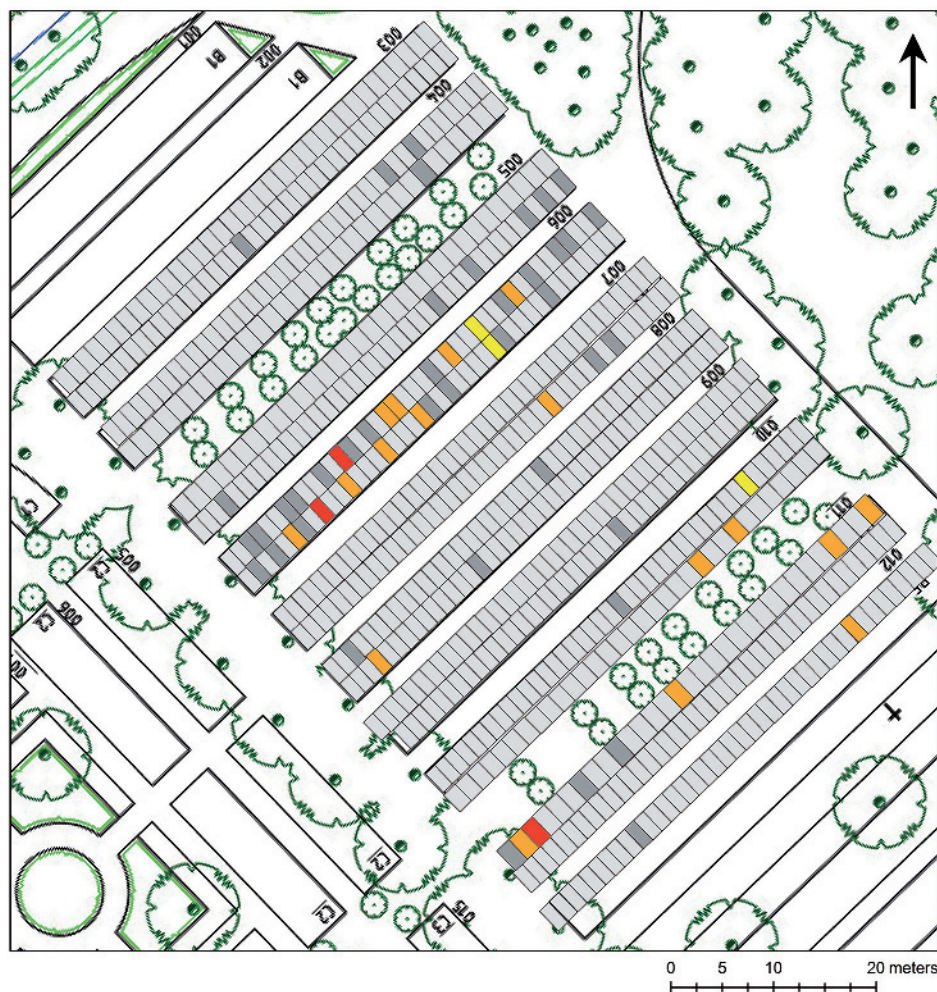


Fig. 9: *Distribution of graves in the B-section of the cemetery. Red: certainly flu; Orange: Very likely flu; Yellow: possibly flu; Dark grey: buried in the period September 1918 – March 1919, but either no flu or no data*
 Based on the map of the cemetery by *Erwin Hofman*,
 courtesy of www.kerkhofveendam.nl
Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

ied here. From this fact it can be concluded that sometime after their death people would be exhumed and reburied in another section, probably to be united with other family members. This also happened in seven cases between the A- and B-section, where a person would receive a temporary grave only to be reburied later in the more highly esteemed section. The remaining graves were purchased during the epidemic. In many cases not only graves for the people who died during that period were bought, but multiple graves were bought at once to assure that in the future family members would be buried next to each other.

13.3 Other sections

Next to the B-section, four people were buried in the A3-section. This is an older part of the cemetery that could only be used in this period if graves were already purchased. One of the four people died of a disease that was possibly associated with the Spanish flu. Three people were buried in the new part of the cemetery. They were reburied after 1921, possibly to be reunited with other family members.

14 Social status of the flu victims

Although we could not discern any direct impact of the Spanish flu on the layout of the cemetery of Veendam from the spatial analysis, differences in percentages of flu victims per section have become clear (figure 7). The Spanish flu has been considered a pandemic that affected the rich as well as the poor, but a better general health could possibly be the difference between being ill and dying of the flu. Based on differences between the A1-section and the B-section it seems that those with a lower social status were more likely to die from the flu. To see whether this assumption holds, data on the deceased's occupation in the period September 1918 to March 1919 was also gathered. This information was also attained from the death register.

Occupation is not entirely unproblematic to use as an inference of an individual's social status for two reasons. Elderly people usually die without occupation and an occupation mentioned in earlier documents might not always be representative for the actual status at the moment of death. Furthermore, status is a composite of many different elements of which occupation and income are important elements. Of course there is a relation between occupation and income, but it is not unproblematic either.

For this analysis, the total group of deceased for this period was analysed. To do so, occupations of the deceased were grouped in the nine social groups as defined by the Historical International Classification of Occupations (HISCO).³⁸ The HISCO-scheme divides occupation into nine different classes ranging from 0/1 (highest class) to 9 (lowest class). If the deceased was a minor and had no occupation registered, the father's occupation was taken as a proxy. For married women without an occupation, their husband was taken as a proxy (figure 10).

As was expected, the largest group consisted of the lowest class (class 9), as they probably made up a very large part of the population. Relatively many people fell into the 6th class. This is a result of a mismatch between the HISCO-scheme and our data. Most people who belong to the 6th class in Veendam are farmers. The HISCO-scheme does not divide between those who own a farm (landowners) and those who work on the lands as labourers in some parts of the year. In our case, some of those in the 6th class actually should have been placed in the 9th class.

38 Digitally accessible via <http://historyofwork.iisg.nl/index.php>.

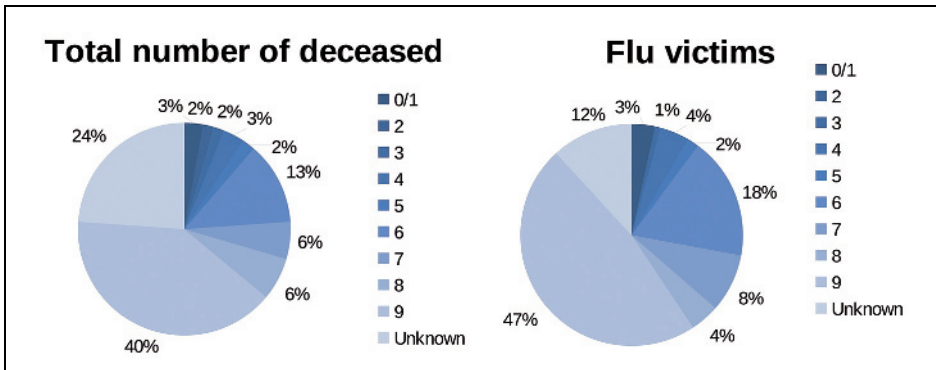


Fig. 10: Total number of the deceased from the period September 1918 to March 1919 divided according to the HISCO-scheme (left) and those who died of influenza or influenza related causes (right)

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis and Maarten G.J. Duijvendak

For almost 25 % of the population no social class could be determined. This was caused by the elderly who died without occupation mentioned in the death register and without living relatives with an occupation to base social status on. Also in this group there are the people who died outside Veendam and were added to the death register at a later point of time without the full registration those received who died in Veendam.

If we compare the graph of the people who died in total with those who died of flu related causes, we would expect that if there was no bias towards occupation (and thus social status), all percentages would remain the same: if 40% of all the dead belong to the 9th class, 40 % of the flu victims would belong to the 9th class. As was expected on the basis of the differences between the A1- and B-sections, when put into relation, more people from the 9th class died of the flu or flu related symptoms (figure 10). Again the 6th class stands out, as the percentage of deaths as a result of the flu is relatively high. This might again be explained by the attribution of farmers as well as farm labourers to the 6th class. The group of people who could not be attributed to a social class is smaller in the group of flu victims than in the total group. This difference is explained by the fact that especially the elderly could not be attributed to a class as there was no reliable data on occupation. Older people died of diseases that came with old age and – as stated earlier – they were less likely to succumb to the Spanish flu.

15 Conclusion

Although the Spanish flu resulted in a clear rise in the number of deaths in the months of October, November and December and thus in the number of burials on the cemetery of the Reformed Church in Veendam, it is difficult to see any effects of the flu on the burial system itself. The differences that have become vis-

ible between the A1- and B-section are more the result of the differences in the methods of acquiring a grave, than a cluster in one section of the cemetery because of the sudden outbreak of influenza. The complexity of the purchase of graves, reselling in private and reburying of family members shows that burial was not always a one-time event. Other aspects such as the visibility of the graves, the status of the section in which people were buried and the uniting of family members were important factors in the burial system.

Unexpectedly, another difference between the A1- and B-section became visible: a relatively large part of the population buried in the A1-section died of the Spanish flu or flu-related symptoms. This raises the question whether the Spanish flu epidemic hit the whole population equally hard. The differences in costs between the A1- and B-section suggest that the lower classes buried their dead in the A1-section and perhaps succumbed to the Spanish flu more often. This is – with some reservations – confirmed by our analysis of the social status of the flu-victims.

Social inequality in face of death does not come as a surprise. Although the Spanish flu infected the Spanish King, prime-minister and cabinet, the changes of being infected varied depending on the societal classes. The disease hit the rural areas in the Netherlands more severe than urban areas. An explanation for this phenomenon is a topic for another article.

The flu had a profound, but highly temporary influence on daily life, in some cities a large part of the population was seriously ill, and public life was hampered. It had a huge impact on families that lost one or more family-members. The death-announcements in the newspapers show their bereavement.

But in the end, in the wake of World War I, the flu passed on. The relatively high death-toll did not affect the way people were buried; nor did it affect the way their relatives mourned. Compared to all the hardships people experienced during those days, the outbreak probably formed just another inconvenience. As a result, its effects on Dutch society went by relatively unnoticed by contemporaries.

Summary

Although the Spanish flu resulted in a clear rise in the number of deaths in the months of October, November and December in the year 1918 and thus in the number of burials on the cemetery of the Reformed Church in Veendam, it is difficult to see any effects of the flu on the burial system itself. The complexity of the renting or purchasing of graves, reselling in private and reburying of family members shows that burial was influenced by factors as visibility of graves, status of the section and uniting of families. Unexpectedly differences in the percentages of flu victims per sections became visible between the A1- and B-section. The lower classes seemed to be more prone to succumb to the flu. This is – with some reservations – confirmed by our analysis of the social status of flu victims. In other ways the flu was not equally hard felt, as the rural areas were more severely hit than

urban areas. The flu had a profound, but temporary, influence on daily life. It had huge impact on families that lost one or more family-members. The death-announcements in the newspapers showed their bereavement.

Zusammenfassung

Die Spanische Grippe und Bestattungssitten. Sterblichkeitsspitzen, Totenkult und die räumliche Ordnung von Friedhöfen in den nördlichen Niederlanden

Im Jahr 1918, in den Monaten Oktober, November und Dezember, sorgte die Spanische Grippe für einen deutlichen Anstieg der Todesfälle und damit auch für einen Anstieg der Anzahl an Bestattungen auf dem Friedhof der reformierten Kirche in Veendam. Erstaunlicherweise ist es schwierig, Auswirkungen der Grippe auf das Bestattungssystem selbst zu erkennen. Die Komplexität der Miete oder des Kaufs von Gräbern, des privaten Verkaufs oder der sekundären Bestattung von Familienmitgliedern zeigt, dass Bestattung von Faktoren der Sichtbarkeit des Grabes, dem Status des Friedhofsbereiches oder der Vereinigung von Familien abhängig war. Völlig unerwartet kamen Unterschiede im prozentualen Anteil der Grippeopfer pro Bereich zwischen dem A1 und B-Sektor zu Tage. Anscheinend waren die unteren Schichten der Gesellschaft eher anfällig für die Grippe. Dies deckt sich – mit einigen Einschränkungen – mit unseren Analysen des sozialen Status von Grippeopfern. In anderen Bereichen waren die Auswirkungen der Grippe nicht so verheerend, da der ländliche Raum stärker betroffen war als der städtische. Die Grippe hatte einen grundlegenden, wenn auch temporären, Einfluss auf das tägliche Leben. Insbesondere Familien, die eines oder mehrere Mitglieder verloren haben, waren betroffen, welches durch die Todesanzeigen in Zeitungen zum Ausdruck kommt.

Sources and literature

Archival records

Gemeentearchief Veendam arch.nr. 1128: Register van doodsoorzaken, 1917–1923.

Gemeentearchief Veendam arch.nr. 1186: Registers van verkochte graven op de algemene begraafplaats te Veendam, deel I, 1911–1950.

Gemeentearchief Veendam arch.nr. 1191: Registers van graven voor onbepaalde tijd afgestaan inzake Algemene begraafplaats, 1911–1949.

Regionaal Historisch Centrum Groninger Archieven, Gemeentebestuur van Groningen (4), (1908–)1916–1945, inv. 11768, 24 October 1918.

Regionaal Historisch Centrum Groninger Archieven, nr. VEER1918OV: overlidensregister 1918. Accessible via www.allegroningers.nl.

Regionaal Historisch Centrum Groninger Archieven, nr. VEER1919OV: overlidensregister 1919. Accessible via www.allegroningers.nl.

Websites

<http://historyofwork.iisg.nl/index.php>: website of the scheme of the Historical International Classification of Occupations (HISCO) [last access 4.8.2015].

www.kerkhofveendam.nl: digitally accessible database of the burial registers of the Reformed Church of the city of Veendam [last access 4.8.2015].

Literature

Ariès, Philippe: Western attitudes toward death from the middle Ages to the present. – Baltimore 1974.

Baron, Wilhelmina: Het belang en de welvaart van alle ingezetenen. Gezondheidszorg in de stad Groningen 1800–1870. – Assen 2006.

Barry, John. M.: The great influenza: The epic story of the deadliest plague in history. – New York 2004.

Bloom-Feshbach, Kimberly; Simonsen, Lone; Viboud, Cécile; Mølbak, Kåre; Miller, Mark A.; Gottfredsson, Magnus and Andreassen, Viggo: Natality decline and miscarriages associated with the 1918 influenza pandemic: The Scandinavian and United States experiences. – In: *Journal of Infectious Diseases* 204, 2011, pp. 1157–1164.

Broersma, Marcel: Beschaafde vooruitgang de wereld van de Leeuwarder Courant 1752–2002. – Leeuwarden 2002.

Burguière, André: The Annales School. An intellectual history. – London 2006.

Cappers, Wim P.R.A.: Aan deze zijde van de dood. Funeraire componenten van seculariserende cultuurlandschappen in Nederland 1576–2010. – Amsterdam 2013.

Crosby, Alfred W.: America's forgotten pandemic: The Influenza of 1918. – New York 2003.

Dijk, J.P. van: 'Doodsoorzakenclassificaties van 1750 tot 1900'. – In: *Gewina: Tijdschrift voor de Geschiedenis van de Geneeskunde, Natuurwetenschap, Wiskunde en Techniek* 5 (4), 1982, pp. 145–157.

Duijvendak, Maarten G.J.: Elite families between private and public life; some trends and theses. – In: Schuurman, Anton J. and Spierenburg, Petrus C. [eds.]: *Private domain, public inquiry. Families and life-styles in the Netherlands and Europe, 1550 to the present*. – Hilversum 1996, pp. 72–91.

Duijvendak, Maarten G.J.: Fama Post Mortum, herinnerd worden in een grensregio. – In: Looijenga, Tineke [ed.]: *Memento Mori, Levend Erfgoed*. – Groningen (in print).

Gooijer, Arie C. de: De Spaanse griep van '18: de epidemie die meer dan 20.000.000 levens eiste. – Amsterdam 1978.

Hanusch, Folker: Representing death in the news: Journalism, media and mortality. – Basingstoke 2010.

Hemmes, Gerrit D.: Influenza, een na-onderzoek van de epidemie van 1918. – In: *Geneeskundige gids* 33 (6), 1955, pp. 105–114, pp. 124–133.

Hoetjer, Jan Jakob: Genealogie Hoetjer Veendam. – Groningen 1981.

Jacobsen, Michael H. [ed.]: Deconstructing death. Changing cultures of death, dying, bereavement and care in the Nordic Countries. – Odense 2013.

Johnson, Niall P.A. S. and Müller, Jürgen: Updating the accounts: Global mortality of the 1918–1920 “Spanish” influenza pandemic. – In: *Bulletin of the History of Medicine* 76 (1), 2002, pp. 105–115.

Knippenberg, Hans u. Pater, Bernard C. de: De eenwording van Nederland. Schaalvergroting en integratie sinds 1800. – Nijmegen 1988.

- Kok, Henk L.; Wille, Ada u. Boerhof, Gerard:* Begraven & begraafplaatsen. Monumenten van ons bestaan. – Utrecht 1994.
- Mecking, Eric:* Het drama van 1918. Over de Spaanse griep en de zoektocht naar virus en vaccin. – Amsterdam 2006.
- Mecking Eric:* Het drama van 1918: de Spaanse griep in Drenthe. – In: *Waardeel: Drents historisch tijdschrift* 27 (1), 2007, pp. 12–17.
- Melker, Rudolf A. de:* De huisarts en ‘de Spaansche griep’ 1918–1920. – In: *Huisarts en Wetenschap* 48, 2005, pp. 648–689.
- Metselaar, Albert A.:* De stichting van de eerste begraafplaats van het Hollandsche Veld op de noordkant van de Kerkenkavel. – In: *Metselaar, Albert A. u. Zwigelaar, Marga* [Hrsg.]: *Begraafplaatsen in de gemeente Hoogeveen*. Hoogeveen 2007, pp. 129–136.
- Mitchell, Margaret [ed.]:* Remember me, constructing immortality. Beliefs on immortality, life, and death. – London 2007.
- Morens, David M.; Taubenberger, Jeffery K. and Fauci, Anthony S.:* Predominant role of bacterial pneumonia as a cause of death in pandemic influenza: Implications for pandemic influenza preparedness. – In: *Journal of Infectious Diseases* 198 (7), 2008, pp. 962–970.
- Oxford, John S.; Sefton, A.; Jackson, R.; Innes, W.; Daniels, R.S. and Johnson, Niall P.A.S.:* World War I may have allowed the emergence of “Spanish” influenza. – In: *The lancet infectious diseases* 2 (2), 2002, pp. 111–114.
- Parkes, Colin M.; Laungani, Pittu D. and Young, Bill [eds.]:* Death and bereavement across cultures. – London 1997.
- Quanjer, Aaldert A.J.:* De Griep in Nederland in 1918 tot 1920. – Den Haag 1921.
- Steen, Paul J.M., van and Pellenbarg, Piet H.:* The Netherlands in maps. Death and space in the Netherlands. – In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 97 (5), 2006 [2006a], pp. 623–635.
- Steen, Paul J.M. van and Pellenbarg, Piet H.:* The Netherlands in maps. A Dutch geography of death: Introduction to the 2006 maps. – In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 97 (1), 2006 [2006b], pp. 104–107.
- Tammeling, Bart P.:* De krant bekeken: de geschiedenis van de dagbladen in Groningen en Drenthe. – Groningen 1988.

Klaus Fehn

Erinnerungsorte und Erinnerungslandschaften im nationalsozialistischen Deutschen Reich 1933–1945¹

Mit 13 Abbildungen

Einleitung

In seiner 1970 erschienenen Untersuchung über »*Das Amt Rosenberg und seine Gegner*« (Bollmus 1970) weist Reinhard Bollmus mit Nachdruck darauf hin, dass Alfred Rosenberg, der Verfasser des Buches über den »*Mythus des 20. Jahrhunderts*«, zwar das Amt des offiziellen Interpreten der Ideologie mit dem anspruchsvollen Titel: »*Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP*« übertragen bekommen hatte, bei vielen einflussreichen Nationalsozialisten aber nur wenig Verständnis für die ersatzreligiösen Vorstellungen und den messianischen Kern der Ideologie erwecken konnte. Es sei auch nachgewiesen, dass sogar Hitler sich öfters hierzu negativ äußerte.

Sabine Behrenbeck kommt nun in ihrem vor kurzem in zweiter Auflage vorgelegten Buch mit dem Titel: »*Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*« (Behrenbeck 2011) zu folgenden wichtigen Ergebnissen: (1.) Wahrscheinlich waren die in die Vor- und Frühzeit zurückreichenden NS-Heldenmythen nur für wenige Menschen wirklich überzeugend gewesen. (2.) Die »*Heldenkult-Variante*« der SS hatte nur eine geringe gesamtgesellschaftliche Bedeutung. (3.) Hitler hat die mystifizierend-völkische Stoßrichtung von Rosenberg als altmodisch und für die aktuelle Politik unbrauchbar abgelehnt. (4.) Das archaische Element der NS-Mythen bestand vorwiegend in Sprachsymbolen wie Held, Opfer, Blut, Flamme usw. (5.) Bei der Mythenbildung stand die neueste Zeit im Vordergrund. Dementsprechend waren die Helden konkrete historische Personen und nicht Figuren aus mythischer Urzeit. (6.) Der Großteil der bekannten Planungen und Entwürfe von Kultbauten und Kultanlagen waren Erzeugnisse von Außenseitern, wenn nicht sogar Hirngespinnste. (7.) Wirklich aussagekräftig sind nur die ausgeführten Projekte.

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten wurde.

Die nationalsozialistische Ideologie war sicherlich kein bis in die Details stimmiges rationales Gesamtsystem. Deshalb ist es nur schwer möglich, die Auswirkungen zentraler Ideen auf bestimmte Teilelemente exakt zu erfassen. Trotzdem erscheint es sinnvoll, zunächst einige Grundgedanken hier einmal kurz zusammenzustellen und danach einige Überlegungen über die Bedeutung für die hier zu behandelnde Thematik der Erinnerungsorte und Erinnerungslandschaften anzustellen. Im Mittelpunkt des Nationalsozialismus stand ein völkischer Rassismus, der die Überlegenheit des deutschen Volkes propagierte (Metzler Lexikon 1999–2002; Völkische Weltanschauung 2006). Die Volksgenossen bildeten gemäß dieser Weltanschauung eine Blutsgemeinschaft, die auch als Wertegemeinschaft betrachtet wurde. Diese entstammte angeblich einer weit in die Vorzeit zurückreichenden Ursubstanz, die von Anfang an auch im Raum verwurzelt gewesen sei. Deshalb sei die Blutsgemeinschaft auch eine Landschaftsgemeinschaft. Alle diese Vorstellungen wurden in den Schlagworten »*Blut und Boden*« bzw. »*Volk und Raum*« zusammengefasst. Alle lebenden deutschen Menschen wären demnach mit ihren Ahnen über das Bluts- und das Landschaftserbe nicht nur verbunden, sondern auch verpflichtet gewesen, dieses Erbe rein zu erhalten und nach Möglichkeit zu vermehren. Die Verbindung zu den Ahnen sollten kultische Handlungen und der Erinnerung dienende Bauten und Anlagen herstellen.

Bei meinem Beitrag über »*Erinnerungsorte und Erinnerungslandschaften im nationalsozialistischen Deutschen Reich 1933–1945*« handelt es sich um einen ersten Einstieg in eine noch wenig erforschte Thematik. Es sollen vor allem Ansatzpunkte für intensivere Untersuchungen in zeitgenössischen Publikationen aufgezeigt werden.

Ideologisierung der Jugend

Ich beginne meine Ausführungen mit einer persönlichen Erinnerung. Schon bald nach meiner Einschulung 1942 bekam ich ein Jugendbuch geschenkt, das genau zu dem Problemfeld der vorliegenden Untersuchung passt. Es handelt sich um eine 1942 in 8. Auflage erschienene Darstellung von Kurt Pastenaci mit dem Titel »*Das Königsgrab von Seddin. Eine Erzählung aus der vorgermanischen Zeit um 900 vor der Zeitrechnung*« (Pastenaci 1942). Es fehlt hier der Raum, um auf die interessante Forschungsgeschichte dieses brandenburgischen Bodendenkmals einzugehen. Wichtiger ist einerseits die politisch-ideologische Bewertung dieses Buches im Völkischen Beobachter, wie sie auf dem Klappentext zu lesen ist, und andererseits die allgemeine Beurteilung der damaligen Lage durch den Verfasser in seinem populärwissenschaftlichen Buch über »*Das viertausendjährige Reich der Deutschen*« (Pastenaci 1940). In dem Klappentext wird das Jugendbuch (Pastenaci 1942) u.a. wie folgt charakterisiert: »*Das Geheimnis des Hügels von Seddin, das vom alten Fürstengrab in der Priegnitz kundet, von Geschlecht zu Geschlecht in mannigfachen Überlieferungen einst weitergegeben, erschließt uns einen lehrreichen, zum Nachgrübeln anregenden Einblick in das in vielen Sagen weiterklingende große Geschehen aus der heldischen Vergangenheit unserer Väter.*« In dem

Buch von 1940 über »Das viertausendjährige Reich der Deutschen«, das ich erst viel später im Zusammenhang mit meinen historisch-geographischen Forschungen über das Dritte Reich kennenlernte, nennt der Verfasser einleitend die wichtigsten Aufgaben, die sich nach seiner Meinung aus der engen Verbindung mit den germanischen Ahnen zwingend ergeben. Es heißt dort (Pastenaci 1940, S. 7f.): »Das außerordentliche historisch einmalige Geschehen unserer Tage, die Umgestaltung Europas durch das Genie Adolf Hitlers, legt jedem deutschen Volksgenossen die Pflicht auf, noch mehr als bisher das Geschehen vergangener Jahrtausende zu beachten, ergeben sich doch erst aus dem Blickfeld mehrerer Jahrtausende die Wertmaßstäbe zur bewussten Beurteilung dessen, was wir alle in diesen Jahren erleben. – Wir sind die Erben der Germanen. Das Erbgut, das wir in uns tragen und aus dem heraus wir wirken und gestalten, verdanken wir unseren germanischen Vorfahren. – Wer seine Ahnen nicht achtet, wer ihrer Ehre nicht Genugtuung verschafft, ist heute nicht wert, ein Deutscher zu heißen.«

Dem »Handbuch für die Schulungsarbeit in der HJ« von 1937, das den Titel »Vom deutschen Volk und seinem Lebensraum« (Volk 1937) trägt, sind zahlreiche wesentliche Aussagen zur hier zu behandelnden Thematik zu entnehmen. Hier können nur einige wenige in knapper Form wiedergegeben werden. (1.) Die bedeutendsten und wirksamsten Gegebenheiten im Leben des deutschen Volkes sind »Blut und Boden«. (2.) Die wichtigste Maßnahme ist die rassische Auslese von heldischen Menschen durch den täglichen Einsatz von Blut und Gut, was zunächst in der Kampfzeit erfolgte und nunmehr Aufgabe der Führerschulen ist. (3.) Es besteht eine unlösbare Verbindung zu den Ahnen bis in die Vorzeit des Germanentums zurück. (4.) In der geschichtlichen und kulturellen Verbindung



Abb. 1: Titelblatt von Pastenaci: Das Königsgrab von Seddin
Quelle: Pastenaci 1942

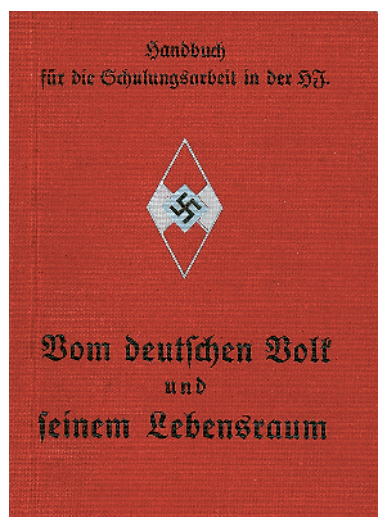


Abb. 2: Titelblatt des Handbuchs für die Schulungsarbeit in der HJ
Quelle: Vom deutschen Volk und seinem Lebensraum, 1937

der deutschen Menschen mit Erde und Heimat liegt der seelische, ideelle Wert des deutschen Bodens für das deutsche Volk begründet. Die Einleitung mit der Überschrift »Weltanschauung der Tatsachen« schließt mit folgenden Sätzen (Volk 1937, S. 8): »Die bedeutendsten und wirksamsten Gegebenheiten im Leben der Völker sind ›Blut und Boden‹. Wer ihre Gesetzmäßigkeiten und Auswirkungen in der Geschichte kennt, kann auch an der Zukunft mitgestalten. Die politische Willensbildung in der Hitlerjugend im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung zu fördern, ist deshalb die Aufgabe dieses Schulungstaschenbuches der Hitlerjugend.«

Frühe bauliche Gestaltung von Erinnerungsorten

Hanns Johst versah sein 1936 erschienenes Buch mit dem Titel »Maske und Gesicht. Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland« (Johst 1936) mit folgender Widmung: »Für Heinrich Himmler in treuer Freundschaft«. Johst äußert sich in sehr aufschlussreicher Weise zur damaligen Bedeutung der Feldherrnhalle in München (Johst 1936, S. 16). »Hier ist das Bethlehem der Hitler-Bewegung. Wieder suchte ein Herodes die Geburt zu vernichten, und wieder wollte es die Fügung anders. Jetzt wird alljährlich am gleichen Tag und am gleichen Platz die junge SS von ihrem Führer vereidigt. Diese Vereidigung ist eine der schönsten Feiern und Symbole des Dritten Reiches. – Diese Feier an der Feldherrnhalle ist ein Zeichen für die Genialität des Führers, Erlebnisse vom Werdegang des Nationalsozialismus eines einmaligen und damit verwehenden Charakters zu entkleiden und sie in die augenfällige Monumentalität eines alljährlichen Rhythmus zu erhöhen. Aus Geschehen wird auf diese Weise Gleichnis, aus Erinnerung: Architektur, und damit aus Vergangenheit – unvergängliche, immer gegenwärtige Zukunft!«

In dem repräsentativen reich bebilderten Werk »Das Bauen im neuen Reich«, das in zwei Bänden 1938 und 1943 erschien (Bauen 1938/1943), wird einleitend darauf hingewiesen, dass »die Bauten des Glaubens, deren Bestimmung es ist, dem weltanschaulichen Erleben sichtbaren Ausdruck zu geben, über allen anderen Bauten groß und einmalig vor uns stehen. Sie werden zu einem geheiligten Bezirk unseres Volkes.« Die ersten monumentalen Bauten der »Gemeinschaft des Nationalsozialismus« wurden in München errichtet. Die Bedeutung des gesamten baulichen Ensembles am Königsplatz wird folgendermaßen gekennzeichnet (Bauen 1938, S. 20): »Zwischen dem weiten granitenen Forum, dem Gemeinschaftsraum des Volkes und dem Führerbau liegen die Ehrentempel der ersten Blutzeugen der Bewegung. Glaube und Opferbereitschaft sind die ewige Bindung der Volksgemeinschaft, die Bindung zwischen Volk und Führung. Für den Glauben, für den sie starben, halten die Gefallenen die ›Ewige Wache‹. Sie sind gegenwärtig für alle Zeiten bei den richtunggebenden Entschlüssen, die im Führerbau getroffen werden. Sie sind gegenwärtig unter dem Volk, das sich Jahr für Jahr zur Eidesleistung und zum Gedächtnis an das erste siegherheißende Opfer um die geweihte Stätte schart. Der Größe und lebendigen Macht der Idee entspricht die bauliche Gestal-



Abb. 3: *Ehrentempel und der Verwaltungsbau am Königsplatz in München*
Quelle: Paul Ludwig Trost, *Das Bauen im neuen Reich I*, 1938



Abb. 4: *Die »ewige Wache« an den Ehrentempeln am Königsplatz in München*
Quelle: Paul Ludwig Trost, *Das Bauen im neuen Reich I*, 1938

«Keine dumpfe Gruft umschließt die Särge der Gefallenen. Umfriedet von hochstrebenden Pfeilern ruhen sie unter dem offenen Himmel ihrer Heimat, von Sommerlicht umflutet, von Schnee bedeckt.»

Die Ehrenmale im nationalsozialistischen Raumkonzept

In der Zeit zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Machtergreifung der Nationalsozialisten waren nicht nur zahlreiche Kriegerdenkmäler errichtet worden, sondern auch unterschiedliche Gedenkstätten für Personen, die im Zusammenhang mit politischen Auseinandersetzungen ihr Leben gelassen haben (Stoffels 2004). So entstanden z.B. im Ruhrgebiet sowohl Denkmäler für rechts als auch für links orientierte Tote. Das nationalsozialistische Regime knüpfte nun an einzelne weltanschaulich passende Konstellationen an und wertete sie bewusst auf (Erinnerungsstätten 1939). Ein Beispiel dafür ist das Denkmal für *Albert Leo Schlageter*, das zu einem Nationaldenkmal umgestaltet werden sollte. Parallel dazu wurden Gedenkstätten für Kommunisten gezielt zerstört.

Gefördert wurde auch die Betreuung der Soldatengräber des Ersten Weltkriegs in Frankreich und Belgien, wobei als Beispiel hier besonders Langemark genannt werden soll (Bauen 1938/1943). Eine besondere Bedeutung bekam nach dem Tode des Reichspräsidenten *von Hindenburg* 1934 das Ehrenmal im ostpreussischen Tannenberg. Nachdem es zur Begräbnisstätte *Hindenburgs* bestimmt worden war, wurde Tannenberg zum Reichsehrenmal hochgestuft. Mit Bezug zum Ersten Weltkrieg und der direkt folgenden Zeit entstanden auch in Oberschlesien am Annaberg und in Waldenburg Ehrenmale. Bei letzterem findet sich die bemerkenswerte Kennzeichnung: *»Ehrenmal für Kriegstote, Tote der Bewegung, Opfer der Arbeit«*. Den hohen Stellenwert dieser Ehrenmale in der nationalsozialistischen Ideologie bezeugt folgende zusammenfassende Aussage: *»All diesen Gedächtnisstätten ist gemeinsam, dass sie eine große Kunst zum Ausdruck heldischen Geistes gestaltete. Aus dem Geiste unserer Zeit kommt diese Totenehrung der Gemeinschaft, die nach innen gekehrt fern jeder Äußerlichkeit die ganze Größe des Opfers in Stein bannt. Zeitlos wird die Sprache dieser Ehrenmale sein über die Jahrtausende hinweg.«*

Bei der Neugestaltung bzw. der Umgestaltung der Ehrenmale spielte die Einbettung in die Umgebung eine große Rolle. In München kam es so zur Verbindung mit den *»Führerbauten«*



Abb. 5: Reichsehrenmal Tannenberg
Quelle: Das Bauen im neuen Reich I, 1938

als Schaltstellen der Macht und dem Königsplatz als Stätte von ideologischen Masseninszenierungen (Bauen Bayern 1993; Rasp 1981). Beim Reichsehrenmal in Tannenbergr wurde im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung eine »wahrhaft großzügige, monumentale Ausgestaltung« geschaffen (Bauen 1938/1943).

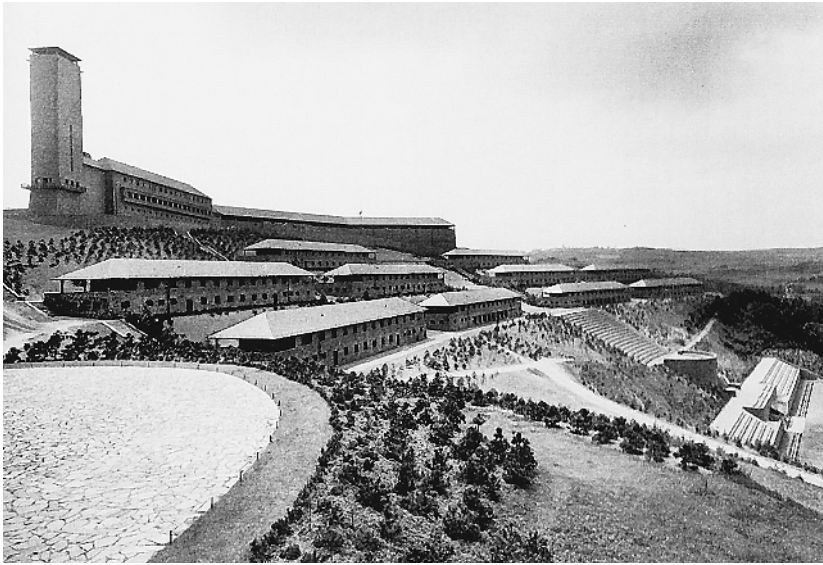


Abb. 6: Die Ordensburg Vogelsang in der Eifel
Quelle: Threuter 2013, Fotoarchiv vogelsang ip. Sammlung Heinen



Abb. 7: Kaminrelief »Das wilde Heer« im Gastzimmer der Burgschänke in Vogelsang 1936
Quelle: Threuter 2013, Fotoarchiv vogelsang ip. Sammlung Heinen

Dies bedeutete die Beseitigung von »nicht weihevollen Begleiterscheinungen des Fremdenverkehrs« und eine »würdige Ausgestaltung der Umgebung«. Das Ergebnis dieser Bemühungen wird folgendermaßen charakterisiert: »In weitem Umkreis wurde die Landschaft freigelegt und das Denkmal selbst erhöht. Am Fuße des Hügels breitet sich ein See aus. Ostpreußischer Mischwald und Weiden umgeben das Denkmal, so dass nirgends mehr lautes Getriebe die Ruhe der Toten stört. Der Wald öffnet sich gegen das Schlachtfeld des Weltkriegs. Im Hintergrund treten die heiß umkämpften Höhenzüge hervor. In erhabener Ruhe und Einsamkeit steht die Totenburg, in der der Feldmarschall des Weltkriegs mitten unter seinen Soldaten liegt, in der Weite der östlichen Landschaft.«

An der Ordensburg Vogelsang in der Eifel kann ein umfassendes räumliches Programm gut nachgewiesen werden (Threuter 2013), dass auf eine Verbindung von kameradschaftlicher Gemeinschaft, Ritus, Feiern, Gedenken und Sport abzielte. Das räumliche Gefüge von Kult- bzw. Feierstätte, Ehrenmal, Aufmarschplatz und Sportplatz ermöglichte die ideologische Gemeinschaft von lebenden und toten Helden. Im Turm befand sich eine hohe Halle zum Gedenken der gefallenen Mitverschwörer von 1923. Ein großes Relief zeigte das Totenheer unter Führung der höchsten germanischen Gottheit Wotan. Schließlich verkörperten Statuen von vitalen Kämpfern den neuen Menschentyp, der an der Spitze der Kontinuitätslinie von der Germanenzeit bis zur Gegenwart stand.

Die Thingstätten

Im Mittelpunkt der einschlägigen Bemühungen standen zunächst die sog. »Blutzeugen der Bewegung«, ein präzise fassbarer Personenkreis aus der damaligen Gegenwart, also den Zwanziger- und frühen Dreißiger-Jahren. Schon frühzeitig strebte das Regime aber auch eine ideologische Verbindung dieses aktuellen Geschehens mit der Geschichte des deutschen Volkes und vor allem mit dessen Frühgeschichte an. Eine besondere Rolle spielte in den ersten Jahren dabei die sogenannte Thing-Bewegung, die germanische »Weihe- und Kultstätten« wieder für die Gegenwart aktivieren wollte (Custodis 2005). Hier kam es teilweise zu umfangreichen Plänen für die Verbindung von weltanschaulichen Feiern mit historischem Hintergrund und dem Totenkult. Der Direktor des vorgeschichtlichen Museums in Halle, Hans Hahne, wollte sogar unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten sein Museum zu einem »Ehrenmuseum« und zu einer »Gedenkstätte für das ewige Deutschland« umgestalten (Hahne 1935).

Bei der Anlage der Thingstätten spielte die Lage und die Beziehung zur umliegenden Landschaft eine große Rolle. Darüber hinaus wurden, wenn irgend möglich, Standorte ausgewählt, die in der Vorgeschichte oder im Mittelalter schon mit bedeutsamen Bauten besetzt waren. Beispiele sind die Thingstätten im Raum Halle (Lindenberg 1935) und die Thingstätte auf dem Heiligenberg bei Heidelberg (Ohr 1989). Es wurden aber auch Beziehungen zu zeitgeschichtlichen Ereignissen hergestellt wie z.B. bei dem sogenannten Ruhrkampf-Ehrenmal in Essen-Steele und der Thingstätte auf dem Annaberg in Oberschlesien. Insgesamt

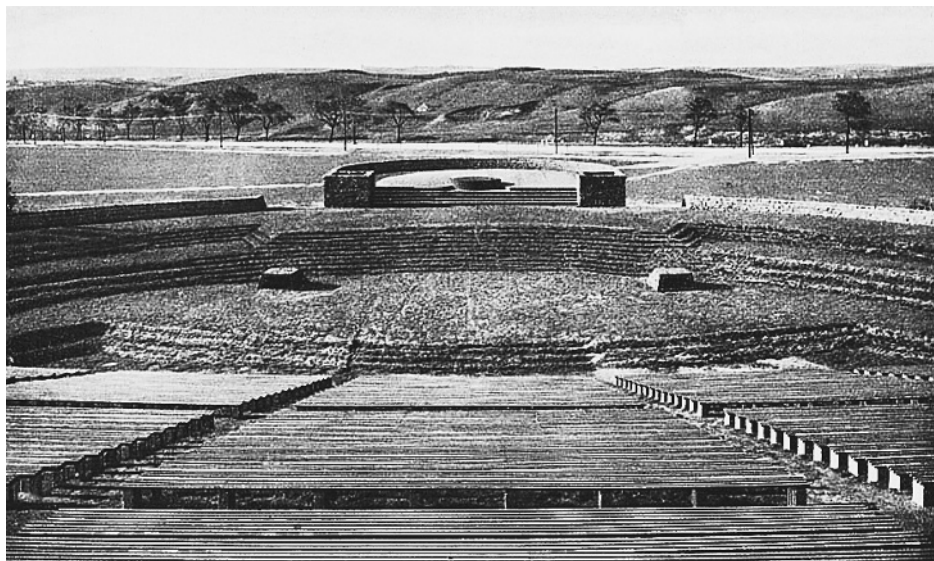


Abb. 8: Thingstätte Halle an der Saale
Quelle: Lindenberg 1935

gesehen konnte sich die Thingbewegung nicht durchsetzen. Im Herbst 1935 wurde sie offiziell gestoppt; seitdem hatten die schon errichteten Thingplätze nur noch regionale Bedeutung als Plätze für politische Feiern und Zusammenkünfte (Metzler Lexikon 1999–2002).

Gefallenengedenken und nationalsozialistischer Totenkult

Für die Stadt Bielefeld erlaubt eine eingehende Untersuchung die Entwicklung des militärischen Gefallenkultes in Deutschland nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zum nationalsozialistischen Heldenkult sehr genau zu verfolgen (Kruse 1994). Die Wehrmacht versuchte nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 eine Verbindung zwischen der Erinnerung an die toten Soldaten des Weltkriegs und dem Gedenken an die Blutzegen des Nationalsozialismus herzustellen. Sehr bald entwickelte sich aber ein eigener nationalsozialistischer Totenkult, der eine größere Bedeutung als die Erinnerung an die gefallenen Soldaten beigemessen wurde. Während der Heldengedenktag 1935 in Bielefeld noch unter Halbmast gefeiert wurde, wurde er 1937 erstmals unter Vollmast begangen. Aufschlussreich ist die Ansprache von Generalleutnant von Biegeleben, der u.a. folgendes ausführte (Kruse 1994, S. 115): »Heute ist das Ideal, für das unsere Kameraden kämpften und starben, erreicht: ein einiges, großes Deutsches Reich mit einer starken und immer stärker werdenden Wehrmacht. Darum durften wir heute die Trauer zurückstellen und den Heldengedenktag als ernste, aber doch freudige Siegesfeier begehen.« Die Verbindung zu den »Blutzegen der Bewegung« stellte

dabei die Überzeugung her, dass »soldatischer Opfersinn und Heldengeist es sind, die in den Reihen der braunen und schwarzen Kameraden lebten und leben«. Besonders herauszustellen ist der Umgang mit dem Gedächtnis an den aus Bielefeld stammenden bekannten Nationalsozialisten Horst Wessel, der während der politischen Kämpfe der frühen 30er Jahre in Berlin umgekommen war. Das Marschlied der SA, das sogenannte Horst-Wessel-Lied mit der Beschwörung der mitmarschierenden toten Kameraden wurde ein wichtiges Zeugnis der nationalsozialistischen Totenkultur. Nach 1933 wurde im Teutoburger Wald eine Gedenkstätte in Form eines Thingplatzes errichtet. 1939 stiftete die Stadt Bielefeld ein großes Horst-Wessel-Standbild, bei dessen Enthüllung *Robert Ley* die »Weiherede« hielt.

Die offizielle Ideologie spiegelt gut ein Zitat aus einer propagandistischen Schrift von 1935 mit dem Titel »*Deutschland von heute*« wider (Deutschland 1935, S. 26f.). »Nicht auf dem Papier entstand die große Organisation der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Sie war das Ergebnis eines 14jährigen erbitterten Kampfes um die Macht. Hier hatte sie sich bewährt. Hier war sie zu einem stabilen Block geschmiedet worden. 241 junge Männer allein aus der SA und SS haben im Kampf gegen den Kommunismus und im Kampf um die Idee ihr Leben geopfert. Der Berliner Sturmführer Horst Wessel, dessen Lied neben dem Deutschlandlied zur Nationalhymne erhoben wurde, war einer von ihnen. Dem Kampf um den Staat war der Kampf um die Seele des Volkes vorangegangen.«

Der schon erwähnte Museumsdirektor *Hans Hahne* hat bei seinen Überlegungen für ein »*Museum der nationalsozialistischen Erhebung*« in Halle detailliert auf Grundvorstellungen von der Totenehre bei den nordisch bestimmten Menschen hingewiesen (Ziehe 2002). Darüber hinaus erinnerte er daran, dass Grab und Gedenkstätte in monumentaler Weise im *Theoderich-Grab*, im *Tannenberg-Ehrenmal für Hindenburg* und in der Erinnerungsstätte für *Bismarck* an seinem Wohnsitz in monumentaler Weise zusammengefügt seien. Die Überlegungen *Hahnes* sind für die frühe Phase des Dritten Reiches außerordentlich aufschlussreich. Sie sollen deshalb in wesentlichen Teilen hier wörtlich wiedergegeben werden (*Hahne* 1935, S. 221): »In seiner Gesamtformung, besonders in der Hervorhebung des oberen Feerraumes, ist unser Museum zugleich ein Totenehrenmal. Totenehre ist dem nordisch bestimmten Menschen – untrennbar von eigener Ehre – Totenpflege, ein Teil der Pflege des Eigenseins im höchsten Sinne. Immer seit unserer ältesten Vorzeit tut die Totenehre sich kund, im Ausstatten der Gräber und Toten-Gedenkstätten im Sinne eines Heimes der Dahingegangenen, das uns in keinem ‚Jenseits‘ oder ‚Abseits‘ von unserem Leben denkbar ist; das ›Totenreich‹ ist Teil des Gesamt-Daseinsbereiches der Menschengemeinschaft, zu der die Toten auch weiter gehören – doppelt unwegdenkbar zugehören, wenn sie durch geleistete Taten Vorbilder sind, die wir immer unter uns sein lassen wollen.«

Im ersten Band des schon erwähnten repräsentativen Werks »*Das Bauen im neuen Reich*«, der 1938 erschien, werden speziell die Bauten in München und Nürnberg behandelt (Bauen 1938/1943). Es folgen Hinweise auf die Aktivitäten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge für Gefallenen-Ehrenmale des Ersten Weltkriegs. Schließlich wird noch eine weitere Gruppe behandelt, die nach

1933 entstand. »Wo die Fronten des Weltkrieges verliefen, wo noch nach dem Zusammenbruch die Soldaten ohne Befehl die Grenzen der Heimat verteidigten, wo Nationalsozialisten für die Fahne des neuen Reichs fielen, spricht der ragende Stein für alle Zeit von Kampf, Opfer und Sieg. Den Hünengräbern der deutschen Frühzeit, dem Grabmal des Gotenkönigs Theoderich ähnlich, erheben sich diese Burgen der Toten«. Als Beispiele werden Bitolj in Mazedonien und der Annaberg in Oberschlesien genannt.

Zur nationalsozialistischen Weltanschauung gehörten sowohl ein ausgeprägter Totenkult als auch eine weitgespannte Ahnenverehrung. Im Mittelpunkt des Totenkults stand die Figur des sogenannten Helden, der sein Leben für sein Volk geopfert hat. Das waren zunächst die sogenannten Blutzengen, die in der Kampfzeit der Bewegung umgekommen waren. Besonders zu nennen sind hier die Toten des Hitlerputsches von 1923. Für diese wurden Denkmäler errichtet, die häufig den Status von Ehrenmälern bekamen, also Weihestätten für den politischen Kult wurden. Der Kreis der »Helden« wurde in unterschiedlicher Intensität in zwei Richtungen ausgeweitet. Einerseits wurde an die 2 Millionen Gefallenen des Ersten Weltkriegs dankbar gedacht und einige Soldatenfriedhöfe in Belgien und Frankreich systematisch gestalterisch aufgewertet. Einen Sonderfall stellte das Tannenberghdenkmal dar, das durch das Grab *Hindenburgs* eine besondere Bedeutung als Ehrenmal erlangte.

Die geplanten »Totenburgen«

Eine neue Entwicklung begann andererseits mit der ersten siegreichen Phase des Zweiten Weltkrieges. Die Verehrung der heldischen Kämpfer, die ihr Leben für ihr Volk und Vaterland einsetzten, und die raumpolitische Siegesfeier rückten näher zusammen. Das Ergebnis waren die an weit auseinanderliegenden Standorten innerhalb und außerhalb Europas geplanten Totenburgen, denen jeweils eine politische Aussage zugeordnet wurde (*Schäche* 1983). Im zweiten Band des Werkes »*Das Bauen im neuen Reich*«, der 1943 erschien, wird eine größere Anzahl von Entwürfen für Ehrenmale des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht (Bauen 1938/1943). Es heißt dort: »*Hatte es in der Epoche nach 1918 des jahrelangen Ringens eines kleinen Kreises um die Idee des deutschen Totenmales auf fremder Erde bedurft, so gewinnen in der Gegenwart die Entwürfe der Monumente des Opfers, des Heldentums und des Sieges aus dem unmittelbaren Erlebnis des Krieges heraus ihre Form. Die vom Generalbaurat für die Gestaltung der deutschen Kriegerfriedhöfe, vielfach unter Heranziehung von Mitkämpfern der Schlachten, geplanten Ehrenmale sind mehr als Stätten der Totenehrung. Sie verkörpern darüber hinaus in den Landschaften kriegerischer Entscheidungen den Sinn einer großen geschichtlichen Wende. – Jedes dieser Ehrenmale wird in der unvergänglichen Sprache der Kunst auch den fernsten Zeiten von unserem heutigen Entscheidungskrieg der Weltanschauung künden. Der Sinn von Kampf, Opfer und Sieg wird in ihnen in dauerndem Stein ewige Gestalt finden.*«

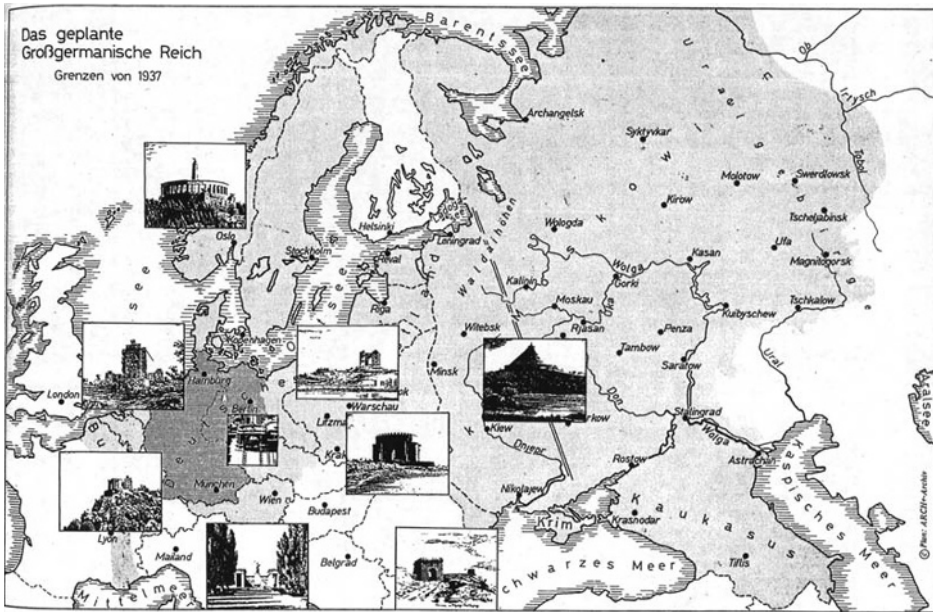


Abb. 9: Geplante Standorte von ausgewählten Totenburgen
Schäche 1983

Insgesamt sind 19 geplante Ehrenmale für ganz unterschiedliche Standorte abgebildet, denen jeweils eine politische Aussage zugeordnet ist. So heißt es z.B.: »1. Auf den Felsen der Atlantikküste werden sich, gegen Westen gerichtet, großartige Bauwerke erheben, als ewiges Denkmal an die Befreiung des Kontinents von britischer Abhängigkeit und an die Einigung Europas unter der Führung seines deutschen Herzvolkes. 2. Wuchtig und hochaufstrebend in die Ebene des Ostens hineingestellte Turmbauten werden als Symbole für die Bändigung der chaotischen Gewalten der östlichen Steppen durch die disziplinierte Macht germanischer Ordnungskräfte entstehen – umgeben von den Grabstätten der Kriegergeneration deutschen Blutes, die wie schon so oft seit zweitausend Jahren, die Existenz der abendländischen Kulturwelt gegen die zerstörerischen Sturmfluten aus Innerasien gerettet hat.«

Die in der angesprochenen Veröffentlichung von 1943 beschriebenen und in genauen Planskizzen abgebildeten Bauten wurden nicht verwirklicht. Interessanterweise ermöglicht eine Veröffentlichung von Wilhelm Kreis über »Soldatengräber und Gedenkstätten« aus dem Jahre 1944 (Kreis 1944) sehr genau nachzuweisen, dass bereits zu diesem Zeitpunkt bei den Planungen für die »Baugestaltung« von »Soldatengräbern, Kriegerfriedhöfen, Gedenkstätten, Ehrenfriedhöfen und Ehrenfeldern für Kriegsgefallene« die machtpolitischen Akzente entfernt worden waren. Es handelte sich nun um »im Inland geplante Kriegerfriedhöfe und Ehrenfelder«; unter den Kriegsgefallenen verstand man »Wehrmachtsangehörige und insoweit ihnen gleichstehende Personen, die durch Feindeinwirkung ums Leben

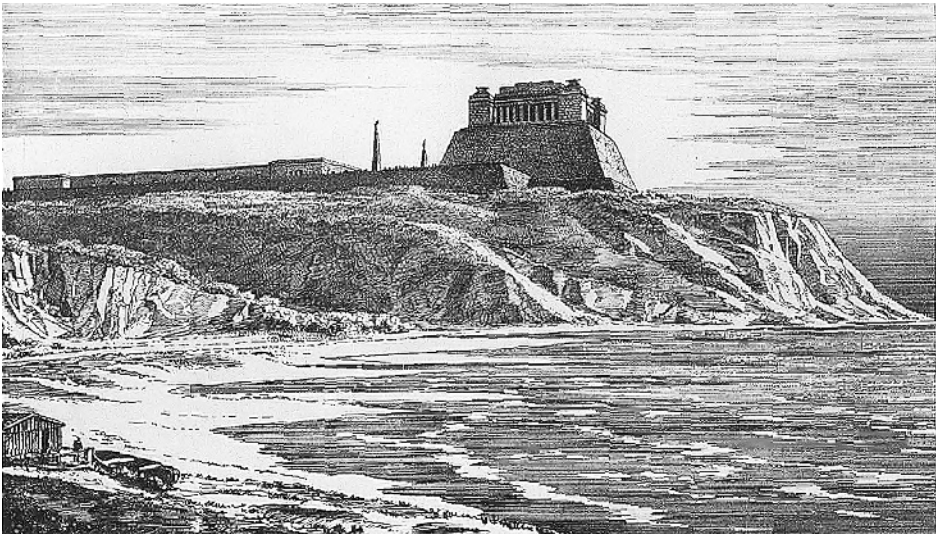


Abb. 10: *Geplantes Ehrenmal an der Kanalküste*
Quelle: Das Bauen im neuen Reich II, 1943

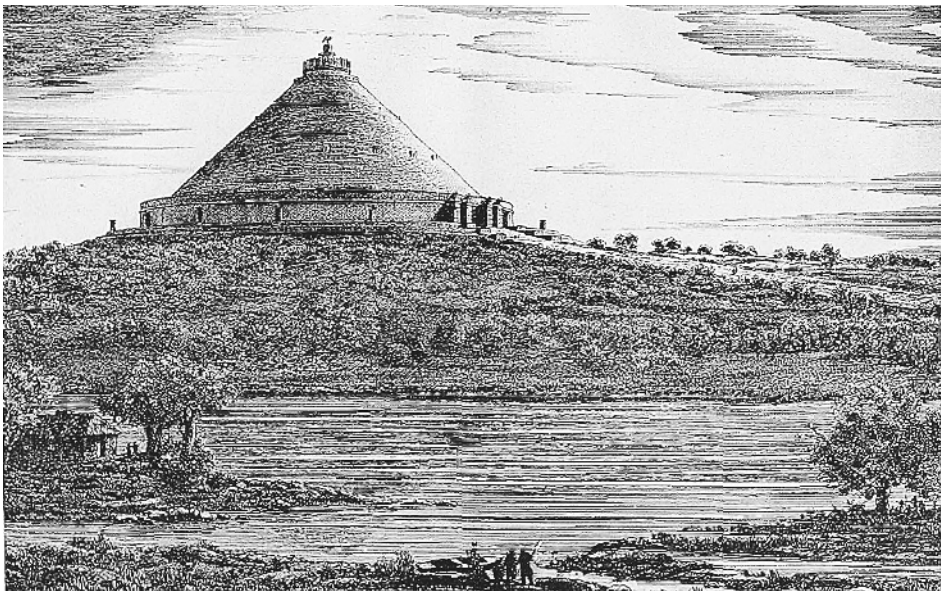


Abb. 11: *Geplantes Ehrenmal im Osten*
Quelle: Das Bauen im neuen Reich II, 1943

gekommenen Angehörigen der Zivilbevölkerung sowie die Todesopfer des deutschen Volkstumskampfes, soweit dabei ein Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Krieg besteht« (Kreis 1944, S. 65).

In der Veröffentlichung von 1944 wird darauf hingewiesen, dass der Führer die Ausführung von Kriegerdenkmälern allgemein bis zurzeit nach dem Kriege aufgeschoben habe und nur ganz schlichte Holz- oder Steinzeichen zulässig seien. Allgemeine Überlegungen über die Gestaltung der Kriegerdenkmäler sowie die Anfertigung von Entwürfen seien aber nicht nur zulässig, sondern nötig. Wesentlich seien dabei die Auswahl des Platzes und eine würdige Gestaltung; nur so entstehe ein »*heiliger Raum*«. In diesem Zusammenhang erinnert Generalbaurat *Wilhelm Kreis* an die germanischen Heldengräber und Ehrenmale und betont, dass die Verbindung des Grabes mit der Ehrung der Helden die stärkste Verkörperung von Erinnerungs- und Mahnmalen sei.

Während sich Hinweise auf die germanische Heldenzeit im Dritten Reich relativ häufig finden lassen, fällt es erheblich schwerer, den Stellenwert des Mittelalters zu bestimmen. Immerhin hatte Himmler eine spezifische emotionale Verbindung nicht nur zu *Armin dem Cherusker* und *Widukind*, sondern auch zu *Heinrich I.* und *Heinrich dem Löwen*. Es gab Pläne, deren Grabstätten in Quedlinburg und Braunschweig zu Ehrenstätten aufzuwerten. Eine gewisse Rolle spielte auch noch die *Bismarck*-Verehrung, die vor allem durch die vielen Bismarcktürme, die auch von *Wilhelm Kreis* konzipiert worden waren, konkret lokalisiert war (*Stoffels* 2004).

Der Kultfilm »Ewiger Wald«

Es wurde eingangs darauf hingewiesen, dass nur wenige der einflussreichen Nationalsozialisten für die ersatzreligiösen Vorstellungen und den messianischen Kern der Ideologie Verständnis aufbrachten. Sogar *Hitler* habe sich öfters hierzu sehr negativ geäußert.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass der 1936 produzierte Kultfilm »*Ewiger Wald*«, der eine filmische Umsetzung von *Rosenbergs* »*Mythus des 20. Jahrhunderts*« werden sollte, ein Misserfolg wurde. *Ulrich Linse* hat zu dieser Thematik eine sehr aufschlussreiche Untersuchung vorgelegt, die folgenden Titel trägt: »*Der Film »Ewiger Wald« – oder Die Überwindung der Zeit durch den Raum*« (*Linse* 1993). In dem Film, der »*3000 Jahre deutscher Geschichte*« schildert, ist das Volk der kollektive Held. Einzelpersönlichkeiten kommen nicht vor; der Einzelmensch geht im Volk auf. Das deutsche Volk ist ebenso ewig wie der deutsche Wald; die einleitende Beschwörung der »*heiligen Natur*« stimmt in die mythologische Sicht der deutschen Geschichte ein. In dem Film werden die pseudobiologischen »*Gesetze des Waldes*« auf die Geschichte des deutschen Volkes übertragen und zum Opfertod für des Volkes Ehre und Freiheit aufgerufen. Der massenhafte Opfertod im Ersten Weltkrieg sei die Garantie für den Wiederaufstieg Deutschlands durch die NSDAP gewesen. Der Film beschwört das ewige Volksgesetz des für das Weiterleben der Volksgemeinschaft notwendigen und sinnvollen Todes des einzelnen. Ebenso wie der Wald die Lebensgemeinschaft der Bäume sei, so bilde das Volk die Lebensgemeinschaft der Menschen. Beide seien ewig, wenn die entscheidenden Gesetze beachtet würden. Durch entsprechende

Rituale werde nicht an zeitlich fixierbare Ahnengemeinschaften oder konkrete historische Ahnenlandschaften erinnert, sondern an Ewiges, das in früheren Zeiten vorhanden war, aber auch in der Gegenwart in der Substanz noch fortwirke. Der Film zeigt aber im Gegensatz zu dieser Grundargumentation typische »deutsche« Waldlandschaften und typische »deutsche« Menschen im Sinne der beschworenen Schicksalsgemeinschaft von »Wald und Volk«, von »Blut und Boden«.

»*Deutsches Volk – Deutsche Heimat*« lautet der Titel einer Bild-, Text- und Kartendarstellung, die 1935–1937 erschienen ist (Deutsches Volk 1937, S. 3). In der Einführung heißt es: »*Unsere Aufgabe ist es, aus der Fülle des Wissensstoffes und aus dem Erleben des Daseinskampfes unseres Volkes eine völkische Auffassung und Ausrichtung des Wissens zu formen. – Wir wollen grundsätzlich die Bedingungen eines gesunden Lebens und Wachstums unseres Volkes untersuchen. Diesen Wertmaßstab wollen wir an Gunst und Ungunst unseres Raumes und an unsere Geschichte anlegen. Aus der völlig neuen Anschauung des Schicksals unseres Volkes ergibt sich für jeden einzelnen von uns ein klareres Urteil für unser Handeln in Gegenwart und Zukunft.*«

Es lohnt sich, die in dem Buch verwendeten Begriffe einmal systematisch zu überprüfen und in einen Gesamtzusammenhang zu stellen. Es wird von einer neuen völkischen Weltanschauung gesprochen, die die Einheit des Blutes und des Bodens und des Willens zum Maßstab des Handelns erhebt. Die Gestaltung der deutschen Heimat sei die gewaltigste Arbeits- und Kulturleistung des deutschen Volkes. Die Umformung der germanischen Kulturlandschaft sei einer rätselhaften treibenden Kraft, der Rassenseele, zuzuschreiben. Das Leben derer, die vor uns waren, spreche zu uns, wobei die Kulturlandschaft der frühen Zeit dem heutigen Menschen nicht fremd vorkäme, da sie aus der eigenen Art des deutschen Volkes geformt worden sei. Die Aufgabe der Zukunft bestünde darin, sowohl das Volk als auch die Landschaft zu erneuern. Die klare Linie des deutschen Willens müsse aus der Geschichte gewonnen werden. »*Denn dann ist Geschichte Erfahrung. Erfahrung aber ist der Gegenwart nah, auch wenn sie Jahrtausende zurückliegt.*«

In dem schon herangezogenen Informationsband von 1935 mit dem Titel »*Deutschland von heute*« (Deutschland 1935, S. 26) wird die Grundposition des Nationalsozialismus sehr präzise auf den Punkt gebracht: »*Der Nationalsozialismus stellt [...] die natürlichen Gemeinsamkeiten des Volkes, wie sie in der Rasse, im Blut und im Boden gegeben sind, über alle Theorien der Gleichmacherei, weil in diesen Mächten die Urkräfte desselben geschichtlichen Werdens und Wirkens enthalten sind.*«

Ideologische Spezialbeiträge von Wissenschaftlern

Die Wissenschaft wurde vom Regime insgesamt verpflichtet, diese Grundideen durch ihre Forschungen zu untermauern. Wenn dies auch nur in sehr eingeschränktem Umfang gelang, so lassen sich doch zahlreiche Aussagen in der Literatur finden, die die Bereitschaft zur Übernahme dieser Aufgaben dokumentie-

ren (Franz 1938; von Richthofen 1937; Helbok 1936a; 1936b). Zwei Zitate zum Fach Geographie sollen dies beispielhaft belegen. Josef Zepp schreibt 1937 in einem Aufsatz mit dem Titel: »Landschaftskunde im Dienste nationalpolitischer Erziehung« (Zepp 1937, S. 9): »Letzten Endes bleibt es vollkommen nebensächlich, ob man die neue Form als Heimatkunde, Heimaterdkunde, Kulturlandschaftskunde, Völkische Landschaftskunde oder sonst wie bezeichnet, wenn nur die Idee gewahrt bleibt: den jungen Menschen die heutige deutsche Landschaft erkennen und erleben zu lassen, auf dass er fühlt, wie hier deutsche Menschen durch die Jahrtausende hindurch arbeiteten, den Boden mit ihrem Schweiße und Blute umhegten und so das erhabene Bild vielgestaltiger deutscher Kulturlandschaft schufen, das seines gleichen eben nur auf deutschem Volksboden hat.«

Kurt Scharlau formuliert dies im Kern ähnlich in seinem Aufsatz von 1938 mit dem Titel »Probleme der deutschen Kulturlandschaft« (Scharlau 1938, S. 61): »Aus diesen Wesenszügen der deutschen Kulturlandschaft spricht allenthalben eine nie rastende Tätigkeit des deutschen Menschen, der nicht nur bestrebt ist, in unermüdlichem Ringen seinen tagtäglichen Lebensunterhalt zu erwerben, sondern den darüber hinaus das Gefühl für die Erhaltung seines ihm von der Natur anvertrauten Erbes beseelt. So sehen wir, wenn wir das gegenwärtige Zustandsbild des deutschen Lebensraumes recht verstehen wollen, in der heutigen Kulturlandschaft die ständig vergrößerte und stetig gemehrte Hinterlassenschaft verflossener Geschlechterfolgen und stoßen, wenn wir den geschichtlichen Ablauf dieses dynamischen Geschehens verfolgen, auf die stets gleichbedeutenden raumgestaltenden Kräfte des deutschen Menschen.«

In der ländlichen Denkmalpflege wurde die Beziehung zur früheren Kulturlandschaft ebenfalls deutlich thematisiert und dabei auch der Begriff Ahnenlandschaft verwendet. Sehr aufschlussreich ist die Untersuchung von Bernd Brühöfner zum »Raummodell« von Hans Grimm im Roman »Volk ohne Raum« (Brühöfner 2008). Erich Kulke äußert sich 1937 in seinem Buch über »Das schöne Dorf. Eine Anleitung für die Gestaltung des deutschen Dorfes« (Kulke 1937, S. 8) folgendermaßen: »Du stehst in weiter norddeutscher Heidelandschaft. Mitten auf einem Hügel, der heute von hohen Wacholdersträuchern umrahmt ist, hatten einstmals vor tausenden von Jahren Menschen deines Volkes gewaltige Findlinge zu einem Grab zusammengetragen und aufgetürmt. Weithin beherrscht dieses Mahnmal die Landschaft als beredter Zeuge der Totenehrung unserer Vorväter. Du spürst über Jahrtausende hinweg den ewig gleichen Strom des Blutes, aus dem der einzelne und wir alle, gestern, heute und morgen leben. Es ist ein Fleckchen Erde von nur wenigen Quadratmetern und doch ist diese ganze Landschaft bedeutsam in das Leben des Stammes und des Volkes als einer Ahnenlandschaft eingegangen und herausgehoben, ist uns Geschichte und Heimat geworden.« Der Verfasser beschäftigt sich auch intensiv mit der Gestaltung von Friedhöfen und kommt dabei zu folgenden in die Vergangenheit führenden Überlegungen (Kulke 1937, S. 29): »Das Ehrenmal soll ein Glaubensmal für die Ewigkeit des Lebens werden. – Warum wollen wir bei der Errichtung unserer Mahnmale nicht wieder an Wasser und Quelle, Baum und Brunnen anknüpfen, Werte, die im Volksbrauche tief verankert sind und die den Glauben an die Ewigkeit des Lebens weiterpflanzen?«

Die Pläne für die Neugestaltung der Kulturlandschaft
in den »eingegliederten Ostgebieten«

Nach dem siegreichen Ende der kriegerischen Auseinandersetzung mit Polen 1939 wurden große Teile des polnischen Staatsgebietes in das Großdeutsche Reich eingegliedert. In dem von Konrad Meyer 1941 herausgegebenen einschlägigen Sammelband »Landvolk im Werden« äußert sich Werner Junge zum Thema »Das heimatliche Bild der Landschaft« folgendermaßen (Junge 1942, S. 307f.): »Die Festigung deutschen Volkstums ist eine totale Aufgabe. – Unsere Neuplanung muss sich der besten Möglichkeiten bedienen, dem eingesetzten Volkstum auch seelisch die Kräfte für den Lebenskampf zu geben. Dazu gehört die Schaffung eines uns arteigenen Landschaftsbildes. – Die Erscheinung von Feldflur, Wald, dörflicher und nicht zuletzt städtischer Siedlung ist von stärkstem Einfluss auf Charakter und Haltung der Menschen. – Eine deutsche Landschaft ist aber immer eine grüne Landschaft, denn Baum, Strauch und Blume sind dem deutschen Volke wesensverwandt, wie Mythos, Sagen und Bräuche beweisen.«

Heinrich Wiepking-Jürgensmann, der wichtigste Mitarbeiter von Heinrich Himmler, dem »Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums im Osten«, veröffentlichte 1942 ein Buch mit dem Titel »Die Landschaftsfibel« (Wiepking-Jürgensmann 1942). Darin forderte er sehr pointiert eine umfassende Landschaftspflege als zweite Säule einer sinnvollen Volkspflege neben der Blutpflege. Er begründete dies folgendermaßen (Wiepking-Jürgensmann 1942, S. 13): »Immer ist die Landschaft eine Gestalt, ein Ausdruck und eine Kennzeichnung des in ihr lebenden Volkes. Sie kann das edle Antlitz seines Geistes und seiner Seele ebenso wie auch die Fratze des Ungeistes, menschlicher und seelischer Verkommenheit sein. In allen Fällen ist sie das untrügliche Erkennungszeichen dessen, was ein Volk denkt und fühlt, schafft und handelt. Sie zeigt uns in unerbittlicher Strenge, ob ein Volk aufbauend und Teil der göttlichen Schöpfungskraft ist, oder ob das Volk den zerstörenden Kräften zugerechnet werden muss. So unterscheiden sich auch die Landschaften der Deutschen in all ihren Wesensarten von denen der Polen und Russen, – wie die Völker selbst«. – »Wie wir eine Volksgemeinschaft aufbauen, so muss auch eine Landschaftsgemeinschaft erwachsen, eine wirkliche und beständig wirkende, eine heilbringende Einheit von Volk und Landschaft, Pflanzen und Tieren« (Wiepking-Jürgensmann 1942, S. 12).

Am 21. Dezember 1942 erließ Heinrich Himmler die »Allgemeine Anordnung Nr. 20/VI/42 über die Gestaltung der Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten«. Im Abschnitt I: Zielsetzung finden sich folgende Ausführungen, die eine enge Verbindung zwischen der Landschaft des Altsiedelraums des Deutschen Reichs zu den Neugestaltungsplänen der Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten herstellen (Mäding 1943). »Sollen die neuen Lebensräume den Siedlern Heimat werden, so ist die planvolle und naturnahe Gestaltung der Landschaft eine entscheidende Voraussetzung. Sie ist eine der Grundlagen für die Festigung deutschen Volkstums. Es genügt also nicht, unser Volkstum in diesen Gebieten anzusiedeln und fremdes Volkstum auszuschalten. Die Räume müssen vielmehr ein unserer Wesensart entsprechendes Gepräge erhalten, damit der germanisch-deut-

sche Mensch sich heimisch fühlt, dort sesshaft wird und bereit ist, diese seine neue Heimat zu lieben und zu verteidigen. – Das Gesicht der Landschaft soll der schönste und würdigste Ausdruck der Volks- und Raumgemeinschaft sein.» Aus der »Allgemeinen Anordnung über die Gestaltung der Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten« lassen sich ohne Mühe zahlreiche Details der »germanisch-deutschen Kulturlandschaft« herauschälen. Die wichtigste zusammenfassende Aussage findet sich wiederum im Kapitel I: Zielsetzung: »Dem germanisch-deutschen Menschen [...] ist der Umgang mit der Natur ein tiefes Lebensbedürfnis. In seiner alten Heimat und in den Gebieten, die er durch seine Volkskraft besiedelt und im Verlauf von Generationen geformt hat, ist das harmonische Bild von Hofstatt und Garten, Siedlung, Feldflur und Landschaft ein Kennzeichen seines Wesens. – Die Gliederung und Begrenzung der Feldflur durch Wald, Waldstreifen, Hecken, Gebüsch und Bäume, die natürliche Verbauung von Gebäuden und Gewässer und die Grüngestaltung der Siedlungen sind bestimmende Kennzeichen deutscher Kulturlandschaften. Der Bauer unserer Art war und ist in sorgsamer Pflege bemüht, die natürlichen Kräfte des Bodens, der Pflanzen- und Tierwelt zu steigern und das Gleichgewicht des Naturganzen zu erhalten. Für ihn sind Achtung und Respekt vor der göttlichen Schöpfung Maßstab jeder Kultur.«

Im Kapitel V: »Die Siedlungen in der Landschaft« beschäftigt sich der Punkt 5 mit der Grabmal- und Friedhofgestalt. Diese soll »würdiger Ausdruck der Ahnenverehrung und artgebundener Volks- und Naturfrömmigkeit sein. Germanischer Anschauung und altüberkommener Sitte entspricht die Schaffung von Ahnen- und Familiengräbern auf eigener Flur« (Mäding 1943, S. 58).

Erhard Mäding arbeitete in seinen 1943 erschienenen »Regeln für die Gestaltung der Landschaft«, einer Einführung in die erwähnte »Allgemeine Anordnung über die Gestaltung der Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten« (Mäding 1943), die historische Verwurzelung der Gestaltungsaufgabe deutlich heraus. Er spricht davon, dass die Kulturlandschaft Germaniens in mehrtausendjährigem Schaffen geformt worden sei, ein enges Lebensverhältnis zwischen Land und Leuten durch Jahrtausende entstanden sei, und germanisch-deutsche Landnahmen immer mit Landgestaltung verbunden gewesen seien. In diesem Zusammenhang gebraucht Mäding den Begriff »Ahnenerbe« (Mäding 1942, S. 8).

Die »Ahnenlandschaften«

Während die Ehrenmale und Totenburgen an konkrete Personen oder Gruppen erinnern sollten, war dies bei den sogenannten Ahnenlandschaften anders. Hier ging es um die allgemeine Verbindung zu den Vorfahren, die die aktuelle Kulturlandschaft im Laufe der Jahrtausende gestaltet haben. Die Erinnerung bezog sich aber nicht auf ein statisches Gebilde, z.B. die germanische Kulturlandschaft, sondern auf ein aktives kontinuierliches Geschehen über Jahrtausende hinweg. Der germanisch-deutsche Mensch war nach der Meinung der nationalsozialistischen Weltanschauung mit einer ganz spezifischen »Rassenseele« ausgestattet, die sich nicht nur auf die Entwicklung des Volkes auswirkte, sondern auch auf diejenige

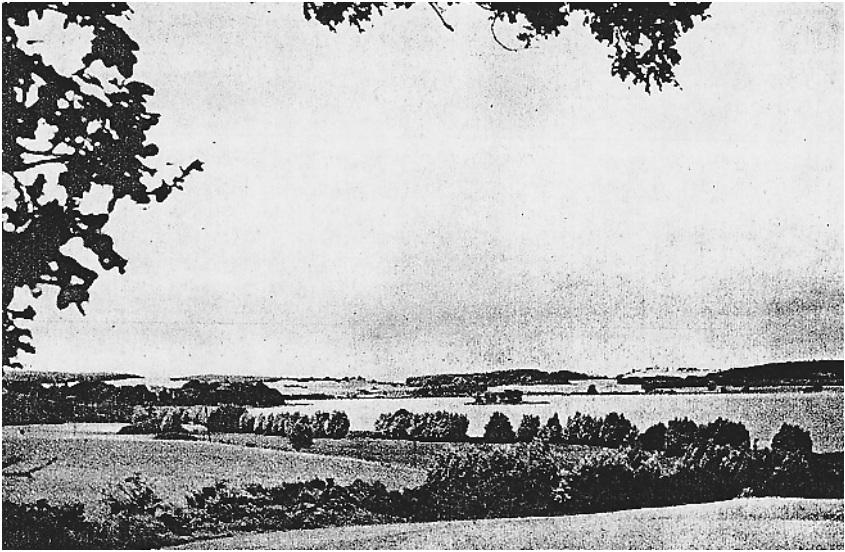


Abb. 12: »Ahnenlandschaft« in Mecklenburg
Quelle: Wiepking-Jürgensmann 1942

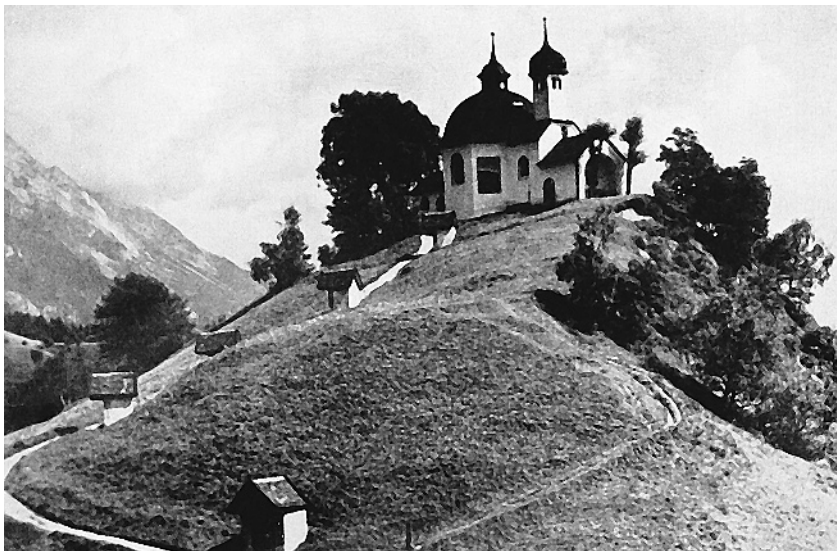


Abb. 13: »Ahnenlandschaft« in Altbayern
Quelle: Wiepking-Jürgensmann 1942

seines Lebensraumes, der Landschaft. Ebenso wie die Verehrung der toten Helden an den Ehrenmalen das deutsche Volk zum dauerhaften erfolgreichen Kampf um seine Stellung in der Welt anregen sollte, forderte die intensive Beschäftigung mit den Leistungen der Vorfahren als Landschaftsgestalter dazu auf, eine opti-

male artgerechte Lebensumwelt zu schaffen. Hier galt es, die ewig gültigen Ausgangswerte zu erkennen, die negativen Abweichungen von der Idealentwicklung zu erfassen und Konzepte zur Beseitigung der Schäden und zur konsequenten Realisierung der in der geschichtlichen Entwicklung angelegten arteigenen Leitbilder zu entwickeln.

Konkret lässt sich das Vorbild der Ahnenlandschaft auch dann nicht fassen, wenn man verschiedene ausdrücklich genannte Aspekte in den Mittelpunkt rückt. So wird beispielsweise von der »grünen Landschaft« und dem »ausgewogenen Verhältnis von Wald, Weide und Ackerflur« oder von dem »innigen Verhältnis zum Wald« gesprochen. Auf der anderen Seite werden die neuesten technischen Errungenschaften für die Entwicklung der »nationalsozialistischen Kulturlandschaft« verwendet. In welcher Zwickmühle sich der NS-Staat hier befand, verdeutlicht sehr anschaulich der Umgang mit noch einigermaßen naturnah gebliebenen Landschaftsteilen. Hier wird gelegentlich von dem nötigen Erhalt von Referenzräumen zum Erkennen der ursprünglichen Gegebenheiten gesprochen. Damit wäre die Entwicklung gestoppt worden und tatsächlich ein statischer Erinnerungsraum im klassischen Sinne geschaffen worden (Trepl 2012).

Die nationalsozialistische Kulturlandschaft der Zukunft sollte als Ganzes eine germanisch-deutsche Erinnerungslandschaft werden, aus der direkt das Wirken der »Rassenseele« von den Uranfängen bis zur Gegenwart hätte abgelesen werden können. In den Räumen, die nach 1939 in das Großdeutsche Reich einbezogen worden waren, galt es, arteigene Kulturlandschaften wiederherzustellen oder neu zu schaffen (Fehn 2003). Im alten Volksboden sollten zu gegebener Zeit darüber hinaus nach den gültigen Grundvorstellungen die Spuren von Fehlentwicklungen konsequent beseitigt werden. Hier fällt es schwer, eine Verbindung zwischen der angestrebten modernen hochtechnisierten Kulturlandschaft und der germanischen Urlandschaft herzustellen (Fischer 2003). Die Voraussetzung hierzu war für die Landschaftsplaner nach den Aussagen zahlreicher Publikationen das Erfassen der »geistig-seelischen Gestaltungsprozesse« und das Erkennen des »Wesens der arteigenen Entwicklung« der Landschaft. Die Vorstellung von der Kontinuität der Volks- und Landschaftsgemeinschaft und der großartigen Leistung der Ahnen als Landschaftsgestalter und Landschaftsbewahrer sollte ein dauerhaftes intensives Gefühl der dankbaren Verbundenheit mit den Ahnen erzeugen und einen stabilen spirituellen Hintergrund für die erfolgreiche Bewältigung der Zukunftsaufgaben des deutschen Volkes herstellen.

Aufgaben einer interdisziplinären Forschung

Als wichtigstes Ergebnis der vorliegenden Studie ist festzuhalten, dass die kritische Auswertung zahlreicher zeitgenössischer Publikationen einerseits die Richtigkeit einiger zentraler Thesen von Sabine Behrenbeck bestätigt, andererseits aber auch die Notwendigkeit weiterer Forschungen vor allem mit historisch-geographischen Fragestellungen aufzeigte. Die Autorin betont in der allgemeinen Einleitung zu ihrer Untersuchung die Bedeutung des Rückgriffs auf zahlreiche

Nachbardisziplinen. Dabei ist es im Hinblick auf ihre fachliche Grundorientierung auf die Sozialwissenschaften wohl kein Zufall, dass hier ein Hinweis auf die Geographie und speziell die Historische Geographie fehlt. Immerhin nennt sie in ihrem Überblick über die Quellentypen auch zeitgenössische photographische Abbildungen, Ausstellungskataloge und Kunstzeitschriften. Vor allem hieraus ließen sich Erkenntnisse über die meist nicht mehr vorhandenen Kultbauten sowie über die einschlägigen Planungen gewinnen. In ihrer Darstellung berücksichtigt *Behrenbeck* ausschließlich ausgeführte Bauten und keine Entwürfe. Aufschlussreich sind die Überlegungen über die Bedeutung der Kultbauten im Rahmen des Heldenkultes, die Schwierigkeiten bei der Realisierung derartiger Bauten in den ersten Jahren der NS-Herrschaft, die Erstellung temporärer Festarchitekturen, die Präparierung ausgedehnter Freiluftfestplätze sowie die Versuche, die Umgebung der Kultbauten im Sinne einer symbolischen Raumordnung umzugestalten. Das gewünschte offizielle Geschichtsbild wurde nach *Behrenbeck* auch multimedial z.B. durch Literatur, Filme, Ausstellungen, Werbeveranstaltungen und Gedenkfeiern zelebriert und so einer breiten Öffentlichkeit vermittelt.

Vom historisch-geographischen Standpunkt aus sollten folgende Problemfelder noch intensiver beleuchtet werden. (1.) Welche Rolle spielten beim Umgang mit Erinnerungsorten und Erinnerungslandschaften zeitliche oder räumliche Unterschiede? (2.) Handelte es sich bei der Totenkultur nur um die Erinnerung an bekannte Personen oder Gruppen oder auch an unspezifizierte Ahnengemeinschaften? (3.) Sollte die damalige zeitgenössische Wissenschaft (Geographie, Geschichte, Archäologie etc.) durch ihre Forschungen diesen Aspekt der Ideologie unterbauen? (4.) Weiter zu klären wäre die ideologische Verbindung zwischen dem Aspekt der Ahnenlandschaft und demjenigen der Landschaftsgemeinschaft. (5.) Schließlich erscheint es nicht gerechtfertigt, wie *Behrenbeck* die enge ideologische Verbindung zu den Ahnen als weitgehend wirkungslos gebliebenen Hirngespinnst einzelner Sektierer abzutun und das nationalsozialistische Regime nur als ein von der Überlegenheit des deutschen Volkes überzeugtes, auf die Weltherrschaft ausgerichtetes rationalpragmatisches Herrschaftssystem zu betrachten, das eine rückwärtsorientierte Verbindung zur Ahnenwelt nicht ernsthaft anstrebte, sondern nur die emotionale Hinwendung zu Volk und Heimat dadurch verstärken wollte.

Zusammenfassung

Erinnerungsorte und Erinnerungslandschaften im nationalsozialistischen Deutschen Reich 1933–1945

Ausgangspunkt für die Überlegungen der vorliegenden Studie sind Forschungsergebnisse von *Sabine Behrenbeck* in ihrem Buch mit dem Titel »*Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945* (2. Aufl. Köln 2011)«. Darin rückt sie die Kulthandlungen gegenüber den Erinnerungsorten und Erinnerungslandschaften derartig deutlich in den Vordergrund, dass dies den Widerspruch der Historischen Geographie provoziert. Die intensive

Auswertung der zeitgenössischen Veröffentlichungen ermöglicht aufschlussreiche Einblicke in die Überlegungen der NS-Ideologie über Erinnerungsorte und Erinnerungslandschaften. Wenn auch die weitgespannten Planungen für die »Totenburgen« genauso wie für die »arteigene deutsche Kulturlandschaft« nicht verwirklicht wurden, sollten die Pläne als wichtige Zeugnisse des Zeitgeistes ebenso zur Kenntnis genommen werden wie die wenigen realisierten Kultbauten und -anlagen. Auch wenn es viele Hinweise für die Ablehnung dieser Teilbereiche der NS-Ideologie bis in höchste Führungsebenen hinaufgibt, so darf die enge Verbindung zu den Ahnen nicht pauschal als weitgehend wirkungslos gebliebenes Hirngespinnst einzelner Sektierer abgetan werden.

Summary

Places of memory and landscapes of memory during the National Socialist German Reich 1933–1945

The initial idea for this paper stems from the reading of *Sabine Behrenbeck's* book *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole* (= The Cult on dead heroes. National Socialist myths, rites and symbols 1923–1945). *Behrenbeck* focuses mainly on cultic ceremonies. From a historical geographic perspective, however the places and landscapes of remembrance should be central as well. In this respect the intensive analysis of publications from the Nazi period offers enlightening insights into the NS-ideology's ideas on places and landscapes of remembrance. Even though the plans for "Totenburgen" (= castles of the dead) and for an "arteigene" (= species-specific) German landscape have not been realized, such schemes should be equally considered as much as the few cult buildings and structures that were put into effect. Even though there are several indications for the existence of a skepticism against this element of the Nazi ideology – which may have even reached up into the higher ranks of the Nazi regime –, the importance of the connection to the ancestors should not be underestimated and should not be seen as a mere phantasm of singular occultists.

Literatur

- Bauen im Nationalsozialismus. Bayern 1933–1945. – München 1993.
- Das Bauen im neuen Reich. – Bayreuth. Band 1, 1938 u. Band 2, 1943.
- Behrenbeck, Sabine*: Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945. – 2. Aufl. Köln 2011 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung, 2).
- Bollmus, Reinhard*: Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem. – Stuttgart 1970.
- Brühöfner, Bernd*: Wahrnehmung und Darstellung von Kulturlandschaft und Heimat in der deutschnationalen Literatur. Das Raummodell von Hans Grimm im Roman »Volk ohne Raum« (1926) am Beispiel des ehem. Klosterortes Lippoldsberg a.d. Weser. – In: Landschaften. Kulturelles Erbe in Europa. Bochum 2008, S. 222–261.
- Custodis, Paul-Georg*: Der Thingplatz auf der Loreley. – In: Rheinische Heimatpflege 42, 2005, S. 10–27.
- Deutsches Volk – Deutsche Heimat. Text- und Kartenband. – München 1937.
- Deutschland von heute. – Berlin 1935.
- Erinnerungsstätten der Nationalsozialistischen Erhebung. – In: Rheinland (Die Deutschen Heimatführer 8). – Berlin o.J. [1939], S. 84–88.
- Fehn, Klaus*: »Lebensgemeinschaft von Volk und Raum«. Zur nationalsozialistischen Raum- und Landschaftsplanung in den eroberten Ostgebieten. – In: Naturschutz und Nationalsozialismus. – Frankfurt a.M. 2003, S. 207–224.
- Fehn, Klaus*: Völkisch-rassistische »Geoarchäologie« im »Dritten Reich«. – In: aedificatio terrae. Beiträge zur Umwelt- und Siedlungsarchäologie Mitteleuropas. – Rahden 2007, S. 125–130.
- Fehn, Klaus*: Frühe anwendungsorientierte historisch-geographische Grundlagenforschung in Deutschland (1882–1981). – In: Landschap in ruimte en tijd. – Amsterdam 2007, S. 100–110.
- Fischer, Ludwig*: Die »Urlandschaft« und ihr Schutz. – In: Naturschutz und Nationalsozialismus. – Frankfurt a.M. 2003, S. 183–205.
- Franz, Leonhard*: Vorgeschichte und Zeitgeschehen. – Leipzig 1938.
- Hahne, Hans*: Museum der nationalsozialistischen Erhebung. – In: Zwischen Harz und Lausitz. Ein Heimatbuch vom Gau Halle-Merseburg. Breslau 1935, S. 221.
- Helbok, Adolf*: Wo steht die Volkskunde und wo sollte sie stehen? – In: Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik 6, 1936a, S. 207–212.
- Helbok, Adolf*: Biologische Volkstumsgeschichte. – Leipzig 1936b (Stoffe und Gestalten der deutschen Geschichte II, 3).
- Johst, Hanns*: Maske und Gesicht. Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland. – München 1936.
- Junge, Werner*: Aufbauelemente einer deutschen Heimatlandschaft. – In: Landvolk im Werden. 2. Aufl. Berlin 1942, S. 303–310.
- Kater, Michael H.*: Das »Ahnenerbe« der SS. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches. – Stuttgart 1974.
- Kreis, Wilhelm*: Soldatengräber und Gedenkstätten. – München 1944.
- Kruse, Kai und Kruse, Wolfgang*: Kriegerdenkmäler in Bielefeld. Ein lokalhistorischer Beitrag zur Entwicklungsanalyse des deutschen Gefallenenkultes im 19. und 20. Jahrhundert. – In: Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne. München 1994, S. 91–128.
- Kulke, Erich*: Das schöne Dorf. Eine Anleitung für die Gestaltung des deutschen Dorfes. – Berlin 1937.

- Lindenberg, Fritz*: Die erste Thingstätte im nationalsozialistischen Deutschland. – In: Zwischen Harz und Lausitz. Breslau 1935, S. 197–198.
- Linse, Ulrich*: Der Film »Ewiger Wald« – oder: Die Überwindung der Zeit durch den Raum. Eine filmische Umsetzung von Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts«. – In: Zeitschrift für Pädagogik 31, 1993, S. 57–75.
- Mäding, Erhard*: Landespflege. Die Gestaltung der Landschaft als Hoheitsrecht und Hoheitspflicht. – Berlin 1942.
- Mäding, Erhard*: Regeln für die Gestaltung der Landschaft (Planung und Aufbau). – Berlin 1943.
- Metzler Lexikon Religion. Gegenwart – Alltag – Medien. – Stuttgart u. Weimar 1999–2002 (zahlreiche Artikel; vor allem der Beitrag zum Nationalsozialismus).
- Ohr, Karl Friedrich*: Die Thingstätte auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. – In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 47, 1989, S. 47–52.
- Pastenaci, Kurt*: Das viertausendjährige Reich der Deutschen. – 4. Aufl. Berlin 1940.
- Pastenaci, Kurt*: Das Königsgrab von Seddin. Eine Erzählung aus der urgermanischen Zeit um 900 v.d.Ztr. – 8. Aufl. Stuttgart 1942.
- Rasp, Hans Peter*: Eine Stadt für tausend Jahre. München: Bauten und Projekte für die Hauptstadt der Bewegung. – München 1981.
- Richthofen, Bolko Frhr. von*: Die Vor- und Frühgeschichtsforschung im neuen Deutschland (Die Neue Hochschule). – Berlin 1937.
- Schäche, Wolfgang*: Die »Totenburgen« des Nationalsozialismus. – In: Arch + Zeitung Nr. 71, Oktober 1983, S. 72–75.
- Scharlau, Kurt*: Probleme der deutschen Kulturlandschaft. – In: Zeitschrift für Erdkunde 6, 1938, S. 55–67.
- Stoffels, Michaela*: Kriegerdenkmäler der Weimarer Republik zwischen nationaler Einheit und kultureller Vielfalt. Bürgerliche Erinnerungsparadigmen des Kriegstodes im Bonner Denkmalbau. – In: Bonner Geschichtsblätter 53/54, 2004, S. 351–428.
- Threuter, Christina*: Die »Ordensburg Vogelsang«. Architektur und Plastik im Dienst der nationalsozialistischen Körperpolitik. – In: Die Eifel – Beiträge zu einer Landeskunde (Festschrift 125 Jahre Eifelverein 1888–2013 Band 2). Trier 2013, S. 197–214.
- Trepl, Ludwig*: Die Idee der Landschaft. Eine Kulturgeschichte von der Aufklärung bis zur Ökologiebewegung. – Bielefeld 2012 (Edition Kulturwissenschaft, 16).
- Völkische Weltanschauung. Artikel. – In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 2. Aufl. Band 32. Berlin 2006, S. 522–538.
- Vom deutschen Volk und seinem Lebensraum. Handbuch für die Schulungsarbeit in der HJ. – München 1937.
- Wiepking-Jürgensmann, Heinrich*: Die Landschaftsfibel. – Berlin 1942.
- Zepp, Josef*: Landschaftskunde im Dienste nationalpolitischer Erziehung. – In: Geographischer Anzeiger 38, 1937, S. 9–11.
- Ziehe, Irene*: Hans Hahne (1875–1935). Protagonist eines völkischen Weltbildes. – In: Prähistorie und Nationalsozialismus. Heidelberg 2002, S. 419–428.

Claudia Binder und Thomas Meier

Der Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹

Mit 10 Abbildungen und 2 Tabellen

Einleitung

Der Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹ auf dem Ameisenbuckel (Abb. 1, 8 unten) ist bisher in der Literatur wenig beachtet worden, kaum ein Reiseführer vermerkt ihn, auch die aktuelle Denkmaltopographie Heidelbergs liefert nur Basisdaten (Mertens 2013, 1, S. 425f.) und selbst einige überregionale Projekte zur Erfassung

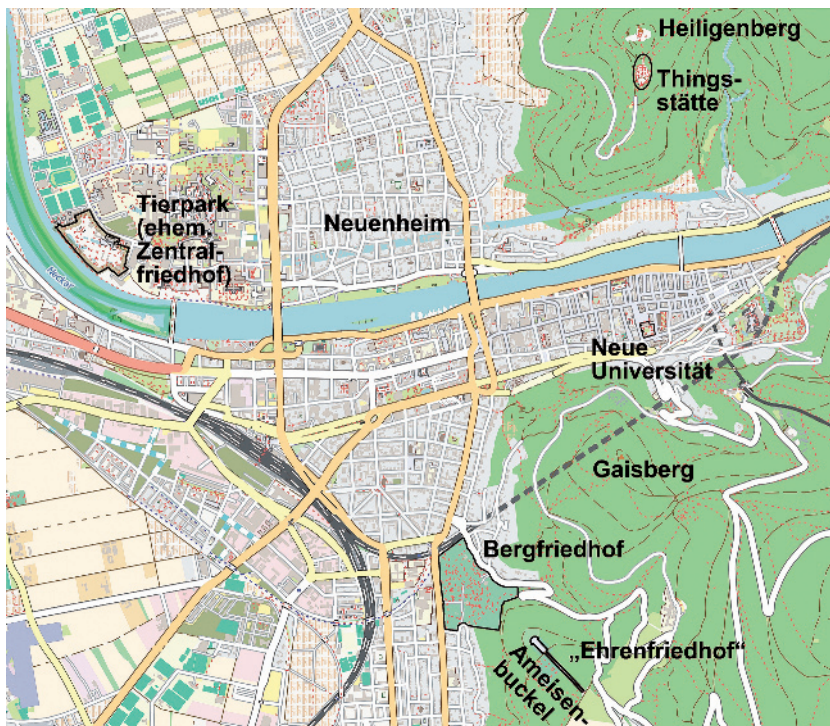


Abb. 1: Die Lage des ›Ehrenfriedhofs‹ und weiterer im Text erwähnter Orte im heutigen Heidelberger Stadtgebiet
Kartengrundlage: © ODbL openstreetmap.com mit Ergänzungen

von Kriegsdenkmälern erwähnen ihn nicht (z.B. http://www.denkmalprojekt.org/covers_de/d_badwuert.htm [04.09.16]). Versteckt über dem Bergfriedhof, der jährlich Hunderttausende internationaler Touristen lockt, bleibt der ›Ehrenfriedhof‹ den einheimischen Spaziergängern und Joggern vorbehalten. Auch in der Wissenschaft schaffte es der Friedhof zweier Weltkriege meist nicht über lokale Untersuchungen hinaus. Selbst die Stadt Heidelberg behandelt diesen Platz eher stiefmütterlich (vgl. inzwischen aber die Internetseiten www.heidelberg.de/hd,Lde/HD/Rathaus/Ehrenfriedhof+Heidelberg.html [10.8.2016] und www.viamonumentum.de/index.php?article_id=39 [10.8.2016]). Zwar wird die Anlage gepflegt, aber es war uns beispielsweise nicht möglich, einen aktuellen Plan mit der jetzigen Lage der Gräber zu erhalten.

Mit diesem Beitrag möchten wir den Forschungsstand zum Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹ ein wenig verbessern, denn in weiten Zügen hat er, nicht zuletzt auf Grund der mangelnden Aufmerksamkeit, die er erfährt, sein originales Aussehen bis heute behalten. Im ersten Abschnitt werden wir die Geschichte des Friedhofs von den Anfängen der Planung 1924 bis zur seiner Einweihung 1934 darlegen. Die Erweiterung des Friedhofs 1952/1953 um einen Bereich für die Toten des Zweiten Weltkriegs (*Juschka u. Laux* 1982, S. 89–92; *Mertens* 2013, S. 425f.) wird hier nicht näher behandelt (Abb. 6). Im zweiten Teil wenden wir uns dann der Raumwirkung und den Raumbezügen der Anlage zu. Da sie sich eher aus dem monumentalen Teil der Anlage für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs ergeben, als aus der recht geschlossenen Zweiten-Weltkriegs-Anlage, wird auch hier das Hauptaugenmerk auf dem älteren Teil liegen. Nicht zuletzt diesen Raumbezügen des Friedhofs galt ein Besuch während der Exkursion der Heidelberg ARKUM-Tagung im September 2013.

Die ausführlichste Arbeit über den Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹ stammt von *Sabine Juschka* und *Walter Stephan Laux* aus dem Jahr 1982 (*Juschka u. Laux* 1982). Wenige Jahre später brachte *Meinhold Lurz* (1985; 1986) seine »*Kriegerdenkmäler in Deutschland*« heraus, in denen der ›Ehrenfriedhof‹ als eine Anlage unter vielen Erwähnung findet; dies überrascht umso mehr, als *Lurz*‘ weiteres Schrifttum zahlreiche Publikationen zu spezifisch Heidelberger Themen aufweist. Die üppigsten Informationen vor allem zur Ideologie des ›Ehrenfriedhofs‹ bietet aber immer noch *Hans Christoph Schölls* Artikel in den Heidelberger Jahrbüchern (*Schöll* 1939a), der auf stramm nationalsozialistischer Linie sehr viel mehr über die Propagandawirkung der Anlage im Dritten Reich als über die Hintergründe ihrer Planung während der Weimarer Republik aussagt.

Der mäßigen Publikationslage entspricht eine dürftige Quellenlage im Archiv: Sowohl das Landschafts- und Friedhofsamt, die für die Anlage heute zuständig sind, als auch das Bau- und Denkmalamt Heidelbergs besitzen keine Unterlagen aus den 1920er und 1930er Jahren. Ein Termin beim Tiefbauamt zwecks Akteneinsicht, bzw. eine Auskunft über möglicherweise vorhandene Akten kam leider nicht zustande. Als einzige Anlaufstelle blieb somit das Stadtarchiv, das zwei besonders interessante Akten (AA 212/5 und AA 212a/12) zum Bau des ›Ehrenfriedhofs‹ und zum ›Reichsehrenmal‹ bereitstellen konnte. Zudem befinden sich Pläne des Hochbauamts Heidelberg zum Bau des Ehrenfriedhofs ab 1933 in dem

noch nicht inventarisierten Teil der Plansammlung.¹ Daneben haben wir die Tageszeitungen »Heidelberger Neueste Nachrichten« und »Heidelberger Tageblatt« herangezogen, die in der aktuellen Tagespresse über Planung, Bau und Nutzung der Anlage berichteten. Zwar konnte aus dieser Literatur und Quellen viel zum Hintergrund des ›Ehrenfriedhofs‹ ermittelt werden, doch bleiben auch viele Fragen unbeantwortet. Auf weitere Recherchen beispielsweise in amerikanischen Archiven oder im Generallandesarchiv in Karlsruhe mussten wir aus Zeitgründen verzichten. Möglicherweise schlummern hier noch wertvolle Informationen.

1 Die Planung und Entstehung des ›Ehrenfriedhofs‹

Am 26. Mai 1909 beschloss der Heidelberger Bürgerausschuss, einen neuen Zentralfriedhof für die Heidelberger Bevölkerung im Neckarfeld auf dem Gebiet des heutigen Zoologischen Gartens anzulegen, und begann mit Flächenankäufen (Bürgerausschuss 1909); die Eröffnung des neuen Friedhofs wurde für 1917 avisiert (www.s197410804.online.de/Zeiten/1900.htm). Nach Fertigstellung des vom Heidelberger Oberbaurat *Fritz Haller* geplanten 15 ha großen Areals sollten die Stadtteilmfriedhöfe geschlossen werden (HNN 24.10.1934, S. 3). Doch mit Kriegsbeginn war es vorrangig geworden, die toten und nach Heidelberg überführten Soldaten sowie die Verstorbenen aus den Heidelberger Lazaretten bestatten zu können (vgl. Vorlagen Bürgerausschuss 1933), so dass der neue Zentralfriedhof nur teilweise und ausschließlich für diesen Zweck fertiggestellt wurde (*Juschka u. Laux 1982*, S. 85; vgl. den noch bestehenden Flügel des geplanten Zentralgebäudes: *Mertens 2013*, 2, S. 339f.) (Abb. 2 oben), während die Stadtteilmfriedhöfe weiterhin für die Begräbnisse der Heidelberger Einwohnerschaft geöffnet blieben. Bis Kriegsende 1918 fanden auf dem Zentralfriedhof 498 deutsche, 73 französische, 26 russische, 3 britische und 2 italienische Soldaten ihre einstweiligen Gräber (HNN 24.10.1934, S. 3). Allerdings war der Platz in der Ebene durch den Neckar begrenzt, und seit der Anlage des Neckarkanals 1924 bildete die Stau­nässe ein zusätzliches Problem (*Juschka u. Laux 1982*, S. 85), so dass schon in den 1920er Jahren erste Überlegungen laut wurden, den Friedhof zu verlegen. Neben der Notwendigkeit, die in Heidelberg Verstorbenen des Weltkriegs zu bestatten, kam nach 1918 der Wunsch nach einem gemeinsamen Denkmal für die im Krieg verstorbenen Heidelberger hinzu, deren Leichname nicht in die Heimat überführt wurden. Insgesamt waren dies über 2000 Menschen.

Vor diesem Hintergrund nahm *Fritz Haller* auf Anweisung des Stadtrats Ende 1924 die Planungen für ein solches ›Ehrenmal‹ auf. Im Januar 1925 stellte er dem

1 Dem Beitrag liegt eine Führung über den ›Ehrenfriedhof‹ zugrunde, die wir während der Exkursion der 40. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. (Heidelberg, 18.–21. September 2013) gehalten haben. Wir danken an dieser Stelle den Mitarbeitern des Stadtarchivs ganz herzlich, allen voran Frau *Weber*, die sich die Mühe gemacht haben, die nicht inventarisierten Pläne herauszusuchen und uns zur Verfügung zu stellen.

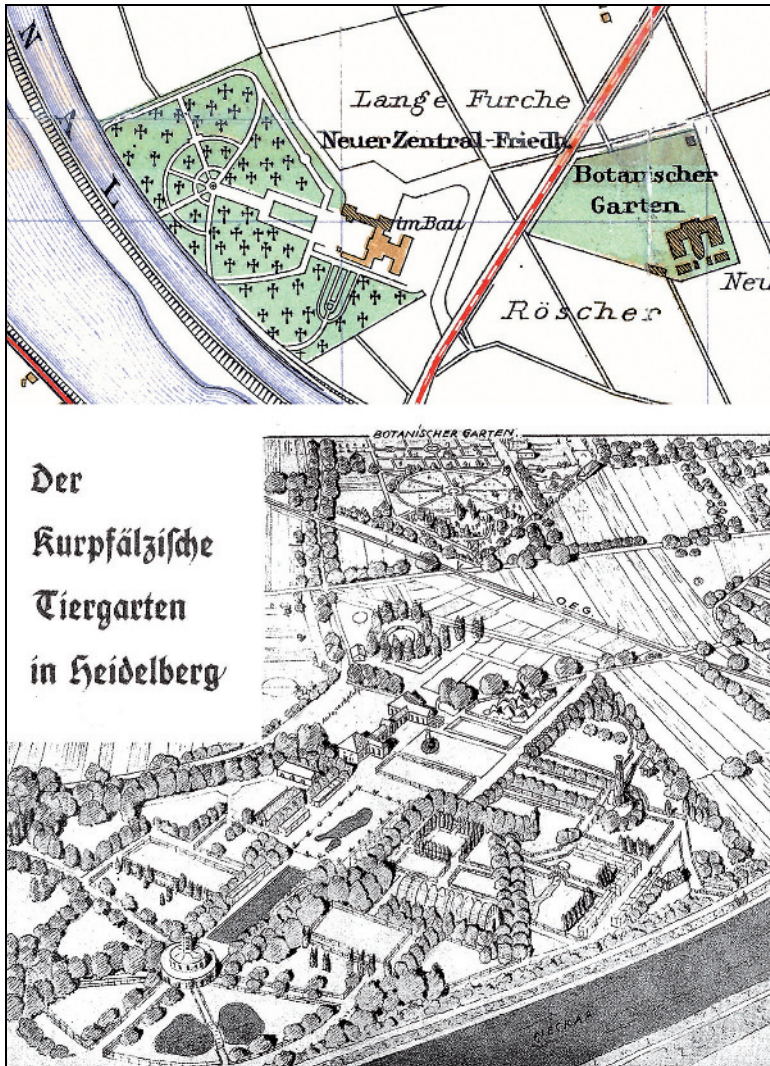


Abb. 2: *Der Zentralfriedhof im Neuenheimer Feld auf einem Stadtplan von 1925 (oben) und der auf seinem Gelände angelegte neue Heidelberger Tierpark auf einem Übersichtsplan von 1935. Deutlich wird die Übernahme des gesamten Wege- und Flächen-netzes von der Friedhofs- in die Tierpark-Nutzung*

Oben: Stadtplan Heidelberg 1925 [Ausschnitt] – Geographisches Institut der Universität Heidelberg, Plansammlung. Unten: Heidelberger Fremdenblatt 1935.7 [2. Mai-Heft], S. 1

Stadtrat zwei Entwürfe vor. Seinen ersten Entwurf bildete eine Gedenksäule oder ein Obelisk auf dem Zentralfriedhof in Neuenheim. Die zweite Idee sah eine architektonische Lösung auf dem Gaisberg vor. *Haller* entwarf hier »ein Rechteck von ca. 28 auf 45 Meter von einer Mauer umgeben, abgeschlossen von einem chorartigen Ausbau, der einige Stufen erhöht einen sarkophagartigen Altar umschließt.

Die Chorwand ist von Bogenöffnungen durchbrochen, durch die man eine weite Aussicht genießt. Das[sic!] Chor ist auf Stützmauern etwas über das Geländeprofil vorgeschoben, sodaß das Denkmal auch von der Stadt aus gut sichtbar ist.« Er selbst favorisierte seinen zweiten Entwurf, denn im »weiterem Sinne soll [...] ein Ehrenmal nicht nur ein Grabdenkmal sein, sondern seine Stätte die schon ihrer Lage nach einen weihvollen Eindruck macht und die großen Versammlungen Raum bietet, vaterländische Gedenktage würdig zu begehen« (Haller 1925). Die Planungen wurden aber vom Stadtrat – möglicherweise aus finanziellen Gründen² – nicht unterstützt. Ende Januar 1925 entschied sich dieser vielmehr für ein ›Ehrenmal‹ auf dem Zentralfriedhof (HT 30.01.1925, S. 5). Auch das Friedhofsamt sprach sich im gleichen Jahr für diese Lösung aus (Friedhofsausschuß 1925), doch kam es nie zur Ausführung der Pläne. In den Dokumenten des Stadtarchivs finden sich bis 1930 keine weiteren Unterlagen bezüglich Planung oder Ausführung des ›Ehrenmals‹. Später werden die massiven finanziellen Probleme der Stadt genannt, die den Bau eines Denkmals verhinderten (vgl. hierzu HNN 27.05.1933, S. 4; HT 27.10.1934, S. 5).

1929 stimmte der Stadtrat zu, den Zentralfriedhof im Neuenheimer Feld nicht weiter zu nutzen und stattdessen den Bergfriedhof in der Weststadt zu erweitern (Bürgerprotokoll 1933; vgl. Mertens 2013, 2, S. 455f.). Dieser Schritt war einerseits wegen Platzmangels auf den Stadtteilmfriedhöfen, andererseits wegen Grundwasserproblemen im Neuenheimer Feld nötig geworden (vgl. HNN 27.05.1933, S. 4; Bürgerausschuß 1933): Die Stadtteilmfriedhöfe, zu deren Entlastung man ja schon 1909 mit der Planung eines Zentralfriedhofs begonnen hatte, wurden Ende der 1920er Jahre endgültig zu klein. Der inzwischen eingerichtete, aber bis dato nur mit den Kriegstoten belegte Zentralfriedhof im Neuenheimer Feld war aber durch den Bau des Neckarkanals unbenutzbar geworden, da dieser einen breiten Streifen des ehemals für den Friedhof vorgesehenen Geländes einnahm und zudem den Grundwasserspiegel in diesem Bereich ansteigen ließ. Daher beschloss man nun eine Erweiterung des bisherigen Geländes des Bergfriedhofs. Am 11. Januar 1933 entschieden sich Stadtrat und Bürgerausschuß dann dazu, auch einen neuen ›Ehrenfriedhof‹ für die Toten des Weltkriegs auf dem oberhalb des Bergfriedhofs gelegenen Ameisenbuckel anzulegen und die im Neuenheimer Feld bestatteten Toten des Ersten Weltkriegs dorthin zu verlegen (HT 12.01.1933, S. 5); am 22. Mai 1933 wurde der Beschluss bekräftigt (Bürgerausschuß 1933).

Die vorläufige Planung steigerte das Gaisberg-Projekt von 1924/25 ins Monumentale: Eine »300 m lange Anmarschstraße [...], die seitlich mit Tannen bepflanzt wird. Sie mündet in einen großen, rechteckigen Versammlungsplatz, welche [sic!] etwa 40 m breit und 120 m lang ist, sodaß er sich für große Gedenkfeiern zu Ehren unserer Gefallenen eignet. Der Platz wird in seinem mittleren Teil um 2 Stufen tiefergelegt. Zu beiden Seiten des Platzes kommen große Quader-

2 Uns liegen lediglich die Protokolle über die Stadtratsbeschlüsse vor; die vorangegangenen Diskussionen und Begründungen wurden nicht protokolliert.

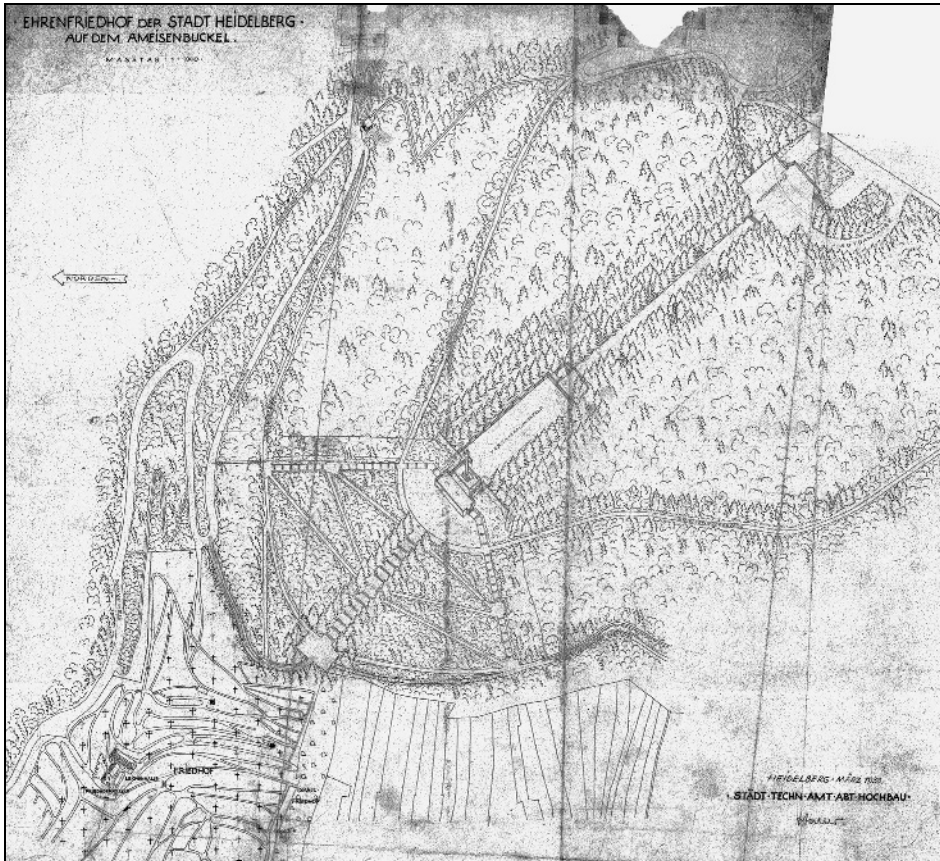


Abb. 3: Planung Hallers für den ›Ehrenfriedhof‹ im März 1933. Deutlich ist die Wege- und Treppenanlage zu erkennen, die Berg- und ›Ehrenfriedhof‹ miteinander verbinden sollte (vgl. auch Abb. 4)
 Stadtarchiv Heidelberg – Planarchiv [unverzeichnet]

steine zur Aufstellung, auf deren Stirnflächen die Namen von etwa 2000 im Weltkrieg gefallener[sic] Heidelberger eingemeißelt werden. Anschließend an diesen Ehrenplatz werden zu deren beiden Seiten die Gräberfelder angeordnet; jedes Grab erhält ein einfaches Kreuz aus Stein mit entsprechender Inschrift. Der Versammlungsraum endet mit einer chorartig gegen die Rheinebene vorgeschobenen erhöhten Terasse[sic!], die zur Aufnahme des Ehrenmals für die gefallenen Krieger bestimmt ist« (Vorlagen Bürgerausschuss 1933). Auf dieser Terrasse sollte ein »hohes Kreuz« errichtet werden (Bürgerausschuss 1933), das auch noch die Entwürfe Hallers zur Bauplanung und weitere Unterlagen im Stadtarchiv Heidelberg bis Mai 1933 zeigen (Abb. 4). Auf drei Plänen, die anscheinende zeitnah zueinander gefertigt wurden, trägt der Sockel des Kreuzes eine, wohl umlaufende, Inschrift: »PAX VOBI« (Haller Plan Mai 1933, Blick nach Ost), »HOMEDISCH« (wohl Haller, Plan undatiert, Blick nach West), »CHEINOL« (wohl Haller, Plan

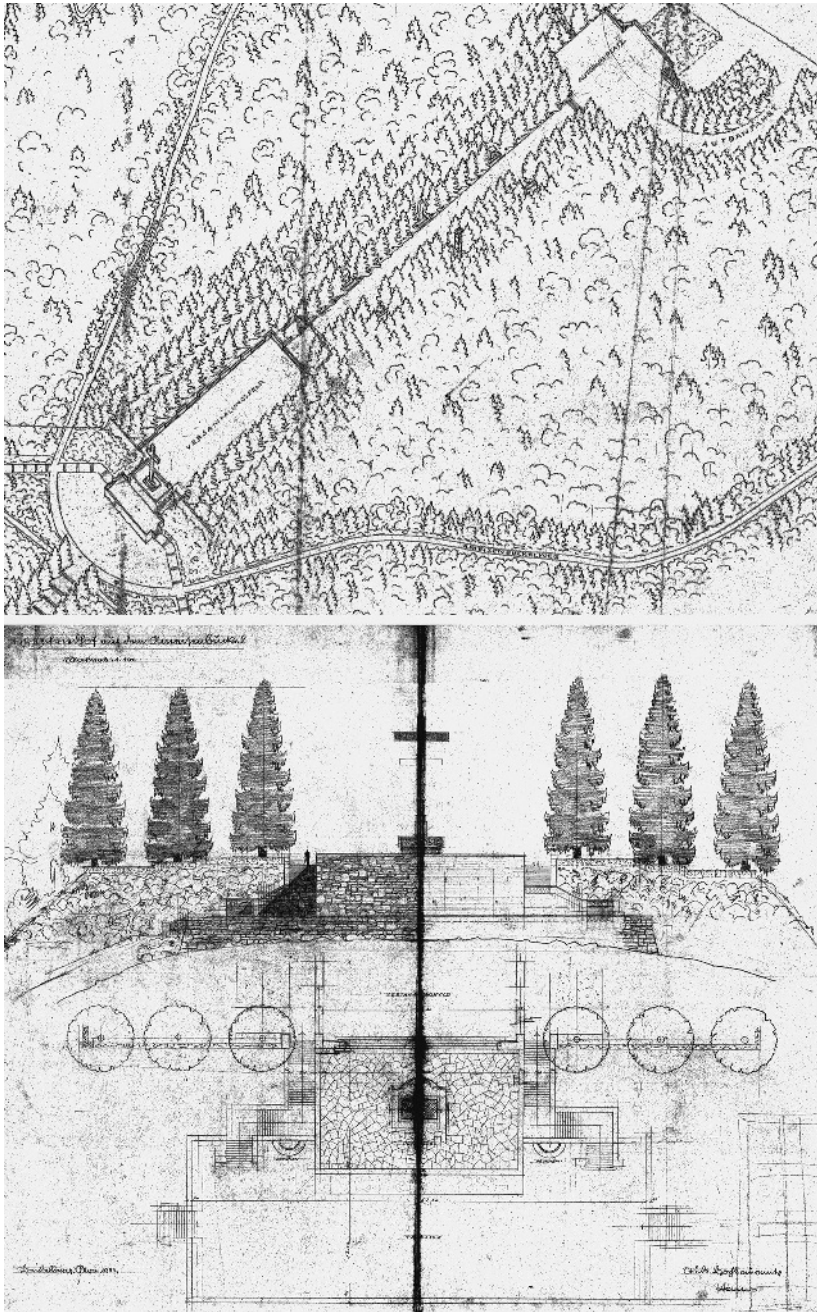


Abb. 4: Details der Planungen Hallers für den ›Ehrenfriedhof. Der Westabschluss ist noch als kleines Rechteck ausgebildet. Oben: Vergrößerung aus dem Gesamtplan vom März 1933. Unten: Detail zur Planung des Westabschlusses mit Treppenanlage und riesigem Kreuz über einem altarartigen Sockel
 Stadtarchiv Heidelberg – Planarchiv [unverzeichnet]

undatiert, Blickrichtung unklar) (Abb. 4 unten).³ Als Postament des Kreuzes dient ein gemauerter Sockel mit einem monolithischen Deckstein, der wohl auf den von *Haller* bereits 1925 vorgesehenen sarkophagartigen Altar zurückgeht und der letztendlich auch allein anstelle des Kreuzes errichtet wurde. Der Hang zwischen den beiden Friedhöfen sollte über Treppenstaffeln in einer Art ›Ehrenhain‹ den ›Ehrenfriedhof‹ mit dem Bergfriedhof verbunden, das Waldgebiet um den Friedhof herum zu einem ›Heldenhain‹ ausgestaltet werden (HNN 27.05.1933, S. 4; Plan vom März 1933 im Stadtarchiv Heidelberg) (Abb. 3).

Die Kriegsgräber nicht auf eine an den Bergfriedhof direkt anschließende Erweiterung zu verlegen, hatte einige Vorteile. Dazu zählten neben repräsentativen Aspekten wohl auch rein praktische Gründe, die zwar nicht explizit genannt wurden, aber mitgedacht werden müssen. So sah das »*Gesetz über die Erhaltung der Kriegsgräber aus dem Weltkrieg*« von 1922 vor: »§ 1 Die Gräber der im Reichsgebiete bestatteten deutschen Krieger (Kriegsgräber) werden dauernd erhalten« (*Reichsgesetzblatt* 1923, S. 25). Daher konnten Kriegsgräber nicht wie zivile Gräber nach dem Ruherecht von gewöhnlich 25 bis 30 Jahre beseitigt oder neu belegt werden (*Vogt* 1993, S. 140–141). Der neue Friedhof auf dem Ameisenbuckel belegte somit als dauerhafter Ort der Kriegsgräber nicht wertvolle, in Heidelberg auf Grund seiner geografischen Lage im Tal nur knapp vorhandene Siedlungs- und ackerbaulich günstige Flächen.

Doch diese Pragmatik erklärt nicht, warum der Heidelberger Stadtrat seine Meinung zu einem Großprojekt in den Dimensionen des ›Ehrenfriedhofs‹ änderte. Sicherlich wäre für den neuen Friedhof auch eine kleinere und kostengünstigere Version möglich gewesen. Anscheinend hatte selbst die Errichtung eines sehr viel einfacheren ›Ehrenmals‹ auf dem einstigen Zentralfriedhof die Stadt in den 1920er Jahren schon vor unlösbar finanzielle Probleme gestellt. Allein mit der Konsolidierung der Finanzen seit den 1930er Jahren ist dieser Sinneswandel nicht zu erklären. Die etwas entspanntere Haushaltslage schuf zwar zunächst die Grundlage, um ein Bauprojekt wie den ›Ehrenfriedhof‹ überhaupt in Angriff zu nehmen, aber es brauchte dazu den politischen Willen des Bürgermeisters, Stadtrats und Bürgerausschusses als treibende Kraft hinter der Umsetzung der Baumaßnahmen. Was hatte sich 1929, als man mit den neuen Planungen begann, zu 1924 verändert?⁴

3 Verständlich ist nur der erste Teil »*pax vobis*!« als christlicher Friedensgruß. Insofern ist unwahrscheinlich, dass es sich auf den anderen Textfeldern um Blindtext handelt, auch wenn deren Sinn nicht mehr erkennbar ist. Nehmen wir arge Korruption des unverstandenen lateinischen Textes an, wäre auf den anderen Seiten beispielsweise »*et hominibus bonae voluntatis*« möglich – oder auch jede andere Auflösung.

4 Es ist sehr bedauerlich, dass gerade für die Jahre 1929 bis 1933, also die Zeit, in der die wichtigen Umplanungen hin zum jetzigen ›Ehrenfriedhof‹ getroffen wurden, die Akten im Stadtarchiv sowie in den anderen Heidelberger Archiven nicht vorhanden oder zumindest nicht unter den Stichworten ›Ehrenfriedhof‹, ›Begräbnis‹ oder ähnlichen Lemmata auffindbar sind.

Die ersten Planungen von 1924/1925 fielen in die Amtszeit von Ernst Walz (Deutsche Demokratische Partei) (Benl 1987, S. 305), der von 1913 bis 1928 Oberbürgermeister in Heidelberg war. Sein Nachfolger wurde 1928 Carl Neinhaus (zunächst parteilos) (Cser 2007, S. 209), und er scheint das Thema ›Ehrenmal‹ forciert zu haben. Die unterschiedlichen Haltungen beider Oberbürgermeister sowie der Zeitgeist der Stadtratsmitglieder gegenüber einem imposanten Denkmal für die Toten des Weltkriegs zeigt sich eindrücklich in deren Umgang mit einem ähnlichen Projekt: Etwa zeitgleich mit der ersten Planung für das Heidelberger ›Ehrenmal‹ 1924 liefen in ganz Deutschland die Planungen für ein Nationaldenkmal für die über 2 Millionen deutschen Toten des Ersten Weltkriegs an. In August des Jahres hatten Reichspräsident Ebert und Reichskanzler Marx einen Aufruf für die Errichtung eines solchen Denkmals veröffentlicht. »[...] Noch aber fehlt das Ehrenmal, welches das ganze deutsche Volk gemeinsam allen Gebliebenen schuldet. Deshalb rufen wir am heutigen Tage unsere Volksgenossen zur Sammlung für ein solches Denkmal auf. In schlichter und wuchtiger [sic!]⁵ Form, aus freiwilligen Beiträgen geschaffen, soll dieses Ehrenzeichen der Trauer um das Vergangene zugleich die Lebenskraft und den Freiheitswillen des deutschen Volkes verkörpern« (zitiert nach Hilbig 2006, S. 114). Während sich Städte und Gemeinden in ganz Deutschland als Standort für ein solches Denkmal, später ›Reichsehnenmal‹ genannt, bewarben, hielt sich Heidelberg zurück. Auch Initiativen aus der Bevölkerung, allen voran von Fritz Schweizer, einem Weinheimer Kaufmann und Flugtechniker, änderten daran nichts. Er sandte 1926 mehrere Schreiben an die Stadt zwecks Bewerbung Heidelbergs um das ›Reichsehnenmal‹. Darunter waren auch die mehrseitigen Ausführungen »Welches ist der geeignetste und würdigste Platz für das Reichsehnenmal?« (vom 18.07.1926) und »Das ›Gaisberg=Projekt‹ für das zu errichtende Reichsehnenmal bei Heidelberg« (vom 20.07.1926), worin er ausführlich für den Standort Heidelberg und die Errichtung des Denkmals auf dem Heiligenberg bzw. auf dem Gaisberg plädierte. In einem Artikel, der bereits am 20. Juni 1926 in den »Heidelberger Neuesten Nachrichten« erschienen war, hatte er sich für den Königsstuhl ausgesprochen (HNN 20.06.1926, S. 3). Oberbürgermeister Ernst Walz zeigte keinerlei Interesse, den Bitten Schweizers nachzukommen und Heidelberg als Standort für das ›Reichsehnenmal‹ vorzuschlagen (vgl. hierzu den Schriftverkehr zwischen Schweizer und Walz, StadtA HD AA212a/12). Ganz anders verhielt es sich vier Jahre später: Im Mai 1930, jetzt unter Oberbürgermeister Carl Neinhaus, wandte sich Fritz Schweizer nochmals mit dem selben Anliegen an die Stadt. Am 3. Juni ließ Neinhaus Schweizer mitteilen, dass die Stadt »einen Antrag an den Ausschuss für das Reichsehnenmal im Sinne Ihrer [Schweizers, A.d.A.] Ausführungen« vorsehe (Reichsehnenmal-Projekt 1930). Eine Kopie der Bewerbung liegt in Heidelberg

5 Hilbig (2006, S. 114) verweist darauf, dass andere Versionen des Aufrufs hier das Wort ›würdig‹ verwenden. Seiner Meinung nach handelt es sich bei ›wuchtig‹ um einen Schreibfehler.

nicht vor,⁶ dafür aber das Antwortschreiben des Ausschusses für das Reichsehnenmal von Ende Juni 1930, in dem der Eingang eines »Schreibens« aus Heidelberg bestätigt und angekündigt wird, in der nächsten Vorstandssitzung über den Vorschlag aus Heidelberg zu beraten (Reichsausschuss für das Reichsehnenmal 1930). Nachdem Heidelberg die letzten sechs Jahre verschlafen hatte, machte *Neinhaus* nun Nägel mit Köpfen. Es folgten bis Frühjahr 1931 mehrere Unterredungen mit den beteiligten Institutionen in Heidelberg, und man warb um hochrangige Unterstützer, darunter den Stahlhelm und den Badischen Kriegerbund (vgl. hierzu Stellungnahme *Neinhaus'* vom 11. November 1930 und folgende Beschlüsse bis zum 27. März 1931). Danach verlief sich die Sache allerdings im Sand und wurde im November 1931 zu den Akten gelegt. Nicht zuletzt wohl deshalb, weil das Kabinett *Brüning* bereits im März des Jahres den Standort Bad Berka für das ›Reichsehnenmal‹ verbindlich beschlossen hatte (*Hilbig* 2006, S. 234).

Was bedeutete dies nun für Heidelberg und den ›Ehrenfriedhof‹? Seit 1924 plante man an einem ›Ehrenmal‹ für die im Weltkrieg gefallenen Heidelberger Bürger, welches auf dem Kriegsfriedhof in Neuenheim errichtet werden sollte. Seit 1925 schlummerte der ursprüngliche Entwurf *Fritz Hallers*, ein ›Ehrenmal‹ auf dem Gaisberg zu errichten, in den Akten. 1929 wurde beschlossen, den Bergfriedhof in der Weststadt zu erweitern und den Zentralfriedhof in Neuenheim aufzugeben. 1930/1931 hatte man ein Jahr lang an einem nationalen ›Ehrenmal‹ geplant, welches auf einer der Heidelberger Höhen errichtet werden sollte. Und 1933 beschloss man, die Soldaten des Kriegsfriedhofs auf den neu zu schaffenden Teil des Bergfriedhofs auf dem Ameisenbuckel umzubetten. Der 1933/1934 dann tatsächlich errichtete ›Ehrenfriedhof‹ mit ›Ehrenmal‹ (vgl. dazu unten) kann –und das wollen wir hier als These vertreten – vor diesem Hintergrund als eine Kombination dieser verschiedenen Planungen gesehen werden. Tatsächlich wurde dieser Konnex *ex post* von den Zeitgenossen bereits zur Einweihung des ›Ehrenfriedhofs‹ hergestellt: »*Als vor Jahren der Kampf um ein Reichsehnenmal entbrannte, trat auch Heidelberg in Wettbewerb. Leider viel zu spät – leider auch wohl mit zu wenig Ueberzeugungskraft. Die Entscheidung viel für Berka. Aber wer heute vom Heidelberger Hain Umschau hält auf die weite Ebene, wird immer wieder sagen: ein schönerer Hain ist in Deutschland nicht möglich. Denn die Landschaft, die sich dort zu Füßen breitet, ist so beziehungsreich zur deutschen Geschichte und so schicksalhaft mit unserem Volk verbunden, daß sie zugleich anmutet wie ein Bilderbuch deutscher Geschichte und deutschen Wesens*« (HT 27. Okt. 1934, S. 525). Doch auch schon für die Planung gilt aus unserer Sicht, dass der ›Ehrenfriedhof‹ nicht zufällig Charakteristika aufweist, die sich auch in der Diskussion um das ›Reichsehnenmal‹ finden. Daraus erklärt sich auch die Einmaligkeit der schließlich realisierten Anlage, für die sich in Deutschland nichts Vergleichbares findet.

6 In den Akten befindet sich ein Schreiben des Oberbürgermeisters, in welchem er die Vorzüge Heidelbergs für das Reichsehnenmal darlegt. Ob es sich dabei um die Vorlage für die Bewerbung handelt, ist unklar.

Tabelle 1: Vergleich des errichteten ›Ehrenfriedhofs‹ mit Planungen für ein Heidelberger ›Reichsehnenmal‹ ((1) = Reichsehnenmal-Projekt-Beschluss 1930; (2) = Anonym 1930; (3) = Bürgerausschuss 1933; (4) siehe unten; (5) = Haller Plan Mai 1933; (6) = Rheinische-Kassauische Tageszeitung 1926; (7) = HT 27.10.1930, S. 5; (8) = HT 29.10.1934, S. 1; (9) = HNN 27.05.1933, S. 4).

errichteter ›Ehrenfriedhof‹	geplantes ›Reichsehnenmal‹
auf der Kuppe des Ameisenbuckels	auf der Kuppe des Gaisbergs (1) oder auf dem Heiligenberg (2)
im Totenzug werden die »Helden zum Heiligen Hain, zu Walhalla-Höhe im Walde Odins« gebracht (7)	»Vom Berg aus steigt unser Gedenken zu den Helden in ewiger Walhalla auf« (5)
»dreischiffige Basilika« (9) mit Versammlungsplatz	»Durch die Einbeziehung dieser Basilika [Michaels-Basilika A.A.] ist [...] ein großangelegtes Aufmarschgebiet« geschaffen (2)
(geplanter) Ehrenhain (5) mit kirchenförmigem Versammlungsplatz; in der Rezeption: »Die Feier auf dem Ehrenhain« (8)	»ein Ehrenhain mit einem schlichterhabenen Feiersaal« (6)
geplantes ›Ehrenmal‹ (4) mit einem »grossen Versammlungsplatz« (3)	»genügend Platz für ein Ehrenmal, wie auch für einen Versammlungsraum« (2)
altarähnlicher Sarkophag als zentrales Element	zusammen mit dem Ehrenmal soll eine Art »Opferaltar für das Vaterland« geschaffen werden (2)
ursprünglich geplantes »hohes Kreuz, welches herausleuchtet in die Rheinebene« (3, 5)	das Ehrenmal [...] soll an der Front stehen und zwar mit Blick über den deutschen Schicksalsstrom (2)
»unsere Jugend [...] mit weitem Blick hinaus zum deutschen Rhein [...] dann soll sie begreifen, warum 2 Millionen da draussen gefallen sind« (3)	»Angesichts des Rheins und der Pfalz läßt der Blick über Berge und Täler und auf die Rheinebene [...] den rechten Sinn, die rechte Andacht aufkommen für das Gedenken unser für die Heimat gefallener Brüder« (2)

Eine letzte Überarbeitung erfuhren die Pläne durch den »berühmten Stuttgarter Architekten B o n a t z« (HNN 8.09.1933, S. 3; ähnlich HT 27.10.1934, S. 525),⁷ der sich auch 1930 mit einem Entwurf am Architektenwettbewerb für das ›Reichsehnenmal‹ Berka beteiligt hatte (Dübbers 1977, S. 72). Seit 1927 war Bonatz unter anderem mit dem Bau der Neckarstautufen zwischen der Fluss-

7 Der Zeitpunkt dieses Zeitungsberichts ist äußerst bemerkenswert, da Bonatz gerade im Herbst 1933 wegen einer Hitler-kritischen Äußerung unter größtem Druck stand und weitgehend isoliert war (Bonatz 1950, S. 150–156; Voigt 2010, S. 26; May 2010, S. 74f.).

mündung und Heilbronn betraut, also in der Gegend wohlbekannt (*Bonatz* 1950, S. 126–131; *Maio* 2001). In einem Bericht des damaligen Oberbaurats *Liebvogel* vom 16.10.1953 an den Bürgermeister heißt es im Zusammenhang mit der geplanten Erweiterung des ›Ehrenfriedhofs‹ für die Toten des Zweiten Weltkriegs (*Liebvogel* 1953), dass *Paul Bonatz* als Ratgeber herangezogen worden sei, durch dessen Änderungen die Anlage schneller und günstiger fertiggestellt werden konnte. Konkret nennt *Liebvogel* die halbrunde Apsis, den nach Westen geschobenen Chor und die Anpassung der Aufmarschstraße an die natürliche Geländeform. Die von *Haller* signierten Ausführungspläne vom März und Mai 1933 (Abb. 3, 4) zeigten noch ebenso wie eine Anfang Juni 1933 in der Zeitung veröffentlichte Skizze (HNN 01.06.1933) einen kleinen rechteckigen Chorschluss. In mehreren Artikeln der ›*Heidelberger Neuesten Nachrichten*‹ (vgl. auch HNN 27.05.1933, S. 4) lesen wir dann im September 1933, dass aus Kostengründen und zur Vereinfachung des Baus einige Änderungen an den Plänen Hallers vorgenommen worden seien. Die Eingriffe *Bonatz*' lassen sich dadurch nicht nur gut auf Juli/August 1933 datieren, sondern auch inhaltlich exakt bestimmen: Ins Auge sticht vor allem die Umwandlung des kleinen Rechteckchors *Hallers* in seine monumentale apsidenform, die der natürlichen Hangform besser angepasst war. Der von *Haller* vorgesehene Hain zwischen Bergfriedhof und ›Ehrenfriedhof‹ wurde ersatzlos gestrichen. Die zunächst fast waagrecht geplante Aufmarschstraße (vgl. hierzu HNN 27.05.1933, S. 4) erhielt ihre heute leichte Überhöhung im zweiten Drittel, um Erdarbeiten einzusparen, aber auch für eine gesteigerte Inszenierung (siehe unten). In der Tat handelt es sich bei diesen Eingriffen um wesentliche architektonische Merkmale des ›Ehrenfriedhofs‹, so dass die Anlage in einigen Werkverzeichnissen *Bonatz*' erscheint (*Voigt u. May* 2010, S. 234; nicht jedoch *Dübbbers* 1977)⁸ – allerdings ohne dass näher auf das Objekt eingegangen würde. Die von *Liebvogel* *Bonatz* zugeschriebenen Eingriffe decken sich prima vista mit dem Erscheinungsbild des ›*Ehnmals für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs*‹, das *Paul Bonatz* 1923 auf dem Waldfriedhof in Stuttgart-Degerloch realisierte (*Tamms* 1937, S. 14; *Dübbbers* 1977, S. 59; *Voigt u. May* 2010, S. 206f.) (Abb. 5): Die Grundelemente eines rechteckigen Platzes, der auf einer Schmalseite durch eine große ›Chorapsis erweitert wird, und ein monumentaler, altarartiger Block gehören bereits in Stuttgart zu den bestimmenden Elementen; ebenso findet sich hinter dem ›Altar‹ ein hohes Kreuz, das *Haller* noch ins seinem Heidelberger Zeichnungen vom Frühjahr 1933 mit dem Altar zu einem Monument verschmolzen hatte, wie auch die Reihen gleichartiger Steinkreuze beiden Anlagen zu eigen sind. Allerdings – und hier kommen wir zu den wesentlichen Unterschieden zwischen den beiden Anlagen – liegen in Stuttgart diese Reihen der Steinkreuze außerhalb des rechteckigen Hofes in eigenen Feldern wie auch die monumentale

8 *Helmut Weihsmann* nennt die heute nicht mehr erhaltenen ›*Denkmäler auf dem Ehrenfriedhof*‹ unter den Arbeiten *Bonatz*' (*Weihsmann* 1988, S. 529). *Bonatz* (1950) erwähnt weder den Friedhof Stuttgart-Degerloch noch den Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹ in seiner Autobiographie.

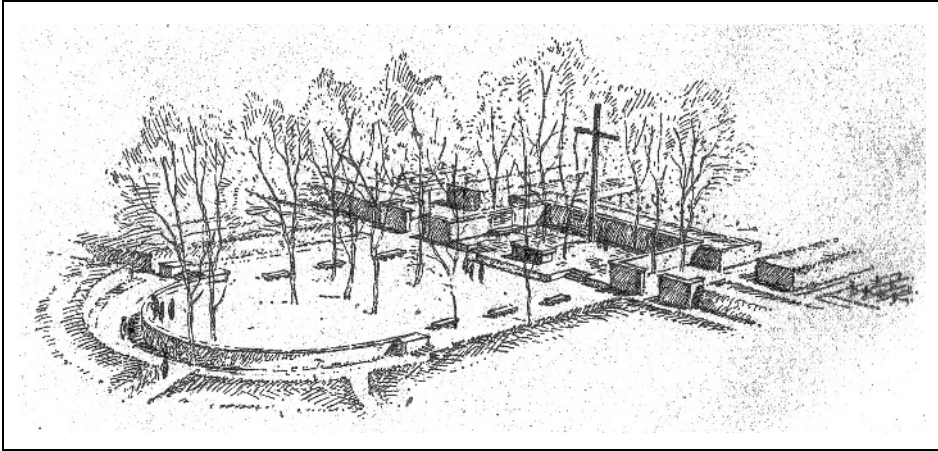


Abb. 5: Entwurf Paul Bonatz' für den »Kriegerfriedhof auf dem Waldfriedhof in Stuttgart«
Aus: Tamms 1937, S. 14

Anmarschstraße fehlt; vielmehr mündet einer der Hauptwege des Friedhofs seitlich in den Komplex, die Bäume unterbrechen in unregelmäßiger Anordnung die Gräberreihen, und überhaupt fehlt in Stuttgart das Monumentale (Voigt u. May 2010, S. 206), das in Heidelberg die gesamte Anlage bestimmt und den Kern der Entwürfe Hallers ausmacht.

Am 22. Mai 1933 genehmigte der Stadtrat Heidelbergs, mit dem Bau eines ›Ehrenfriedhofs‹ zu beginnen, und übertrug die weitere Ausführung dem Bauausschuss (Ratsprotokoll 1933, Nr. 323). Dokumente dieses Bauausschusses sind nicht erhalten oder jedenfalls unbekannt, so dass wir uns hier an den bei Schöll (1939a) beschriebenen Bauablauf halten. Die Arbeiten begannen hiernach noch im Mai 1933 und waren Ende Oktober 1934 weitgehend abgeschlossen. Das Gelände des früheren Zentralfriedhofs wurde parallel zum neuen Tiergarten umgestaltet (Abb. 2 unten), der bereits zu Ostern 1934 – also noch bevor die Weltkriegstoten von dort umgebettet waren – zahlreiche Besucher anlockte.⁹

Die Vorbereitung des Geländes und der Bau selbst wurden zunächst durch Fürsorgearbeiter durchgeführt, ergänzt entsprechend der finanziellen Lage der Stadt um insgesamt 432 ehemalige Arbeitslose. Um die Arbeiten zu einem zügigen Abschluss zu bringen, wurden zwischen Ende Juni und November 1933 zusätzlich Kräfte aus dem Freiwilligen Arbeitsdienst herangezogen (Schöll 1939a, S. 364f.). Das Baumaterial, hauptsächlich vor Ort anstehender Sandstein, kam aus

9 Berichte über den neuen Tiergarten erwähnen sein Vorleben als Friedhof mit keinem Wort, sondern sprechen von einem erholsamen Park (Anonym 1934b, S. 14f.) »auf einem schon seit fast zwanzig Jahren gärtnerisch vorbereiteten städtischen Gelände« (Perkow 1935, S. 2). Erhalten ist noch ein Flügel des geplanten Zentralbaus für den Friedhof, das heute als Eingang in den Tierpark dient (Mertens 2013, 2, S. 339f.).

den umliegenden Steinbrüchen. Das heimische Baumaterial war nicht nur günstig, sondern auch »im Sinne einer nationalsozialistischen Ideologie ›bodenständig« (Lurz 1986, S. 126). Trotz des Einsatzes freiwilliger Arbeiter und dem günstigen Baumaterial fielen Kosten von insgesamt 160 000 Reichsmark an, etwa ein Viertel davon für Lohnzahlungen. In über 50 000 Tagewerken wurde die Anlage errichtet (Schöll 1939a, S. 365). Auf 544 Steinkreuzen und 28 Riesenquadern meißelten Steinmetze bis Mitte 1935 die Namen der hier begrabenen Kriegstoten sowie der 2 132 durch den Krieg umgekommenen Heidelberger Bürger ein. Zum zentralen Gedenken platzierte man einen Monolithen von etwa 20 t Gewicht über einem mit Hakenkreuz versehenen Sockel, der als ›Totenaltar‹ (Schöll 1939a, S. 365) den Mittelpunkt des ›Ehrenfriedhofs‹ im Zentrum des großen ›Chor‹ halbrunds bilden sollte.

Das ›Ehrenmal‹, oder besser das nicht vorhandene ›Ehrenmal‹ für die Toten des Weltkriegs verdient an dieser Stelle besondere Beachtung, denn die Terminologie, sowohl die zeitgenössische, als auch die spätere, ist hier irreführend und undurchsichtig: Der Stadtrat beschloss Anfang Januar 1933 den Bau eines neuen ›Ehrenfriedhofs‹ und die Anlage von Gedenksteinen für die nicht in Heidelberg bestatteten Kriegstoten aus der Stadt. Das zuvor für den Zentralfriedhof in Neuenheim geplante ›Ehrenmal‹ war aber noch nicht fest in der Planung enthalten. Im Gegenteil: Eine Initiative aus den Wehrverbänden und Stadtteilvereinen setzte sich eigens dafür ein, das ›Ehrenmal‹ für die Kriegstoten nun ebenfalls auf dem geplanten ›Ehrenfriedhof‹ zu errichten und es aus freiwilligen Spenden der Bürger zu finanzieren (HNN 27.5.1933, S. 4, HNN 02.06.1933). Der dafür eigens gebildete Ausschuss stimmte erst Anfang Juni der Errichtung endgültig zu. Gegenstimmen sprachen sich zu dieser Zeit noch für einen zentraler gelegenen Platz innerhalb der Stadt aus (HNN 02.06.1933, S. 3). Dennoch sah der Entwurf, welcher durch den Bürgerausschuss im Juli 1933 abgesegnet wurde, einen Platz für das ›Ehrenmal‹ zentral auf der zur Rheinebene gelegenen Terrasse des nun im Bau befindlichen ›Ehrenfriedhofs‹ vor (Vorlagen Bürgerausschuss 1933, Bürgerausschuss 1933), während der ursprüngliche Entwurf *Hallers* an dieser Stelle einen Altar und darauf ein hohes Kreuz plante (HNN 27.05.1933, S. 4; HNN 01.06.1933, S. 3). Das Kreuz entfiel in späteren Planungen nach dem Eingriff *Bonatz'*, und der riesige monolithische Toten›altar‹ blieb allein übrig (HNN 15.09.1933, S. 3) (Abb. 8 oben). Doch er stellt nicht das eigentliche ›Ehrenmal‹ dar, wie man vermuten könnte. Die »*Heidelberger Neuesten Nachrichten*« berichten noch am Tage nach der Eröffnung des ›Ehrenfriedhofs‹, dass die Frage nach dem ›Ehrenmal‹ noch nicht abschließend geklärt sei (HNN 27.10.1934). Konsequenterweise wird auch der Ausdruck ›Ehrenmal‹ in der Presse für die Anlage selbst vermieden. Auch in den Reden zur Eröffnung des ›Ehrenfriedhofs‹ fällt er nicht. Ebenso wenig erwähnt *Schöll* 1939 ein solches Mal. Die eigentliche Trennung zwischen ›Ehrenmal‹ und Kriegsfriedhof ist nicht unplausibel. Nach dem »*Gesetz über die Erhaltung der Kriegsgräber aus dem Weltkrieg*« hatte die Stadt Sorge für die Gräber zu tragen (*Vogt* 1993, S. 140–141). Das ›Ehrenmal‹ hingegen war einer Initiative der Bürger geschuldet und sollte entsprechend auch von der Bürgerschaft gestiftet werden.

2 Die realisierte Anlage

Ein Blick auf den Grundriss der Anlage (Abb. 6) zeigt ihren kirchenartigen Aufbau (Juschka u. Laux 1982, S. 89). Dies ist kein Zufall, spielt aber in der zeitge-

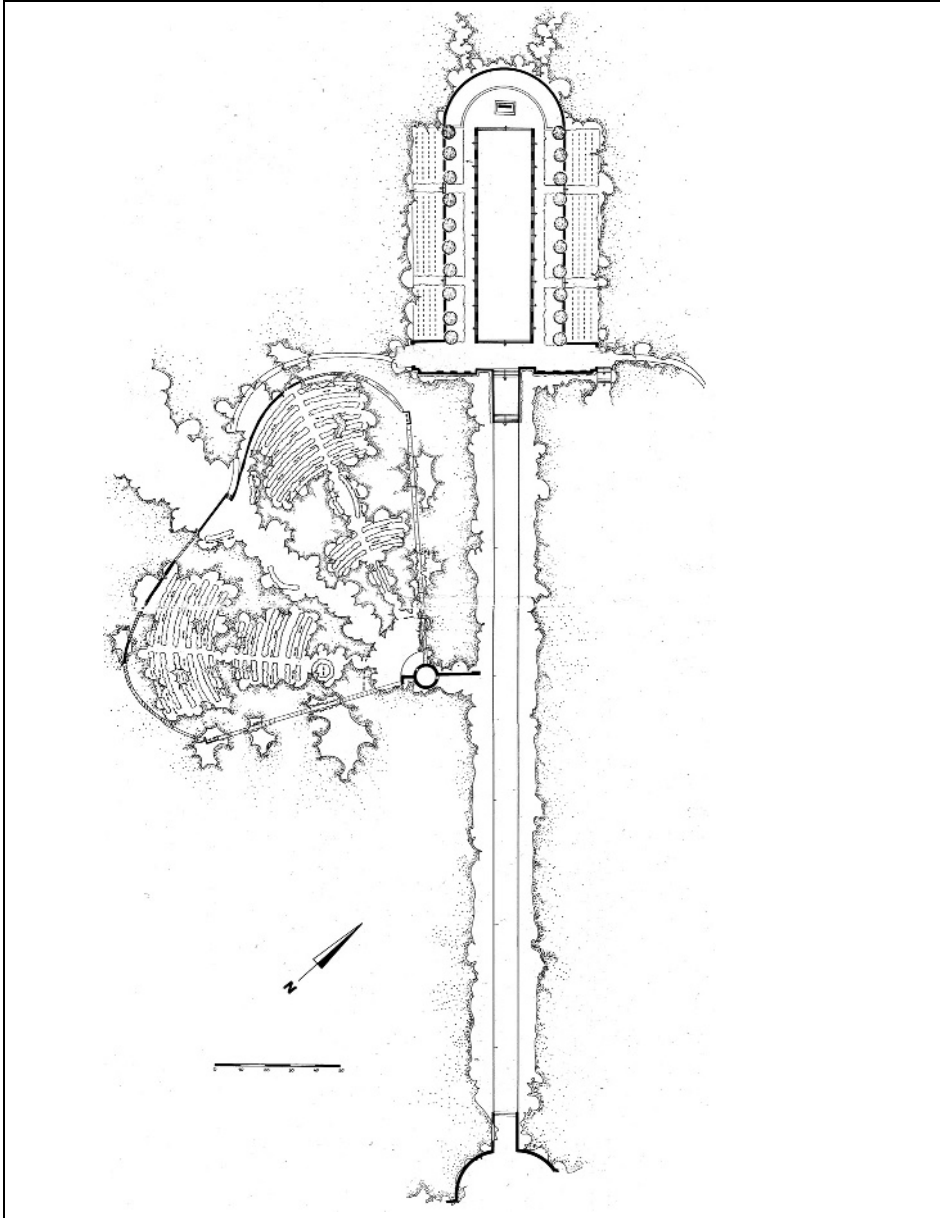


Abb. 6: Gesamtplan des Ehrenfriedhofs nach Aufnahme 1982. An die monumentale axiale Anlage für die Toten des 1. Weltkriegs wird später südlich ein parkartiger Waldfriedhof für die Gestorbenen des 2. Weltkriegs angefügt
Aus: Juschka u. Laux 1982, S. 86f. Abb. 41

nössischen Berichterstattung und Beschreibung der Anlage nur eine untergeordnete Rolle. So erwähnt Stadtoberbaurat *Haller* auf der Hauptversammlung des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge im Mai 1933 zwar die Übereinstimmung des Entwurfs mit einer dreischiffigen Basilika (HNN 27.05.1933, S. 4), bei anderen Gelegenheiten wird aber nicht auf die Nähe zur christlichen Architektur rekurriert. Dem zeitgenössischen Betrachter mag die Ähnlichkeit klar gewesen sein. So schreibt *Schöll* vom »*Dom der Toten*« und den »*Hallen dieser Totenkirche*«. Auch wurde die Anlage am 3. November 1934, sechs Tage nach der politischen Einweihung, zwei Tage nach der Überführung der Gebeine und einen Tag nach Allerseelen, kirchlich ganz ähnlich einem christlichen Friedhof geweiht (*Juschka u. Laux* 1982, S. 89). Andererseits fehlt eine Kirche oder Kapelle, die als integraler Bestandteil zu einem christlichen Friedhof gehört, und auch das Kreuz und die offenbar christliche Inschrift, die noch die Entwürfe vom Frühjahr 1933 vorgesehen hatten, wurden nicht realisiert. Ebenso sollte die Überführung der Toten am 1. November, also an Allerheiligen, zwar »*in großer und feierlicher Form*« stattfinden, dabei jedoch »*die soldatische Form im Vordergrund stehen*« (zitiert nach *Juschka u. Laux* 1982, S. 89) (Abb. 7). Eine zu offensichtliche Nähe zu christlicher Friedhofssymbolik war offenbar unerwünscht. Gleichwohl greifen wir um der besseren Orientierung willen bei der Beschreibung auf Begriffe aus der Kirchenarchitektur zurück (so auch *Mertens* 2013, 1, S. 423f.).

Die Anlage selbst ist nicht nur Friedhof, sondern auch Versammlungsstätte und wurde, obwohl nie eine endgültige Entscheidung fiel, letztlich auch ›Ehrenmal‹. Entsprechend dieser drei Hauptnutzungen finden sich verschiedene Elemente, die je nach Nutzungskontext unterschiedliche Bedeutungen erhalten.

Der **Zugang** zu der nach Nordwesten ausgerichteten axialen Anlage erfolgt von Südosten, so dass vom Bergfriedhof und der Stadt aus nur ein indirekter Zugang möglich ist, bei dem das Gelände erst umrundet werden muss und die ursprünglich vorgesehene planerische Einheit mit dem Bergfriedhof nicht mehr erkennbar ist. Doch nur durch diese Ausrichtung des ›Ehrenfriedhofs‹ lassen sich wesentliche inszenatorische Effekte erzielen, welche die Planungen seit 1924 bestimmten. Eine kreissegmentförmige Abmauerung empfängt die Besucher und schafft noch vor Betreten der Anlage einen ersten Versammlungsraum. Über mehrere Stufen annähernd im Scheitel des Kreissegments gelangt man nach oben auf die etwa 240 m lange Anmarschstraße, der »*via sacra des Altertums gleich und den alten Helwegen, die in germanischer Zeit zum Kult- und Totenmal führten*« (*Schöll* 1939a, S. 371). Was den Blick eines Kirchenbesuchers schon vor Betreten das Gebäudes von Weitem lenkt, nämlich die Höhe des Kirchenbaus und häufig auch der Türme, die mit ihren Spitzen in den Himmel weisen, musste bei der weitestgehend ebenerdigen Anlage auf dem Ameisenbuckel durch einen Kunstgriff erreicht werden: Die Aufmarschstraße steigt leicht an und erreicht im zweiten Drittel ihren Scheitelpunkt. Auch wenn dieses Element erst spät durch *Paul Bonatz* in die Planung eingeführt wurde, verfehlt es nicht seine Wirkung: Unwillkürlich geht der Besucher zunächst dem Himmel, der Unendlichkeit des Horizonts entgegen, ohne dass er jenseits der begleitenden Baumreihen noch etwas von ›dieser Welt‹ sähe (vgl. *Dutzi* 2000, S. 132). Diese ›Himmelfahrts‹symbolik

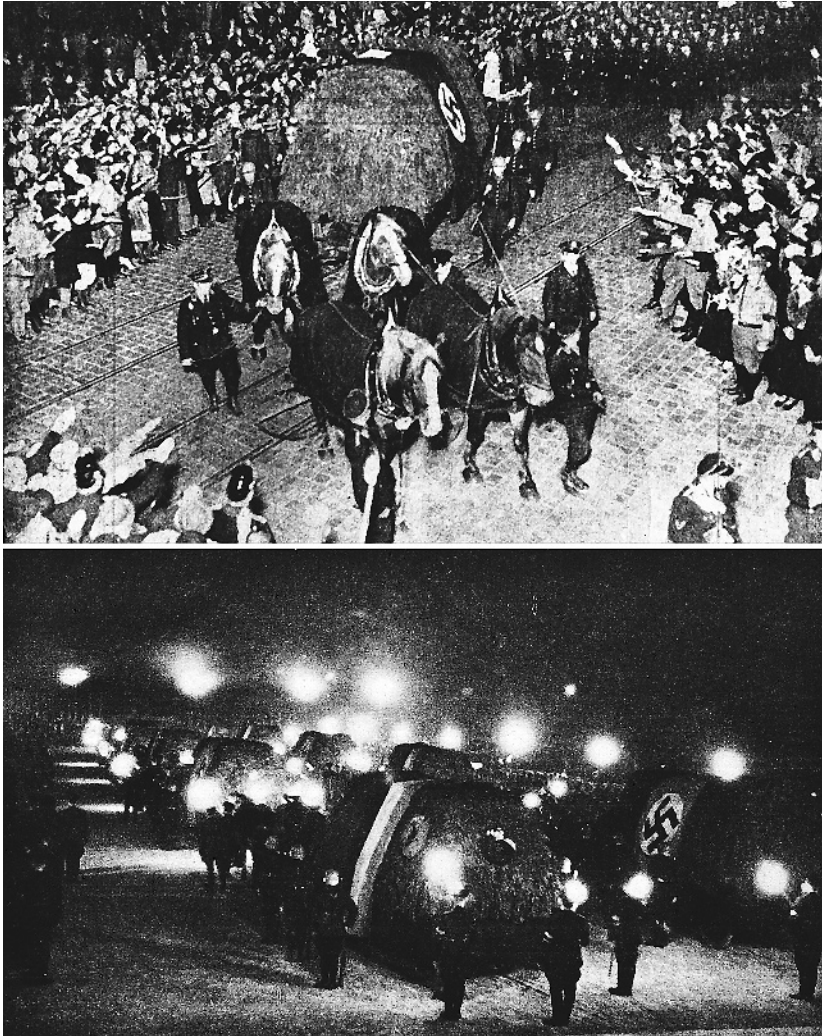


Abb. 7: Die Überführung der Toten vom ehemaligen Zentralfriedhof zum ›Ehrenfriedhof‹ am Abend des 28. Oktober 1934

Oben: HT 28.10.1934, S. 1 – Stadtarchiv Heidelberg. Unten: Heidelberger Fremdenblatt 1934.15 [November-Heft] S. 2; Aufnahme Lossen

spiegelte sich bei der Überführung der Gebeine aus dem Neuenheimer Feld zum ›Ehrenfriedhof‹ in der Nacht vom 28./29. Oktober 1934, denn in der Wahrnehmung der Zuschauer wurden die Toten ebenfalls zunächst zum Himmel emporgeführt. Einem Besucher kam der Aufstieg der toten »Helden zum Heiligen Hain, zu Walhalla-Höhe im Walde Odins« (HT 29.10.1934, S. 1) in den Sinn. Zwar findet sich die Verbindung von ›Ehrenfriedhof‹ und Walhalla nicht in der offiziellen Propaganda zu diesem Ort, doch offenkundig wurde der Zusammenhang intuitiv von den Zeitgenossen verstanden.

Den **Friedhof** selbst bilden die Gräber bzw. ihre oberirdischen Markierungen mit 520 Steinkreuzen, die beidseits des ›Langhauses‹ um zwei Stufen erhöht hinter den ›Gedenksarkophagen‹ liegen (*Mertens* 2013, 1, S. 426). Abbildung 8 zeigt die ursprünglich offene, lichtdurchflutete Gestaltung, in der die Kreuze sehr gut zur Geltung kamen. Wie die mittelalterlichen Ritter, die ihre Familiengrablagen in den Seitenschiffen der Kirchen gefunden hatten, liegen die toten Soldaten zwischen den durch die Gedenksteine markierten Mittelsäulen und der Kirchenwand. Und wie Soldaten stehen sie Spalier, um dem Geschehen auf dem Versammlungsplatz beizuwohnen, geben sie der nationalsozialistischen Opferideologie Ausdruck, in der sich Tote und Lebende zu einem zeitlosen völkischen Heer vereinten. Die säuberliche Ordnung der Grabreihen und ihrer uniformen Kreuze negiert das Chaos des Schlachtfelds und den Zusammenbruch jeder humanen menschlichen Ordnung im Krieg, durch die Ordnung des Raums herrschen die Hinterbliebenen zugleich über die Erinnerung (*Hüppauf* 2003, S. 213). Die Konstruktion einer rigiden rationalen Ordnung reglementiert die öffentliche Erinnerung unter dem »*Primat der Vernunftordnung*« (*Hüppauf* 2003, S. 214).

Doch inzwischen sind die Bäume, die zwischen Gedenksteinen und den beiden Grabfeldern gepflanzt wurden, zu stattlicher Größe herangewachsen. Die Grabkreuze stehen heute abseits des Aufmarschplatzes, versteckt hinter hohen Säuleneichen (*Quercus robur Fastigiata*)¹⁰ und vor einem dichten Mischwald im Hintergrund. Indem diese Eichenreihe den Versammlungsplatz heute optisch begrenzt, liegen die Grabfelder heute – wie der Friedhof in einer christlichen Anlage – außerhalb des ›Kirchenbaus‹, sie sind an den Rand gedrängt worden.

Die gewaltigen monolithischen **Gedenksteine** mit den Namen der im Krieg gestorbenen Heidelberger fanden ihren Platz entlang der Längsseiten des Mittelschiffs und in einer Art ›Querhaus‹ zu beiden Seiten des ›Ostportals‹ und trennen so die toten Soldaten auf den Grabfeldern hinter den Gedenksteinen von den Lebenden. Auf diesen Steinen sind auch all jene toten Heidelberger genannt, deren Gebeine nicht zurückkehrten, sondern irgendwo anders begraben liegen. In 28 Sandsteinblöcke wurden über 2000 Namen eingemeißelt. Ähnlich verfuhr schon kurz zuvor die Universität bei der Errichtung eines ›Ehrenmals‹ 1932/1933 für die als Soldaten gestorbenen Studenten und Universitätsangehörigen im Obergeschoss des ›Hexenturms‹. Auch dort wurden die Namen in Sandsteinplatten an den Wänden des Turms verewigt (*Schubert* 1982, S. 78).

Der **Versammlungsplatz**, auch ›Ehrenhof‹ genannt (*Schöll* 1939a, S. 365; vgl. *Mertens* 2013, 1, S. 425; www.via-monumentum.de/index.php?article_id=39 [10.8.2016]), das Mittelschiff der ›dreischiffigen Basilika‹, bietet Raum für große Veranstaltungen, für Aufmärsche und Feiern. Es diente zur Aufnahme des Volkes, das bei wichtigen Anlässen zugegen sein mochte. Bereits während des Ersten Weltkriegs verknüpfte *Hans Foeth* programmatisch Kriegsgedenken und Volksfeier: »*Nirgends wird der Zweck ›Ehrung der Helden‹ so vollkommen zum Aus-*

¹⁰ In den Entwürfen *Hallers* waren hier noch Tannen vorgesehen (vgl. Abb. 4 oben; weitere Entwürfe mit Tannen in der Plansammlung des Stadtarchivs Heidelberg, unverzeichnet).



Abb. 8: Oben: Blick über den ›Ehrenfriedhof‹ um 1939

Aus: Schöll 1939a, S. 366; Aufnahme R. Kellner.

Unten: Luftbild aus den 1930er Jahren

Badische Lufthansa AG – Stadtarchiv Heidelberg

druck kommen, wie gerade da, wo unsere gefallenen Krieger zur letzten Ruhe gebettet sind. Durch die Anordnung eines Platzes zur Abhaltung von Volksfeiern wird die Wirkung eines ›Heldengedächtnishains‹ noch erhöht« (Foeth 1916, S. 1). Während der Begriff ›Ehrenhof‹ architekturgeschichtlich völlig in die Irre führt¹¹

11 Als Ehrenhof wird ein bestimmendes Bauelement der barocken Schlossarchitektur bezeichnet. Es dient als Auffahrt bei Empfängen und ist besonders geehrten Gästen vorbehalten (Hager 1958). Weder diente der Ehrenhof für Massenaufzüge noch für militärische Paraden. Diese begriffliche Verwirrung ist jedoch nicht auf den Heidelberger ›Ehrenfriedhof‹ beschränkt, sondern findet sich auch anderen zeitgleichen Kriegsdenkmälern.

und sich hier die Ehrversessenheit der Zwischenkriegszeit in einer sprachlichen Stilblüte entlud, ist der »Charakter eines militärischen Aufmarschplatzes« (Mertens 2013, 1, S. 425; vgl. Dutzi 2000, S. 132) unverkennbar.

Ganz anders der westliche Abschluss mit Apsis und dem eigentlichen ›Ehrenmal‹, das wieder um zwei Stufen gegenüber dem Versammlungsplatz erhöht liegt. Wie auf älteren Aufnahmen von Feiern auf dem ›Ehrenfriedhof‹ zu sehen ist (Juschka u. Laux 1982, Abb. 42), war dieser Teil nicht allgemein zugänglich, sondern blieb ähnlich dem Sanktuarium im Gottesdienst einer selektierten Gruppe von Ritualspezialisten vorbehalten. In der Mitte der Apsis befindet sich, wiederum wie in einer Kirche, der ›Altar‹, der ursprünglich von sechs Feuerschalen umstanden war. Bei diesem ›Altar‹ handelt es sich um einen riesigen, über 20 t schweren Monolithen aus dem Heidelberger Steinbruch ›Riesenstein‹ (HT 29.10.1934, S. 258), der über einem Bruchsteinsockel liegt. Er bildet den Fokus der Anlage, auf den sich der Versammlungsplatz des Kirchenschiffs ausrichtet und der bereits beim Hinabsteigen von der ›via sacra‹ ab ihrem Scheitelpunkt die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Schon Haller sah in seinem Entwurf 1924 für den Gaisberg einen solchen Aufbau vor. Er beschrieb »einige Stufen erhöht einen sarkophagartigen Altar« (Haller 1925), das Heidelberger Tageblatt spricht von einem Monolithen »wie ein Hühnengrab« (HT 29.10.1934, S. 258) und Schöll nennt den Stein »Totenaltar« (Schöll 1939a, S. 365; vgl. auch Anonym 1934a, S. 2). Auf ihm prangte in Richtung Versammlungsplatz das Hakenkreuz, welches das zunächst noch vorgesehene christliche Kreuz ersetzt hatte (Mertens 2013, 1, S. 425). Kurioser Weise diente dieser Monolith jedoch nicht als ›Ehrenmal‹, da zum Zeitpunkt der Friedhofseröffnung noch keine endgültige Entscheidung über das eigentliche ›Ehrenmal‹ gefallen war. Allerdings wurde er an der Stelle errichtet, die für das eigentliche ›Ehrenmal‹ vorgesehen war und muss daher zumindest als sein ›Stellvertreter‹ gesehen werden. Die Wahl eines Monolithen gegenüber etwa einem Kreuz (zum Kreuz als Symbol im ›Helden‹Gedenken der frühen 1930er Jahre vgl. Hoffmann-Curtius 1985, S. 85–100)¹² oder einer Säule eröffnet einen weiteren Deutungsspielraum. Der gewaltige Deckstein kann – wie es die zeitgenössischen Quellen tun – sowohl als Altar oder Sarkophag oder auch als Hühnengrab interpretiert werden und bettet so die Anlage in verschiedene kosmologische Modelle und Legitimationsräume ein: Als ›Altar‹ interpretiert, verstärkt der Stein den sakralen kirchlichen Eindruck der gesamten Anlage. Daneben, wenn auch nicht explizit im Zusammenhang mit dem ›Ehrenfriedhof‹ genannt, spielt die Verbindung zum ›Altar des Vaterlandes‹ zu dieser Zeit eine wichtige Rolle. So sah die Heidelberger Planung für das ›Reichsehnenmal‹ 1930 einen »Opferaltar des Vaterlandes« vor, auf dem der »Besucher zum Besten der Kriegsbeschädigten, -Krüppel, -Witwen und -Waisen sein Opfer niederlegt« (Reichsehnenmal Heidelberg). Als Sarkophag betrachtet, assoziiert er den Opfertod. Schon Reichskunstwart Edwin Redslob plante 1924, auf den Stufen des Reichstags einen Sarkophag

12 Auch beim Gefallenendenkmal im ›Hexenturm‹ der Universität, das 1932/33 eingerichtet wurde, steht ein Kreuz im Zentrum (Schubert 1982, S. 78).

»als Sinnbild des Opfertodes« zu errichten (Hilbig 2006, S. 112). Als Monolith erinnert er an die als ›germanisch‹ interpretierten Megalithgräber und schafft so den Bezug zu den angenommenen germanischen Ahnen, die angeblich auf dem Ameisenbuckel einst bestattet worden sein sollen (Schöll 1939a, S. 365f.).¹³

Obwohl sich in unseren heutigen Augen die Anlage ganz auf das Jenseits der Toten und eine sakrale Parallelwelt bezieht, besaß sie in den 1930er Jahren einen starken Gegenwarts- und sogar Zukunftsbezug (vgl. auch Kruse u. Kruse 1994, S. 111–116). Hierfür war nicht allein ihre Funktion als Versammlungsstätte verantwortlich, sondern gerade die Verbindung von ›Ehrenfriedhof‹ und Kriegsdenkmal. Explizit wurde hier architektonisch ausgeformt, was seit 1932/1933 schon im ›Hexenturm‹ der Neuen Universität in Buchstaben zu lesen war und zeitgleich im nationalsozialistischen Ahnen- und Heldenkult verherrlicht wurde: »Deutschland soll leben, auch wenn wir sterben müssen« (Schubert 1982, S. 78). Nicht zufällig schloss Oberbürger *Neinhaus* seine Eröffnungsrede des ›Ehrenfriedhofs‹ am 28. Oktober 1934 mit diesen Worten (HT 29.10.1934, S. 258 oder HNN 29.10.1934, Sonderbeilage). Er schlug damit nicht nur den Bogen zur Heidelberger Universität, zugleich eine der renommiertesten deutschen Universitäten der Zeit wie auch eine engagierte Vorreiterin in der nationalsozialistischen Gleichschaltung und Arisierung der deutschen Hochschulen (Eckart et al. 2006), sondern zitierte den seinerzeit besonders virulenten Langemarck-Mythos herbei (Schubert 1982, S. 79). Strategisch betrachtet, war das Gefecht von Langemarck (korrekt eigentlich Bixschote) am 10. November 1914 eine ebenso sinnlose wie verlustreiche Aktion des Ersten Weltkriegs, die auf deutscher Seite besonders vielen Freiwilligen aus studentischen Kreisen das Leben kostete. Ungeachtet des militärischen Fehlschlags setzte noch während des Kriegs die Mythologisierung des Gefechts als exemplarischer patriotischer Opfergang ein und wurde in der Zwischenkriegszeit nicht zuletzt von studentischen Gruppen ausgebaut (Hüppauf 1993; Krumeich 2001). Auf Initiative und mit Spenden der Deutschen Studentenschaft wurde seit 1928 der Soldatenfriedhof in Langemarck durch den Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge neu angelegt und 1932 eingeweiht – nun mit dem Spruch »Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen« über der Eingangshalle (Lurz 1986, S. 308–316) Eigentlich handelt es sich dabei um ein Zitat aus dem Gedicht »Soldatenabschied« von *Heinrich Lersch* aus dem Jahr 1914 (Lersch 1916, S. 14f.), das dann aber zum Synonym für Langemarck geworden war und als solches auch von den Nationalsozialisten rezipiert wurde (Schubert 1982, S. 78f.). In diesem Sinn nutzte auch die Universität Heidelberg das Zitat für ihre erst im Sommer/Herbst 1933 fertiggestellte Gedenkstätte für die toten Universitätsangehörigen des Ersten Weltkriegs im ›Hexenturm‹ geehrt.¹⁴ Im Lauf der

13 Woher *Schöll* diese Meinung bezieht, bleibt vollkommen offen. Prähistorische oder auch nur mittelalterliche Funde liegen vom Ameisenbuckel nicht vor.

14 Das Datum der Einweihung lässt sich nicht rekonstruieren. Eine Gedenkfeier am 9. November 1933, die *Lurz* (1986, S. 312) als Einweihungsfeier betrachtet, war eine Trauerkundgebung, durch welche die Gedenkstätte am 10. Jahrestag des ›Hitlerputschs‹ in den Dienst der nationalsozialistischen Ideologie integriert wurde (Schubert 1982, S. 81f.).

1930er Jahre weitete sich die Bedeutung des Langemarck-Mythos von der Studentenschaft auf die ganze deutsche Jugend aus als »Symbol für das Opfer der Jugend an allen Fronten« (Kaufmann 1938 [zitiert nach Lurz 1986, S. 309]). In fast allen deutschen Städten wurden Straßen und Plätze nach Langemarck benannt, darunter in Heidelberg der vormalige und heutige Universitätsplatz. »Das Dritte Reich verstand sich als Vollendung des Geistes und als Sinnggebung des Opfers von Langemarck, auf das es sich in vielfältigen Organisationen und Feiern bezog« (Lurz 1986, S. 308; vgl. Weinrich 2009). Auch wenn Stadt und Universität ihre Kriegstoten getrennt ehrten (Schubert 1982, S. 79f.), spannte das leicht abgewandelte Langemarck-Zitat, mit dem Oberbürgermeister *Neinhaus* seine Rede bei der Eröffnung des ›Ehrenfriedhofs‹ beendete, eine doppeltes Dreieck auf, indem es topographisch ›Ehrenfriedhof‹, Universität und den Soldatenfriedhof von Langemarck miteinander verband, indem es aber vor allem ideologisch die angebliche patriotische Opferbereitschaft der jugendlichen und studentischen Regimenter von Langemarck mit den zeitgenössischen Studenten der Heidelberger Universität verknüpfte und diese Ideologie auf dem ›Ehrenfriedhof‹ materialisierte: Die Gegenwart des Deutschen Reichs war auf die Toten des Ersten Weltkriegs gegründet, die Zukunft ohne sie und weitere ›Heldentode‹ nicht denkbar. Hitler-Jugend und Deutsches Jungvolk galten im Rahmen der völkischen Opferideologie als die Hoffnung und Zukunft Deutschlands (Lurz 1986, S. 372).

3 Thingstätte und ›Ehrenfriedhof‹

Annähernd gleichzeitig mit dem ›Ehrenfriedhof‹ auf dem Ameisenbuckel entstand auf dem Heiligenberg nördlich des Neckar eine Thingstätte; beide Bauten sind als ideologische Einheit zu verstehen und werden auch so angesprochen (z.B. *Neinhaus* 1934, S. 1). Die Heidelberger Thingstätte, entworfen von *Hermann Alker*, zu dieser Zeit Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe (Schöll 1939b, S. 374; *Ohr* 1989, S. 48), gehört zu den prominentesten Bauten der Thingstätten-Bewegung in der Frühzeit des Nationalsozialismus (Schöll 1939b; *Stommer* 1985; *Ohr* 1989; *Behrenbeck* 1996, S. 242–258) und wurde 1934/1935 vom Reichsarbeitsdienst und Heidelberger Studenten errichtet (*Ohr* 1989, S. 50; *Mertens* 2013, 2, S. 125). Erneut, wie beim ›Ehrenfriedhof‹ also der Bezug zur Universität, und auch die Veranstaltungen auf der ›Feierstätte‹ – so der offizielle Name seit 1935 – bezogen die damalige Jugend mit ein (Lurz 1986, S. 372). Zugleich war die Totenehrung integraler Bestandteil solcher Feiern auf den Thingstätten, nicht nur der Heidelberger. Die ideologische Verbindung zwischen der Thingstätte und dem ›Ehrenfriedhof‹ liegt in der Leitidee des Vaterlandes, das sich aus dem Opfertod der jungen Soldaten des Ersten Weltkriegs, welche als Vorkämpfer des Nationalsozialismus galten (Lurz 1986, S. 372), konstituierte. An manchen Orten errichtete man Thingstätten sogar im Zusammenhang mit dortigen Kriegsgräberanlagen (z.B. in Annaberg/Oberschlesien; vgl. *Weihsmann* 1998, S. 200f.) oder mit direktem Bezug auf historische Schlachtfelder (z.B. Bad Honnef [Schlacht auf dem Ägidienberg 1923]; vgl. *Weihsmann* 1998, S. 201). Durch die

Einbeziehung der ›Ehrenmale‹ für die Toten des Weltkriegs und der »nationalen Erhebung« sollten die Thingstätten »zu nationalen Tempelbezirken« (*Carl Niessen* in der Kölnischen Zeitung Nr. 187, 14. April 1934 [zitiert nach *Lurz* 1986, S. 369f.]; vgl. auch *Weihsmann* 1998, S. 200f.) erhoben werden.

In Heidelberg scheint diese Einheit vorderhand zu fehlen, denn Thingstätte und ›Ehrenfriedhof‹ liegen durch ca. 2,6 km und den Neckar voneinander getrennt. Doch der wechselseitige Bezug wurde in den Anlagen sowohl durch ihre ideologische Besetzung, als auch optisch erzeugt. Ideologisch verwiesen nicht nur die Inszenierungen in der Thingstätte mit ihrem integralen Totengedenken auf den ›Ehrenfriedhof‹, sondern etwa *Hans Christoph Schöll* spiegelt diesen Bezug auch in die andere Richtung zurück, wenn er den Friedhof als Teil einer kontinuierlichen und teleologischen Geschichtsentwicklung auffasste: »*Heiliger Berg – Kurfürstenschloss – Ehrenfriedhof: [...] aus der Vorzeit über mittelalterliche Geschichte herein in das Geschehen unserer Tage*« (*Schöll* 1939b, S. 373). Im gleichen Sinn resümiert die »*Volksgemeinschaft*« im Herbst 1934: »*Heiliger Berg! Das ist die uralte geheiligte Stätte im Norden der Stadt! Dort werden wir uns zum Thing versammeln und unsere Lieder singen. – Heldenberg! Das ist das zukunftsweisende Symbol der deutschen Opferbereitschaft unserer Heimat. Dort werden wir stumm sein und unsere toten Helden im Geiste grüßen*« (*Volksgemeinschaft* Nr. 292, 26. Oktober 1934 [zitiert nach *Juschka u. Laux* 1982, S. 89]). Optisch manifestierte sich der Bogen bei der Eröffnung der Thingstätte zur Sonnwendfeier 1935 (22. Juni), als zum Abschluss sowohl auf der Thingstätte wie auf dem ›Ehrenfriedhof‹ riesige Holzfeuer entzündet wurden, so dass von der Rheinebene aus die beiden Orte in offensichtlichen Bezug traten und gemeinsam den Austritt des Neckars aus dem Odenwald flankierten (*Lurz* 1986, S. 373).¹⁵ Aber noch mehr, denn die in Planung und Ausführung der etwas jüngere Thingstätte bezieht sie sich auch architektonisch auf den ›Ehrenfriedhof‹: Ihre verlängerte Hauptachse trifft exakt auf den Mittelpunkt des halbrunden Versammlungsplatzes am Beginn der Aufmarschstraße des ›Ehrenfriedhofs‹. Und auf Grundlage digitaler Geländemodelle könnte der östliche Teil des Ehrenfriedhofs – also der Versammlungsplatz mit Gedenksteinen und flankierenden Gräberreihen – zumindest vom oberen Ende des Zuschauerrunds der Thingstätte aus sichtbar (gewesen) sein;¹⁶ heute lässt sich dieser Bezug aufgrund des dichten Waldes um beide Orte herum nicht mehr überprüfen, doch das ›Apsis‹-rund des Ehrenfriedhofs hatte *Haller* weitgehend von Wald freistellen lassen (Abb. 8 unten) und auch um die Thingstätte herum war der Bewuchs deutlich lichter (vgl. etwa die Abb. bei *Ohr* 1989,

15 Auch heute noch wird diese rahmende Einheit von ›Ehrenfriedhof‹ und Thingstätte zuweilen wahrgenommen und thematisiert (z.B. *Dutzi* 2000, S. 132), obgleich sie nach wie vor im Gelände nicht sichtbar ist.

16 Dieser Eindruck entsteht zumindest auf Basis einer Sichtbarkeitsanalyse auf Basis von Google Earth [4.11.2016]. Der Versuch, den Befund auf Grundlage eines detaillierten Digitalen Geländemodells nachzuvollziehen, führte zu keinem eindeutigen Ergebnis. Entscheidend ist neben der Höhenlage von Thingstätte und ›Ehrenfriedhof‹ auch der Bewuchs an der Westflanke des Gaisbergs, den die Sichtlinie zwischen den beiden Anlagen streift.

Abb. 2). Zwar wird diese Planung in zeitgenössischen Berichten nicht thematisiert,¹⁷ so dass offenbleibt, ob dieser Bezug in der Öffentlichkeit bekannt war; wahrgenommen wurde er jedoch sicherlich bei spektakulären Inszenierungen wie der Einweihungsfeier der Thingstätte mit großen Feuern auf beiden Anlagen, die sicherlich gegenseitig sichtbar waren.

4 Raumbezüge oder: Nicht nur ein lokales ›Ehrenmal‹

Wenn wir im Rahmen dieses Bandes insbesondere nach der raumkonstitutiven Wirkung des ›Ehrenfriedhofs‹ fragen, bildet der Bezug der Thingstätte auf den ›Ehrenfriedhof‹ nur einen, wenn auch besonders griffigen Aspekt. Darüber hinaus gilt unser Interesse aber auch grundsätzlich der Lage selbst und der Ausrichtung der monumentalen Achse, die weder in den zeitgenössischen Dokumenten noch in späteren Analysen breit thematisiert werden.

Fritz Haller lokalisierte seine erste Anlage *auf* dem Gaisberg, was jedoch aus finanziellen – nicht etwa topographischen oder geologischen – Gründen nicht zustande kam (siehe oben). Grundsätzlich wäre diese Lage also auch 1933/1934 noch möglich gewesen, wurde aber nicht mehr in Betracht gezogen, denn bereits 1929 hatte sich der Heidelberger Stadtrat für die billigere Variante einer Erweiterung des Bergfriedhofs entschieden. Dadurch rutschte der ›Ehrenfriedhof‹ nun aus Sicht der Stadt *hinter* den Gaisberg. Dort wiederum wurde er durch die Verschränkung von lokalem ›Ehrenfriedhof‹, ›Reichsehnenmal‹ und Kriegsdenkmal statt neben über den Bergfriedhof gerückt und zu der monumentalen Anlage, welche die Dimensionen des Gaisbergprojekts und der allermeisten anderen vergleichbaren Anlagen im Deutschen Reich bei Weitem übertrifft. Diese Platzierung erscheint vom Bergfriedhof her gedacht durchaus schlüssig, entwickelte sich dieser doch seit 1844 in mehreren Etappen am nordwestlichen Fuß des Ameisenbuckels hangaufwärts (*Sigmund* 1934, S. 6; *Mertens* 2013, 2, S. 455) wie auch bereits ein Obelisk zur Erinnerung an die Toten des deutsch-französischen Kriegs von 1870/1871 dort errichtet (*Sigmund* 1934, S. 8) und verschiedene Gefallene des Ersten Weltkriegs dorthin umgebettet worden waren oder zumindest Gedenksteine erhalten hatten (*Sigmund* 1934, S. 8). *Haller* hatte zunächst auch vorgesehen, Berg- und ›Ehrenfriedhof‹ durch Treppenstaffeln, welche die Wegeführungen des Bergfriedhofs fortsetzten, und einen ›Ehrenhain‹ miteinander zu verbinden und so die konzeptionelle Einheit der beiden Begräbnisplätze zu verdeutlichen. Doch nachdem *Bonatz* diese Wegeverbindung nebst ›Ehrenhain‹ ersatzlos gestrichen hatte, liegt der ›Ehrenfriedhof‹ nun reichlich anschlussfrei und isoliert auf dem Ameisenbuckel. Diese Lage lässt sich daher als Ergebnis

17 So bleibt beispielsweise *Kaiser* (1935, S. 2) unbestimmt: »Ueber dem Szenengebäude stehen als Silhouette die Berge jenseits des Neckars«. Allgemein zur Ausrichtung der Thingstätten fordert *Ludwig Moshhammer*, einer der führenden Thingstätten-Architekten, die Achse der Anlagen sei nach der »richtigen Himmelslage« zu wählen (*Moshhammer* 1935, S. 425 [zitiert nach *Ohr* 1989, S. 47]). Was die »richtige Himmelslage« sei, bleibt jedoch unbestimmt.

mehrfacher, stets unvollendeter und vor allem nicht aufeinander abgestimmter Umplanungen unter ganz verschiedenen Prämissen teils finanzieller, teils ebenfalls divergenter ideologischer Natur erklären.

Die Nationalsozialisten luden – soweit erkennbar *ex post* – diese Lage dann mit völkischen Bedeutungen auf: So berichtet *Hans Christoph Schöll* (1939a, S. 364), dessen Bericht auch sonst vielfach ungenau und geglättet erscheint, Oberbürgermeister *Carl Neinhaus* habe letztlich diesen Ort festgelegt. Der selber begründet die Lage von »*Ehrenfriedhof und Thingstätte auf freien Höhen*« mit den »*den Göttern näheren Berge[n]*« im Gegensatz zum »*Gewirr der Straßen und Gassen*« und »*der Lieblichkeit des Tales*« (*Neinhaus* 1934, S. 1). Im Flurname ›Ameisenbuckel‹ habe sich das Wissen um ein vorgeschichtliches, einer mysteriösen Erdmutter ›Ambet‹ geweihtes Heiligtum erhalten, so wie der ›Heilige Berg‹ auf der anderen Neckarseite ebenfalls auf einen germanischen Götterberg verweise (*Schöll* 1939a, S. 362f.; vgl. *Ohr* 1989, S. 48–50).¹⁸ Etwas weniger mystisch folgert *Herbert Derwein* aus den ebenfalls für den Ameisenbuckel gebräuchlichen Bezeichnungen ›Häuselberg‹ und ›Michelsberg‹: »*War das Häusel des Häuselbergs eine Michaelskapelle?? [...] So ist wahrscheinlich, daß die Helden des Weltkriegs auf dem Berg zur Ruhe gebettet sind, der einst dem Schutzpatron der gefallenen Krieger geweiht war*« (*Derwein* 1940, S. 205).

Dieser Standort auf dem Ameisenbuckel sollte unmittelbare Raumwirkung entfalten: Bereits der Bau der Anlage wurde durch die Stadt inszeniert. Die Baustelle selbst war Ziel sonntäglicher Wanderer (*Schöll* 1939a, S. 364), und in Zeitungsaufrufen ermutigte man die Bevölkerung, den Fortgang der Arbeiten zu betrachten. Im Steinbuch ›Riesenstein‹ am Hang des Gaisbergs etwa war einer der 28 Steinquader zu besichtigen, in den später die Namen der Heidelberger Kriegstoten eingeschrieben werden sollten (HNN 19.08.1933, S. 5). Schon durch die Bewegung der schaulustigen Wanderer wurde der ›Ehrenfriedhof‹ an das Stadtgebiet herangeführt und angeschlossen, von dem aus er ja nicht zu sehen war. Ihren Höhepunkt fand diese sensuale Eingemeindung¹⁹ des ›Ehrenfriedhofs‹ in der Nacht vom 28. Oktober 1934, als die Überreste der 498 bislang auf dem Zentralfriedhof begrabenen Lazarett-Toten in einem aufwendigen, nächtlichen Kondukt »*in großer und feierlicher Form*« über Mönchhofstraße, Brückenstraße, Friedrichsbrücke, Rohrbacher Straße und Steigerweg (HNN 27.10.1934, S. 5) überführt wurden (Abb. 9), wobei »*die soldatische Form im Vordergrund stehen*« sollte (zitiert nach *Juschka u. Laux* 1982, S. 89) (Abb. 7): »*Mit dem Einbruch der Dunkelheit setzte sich der Trauerzug in Bewegung, herein in die Stadt, die ihn in feierlichem Schweigen erwartete. Die Straßen, durch die er seinen Weg nahm, waren verdunkelt, die Laternen gelöscht; aber vom Friedhof im Neuenheimer Feld,*

18 Der Name ›Heiligenberg‹ bezieht sich vermutlich auf die Übertragung der beiden in Prämonstratenserschaffneien umgewandelten Klöster auf den Berggipfeln an die Abtei Allerheiligen im Schwarzwald um die Mitte des 13. Jahrhunderts, während der Berg zuvor *Aberinsberg* hieß (*Marzloff u. Gross* 2008, S. 121).

19 Zum emotional-inszenatorischen Charakter der NS-›Heldenfeiern‹ vgl. auch *Behrenbeck* 1996, S. 276ff.

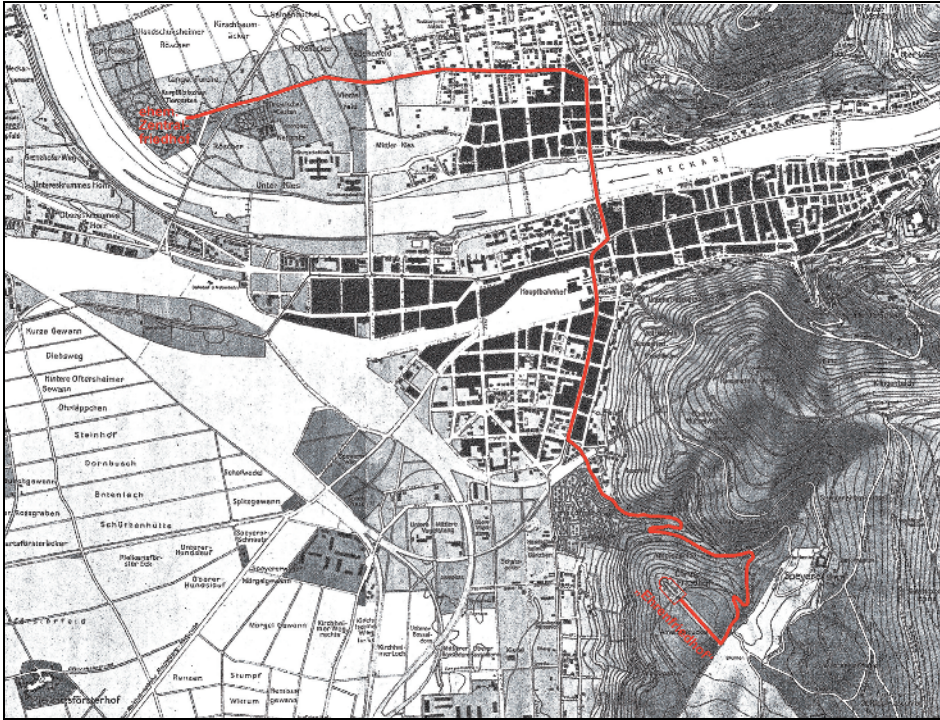


Abb. 9: Die Route des Überführungszugs am Abend des 28. Oktober 1934
 Plangrundlage Stadtplan Heidelberg 1939 [Ausschnitt] – Geographisches Institut der
 Universität Heidelberg, Plansammlung

die ganze Stadt hindurch, und durch den herbstlichen Wald bis hinauf auf den Ehrenfriedhof, über eine Strecke von sechs Kilometern, geleitete den nächtlichen Heerbann der Toten der rote Schein der Fackeln, die inmitten und zu beiden Seiten des Trauerkondukts loderten« (Schöll 1939a, S. 365). Müßig zu erwähnen, dass der Trauerzug mit jeder Menge pseudo-militärischem Gepränge durch Polizei und Veteranen²⁰ versehen war (Schöll 1939a, S. 365f.). Und dann beim Einzug in den ›Ehrenfriedhof: ›Trommelwirbel tönt und Schüsse dröhnen vom Waldrand herüber. Lautlos stehen die dichten Reihen. Man hört nur langsamen Hufschlag und das schwere Knarren der Räder: die Wagen mit den tannreisgezierten Särgen fahren in den Ehrenhof ein und stellen sich dort in zwei Reihen auf [...]. Über die Fahnen vor dem großen Steinaltar flackert der Fackelschein, Rauch und Glut der lodernden Pechpfannen geistert über den halberhellten Platz, und dunkelgeheimnisvoll stehen die Wagen mit ihrer teuren Last [...]« (Schöll 1939a, S. 366).

20 1934 hielt sich das Deutsche Reich noch an die im Versailler Vertrag festgelegte entmilitarisierte Zone in der Kurpfalz.

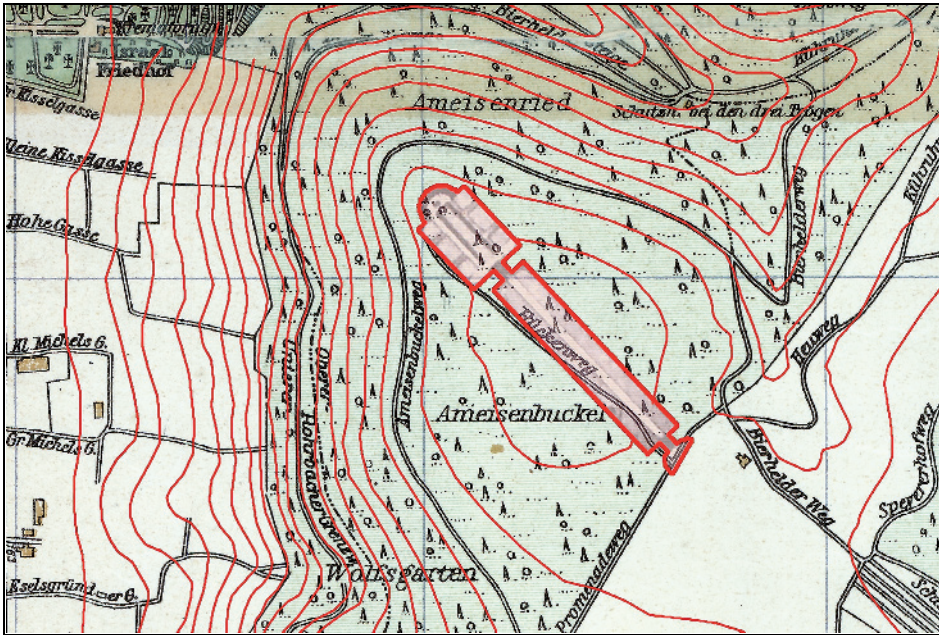


Abb. 10: Ausschnitt aus dem Heidelberger Stadtplan von 1925, überlagert mit dem Höhengschichtplan und der Anlage des ›Ehrenfriedhofs‹ aus dem Stadtplan von 1939. Deutlich wird, dass die Längsachse des ›Ehrenfriedhofs‹ exakt über Kuppe und Rücken des Ameisenbuckels streicht und durch einen älteren Forstweg (›Rückenweg‹) vorgezeichnet ist

Plangrundlage Stadtplan Heidelberg 1925 [Ausschnitt] und Stadtplan Heidelberg 1939 [Ausschnitt] – Geographisches Institut der Universität Heidelberg, Plansammlung

Während die Verbindung zwischen ›Ehrenfriedhof‹ und Stadt zum einen durch touristische Besuchsempfehlungen (vgl. etwa *Anonym* 1935a, Karte S. 9; *Anonym* 1935b, S. 6 oder die fast jeder Ausgabe des Heidelberger Fremdenblatts beige-fügte Übersichtskarte, die seit Juni 1934 ebenfalls einen Hinweis auf das ›Gefallenen-Ehrenmal‹ enthielt), zum anderen durch Rituale wie den ›Heldengedenktag‹ am 21. Februar 1937 (HT 21.02.1937, S. 5), zu dem reiches propagandistisches Dekorationsmaterial platziert wurde, immer wieder erneuert wurde – und mit dem Nachlassen dieser breite Massen mobilisierenden Gedenkfeiern die Anlage dann weitgehend aus dem Raum der Stadt entschwand – stand und steht sie mit der westlich vorgelagerten Rheinebene in unmittelbarer Sichtverbindung. In der Tat lesen wir noch 1934 – konkurrierend zur Germanen-Esoterik *Neinhaus'* – der Friedhof läge auf der »breiten Kuppe des am weitesten in die Rheinebene vorgeschobenen Königstuhlausläufers« (*Anonym* 1934a, S. 1). Als einen der ersten Arbeitsschritte im Sommer 1933 rodete man daher den westlich Hang dieser Kuppe zur Rheinebene hin, so dass die entstandene Waldschneise »nun von weit her auf diesen Berg hinwies, den so mancher vorher überhaupt nicht gekannt und beachtet hatte« (*Schöll* 1939a, S. 364). Auf den ideologischen Bogen zur Thing-

stätte, der sich auch in großen Feuern an beiden Orten manifestierte, waren wir bereits eingegangen – und auch diese Feuer waren von der Rheinebene her am besten sichtbar. Die Feuer sind längst erloschen, die Waldschneise ist weitgehend zugewachsen, und der ›Ehrenfriedhof‹ bildet heute von der Rheinebene her keinen Bezugspunkt mehr. Nur im obersten Teil wird der Bewuchs vor der Chorapsis noch kurzgehalten. Aber hier geht es um die Gegenrichtung des Blicks: Vom Versammlungsplatz und Chor des ›Ehrenfriedhofs‹ aus leitet der bewuchsfreie Sichtfächer den Blick nach Nordwesten. Alle unsere Versuche, diesem Blick ein konkretes Ziel zuzuweisen, schlugen fehl.²¹ Und so fällt, vergleicht man historische Pläne vor und nach dem Bau des ›Ehrenfriedhofs‹ miteinander, auf, dass er nicht nur exakt über die Kuppe des Ameisenbuckels gelegt ist, die *Bonatz* für das Ansteigen und theatralische Abfallen der Anmarschstraße nutzte, sondern ebenso exakt dem Rücken eines nach Nordwesten zur Rheinebene hin vorspringenden Ausläufers folgt; auch ist die Achse bereits auf einem Stadtplan von 1926 durch eine als ›Rückenweg‹ bezeichnete Forststraße vorgezeichnet (Abb. 10). Es scheint, als habe man sich trotz aller ideologischen Aufladung des ›Ehrenfriedhofs‹ und der Diskussionen um ein ›Ehrenmal‹ bei der Ausrichtung des schließlich realisierten Monuments schlicht an der vorhandenen Topographie orientiert. Das Panorama in die Rheinebene, das auf diese Weise entstand, ließ die Zeitgenossen denn auch einigermaßen ratlos zurück. Gerade im Vergleich zu den vielfachen Bezügen, die sie zwischen ›Ehrenfriedhof‹ und Thingstätte erkannten, wussten sie mit dem Blick vom ›Ehrenfriedhof‹ offenbar wenig anzufangen – so wenig, dass sie auf viel ältere Allgemeinplätze zurückgriffen, die für die Beschreibung Heidelbergs längst etabliert waren (vgl. etwa *Anonym* 1934a, S. 2; *Schöll* 1939a, S. 372), wie ein Vergleich mit einem kurzen Text *Gottfried Kellers* aus dem Jahr 1849 zeigt:

21 Eine allgemeine Ausrichtung nach Westen Richtung Frankreich drängt sich beim ersten Besuch des Platzes auf (so auch *Juschka u. Laux* 1982, S. 85), doch tangiert die verlängerte Achse des ›Ehrenfriedhofs‹ gar nicht französisches Territorium. Daher waren wir zunächst davon ausgegangen, dass die Achse auf den vormaligen Zentralfriedhof ausgerichtet gewesen sei, doch zielt sie etwa 200 m östlich an diesem vorbei – angesichts des vermessungstechnisch geringen Abstands zwischen den beiden Anlagen zu viel, um mit Messungenauigkeiten argumentieren zu können. Der ideologische Hauptbezugspunkt des ›Ehrenfriedhofs‹, Langemarck liegt etwa 160 km westlich der verlängerten Sichtachse, kommt also auch nicht also auch nicht als Zielpunkt der Achse in Betracht. Auffällig ist lediglich, dass die verlängerte Achse einigermaßen exakt auf den Wormser Dom zu treffen scheint, den Ort der Nibelungensage und wichtiger Reichstage sowie die Grablege der frühen Salier. Doch wird Worms weder bei *Schöll* noch anderswo in besonderer Weise über andere Orte wie beispielsweise Speyer erhöht, so dass sich eine potentielle Ausrichtung des ›Ehrenfriedhofs‹ auf den Wormser Dom in keiner Weise mit ideologischen Motiven unterstützen lässt.

Tabelle 2: Vergleichende Zusammenstellung von Topoi in der Beschreibung der Heidelberger Umgebung.

Keller 1849*	Anonym 1934a, S. 2	Schöll 1939a, S. 372
»Ich ging auf den grünen Hügeln zu Heidelberg spazieren,		
wo man in die Haardt hinübersieht,		
zu seinen Füßen die herrliche Ebene,	»Weit öffnet sich die oberrheinische Ebene dem Blick.	»Unten liegt die weite Ebene der sonnigen Pfalz, über die einst der Marschtritt der römischen Legionen dröhnte;
	Dort liegt an[sic!] Dorf,	
		in der Ferne verdämmern Haardtgebirge und Wasgenwald.
weiterhin den schimmernden Rhein,	da drüben glänzt der Rhein auf, der deutsche Schicksalsstrom.	Der Rhein blitzt auf, Deutschlands Schicksalsstrom;
		dem engen Tal entströmt der Neckar, umraunt von Volkslied und Sage.
an ihm südlich der Dom zu Speyer	Hier liegt Speyer, wo in der Domkrypta die mittelalterlichen Kaiser ruhen,	Im Westen wuchtet der Speyerer Dom – acht deutsche Kaiser und Könige ruhen in seinen Grüften –
	dort liegen die industriefleißigen Schwesterstädte Mannheim und Ludwigshafen.	
und nördlich die Türme von Worms		gegen Norden erinnert Worms an deutschen Geisteskampf um die Freiheit des Glaubens.
und hinterst der blaue schöne Gebirgszug der Haardt.	Dunkle Hardtberge schließen das Bild ab.	
	Zur Rechten grüßt der Königstuhl herunter,	
Hinter mir hervor aber kam der Neckar,	von drüben überm Neckar	

Keller 1849*	Anonym 1934a, S. 2	Schöll 1939a, S. 372
<i>dem gebrochenen Bergpalaste vorbei</i>		
<i>und schlängelte sich ebenfalls in das flache Land hinaus«</i>		
		<i>Freundliche Dörfer, hingestreut über das fruchtbare Land, durch das der deutsche Bauernpflug seit Jahrtausenden schon geht.</i>
	<i>der seit Jahrtausenden als Heiligtum gehaltene Heilige Berg,</i>	<i>Drübern überm Tal der uralte geheiligte Götterberg, in dessen Senkung die Feierstätte des Dritten Reiches Spiel und Feste eines stolzen schaffenden Volkes aufnimmt,</i>
	<i>und nach Norden zu schließt sich die Kette der Bergstraße an«</i>	
		<i>und zu Füßen des begeistert Schauenden die Ausläufer einer der ältesten Universitätsstädte des Reiches«</i>

* Becker (1935, S. 3) nennt als Quelle »Gottfried Keller, *Die Romanik und die Gegenwart* (1849)«, doch konnten wir dieses Werk nicht ausfindig machen.

Während auf dem ›Ehrenfriedhof‹ das provisorische lokale ›Ehrenmal‹ für die Kriegstoten Heidelberger die lokale Bedeutung begründet, die sich beispielsweise auch in großen Feuern und der Sichtachse manifestiert, dehnt die integrierte Komponente des (gescheiterten) ›Reichsehnenmalplans‹ die Bedeutung schnell in viel weitere Fernen aus. Schon Schöll lässt seine Gedanken während der Einweihungsfeier am 28. Oktober 1934 schweifen, von den »über zweitausend Söhnen Heidelbergs, zu den über zwei Millionen Deutschen, die in fremder Erde ruhen. In Flandern und in den Vogesen, drunten am Piave und in den Klüften der Karpathen, am Bosphorus und am Kilimandscharo, in der weiten rumänischen Ebene und am Schwarzen Meer, am Grund fast aller Meere der Welt [...]« (Schöll 1939a, S. 367). Und Oberbürgermeister Neinhaus denkt – zumindest in der Erinnerung Schölls²² – bei seiner Eröffnungsrede in die nämliche Richtung: »Noch in Jahrhunderten wird Heidelbergs Ehrenfriedhof von ihrem [der Heidelberger Toten] Ruhm künden, und mit ihm von den zwei Millionen Deutschen, die ihr Le-

ben im Opfertod für Volk und Land gegeben haben« (Schöll 1939a, S. 372). Aber die Gedanken gehen nicht nur in die Weite des deutschen Reiches, sondern das Reich strömt in der Erinnerung Schölls auch nach Heidelberg: »*Vierhundertachtundneunzig gefallenen Krieger aus allen Stämmen des Reiches sind aus ihren Gräbern in der Ebene da unten aufgestanden und in nächtllicher Stunde [...] emporgestiegen auf diesen Berg*« (Schöll 1939a, S. 368).²³ Auch wenn die Beschriftungen der Grabkreuze weder Herkunfts- noch Sterbeorte der hier begrabenen Soldaten nennen, eröffnet ihre schiere Zahl das gespenstische Panorama der gesamten Weltkriegsbühne.

Summary

The “Ehrenfriedhof” in Heidelberg

Hidden behind the Gaiberg's crest, on the rise known as the Ameisenbuckel ('Ant's Hunch'), lies Heidelberg's 'Ehrenfriedhof' ('Honorary Cemetery'). This monumental war cemetery, which in its shape is unique in Germany, was constructed by the city of Heidelberg in 1933/34 with the help of 'Fürsorgearbeitern' (social services) and the 'Freiwillige Arbeitsdienst' (voluntary fatigue duty). However, it is far more than a Nazi propaganda site.

This article shows the varied building history of the complex, starting with the first considerations in the 1920ies concerning a small memorial on Heidelberg Central Cemetery in honor of the dead soldiers of World War I, up until the city's attempt in 1930 to erect the 'Reichsehrenmal' (Reichs-Memorial) in Heidelberg. The 'Ehrenfriedhof' in its final and executed form needs to be seen as a combination of these several projects between the 1920ies and the early 1930ies.

Special focus should be drawn to the matter that the intentions behind the cemetery's building plan did not correspond with the subsequent perception and ideological utilization by the contemporaries in the early Nazi regime. A reference to ancient ancestors was inevitable in the Nazi conception of history and of the present. This reference especially shows in attempts to link the underwhelming location of the 'Ehrenfriedhof' on the Ameisenbuckel with Germanic primordial matrons or St. Michael; the 'Thingstätte' on the 'Heiligenberg' (Saint's Mount), constructed only shortly after, heavily references the 'Ehrenfriedhof'. Initially, the cemetery had been planned quite modestly as an extension of the Bergfriedhof (Mountain Cemetery), which lies just beneath the Ameisenbuckel.

22 Der Redetext *Neinhaus'*, wie er am 29.10.1934 in den Heidelberger Neusten Nachrichten und im Heidelberger Tageblatt publiziert wurde, enthält diese Passage allerdings nicht. (HNN 29.10.1934, Sonderbeilage, HT 29.10.1934, 1)

23 Der Redetext *Neinhaus'* liest an dieser Stelle: »*Fünfhundertvierundachtzig gefallene Krieger sind aus ihren Gräbern in der Ebene erstanden und in nächtllicher Stunde durch die Straßen emporgestiegen auf diese Höhe. Fünfhundertvierundachtzig Kämpfer für Deutschlands Größe und Ehre, für unser einiges Reich und für unseren herrlichen, unüberwindlichen Glauben an Deutschland!*« (HNN 29.10.1934, Sonderbeilage, HT 29.10.1934, 1).

However, the plans for a connecting serpentine pathway leading up from the Bergfriedhof to its military cemetery-expansion were scrapped, which made an explanation for the 'Ehrenfriedhof's isolated location necessary. Not only the complex as a whole, but also practical necessities during construction were transfigured ideologically afterwards and the whole complex was bunched up to be more than it was planned for.

Literaturverzeichnis

- Anonym*: Der Heidelberger Ehrenhain. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1934.15 (November-Heft), S. 1–4 (= Anonym 1934a).
- Anonym*: Heidelbergs neuer Tiergarten. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1934.6 (Juni-Heft), S. 14–15 (=Anonym 1934b).
- Anonym (W.S.)*: Königstuhlgebiet. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1935.9 (2. Juni-Heft), S. 7–10 (= Anonym 1935a).
- Anonym*: Wie man Heidelberg erleben muß. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1935.6 (1. Mai-Heft), S. 6–8 (= Anonym 1935b).
- Becker, Albert*: »Deutschlands Garten« um Neckar und Rhein. Ein Blick von der neuen Thingstätte ins oberrheinische Land. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1935.8 (1. Juni-Heft), S. 3–6.
- Behrenbeck, Sabine*: Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945. – Vierow 1996 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung, Nr. 2).
- Benl, Rudolf*: Ernst Friedrich Joseph Walz. – In: Badische Biographien NF 2, 1987, S. 305–306 (online http://www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/kg_l_biographien/11902778X/Walz+Ernst+Friedrich+Joseph [14.08.16]).
- Cser, Andreas*: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg. – Leinfelden-Echterdingen 2007 (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt).
- Derwein, Herbert*: Die Flurnamen von Heidelberg, Straßen, Plätze, Feld, Wald: Eine Stadtgeschichte. – Heidelberg 1940 (Badische Flurnamen, Nr. 2.5 = Veröffentlichungen der Heidelberger Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde, Nr. 1).
- Dübbbers, Peter*: Werkverzeichnis Paul Bonatz. Arbeiten aus den Jahren 1899 bis 1956. – In: Bongartz, Norbert, Dübbbers, Peter u. Werner, Frank: Paul Bonatz 1877–1956, Stuttgart 1977 (Stuttgarter Beiträge, Nr. 13) S. 43–92.
- Dutzi, Claudia*: Aufmarsch der Toten. Der Ehrenfriedhof auf dem Heidelberger Ameisenbuckel. – In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 19, 2000, S. 132.
- Ebhardt, Bodo*: Deutschlands Helden eine Weihestätte? Eine Aufgabe für die deutsche Kunst. – Berlin 1918.
- Foeth, Hans*: Das Kriegswahrzeichen und seine Verwendung. – In: Die Gartenkunst 29.1, 1916, S. 1–2.
- Hager, Luisa*: Ehrenhof. – In: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte Bd. 4. München 1958, S. 868–874 (vgl. www.rdklabor.de/wiki/Ehrenhof [8.8.2016]).
- Hilbir, Henrik*: Das Reichsehrenmal bei Bad Berka. Entstehung und Entwicklung eines Denkmalprojekts der Weimarer Republik. – Aachen 2006.

- Hoffmann-Curtius, Kathrin*: Das Kreuz als Nationaldenkmal: Deutschland 1814 und 1931. – In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 48, 1985, S. 77–100.
- Hüppauf, Bernd*: Schlachtenmythen und die Konstruktion des »Neuen Menschen«. – In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd u. Renz, Irina [Hrsg.]: »Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch«. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs. Essen 1993, S. 43–84.
- Hüppauf, Bernd*: Das Schlachtfeld als Raum im Kopf. Mit einem Postscriptum nach dem 11. September 2001. – In: Martus, Steffen; Münkler, Marina u. Röcke, Werner [Hrsg.]: Schlachtfelder. Codierung von Gewalt im medialen Wandel. Berlin 2003, S. 207–233.
- Juschka, Sabine u. Laux, Walter Stephan*: Die Ehrenfriedhöfe der Stadt Heidelberg auf dem Ameisenbuckel. – In: Schubert, Dietrich [Red.]: Heidelberger Denkmäler 1788–1981. – Heidelberg 1982 (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte, Nr. 2), S. 84–93.
- Kaiser, Fritz*: Heiliger Thing. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1935.8 (1. Juni-Heft), S. 1–2.
- Kaufmann, Gunter [Hrsg.]*: Langemarck. Das Opfer der Jugend an allen Fronten. – Stuttgart 1938.
- Krumeich, Gerd*: Langemarck. – In: François, Etienne u. Schulze, Hagen [Hrsg.]: Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 3. – München 2001, S. 292–309.
- Kruse, Kai u. Kruse, Wolfgang*: Kriegerdenkmäler in Bielefeld. Ein lokalhistorischer Beitrag zur Entwicklungsanalyse des deutschen Gefallenenkultes im 19. und 20. Jahrhundert. – In: Koselleck, Reinhart u. Jeismann, Michael [Hrsg.]: Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne. – München 1994, S. 91–128.
- Lersch, Heinrich*: Herz! Aufglühe dein Blut. Gedichte im Kriege. – Jena 1916.
- Lurz, Meinhold*: Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 4. Weimarer Republik. – Heidelberg 1985.
- Lurz, Meinhold*: Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 5. Drittes Reich. – Heidelberg 1986.
- Maió, Fernanda de*: Wasser-Werke. Paul Bonatz. Die Neckarstauufen. – 2. Aufl. Stuttgart 2001.
- Marzolff, Peter u. Gross, Uwe*: Zwischen Merkur und Michael: Der Heiligenberg bei Heidelberg in Völkerwanderungszeit und Frühmittelalter. – In: Steuer, Heiko [Hrsg.]: Höhsiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Berlin 2008 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 58), S. 121–163.
- May, Roland*: Lehren und Bauen: Bonatz und die ›Stuttgarter Schule‹. – In: Voigt, Wolfgang u. May, Roland [Hrsg.]: Paul Bonatz 1877–1956. – Tübingen u. Berlin 2010, S. 68–77.
- Mertens, Melanie*: Stadtkreis Heidelberg. – Ostfildern 2013 (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland – Kulturdenkmale in Baden-Württemberg II.5.1).
- Moshhammer, Ludwig*: Die Thingstätte und ihre Bedeutung für das kommende Deutsche Theater. – In: Monatshefte für Baukunst und Städtebau 19, 1935, S. 425–426.
- Neinhaus, Carl*: Heiliger Thing. Aus der Rede von Oberbürgermeister Dr. Neinhaus-Heidelberg, zur Grundsteinlegung der Thingstätte auf dem Heiligen Berg. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1934.7 (2. Juni-Heft), S. 1–2.
- Ohr, Karlfriedrich*: Die Thingstätte auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. – In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 47, 1989, S. 47–52.
- Perkow, Max*: Der Kurpfälzische Tiergarten in Heidelberg. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1935.7 (2. Mai-Heft) S. 1–6.
- Reichsgesetzblatt 1923: Reichsgesetzblatt Teil 1, Nr. 2, S. 25 (<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1923&page=159&size=41> [07.09.2016]).

- Schöll, Hans Christoph*: Der Heidelberger Ehrenfriedhof. – In: Busse, Hermann Eris [Hrsg.]: Heidelberg und das Neckartal. Heidelberg 1939 (Badische Heimat, Bd. 26), S. 362–372 (=Schöll 1939a).
- Schöll, Hans Christoph* (1939a): Die Feierstätte auf dem Heiligen Berg. – In: Busse, Hermann Eris [Hrsg.]: Heidelberg und das Neckartal. Heidelberg 1939 (Badische Heimat, Bd. 26), S. 373–383 (= Schöll 1939b).
- Schubert, Dietrich*: Ehrenhalle für 500 Tote (1932–1933). – In: Schubert, Dietrich [Red.]: Heidelberger Denkmäler 1788–1981. – Heidelberg 1982 (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte, Bd. 2), S. 78–83.
- Sigmund, W.*: Der Heidelberger Bergfriedhof. – In: Heidelberger Fremdenblatt 1934.15 (November-Heft), S. 6–9.
- Stommer, Rainer*: Die inszenierte Volksgemeinschaft: Die ›Thing-Bewegung‹ im Dritten Reich. – Marburg 1985.
- Tamms, Friedrich*: Paul Bonatz. Arbeiten aus den Jahren 1907 bis 1937. – Stuttgart 1937. VDK: Volksbund Deutsches Kriegsgräberfürsorge, <http://www.volksbund.de/kriegs-graerberstaetten.html>. Hier Suche nach ›Heidelberg‹ [26.08.2014].
- Vogt, Arnold*: Den Lebenden zur Mahnung. Denkmäler und Gedenkstätten. Zur Traditionspflege und historischen Identität vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. – Hannover 1993.
- Voigt, Wolfgang*: Paul Bonatz: Kosmopolit in den Unwettern der Zeit. – In: Voigt, Wolfgang u. May, Roland [Hrsg.]: Paul Bonatz 1877–1956. – Tübingen u. Berlin 2010, S. 10–37.
- Voigt, Wolfgang u. May, Roland [Hrsg.]*: Paul Bonatz 1877–1956. – Tübingen u. Berlin 2010.
- Weihsmann, Helmut*: Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs. – Wien 1998.
- Weinrich, Arndt*: Kult der Jugend – Kult des Opfers. Der Langemarck-Mythos in der Zwischenkriegszeit. – In: Historische Sozialforschung 34, 2009, S. 319–330.

Ungedruckte Quellen:

- Anonym [1930]: Das Reichsehnenmal für die gefallenen deutschen Helden des Weltkrieges auf dem ›Heiligenberg‹ bei Heidelberg, wohl 1930. – StadtA HD AA212a/12.
- Bürgerausschuss 1909: Tagesordnung Punkt 5, die hiesigen Friedhöfe vom 26. Mai 1909. – StadtA HD Protokoll des Bürgerausschusses der Stadt Heidelberg XII 1909.
- Bürgerausschuss 1933: Protokoll 1. Die Anlage eines ›Ehrenfriedhof‹s auf dem sogen. ›Ameisenbuckel‹ vom 13. Juli 1933. – StadtA HD Protokolle des Bürger-Ausschusses der Stadt Heidelberg 1933, 1934.
- Friedhofsausschuss 1925: Beschluss des Friedhofsausschusses vom 21.08.1925. – StadtA HD AA 212a/5.
- Haller 1925: *Fritz Haller*: Errichtung eines Ehrenmals für die Opfer des Krieges betr. Vom 05.01.1925. – StadtA HD AA212a/5.
- Liebvogel 1953: *Liebvogel* (Oberbaurat St. Heidelberg), Betref. Ehrenfriedhof. – StadtA HD H9 A4–2013/120.
- Ratsprotokoll 1933, Nr. 323: Protokoll der Stadtratssitzung am 24. Mai 1933, Nr. 323. – StadtA HD Stadtratsprotokollbuch 1933.
- Reichsausschuss für das Reichsehnenmal 1930: Schreiben des Reichsausschusses für das Reichsehnenmal, vom 30. Juni 1930. – StadtA HD AA212a/12.

- Reichsehnenmal Heidelberg: Das Reichsehnenmal für die gefallenen deutschen Helden des Weltkrieges auf dem ›Heiligenberg‹ bei Heidelberg (wohl 1930). – Stadt A HD AA212a/12.
- Reichsehnenmal-Projekt 1930: Reichsehnenmal-Projekt Königstuhl bezw. Gaisberg, vom 3. Juni 1930. – StadtA HD AA212a/12.
- Reichsehnenmal-Projekt-Beschluss 1930: Beschluss des Stadtrats vom 24.08.1930. – StadtA HD AA212a/12.
- Stadtrat HD 1925a: Beschluss der Stadtratssitzung vom 5.02.1925. – StadtA HD AA212a/5.
- Vorlagen Bürgerausschuß 1933: Begründung zur Vorlage Nr. 7: X Anlage eines ›Ehrenfriedhofs‹ auf dem sogen. ›Ameisenbuckel‹ betr. vom 21. Juni 1933. – StadtA HD Vorlagen an den Bürgerausschuß Rechnungsjahr 1932/1933/1934.

Baupläne und Entwürfe:

- Haller* Plan Mai 1933: Ehrenfriedhof auf dem Ameisenbuckel. Städt. Tech. Amt, Abt. Hochbauamt, gezeichnet Haller, Heidelberg Mai 1933. – Planarchiv StadtA HD, unverzeichnet.
- wohl *Haller*, undatiert, Blick nach West: Querschnitt durch Apsis ohne weitere Angaben. – Planarchiv StadtA HD, unverzeichnet.
- wohl *Haller*, undatiert, Blickrichtung unklar: Längsschnitt durch Apsis ohne weitere Angaben. – Planarchiv StadtA HD, unverzeichnet.

Zeitungsartikel:

- HNN = Heidelberger Neueste Nachrichten
HT= Heidelberger Tageblatt
- HNN 27.05.1933: Der neue Krieger-›Ehrenfriedhof‹. Eine Notwendigkeit und seine Vorzüge. – In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 27.05.1933, S. 4.
- HNN 01.06.1933: Der Plan des ›Ehrenfriedhofs‹ auf dem Ameisenbuckel. – In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 01.06.1933, S. 3.
- HNN 02.06.1933: Das Krieger-Ehrenmal auf dem Ameisenbuckel. Die Errichtung fast einstimmig beschlossen. – In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 02. Juni 1933, S. 3.
- HNN 19.08.1933: Norbert Leutzen: Das Werden des neuen ›Ehrenfriedhof‹s. Ein Besuch am Steinbruch beim Riesenstein. – In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 19.08.1933, S. 5.
- HNN 8.09.1933: Vereinfachung des ›Ehrenfriedhofs‹. Einige Aenderungen und Verbilligungen. – In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 8. September 1933, S. 3.
- HNN 15.09.1933: Norbert Leutzen: Das Werden den neuen ›Ehrenfriedhofs‹. – In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 15. September 1933, S. 3.
- HT 27.10.1934: Totenzug durch die Nacht. – In Heidelberger Tageblatt vom 27.10.1934, S. 5.
- HNN 29.10.1934: Heiliger Hain der Gefallenen. Zur Weihe des neuen Heidelberger ›Ehrenfriedhofs‹ am 28. Oktober. – In: Heidelberger Neuesten Nachrichten vom 29.10.1934, Sonderbeilage.
- HT 30.01.1925: Lokale Nachrichten – aus dem Stadtrat. – In: Heidelberger Tageblatt 30.01.1925, S. 5.

HT 12.01.1933: Lokale Nachrichten – aus dem Stadtrat. – In: Heidelberger Tageblatt 12.01.1933, S. 5.

HT 29.10.1934: Max P. [Name nicht lesbar, da Seite beschädigt]: Die Feier auf dem Ehrenhain. – In: Heidelberger Tageblatt vom 29. Oktober 1934, S. 1.

HT 21.02.1937: An den Gräbern unserer Gefallenen ... Stimmungsvolle Gedenkfeier in Heidelberg. – In Heidelberger Tageblatt vom 21.02.1937, S. 5.

Rheinische-Kassauische Tageszeitung 1926: Zeitungsartikel auf DINA 4 geklebt, Datum nicht vermerkt. Eingangsstempel HD vom 09. Aug. 1926. – StadtA HD AA212a/12.

Nicolas Schroeder

Der Odenwald im Früh- und Hochmittelalter

Siedlung, Landschaft und Grundherrschaft in einem Mittelgebirge

Mit 6 Abbildungen und 5 Tabellen

Die planmäßige Besiedlung des Odenwalds im Früh- und Hochmittelalter ist ein Thema, das mehrmals von *Hans-Jürgen Nitz* untersucht wurde (*Nitz* 1962; 1963; 1981; 1983. Zur Person: *Fehn* 2001). Die Ergebnisse seiner Forschungen fließen noch immer in der deutschen und internationalen Literatur zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Agrargeschichte des Mittelalters ein (*Lohrmann* 1990, S. 109; *Wickham* 1990, S. 515–521; *Denecke* 1992, S. 19; *Dasler* 2001, S. 132; *Verhulst* 2002, S. 12; *Kuchenbuch* 2004, S. 36–38; *Williams* 2010, S. 99–100; *Curtis* 2014, S. 30–31). Dagegen werden jüngere Beiträge der historisch-genetischen Siedlungsforschung, die kritisch zu den Thesen *Nitz'* Stellung nehmen, und die Ergebnisse von Untersuchungen zur Vegetationsgeschichte des Odenwalds nicht berücksichtigt. Außerdem müssen mehrere Grundsätze des Modells, das *Nitz* vertrat, im Licht der Entwicklung der Siedlungs- und Landschaftsarchäologie sowie neuerer Untersuchungen zur Grundherrschaft revidiert werden. In diesem Beitrag soll dies unternommen werden.

Im ersten Abschnitt werden *Nitz'* Thesen zusammengefasst. Dann werden sie mit anderen historisch-geographischen Beiträgen hinsichtlich Methode und Ergebnissen verglichen. Im dritten und vierten Teil des Beitrags werden sie aus siedlungsarchäologischer sowie aus vegetationsgeschichtlicher Perspektive zur Diskussion gestellt. In dem fünften Abschnitt wird ›Grundherrschaft‹ als Forschungskonzept in der Siedlungsforschung kritisch hinterfragt. Ziel dieses Aufsatzes ist es, die Geschichte der Besiedlung und der Landschaften des Odenwalds in früh- und hochmittelalterlicher Zeit neu zu bewerten und zur Methodologie der Siedlungsforschung beizutragen.

1 Hans-Jürgen Nitz und die Genese der ländlichen Siedlungsformen des Odenwalds

Um die Genese der ländlichen Siedlungsformen des Odenwalds zu untersuchen, entwarf *Hans-Jürgen Nitz* ein historisch-geographisches Modell, das schriftliche Quellen und Flurkarten kombiniert. Als Ausgangspunkt bemerkte *Nitz*, dass vor

dem 9. Jahrhundert keine Erwähnungen von Siedlungen im Odenwald vorkommen. Dieser sei dementsprechend »nahezu vollkommen von Urwald bedeckt« gewesen (Nitz 1962, S. 15). Ortsnamen und die Abwesenheit von archäologischen Befunden festigten seine Meinung, dass aufgrund schlechter naturräumlicher Bedingungen der Odenwald »bis ins 9. Jahrhundert weitgehend siedlungsleer« geblieben sei (Nitz 1962, S. 14 u. 20). Die lössbedeckten und fruchtbaren Landschaften am Rand des Odenwalds seien aber im Gegenteil »sehr dicht mit Siedlungen

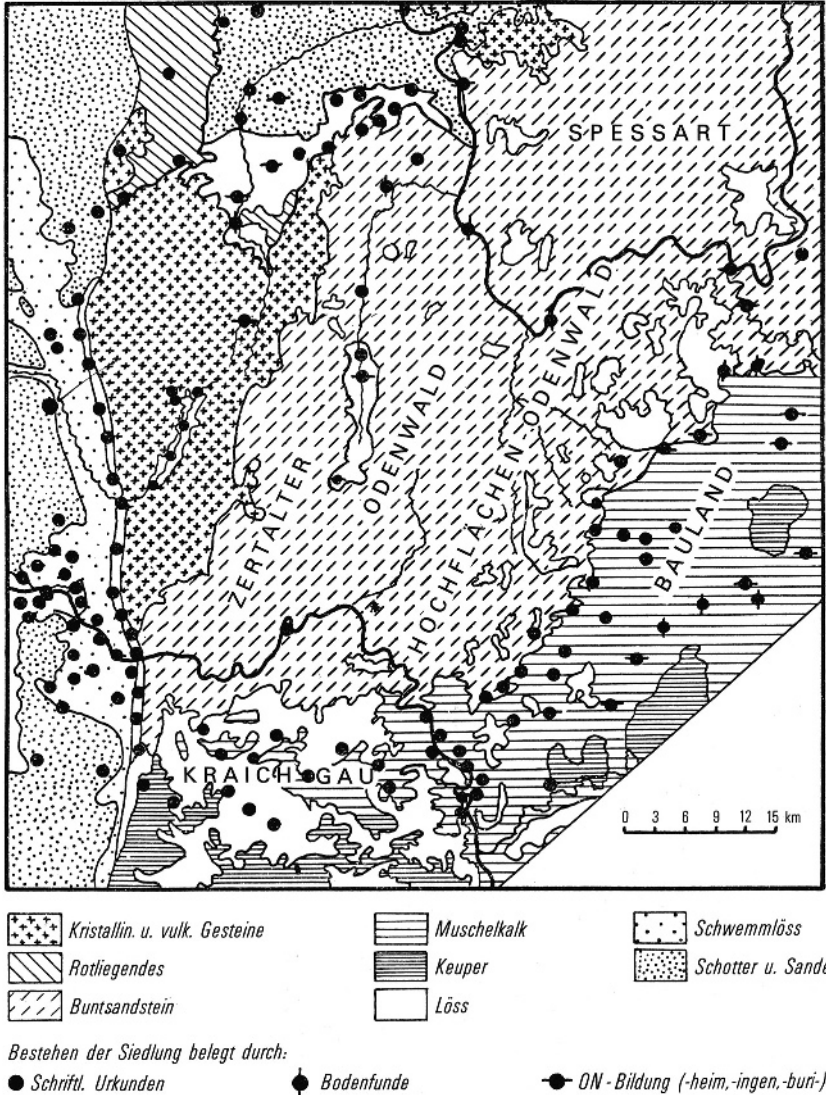
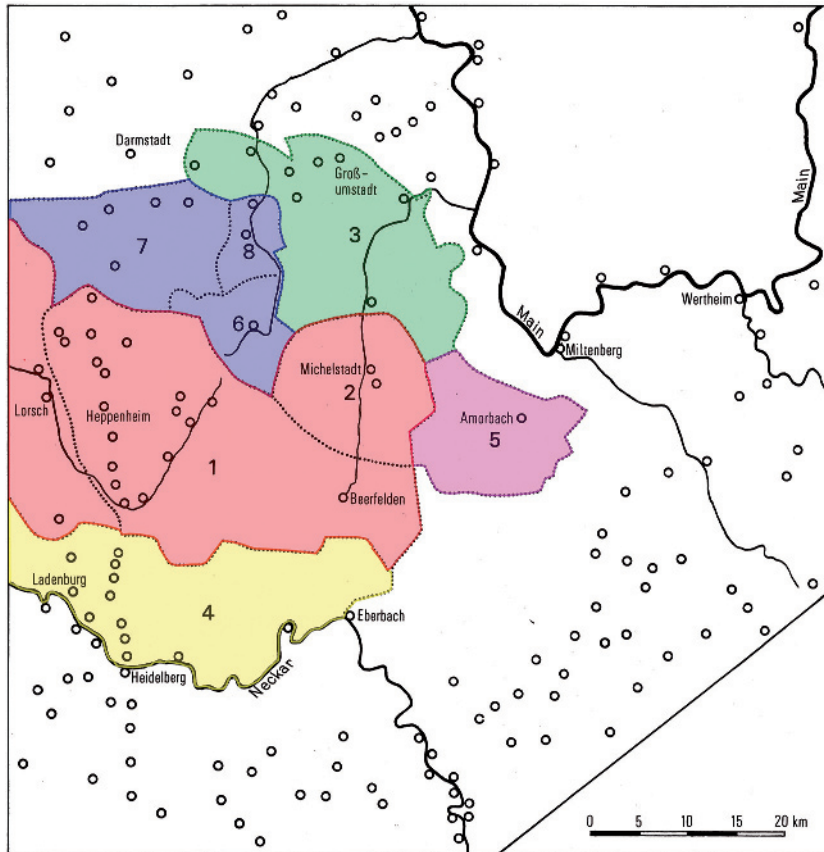


Abb. 1: Geologische Unterteilungen des Odenwalds und Siedlungen um 800
Nitz 1983, S. 110

bedeckt« (Nitz 1962, S. 19: Abb. 1) und der Odenwald als *eremus* in der Hand des Reichsfiskus gewesen (Nitz 1962, S. 20). Im späten 8. und frühen 9. Jahrhundert hätte das Königtum den Odenwald in großflächige Territorien aufgeteilt (Abb. 2). Die sogenannten ›Waldmarken‹ wurden dann den Klöstern Lorsch, Fulda und Amorbach sowie den Bischöfen von Worms anvertraut, um sie urbar zu machen (Nitz 1962, S. 20–22).



○ Siedlungsbestand Ende des 8. Jahrhunderts

1 Heppenheimer Waldmark

4 Ladenburger Waldmark

7 Pfungstädter Waldmark

2 Michelstädter Waldmark

5 Vermutliche Amorbacher Waldmark

8 Bieberauer Waldmark

3 "Munitat" Umstadt

6 Reichelsheimer Waldmark

Abb. 2: Aufteilung des königlichen Odenwalds zwischen geistlichen und weltlichen Grundherren

Nitz 1983, S. 112: Abtei Lorsch (1–2), Abtei Fulda (3), Bischof von Worms (4), Abtei Amorbach (5), weltliche Grundherren (6–8)

Anhand der Ersterwähnungen von Siedlungen in Urkunden schlägt *Nitz* vor, dass die Abtei Lorsch durch Kolonisation in ihren Waldmarken (Heppenheimer und Michelstädter Mark) geschlossene Grundherrschaften errichtet habe (*Nitz* 1962, S. 24–26). Rodungssiedlungen seien zuerst in den günstigsten Senken des Odenwalds angelegt worden, und dies schon ab dem Ende des 8. Jahrhunderts (*Nitz* 1962, S. 25). Diese Siedlungen seien dann zu lokalen Zentren geworden, von denen zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert die Rodung und Besiedlung der Seitentäler durchgeführt wurde. Die Bischöfe von Worms hätten die Ladenburger Mark wegen schlechterer Voraussetzungen (große Entfernung zum Bischofsitz, schlechter Zugang zum Gebirge, usw.) nicht durch eigene Siedlungstätigkeit erschließen können. Kleinere weltliche Grundherren hätten dies überwiegend im 11. und 12. Jahrhundert unternommen (*Nitz* 1962, S. 27–29). Aufgrund der schlechten Urkundenlage konnte *Nitz* diese Analyse nicht für die übrigen fünf Waldmarken im nördlichen und östlichen Odenwald weiterführen. Dennoch könne »unter Berücksichtigung der späteren Besitzverhältnisse« festgestellt werden, dass die Abtei Amorbach in der Klosterwaldmark und die Herren von Zwingenberg am Neckar Rodungssiedlungen angelegt hätten (*Nitz* 1962, S. 29).

Nach diesem ersten Schritt setzt *Nitz* seine Analyse mit der Flur- und Ortsformuntersuchung anhand von Flurplänen fort. Er unterscheidet zwischen gewachsenen Siedlungen mit Blockfluren, die überall im Odenwald zu finden seien (*Nitz* 1962, S. 36), und Plansiedlungen, die als Waldhufenflur (mit Reihendorf, Einzelhof-Reihe oder Reihenweiler) oder als Breitstreifenflur nur in manchen Teilen des Odenwalds vorkämen (Abb. 3). Aufgrund seiner Karte der Siedlungsformen stellt *Nitz* fest, dass die Verbreitung der Waldhufenfluren und der Breitstreifenfluren nicht nur durch die naturräumlichen Bedingungen zu erklären sei. Alle Landschaftstypen des Odenwalds würden sich für die Anlage solcher Siedlungsformen eignen, doch kämen sie nur in bestimmten geschlossenen Gebieten vor. Waldhufensiedlungen seien vor allem in den Lorsch Waldmarken zu finden. Deshalb sei die Verbreitung dieser Siedlungen »nicht etwa mit der Ungunst der Siedlungslage zu erklären«, sondern dadurch, dass sie sich »mit dem Einflußgebiet ihrer Gründer decken« (*Nitz* 1962, S. 83). Anhand der Ersterwähnung von Ortschaften im »Codex Laureshamensis« datiert *Nitz* die Anlage der Waldhufensiedlungen des Odenwalds und ordnet sie chronotypologisch ein. Die Besiedlung habe im westlichen Odenwald angefangen, wo die Abtei Lorsch Kurzwaldhufensiedlungen angelegt habe. Waldhufendörfer und Einzelhofreihen mit langen Waldhufen seien dann im Buntsandstein-Odenwald durch Klostersvögte und den Schenken von Erbach angelegt worden (*Nitz* 1962, S. 88). Die Entwicklung zu einem größeren Format der Hufe läge hauptsächlich an wirtschaftlichen (verstärkter Getreidebau) und naturräumlichen Faktoren (Vordringen in bodenmäßig und klimatisch ungünstigere Gebiete). Das Waldhufenprinzip sei letztendlich auch von benachbarten Grundherren (Fulda, Worms, weltliche Herren) übernommen worden. Im hinteren Odenwald habe das Kloster Amorbach in seinem Einflussbereich schon im Frühmittelalter einen eigenen Siedlungstyp mit Breitstreifen und locker abgeschlossenem kleinen Dorf angelegt (*Nitz* 1962, S. 129–136).

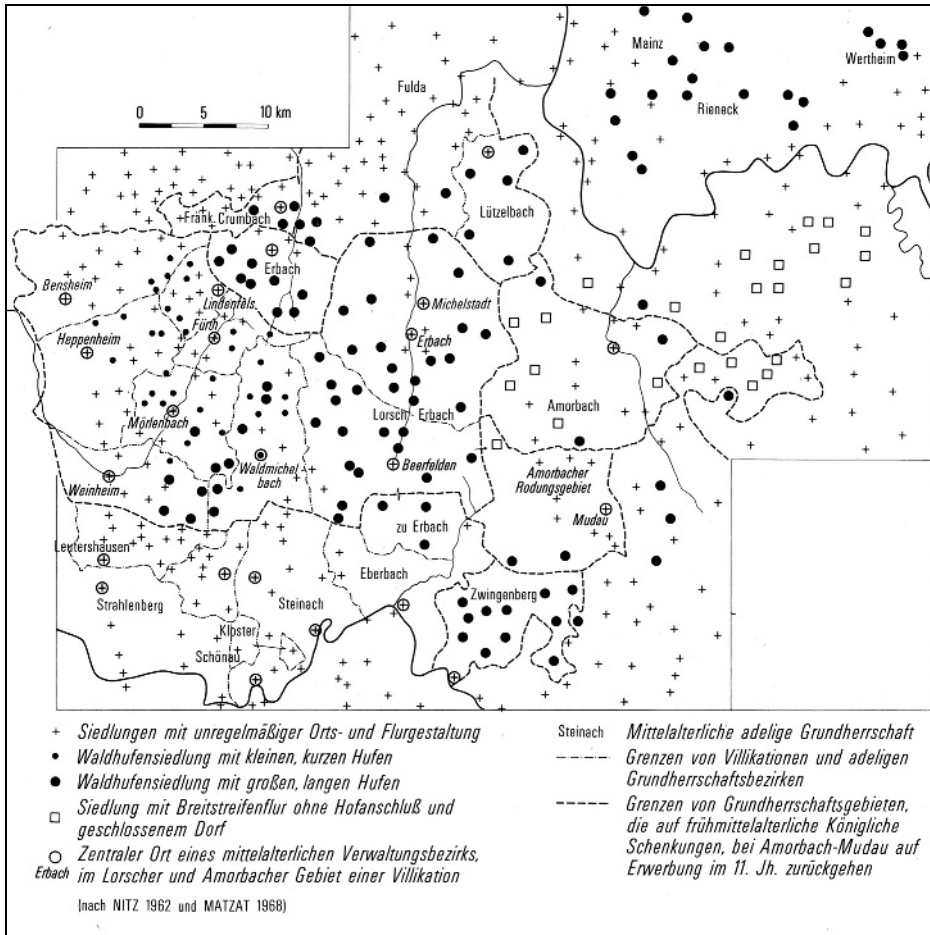


Abb. 3: Mittelalterliche Siedlungstypen und administrative Distrikte im Odenwald
Nitz 1983, S. 120

Dieser Siedlungsgang spiegele sich auch auf lokaler Ebene in den mittelalterlichen Verwaltungsstrukturen wider (Nitz 1962, S. 113–128). Da die Landeserschließung im Rahmen der Grundherrschaften durchgeführt worden sei, habe die Villikation weitgehend das Siedlungsbild geprägt. Den naturräumlichen Gegebenheiten folgend, seien die Zentralorte der Grundherrschaften zuerst in den fruchtbaren Haupttälern des Odenwalds angelegt worden (Abb. 4a). Das hohe Alter dieser Siedlungen ließe sich daran erkennen, dass sie keine planmäßigen, sondern gewachsene Flurformen aufwiesen. Anhand spätmittelalterlichen und moderner Quellen zeigt Nitz, dass hier nicht nur die Zentren der Grundherrschaft lagen, sondern auch die Kirchorte und Märkte. Die Seitentäler, die schlechtere naturräumliche Gegebenheiten aufweisen, seien später von den älteren Zentren

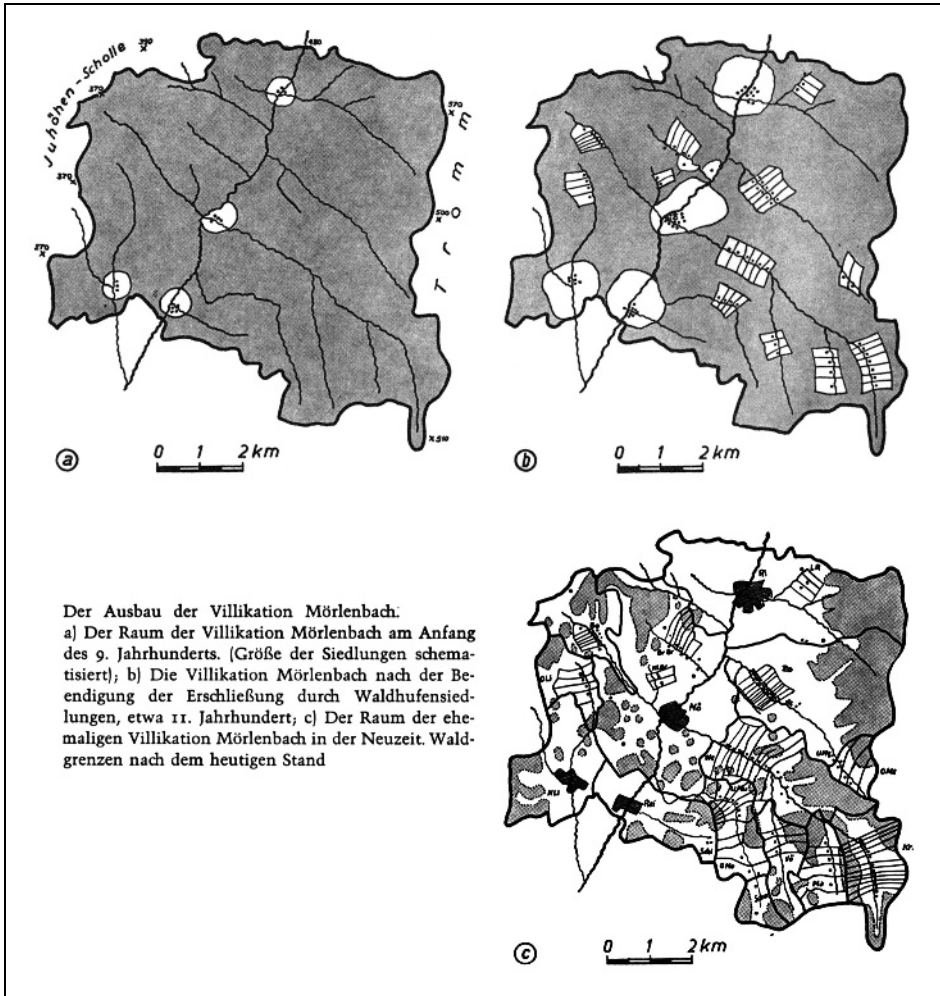


Abb. 4: Der Ausbau der Villikation Mörlenbach
 Nitz 1962, Fig. 28

aus durch planmäßige Siedlungsformen erschlossen worden (Abb. 4b). Diese jüngeren Siedlungen blieben immer einem Zentrum untergeordnet und nähmen keine zentralörtliche Stellung im Rahmen der Grundherrschaft ein. Das moderne Siedlungsbild sei von dieser Erschließung tiefgreifend geprägt (Abb. 4c), da keine neuen Siedlungen, sondern nur weitere Blockfluren schrittweise angelegt worden seien, um die bestehenden Fluren zu erweitern.

2 Idealtyp und Vielfalt: *Wilhelm Matzats* Beitrag zu den Rodungssiedlungen des Klosters Amorbach

Die Erkenntnis, dass die verschiedenen klösterlichen Siedlungsträger in ihrem Einflussgebiet spezifische Siedlungstypen angelegt hätten, besitzt eine zentrale Stellung in dem Modell, das *Nitz* entwarf. Das beste Beispiel sei der Kontrast zwischen der Verbreitung der Waldhufensiedlungen und der Weiler mit Breitstreifenflur (*Nitz* 1962, S. 129; *Nitz* 1983, S. 122). Die ersteren kämen vor allem im Einflussgebiet Lorsch vor und die anderen nur in dem Raum, der von der Abtei Amorbach kontrolliert worden sei (Abb. 3). Diese Feststellung wurde aber durch *Wilhelm Matzat* in Frage gestellt (*Matzat* 1984). *Matzat* teilte mit *Nitz* die Ansicht, dass die Abtei Amorbach eine königliche Waldmark im Odenwald erhalten und sie durch die Anlage von planmäßigen Siedlungen erschlossen habe. In der Mitte des 11. Jahrhunderts hätte der Abt den Mudaner Bezirk, einen weiteren angrenzenden Forstbezirk, ersteigert (*Matzat* 1984, S. 55). Zwischen dem 8. und dem 13. Jahrhundert hätte die Abtei in diesem Einflussgebiet 28 oder 29 Siedlungen gegründet, die *Matzat* kartierte und analysierte. Dabei stellte er fest, dass nur ein Bruchteil davon (5) tatsächlich Weiler mit Breitstreifenflur waren (*Matzat* 1984, S. 65). Es überwiegen die Waldhufensiedlungen (12) und zwar in einer Form, die der von Lorsch sehr ähnlich ist. Die restlichen Siedlungen weisen eine unregelmäßige Form auf. Für die Diskrepanz zwischen diesen Ergebnissen und denen, die *Nitz* präsentiert hatte, gab *Matzat* eine Erklärung: »Da *Nitz* eine große Region untersuchte, konnte er nicht sämtliche Siedlungsformen in größerem Maßstab abbilden [...]. *Nitz* wählte notgedrungen das exemplarische oder idealtypische Prinzip. Von den rund 29 Siedlungen, die das Kloster Amorbach angelegt hat, bildete *Nitz* zwei Siedlungen im Maßstab 1:35 000 ab [...]. Der Leser wird also den Eindruck haben, daß auch die anderen Amorbacher Siedlungen ungefähr so aussahen« (*Matzat* 1984, S. 56).

Indem er jede Siedlung individuell betrachtete, entwarf *Matzat* ein ganz neues Bild der Siedlungsformen im Einflussgebiet der Abtei Amorbach. Von einer planmäßigen Form, die homogen von der Abtei durchgesetzt wurde, kann nicht mehr die Rede sein: eine Vielfalt von unterschiedlichen Siedlungsformen liegt vor. Auch die Waldhufenflur, die laut *Nitz* ein typisches Lorsch-Modell sei, das nicht im Amorbacher Einflussbereich vorkomme, ist nachzuweisen (*Matzat* 1984, S. 61). Diese Vielfalt erklärt *Matzat* durch Umweltfaktoren (Anpassung an die Reliefverhältnisse, usw.) und dem Wandel der Siedlungskonzeptionen im Lauf eines halben Jahrtausends (*Matzat* 1984, S. 57).

In den von *Matzat* rekonstruierten Fluren erscheint mehrmals das Salland der Fronhöfe als Blockfeld (*Matzat* 1984, S. 58), eine Grundstruktur des Villikationsystems, die *Nitz* überhaupt nicht bemerkte oder theoretisch thematisierte. Über generalisierende Beobachtungen hinaus zeigt *Matzat*, dass die Grundherrschaften, die manchmal ein-, zwei- oder mehrdörfige Villikationen seien, sowohl in ihrer Struktur als in ihrer Anlage variierten (*Matzat* 1984, S. 58). Was die Besitzersituation angehe, bemerkte er, dass mehrere Siedlungen in der Amorbacher Waldmark lägen, in denen die Abtei im Spätmittelalter nicht Grundherr gewesen

sei (Matzat 1984, S. 57–58). In einigen Fällen sei es wahrscheinlich, dass diese Siedlungen von der Abtei angelegt, aber später z.B. als Amtsgüter ausgegeben wurden. In anderen Fällen erscheine eine solche Vergabe aber kaum glaubwürdig. Es stelle sich also die Frage, inwieweit die Abtei als Besitzer der Waldmark tatsächlich auch als einziger Siedlungsträger und Grundherr in diesem Gebiet anzusehen sei.

Auf methodischer Ebene ist zu bemerken, dass die Ansichten der beiden Geographen über gewisse methodologische Grundsätze nicht übereinstimmen: Nitz war beispielsweise der Meinung, dass »nur nach einem zeitweiligen totalen Wüstwerden von Ort und Flur [...] eine spätere Wiederbesiedlung ein völlig neues Flurbild schaffen [kann] ohne oder mit nur geringer Berücksichtigung des alten Parzellengefüges« (Nitz 1962, S. 31). Dementsprechend favorisiert er in seinen Arbeiten die Auffassung, dass sich mittelalterliche Flursysteme im Normalfall nicht grundlegend (das heißt, in einem solchen Maße, dass die Grundstruktur nicht mehr durch Rückschreibung zu erfassen sei) verändert hätten (Nitz 1993, S. 414). Matzat bevorzugt dagegen die Idee, dass Umformungsprozesse permanent abliefen und dass das Siedlungsbild auf lange Sicht auch ohne totales Wüstfallen durch agrarwirtschaftliche und gesellschaftliche Faktoren tiefgreifend umstrukturiert werden könne (Matzat 1984, S. 58).

Die Diskussion der Thesen Nitz' gewinnt eine neue Dimension, wenn nicht nur Flurformen verglichen werden, sondern Probleme wie die Abgrenzung der Odenwälder Waldmarken, die Struktur der Grundherrschaft oder die Flurdynamik mit einer chronologischen Perspektive (also drei- und nicht zweidimensional) betrachtet werden. *Rückschreibung* und der Vergleich von Flurformen durch Kartierung sind Methoden, die beide Geographen, Nitz und Matzat, teilten. Ihre Debatte bewegte sich in einem gemeinsamen methodologischen Rahmen. Matzat widerlegte die Hypothesen einer exemplarischen und großräumigen Arbeitsweise durch die Kumulation detaillierter und kleinräumiger Beschreibungen. Eine ganz andere Qualität erhält die Diskussion jedoch, wenn auch Waldmarken und Grundherrschaft berücksichtigt und zusammen mit der Flurdynamik in ihrer zeitlichen Entwicklung betrachtet werden. Diese Perspektive setzt voraus, auch andere Quellengattungen (schriftliche Dokumente und Grabungen) und Disziplinen (Geschichte und Archäologie) heranzuziehen. Die Diskussion, die von Matzat initiiert wurde, kann und soll daher unter Beteiligung dieser Disziplinen weitergeführt werden, was in den folgenden Abschnitten unternommen wird.

3 Mittelalterliche planmäßige Siedlungen als Erstanlagen oder Umstrukturierungen: archäologische Beispiele

Es soll zuerst besprochen werden, ob planmäßige Siedlungen immer Neugründungen auf jungfräulichem Gelände sind. Diese Annahme spielt bei Nitz eine wichtige Rolle und führt zu der Vorstellung, dass die Siedlungen, die auf Karten des 19. Jahrhunderts eine planmäßige Form zeigen, zwingend durch Rodung angelegt worden seien, da sie keine Umformung bestehender Fluren sein könnten

(Nitz 1983, S. 109–111). Diese Auffassung befestigt das Verständnis des frühmittelalterlichen Odenwalds als ›Wildnis‹, doch ist zu prüfen, ob Nitz' Annahme überhaupt zutrifft. Es liegt zurzeit leider keine Grabung einer planmäßigen Siedlung des Odenwalds vor, die es ermöglichen würde, von archäologischer Seite die Genese dieser Siedlungstypen zu beleuchten. Doch unter Beachtung von Grabungen aus anderen Regionen kann die Annahme widerlegt werden, dass planmäßige Siedlungen nur als Neugründungen im Ödland entstanden seien. Ein gutes Beispiel bietet die Wüstung Vallange im Département Moselle (Gérard 2012). Die dortigen Grabungen durch Franck Gérard haben mehrere Orts- und Flurstrukturen zu Tage gebracht, deren Datierungen von der späten Bronzezeit bis ins 15. Jahrhundert reichen. Es ist deutlich, dass der Ort in Spätantike und Mittelalter durchgehend besiedelt wurde. Im 8. und 9. Jahrhundert existierte in Vallange ein Haufenweiler bestehend aus sechs Höfen. Um 900 wurde dieser aufgegeben und eine planmäßige Straßensiedlung mit sieben Höfen und Streifenflur in 200 Metern Entfernung vom ursprünglichen Weiler angelegt (Abb. 5). Bis zum Wüstfallen des Dorfes im 15. Jahrhundert wurde diese neu angelegte Flurform beibehalten. Vallange ist ein klares Beispiel einer planmäßigen Neuanlage einer Siedlung mit leichter Verlagerung des Ortes und teilweiser Weiternutzung früherer Strukturen (die Hauptstraße wurde schon im 5. Jahrhundert angelegt). Die Gründe der Neuanlage sind nicht bekannt.

Ein interessantes Beispiel für die Anlage eines Dorfes im Rahmen eines ›Kolonisationsprozesses‹ liefert Klein Görigk, Lkr. Oberspreewald-Lausitz, Brandenburg (Schöneburg 2010). Die Grabung auf dem Gelände des mittelalterlichen Dorfes schnitt mehrere bronzezeitliche Siedlungsstellen an, die aber während dieser Periode wieder aufgegeben wurden. Am Ende des 12. Jahrhunderts wurde in Holz ein ›Kolonisationshof‹ angelegt und – ein wenig später – ein Kastenbrunnen. Dieser Hof wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgegeben und ca. 40 m daneben entstand ein neuer Hof. In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde auch dieser aufgegeben und in der Niederung unterhalb der zwei früheren Hofstellen eine Siedlung mit zwei Höfen angelegt, die über Hofparzellen und einen Dorfgraben verfügte. Dieses Beispiel deutet darauf hin, dass ›Kolonisation‹ ein progressiver Prozess sein kann. Für zwei Generationen wurde der Ort nur durch je einen Einzelhof besiedelt. Die Gründung des Dorfes war ein weiterer Schritt in einem neuen Kontext.

Selbstverständlich dürfen diese Beispiele nicht einfach auf dem Odenwald übertragen werden, da es sich bei der Neuanlage von Vallange und der Ostsiedlung um andere strukturelle Prozesse in einem anderen chronologischen und geographischen Kontext handelt. Im Licht dieser Erkenntnisse erscheinen dennoch Matzats Zweifel, ob Rückschreibung zwingend die »Primäranlage der Siedlungen« erfasse (Nitz 1993, S. 415), begründet. Die Genese des mittelalterlichen Dorfes wird von der jüngeren Forschung als »semikonstante Entwicklung und semikontraktive Siedlungskonzentration« verstanden (Schreg 2006). Für ein kleines Areal am Unteren Neckar, unweit des Odenwalds, zeigt sich, dass das Siedelsystem der Jüngeren Merowingerzeit sich bis in das Hochmittelalter durch dynamische Prozesse (Entwicklung, Wüstung, Verlagerung) veränderte (Damminger

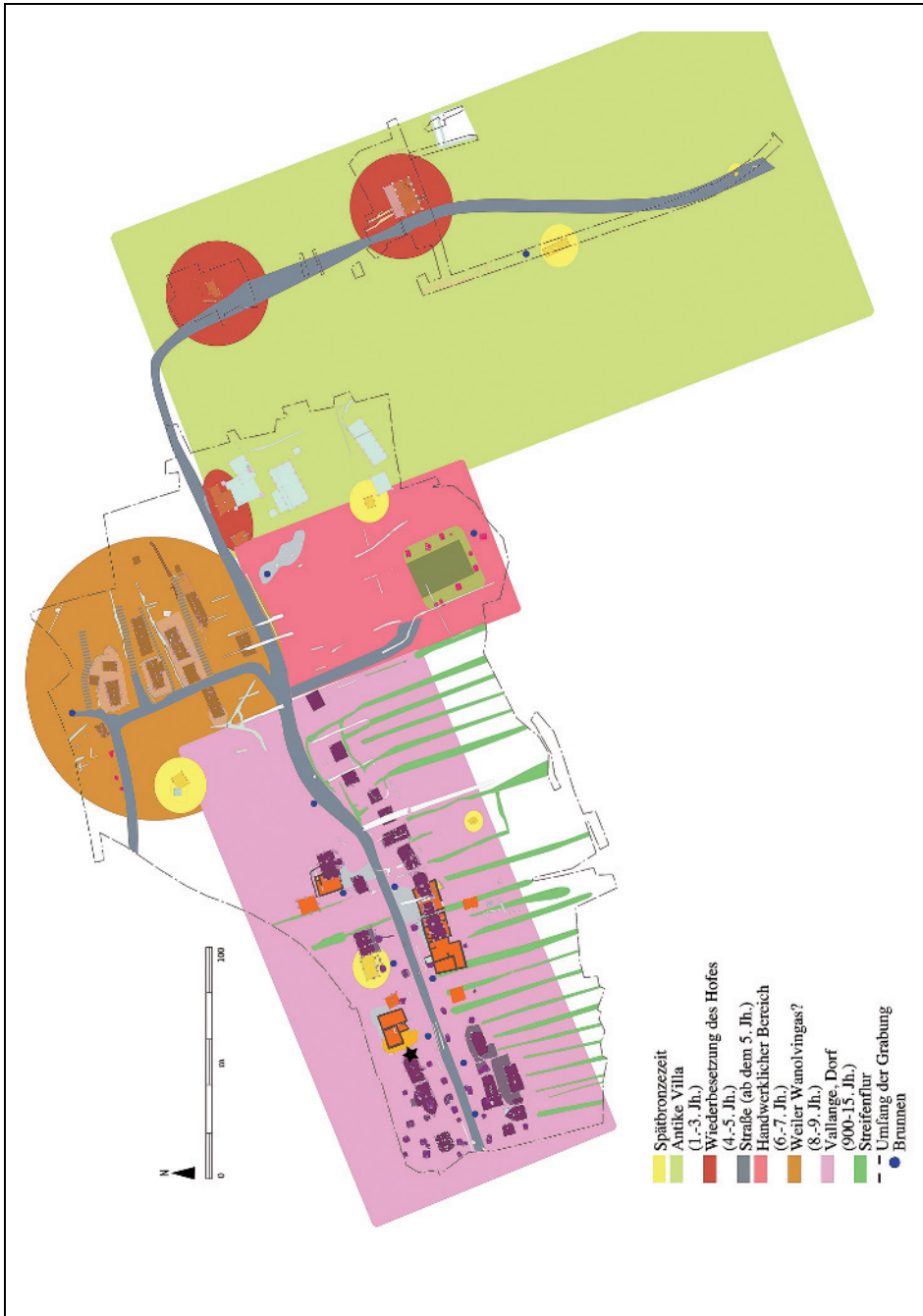


Abb. 5: Gesamtplan der Grabung Vallange
 Gérard 2012, S. 39

u. Gross 2009, S. 574–576). Siedlungen, die durch Rückschreibung anhand von Karten des 19. Jahrhunderts als planmäßig zu bewerten sind, müssen deshalb nicht unbedingt als Erstanlagen und ›Kolonisationssiedlungen‹ betrachten werden. Sie können auch durch die Umformung von kleineren, weniger strukturierten Siedlungen (Einzelhöfe, Weiler) entstanden sein. Dabei können ältere Flurformen ganz oder teilweise über eine Wüstungsphase hinweg beibehalten werden und bei der Anlage neuer Siedlungen eine strukturierende Wirkung haben (Robert 2003). Diese Beobachtungen bleiben selbstverständlich theoretisch, solange sie nicht durch Grabungen überprüft werden. Vegetationsgeschichtliche Forschungen deuten jedoch darauf hin, dass die Siedlungen des Odenwalds wenigstens an einigen Orten das Ergebnis einer Umstrukturierung früherer Siedlungen sein müssen.

4 Der frühmittelalterliche Odenwald: eine Wildnis?

Der Beitrag der Vegetationsgeschichte

Deutschsprachige Forschungen zur prähistorischen und frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte werden von der Dichotomie zwischen Alt- und Jungsiedellandschaft beherrscht (Schenk 2001; Schreg 2008a). Dieses Konzept differenziert zwischen fruchtbaren Regionen, die durchgehend während der Völkerwanderungszeit oder früh im Mittelalter (6.–7. Jahrhundert) besiedelt wurden, und Regionen, die wegen schlechteren geographischen Gegebenheiten erst später im Hochmittelalter durch Landesausbau erfasst wurden (Mittelgebirge, Moore, usw.). Es wird angenommen, dass Jungsiedellandschaften im Frühmittelalter weitgehend unbesiedelt waren. Der Gegensatz zwischen Alt- und Jungsiedelland dokumentiert sich zuerst in den unterschiedlichen geographischen Gegebenheiten, aber auch in der Quellenlage (Tabelle 1).

Diese Grundsätze der Dichotomie Jung- und Altsiedelland werden von der jüngeren Forschung in Frage gestellt (Schenk 2001; Schreg 2008a; 2008b; 2009). Montanarchäologische und vegetationsgeschichtliche Studien, die z. B. im Harz und im Schwarzwald durchgeführt wurden (Harz: Brockner u. Klappauf 1993; Klappauf 1999; 2006; Balck u. Segers-Glocke 2000; Linke et al. 2012; Schwarzwald: Rösch et al. 2005; Rösch 2009, S. 75; 2009/2010, S. 168; Rösch u. Tserendorj 2011, S. 71; Rösch 2012, S. 58), weisen darauf hin, dass es schon prähistorische menschliche Eingriffe in den Waldungen der Mittelgebirge gab. Obwohl in manchen Fällen in diesen Räumen ein Rückgang des menschlichen Einflusses im frühen Mittelalter bestätigt wurde, ist eine weitgehende Verödung und ein Rückfall zum ›Wildniszustand‹ nicht zu bemerken: in diesen Mittelgebirgen wurden weiter Holz- und Metallgewinnung, Waldweide oder Feldwaldwirtschaft betrieben.

Vor zehn Jahren wurde eine Pollenanalyse von Torfprofilen aus zwei Mooren des Buntsandsteingebiets des Odenwalds publiziert (Lagies 2005, Abb. 6). Eines der Ziele dieser Untersuchungen war es, die Vegetationsgeschichte in ihrem Zusammenhang mit menschlichem Einfluss und dem Siedlungsgang zu untersuchen. Die Torfprofile zeigen, dass seit dem Neolithikum Beweidung in der di-

Tabelle 1: Schematische Charakterisierung von Alt- und Jung siedellandschaften

	Altsiedlandschaft	Jung siedellandschaft
Geographische Gegebenheiten	Günstige Klima-, Höhen-, Relief-, Bodenverhältnisse	Ungünstige Klima-, Höhen-, Relief-, Bodenverhältnisse
Siedlungsgang von der Römerzeit zum Hochmittelalter	Durchgehend oder früh (6.–7. Jahrhundert) besiedelt	Siedlungsabbruch, zwischen dem 9. und dem 13. Jahrhundert neu besiedelt
Quellenlage: Archäologie	Häufiges Vorkommen von Reihengräbern	Keine Befunde
Schriftquellen	Häufige Erwähnung von Ortschaften	Seltene Erwähnung von Ortschaften
Flurformen	Haufendorf mit Gewinnflur	Planmäßige Orts- und Fluranlage
Ortsnamen	Alte Ortsnamen: <i>-heim</i> , <i>-ingen</i> , usw.	Rodungsnamen: <i>-rod</i> , <i>-bach</i> , usw.

rekten Umgebung der Moore betrieben wurde. Seit dem Ende des frühen Subboreals veränderten Rodungen und Landnutzung die Vegetation. Am Roten Wasser wird für die Völkerwanderungszeit und den Beginn des Frühmittelalters (ca. 300–500 AD) das »regelmäßige Auftreten der Siedlungszeiger« beobachtet, so dass der Einfluss des Menschen »deutlich fassbar« ist (Lagies 2005, S. 209). Waldweide und Viehwirtschaft werden angenommen, aber auch Getreideanbau. Da das Polleneinzugsgebiet des Roten Wassers nur 500–1 000 m beträgt, deuten diese Analysen eindeutig auf menschliche Aktivität in der nahen Umgebung des Moors hin. Im Frühmittelalter (ca. 500–1000 AD) lässt sich eine Fortsetzung der Besiedlung mit »Getreideanbau, Ruderalflächen und Grünlandnutzung« feststellen (Lagies 2005, S. 234). Um 1000 AD ist ein Anstieg von Getreidepollen bemerkbar, der vielleicht mit der Gründung der Ortschaft Olfen, einer Siedlung der Lorscher Grundherrschaft, in Verbindung stehen könnte (Lagies 2005, S. 235). Im 13. Jahrhundert setzte eine Phase »besonders intensiver Nutzung« ein, die mit großflächigen Rodungen und mit der massiven Zunahme von Getreideanbau verbunden ist (Lagies 2005, S. 235). Das Pollenprofil von Eutergrund deutet darauf hin, dass es schon im Neolithikum und in der Bronzezeit zu Beweidung kam (Lagies 2005, S. 238). Getreideanbau und Grünlandnutzung sind spätestens für das Ende des Frühmittelalters (um 1000) nachzuweisen, was vielleicht mit dem Entstehen der Ortschaft Bullau in Verbindung steht. Der Umbruch des 13. Jahrhunderts lässt sich auch hier durch Rückgang der Buche und höhere Getreidewerte bemerken (Lagies 2005, S. 238).

Diese Ergebnisse stehen teilweise im Gegensatz zu den historisch-geographischen Modellen zur Besiedlung des Odenwalds (Lagies 2005, S. 232–234). Das

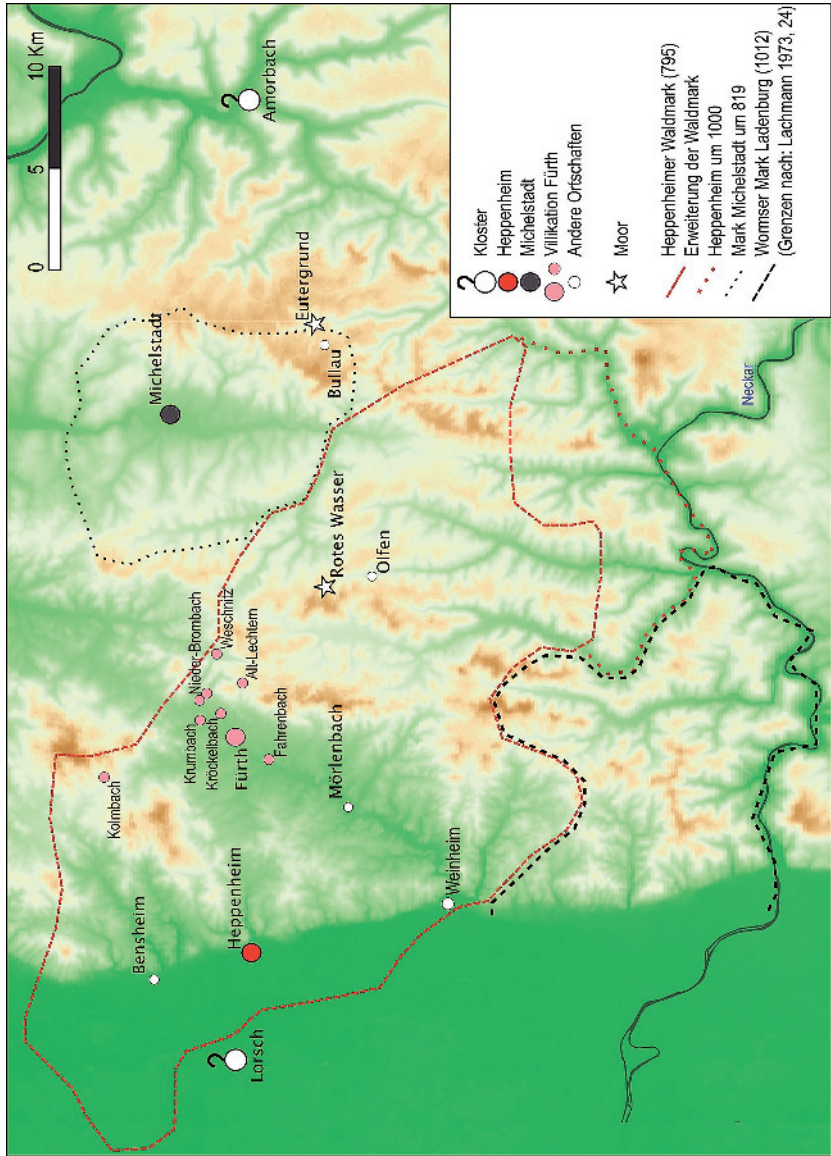


Abb. 6: Odenwald und Rheinebene, im Text zitierte Ortschaften und Territorien
Grenzen nach Lachmann 1973, S. 24

Buntsandsteingebiet wurde als eine besonders ungünstige Region des Odenwalds angesehen, die bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts unbesiedelt blieb (Nitz 1962, S. 137). Die vegetationsgeschichtlichen Untersuchungen zeigen aber, dass diese Region im Frühmittelalter schon seit langer Zeit einer gewissen menschlichen Aktivität ausgesetzt war (Waldweide, Viehwirtschaft, Grünlandnutzung, Getreideanbau, usw.). Die Anwesenheit von Siedlungen – wenn auch nur isolierte Höfe

oder kleine Weiler – ist in der weiteren Umgebung der Moore anzunehmen. In der Übergangsperiode zwischen Früh- und Hochmittelalter zeichnet sich eine Intensivierung der Landnutzung ab, die mit der Anlage von Ortschaften und den Rodungsaktivitäten von Klöstern in Verbindung gesetzt werden könnte. Es ist dennoch nicht klar, ob schon in dieser Zeit die ausgeprägten planmäßigen Siedlungen entstanden, die aus den Karten des 19. Jahrhunderts bekannt sind. Großflächige Rodungen und Intensivierung des Getreideanbaus fanden im 13. Jahrhundert statt, was vielleicht auch mit tiefgreifenden Umstrukturierungen der Landschaft und der Siedlungen im Zusammenhang steht.

Diese Erkenntnisse haben wichtige Folgen für unser Verständnis der Besiedlung des Odenwalds. Der hochmittelalterliche Wandel des Siedlungsbildes kann nicht mehr als gezielte Umwandlung von ›Ödland‹ in ›Kulturland‹, bezeichnet werden. Vielmehr handelt es sich um die schrittweise Intensivierung der wirtschaftlichen Nutzung eines Gebiets, das schon seit langer Zeit dem menschlichen Einfluss ausgesetzt war. In der historisch-geographischen Forschung wurde Waldland lange als siedlungsfeindliche Wildnis betrachtet, die nur durch systematische Rodung zur Kulturlandschaft wurde (kritisch dazu: Wickham 1990; Schenk 2001). Die Veränderungen in der spezifischen Artenstruktur des Waldes, die z.B. Viehzucht oder Wanderfeldbau verursachen, wurden in dieser Forschungstradition nicht immer wahrgenommen. So meinte Nitz zwar, dass der Odenwald im Frühmittelalter »als Jagd- und Weidegegend [für die] benachbarten Dörfer des Altsiedellandes« diente (Nitz 1962, S. 25), doch wird in seinem Modell der frühmittelalterliche Wald als einheitliche und von den Siedlungen klar abgegrenzte Fläche dargestellt (Abb. 4a). Diese Dichotomie verbirgt Variationen in der Artenstruktur des Waldes und verschiedene wirtschaftliche Aktivitäten, die im Waldland stattfinden.

Nun bestand aber gerade im Odenwald »bis zur Zeit der Agrarreformen eine kombinierte Land- und Waldwirtschaftsformation ohne feste Grenze zwischen Flur und Wald« (Reutter 1987, S. 196). In den niedrigeren und breiteren Talgegenden wurde Dreifelderwirtschaft betrieben, aber in den Nebentälern und Höhen wurde Feld-Graswirtschaft auf den mittleren Hängen mit Feld-Waldwirtschaft auf den aufgehenden Bergrücken kombiniert (Reutter 1987, S. 197–198). Im 19. Jahrhundert wurden im Odenwald noch häufig ›Hackwälder‹ angelegt, also »mit Laubholz bestandene Niederwälder, welche alle 15 bis 20 Jahre gehauen und dessen Böden nach dem Hauen ein oder zwei Jahre angebaut werden, während man das Holz wieder ausschlagen lässt« (Jäger 1835, S. 6). Auf den kargen und empfindlichen Böden der Mittelgebirge war der Wanderfeldbau oft effizienter und besser angepasst als der Dauerfeldbau. Wanderfeldbau erlaubt eine Minderung der Erosionsgefahr, ist oft auch auf schlechteren Böden ertragreich und leistet eine gute Balance zwischen Arbeitseinsatz und Ertrag (Boserup 1965, S. 21). Nach dem von Nitz vorgeschlagenen Modell wurde der Wanderfeldbau nur nach der Anlage von Dauerfeldern, im 12. und 13. Jahrhundert, als »Ergänzung der Getreideernten auf dem Feldgrasland« eingesetzt (Nitz 1962, S. 101–102). Die palynologischen Analysen deuten aber darauf hin, dass diese Reihenfolge umzukehren sein könnte.

5 Die Grundherrschaft als historisch-geographisches Modell

Die Tendenz zur internen Gleichmäßigkeit der Siedlungen des Odenwalds erklärte Nitz durch die Normierung im grundherrschaftlichen Rahmen. Das grundherrschaftlich geleitete Siedlungsverfahren im Odenwald äußerte sich dabei nicht nur als Anlage von planmäßigen Siedlungen, sondern auch im Aufbau eines »systematischen Netzwerks« von Zentralorten mit untergeordneten Distrikten und Märkten (Nitz 1962, S. 113–128; 1983, S. 105–106). Dabei bilde das Konzept »Grundherrschaft« eine soziale und wirtschaftliche Struktur, die die Gebilde »Hof«, bzw. »Hufe«, »Siedlung«, »Distrikt« und »Markt« verbinde und hierarchisch einordne. Es wurde noch von der jüngeren Forschung betont, dass früh- und hochmittelalterliche Grundherren durchaus im Stande waren, gezielt und bewusst agrarwirtschaftliche Intensivierung zu fördern (Kuchenbuch 2003, S. 12–15; Devroey 2006, S. 605–608). Dennoch stellt sich die Frage, wie weit chronologisch ausgegriffen werden darf, um bezeugende Argumente für eine Planung zu sammeln. Den Aufbau eines »systematischen Netzwerks« von Siedlungen im Odenwald ab dem 8. Jahrhundert mit der Anlage von Marktplätzen in Verbindung zu bringen, ist in dieser Perspektive beispielsweise Problematisch: Zwar hat die Abtei Lorsch in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts im Einzugsbereich ihrer rechtsrheinischen Güter das lokale Marktgeschehen gefördert (Kuchenbuch 2004, S. 30), aber für den Odenwald selbst sind Stadt- und Marktrechte nur im Spätmittelalter belegt (Nitz 1962, S. 116). Dass diese langfristige Entwicklung schon seit dem ausgehenden 8. Jahrhundert in einem »Plan« angelegt war, der über mehr als fünf Jahrhunderte die Rodungsaktivitäten der Lorschener Mönche bestimmte, ist eine teleologische Argumentation, die vom Ergebnis herdenkt.

Kontinuität in den Siedlungsschwerpunkten und in der räumlichen Gliederung kann nicht zwingend mit funktioneller Kontinuität gleichgesetzt werden. Es besteht die Gefahr, Wirtschafts- und Machtstrukturen, die nur in einem spezifischen historischen Kontext vorkommen, als »normale« Bestandteile »der« Grundherrschaft zu deuten. Ludolf Kuchenbuch hat gezeigt, wie der Gebrauch des Konzepts Grundherrschaft dazu verleitet, »alle Raum-, Sach- und Sozialbezüge der Herrschaft im gleichen Licht zu sehen« (Kuchenbuch 2004, S. 6). Eine solche verallgemeinernde Sichtweise »tendiert zur Unschärfe und Ausdünnung; »alles« erscheint sozusagen als typisch grundherrschaftlich, verliert einerseits seine konkrete Besonderheit, ist andererseits kaum noch als Ausdruck von Mehrdeutigkeit, Widersprüchlichkeit und Beweglichkeit, als seigneuriale Sprechweise oder Handlungstaktik zu fassen« (Kuchenbuch 2004, S. 6). Deshalb sollte Herrschaft quellenbezogen analysiert werden, ohne ein theoretisches Grundherrschaftsmodell von vornherein als Norm anzunehmen.

In seinem historisch-geographischen Modell zur Besiedlung des Odenwalds hat Nitz nicht durch eine quellenbezogene Analyse herausgearbeitet, was genau unter »Grundherrschaft« zu verstehen sei. Er übernahm stattdessen ein abstraktes Modell »der« Grundherrschaft. Die jüngere Forschung hat aber gezeigt, dass Herrschaft sehr unterschiedlich strukturiert und ausgeübt wurde, so dass inzwischen Typologien ausgearbeitet wurden (Rösener 2012, S. 52–54). Als privile-

gierte Dokumentgattung werden Urbare und Güterverzeichnisse herangezogen, da sie einen direkten Einblick in die ›Architektur‹ der Herrschaftsstrukturen und -beziehungen ermöglichen. Eine wichtige Unterscheidung wird zwischen Gutswirtschaft, Abgabenherrschaft und Villikation gemacht (Rösener 2012, S. 50–54). In der ersten Form wird das ganze Land eines Herrn durch Sklaven- oder Lohnarbeit bearbeitet. In der Abgabenherrschaft ist der Herrenhof nur eine Sammelstelle für bäuerliche Zinsleistungen und verfügt über kein Salland. In der Villikationsverfassung koexistieren ein herrschaftlicher Fronhof mit Salland und bäuerliche Hufen. In der klassischen Form der Villikation wurde das Salland durch die Dienstleistungen der Hufner bestellt. Diese verschiedenen Herrschaftstypen konnten kombiniert werden, und es gab eine Vielfalt konkreter Herrschaftsformen (Goetz 2001). Diese Komplexität sollte in der Analyse der Lorsch Grundherrschaft im Odenwald nicht berücksichtigt werden.

Nitz vertrat explizit eine *top-down* Perspektive zur Siedlungsentwicklung: Nur Grundherren hätten das menschliche und wirtschaftliche Kapital sowie ausreichend technische Kenntnisse zur Verfügung, um planmäßige Siedlungen anzulegen (*Nitz* 1983, S. 111). Dementsprechend würde das ausgeprägte Siedlungsbild des Odenwalds auch ausschließlich die Planung der Grundherren widerspiegeln. Dieses Paradigma schließt den Beitrag von Bauern und Bauerngenossenschaften in der Agrarintensivierung und der Anlage von Fluren aus (explizite theoretische Stellungnahme dazu in *Nitz* 1988). Dieser Tendenz der Forschung stehen aber *bottom-up* Modelle entgegen, die den Beitrag von lokalen Gesellschaften zur Organisation von Siedlung und Landschaft betonen. *Chris Dyer* weist z.B. darauf hin, dass die Überlagerung von verschiedenen Herrschaftsformen und die allgemeine Ineffizienz der Verwaltung eine tiefgreifende Kontrolle über jeden Aspekt des Lebens der Hörigen nicht ermöglicht hätten (*Dyer* 1994, S. 2). Die Ordnung schaffende Machtstruktur, die *Dyer* hinter Gleich- und Planmäßigkeit in der räumlichen Organisation der Siedlung erkennt, ist deshalb die bäuerliche Genossenschaft.

Im Folgenden sollen Dokumente zur Herrschaft der Abtei Lorsch im Odenwald analysiert werden. Anstatt sie im Lichte eines abstrakten Konzepts der Grundherrschaft zu interpretieren, werden sie spezifisch auf Form und Räumlichkeit der Herrschaft und der Wirtschaftsformen, sowie auch auf potentielle organisatorische ›Autonomie‹ der Hörigen untersucht.

5.1 Die Waldmark: Grundeigentum oder Abgaben auf Waldnutzung?

Ausgangspunkt ist eine Urkunde, die die Waldmark Heppenheim betrifft. Die königliche *villa* Heppenheim, die am westlichen Rand des Odenwalds liegt, wurde im 8. Jahrhundert dem Grafen *Wegelenzo* und dann seinem Sohn, Graf *Warin*, anvertraut (*Lachmann* 1973, S. 23–25; *Innes* 2000, S. 189–190). Vor 773 wurde sie dem Grafen *Bougolf* übertragen. Im Jahr 773 erhielt sie die Abtei Lorsch durch königliche Schenkung, mit den *silvae*, sowie *omnibus terminis et marchis suis* (*Glöckner* 1929, S. 277). 795 wurde auf Anfrage *Karls des Großen* eine Gerichtsverhandlung gehalten, die von *Warin* präsiert wurde und in der, in

Anwesenheit mehrerer Zeugen aus verschiedenen Gauen, die Grenzen der Waldmark (*silva*), die zur *villa* Heppenheim gehörte, gezogen wurden. Eine zeitgenössische Beschreibung dieses Verfahrens und des Territoriums ist überliefert (Glöckner 1929, S. 278–283). Sie ermöglicht es, die Waldmark zu kartieren (Lachmann 1973, S. 24). Das umfangreiche Gebiet erstreckte sich über einen Teil des Odenwalds und über die Rheinebene, wo sie die Gemarkungen von Bensheim, Heppenheim und Weinheim umschloss (Abb. 6).

Zur rechtlichen Natur und Funktion der Waldmark verrät die Urkunde leider nichts. Nitz interpretierte sie als königliches Waldland, das durch Besitzübertragung an das Kloster Lorsch kam, um die Aufsiedlung des westlichen Odenwalds und die Entfaltung der Grundherrschaft zu erlauben (Nitz 1962, S. 21–27). Ähnlich bezeichnete Hans-Peter Lachmann Waldmarken als Waldgebiete, »die von den fränkischen Königen an die Kirche und [...] an adelige Gefolgsleute zum Zwecke des Landausbaues und der Aufsiedlung übertragen wurden« (Lachmann 1973, S. 45). Diese Definition könnte in Lachmanns Ansicht für den Odenwald zutreffen, da dieser unbesiedelt war und deshalb im königlichen Besitz lag. Doch ist sie für die Rheinebene weniger zutreffend. Mehrere Schenkungsurkunden an Lorsch zeigen, dass es dort Siedlungen mit Gemarkungen gab, in denen Adelige Waldland, Ackerland, Weinberge, Wiesen und Weiden als Eigengut besaßen. Um dieses Problem zu bewältigen, hat Lachmann vorgeschlagen, dass die Abtei vor dem Ende des 8. Jahrhunderts durch Schenkungen, Kauf und Tausch dieses ganze Gebiet als ihr alleiniges Grundeigentum erwarb. »Diese grundherrschaftliche Zuordnung zu dem Kloster Lorsch dürfte dann zu der Einbeziehung der drei Marken [Bensheim, Heppenheim, Weinheim] in den Bereich der großen Mark Heppenheim geführt haben« (Lachmann 1973, S. 33–34). Leider kann dem nicht zugestimmt werden. Mehrere Schenkungsurkunden von Eigengütern sind aus dem späten 8. und dem 9. Jahrhundert überliefert, die zeigen, dass auch nach 795 die Abtei nicht der einzige Grundeigentümer in den von der Waldmark umschlossenen Gemarkungen war (Tabelle 2). Dazu muss betont werden, dass sich die Überlegenheit Lorsch als Grundeigentümer selbstverständlich nur nach der Gründung der Abtei ergeben hat, durch Anhäufung von Schenkungen (Knöpp 1973 und Breitwieser 2011). Die Waldmark existierte aber schon in der Mitte des 8. Jahrhunderts. Deshalb geht es in diesem Fall nicht auf, unter dem Begriff *silva* einen territorial geschlossenen Bezirk zu verstehen, der sich vollständig in der Hand nur eines Eigentümers befindet. Auch die Vorstellung, dass durch das Erlangen der Waldmark die Rechte über Landausbau und Aufsiedlung zu einem »Monopol« der Abtei Lorsch wurden, trifft nicht zu. Zwei Urkunden des 9. Jahrhunderts erwähnen Eigengüter innerhalb der Gemarkung Bensheim, also innerhalb der Waldmark, die ihr Besitzer kurz vor der Schenkung gerodet hatte (Glöckner 1933, S. 44–45). Offensichtlich war die Waldmark also nicht geschlossenes Lorschers Landeigentum. Das Kloster war in diesem Bezirk zwar für große Bereiche, aber nicht vollständig, der Grundeigentümer. Es war auch nicht unmittelbar an allen Formen von Landausbau, die in der Waldmark stattfanden, beteiligt.

Tabelle 2: Schenkungen an Lorsch in den Bensheimer und Weinheimer Gemarkungen, 796–877

Jahr	Schenker	Objekt der Schenkung	Referenz der Urkunde in Glöckner 1929–1936
Gemarkung Bensheim			
796	Wichelm	Eine Hofreite und Hube, eine Wiese	258
806	Riphwin	Eigengüter	259
817	Giselhelm	Eigengüter	260
824	Liutwin	Eigengüter	263
826	Wighelm	Eigengüter	264
845	Richelm	Eigengüter	265
848	Adalwin	Zur Rodung geeignetes Unland, das auf einer Seite an Lorsch Land, an der anderen Seite an Adalwins Land grenzt	261
850	Adalwin	Zehn Morgen Land, die teils bereits als Acker hergerichtet, teils noch zu roden sind	262
Gemarkung Weinheim			
877	Ludwig III. der Jüngere (Graf Werinhar)	Drei Hufen	39

Was war nun die eigentliche Funktion der Waldmark, bzw. was kontrollierte die Abtei in diesem Bezirk neben ihren eigenen Besitzungen und denen von anderen Grundeigentümern? Im Sinne von *Nitz* und *Lachmann*, aber unter Berücksichtigung der vorher formulierten Bemerkungen, erhielt Lorsch innerhalb der Waldmark nur die Kontrolle über ›herrenlose‹ Heiden und Wälder, die es neben individuell angeeignete Äcker, Wiesen und Wälder, sowohl in den Gemarkungen der Rheinebene als auch im Odenwald gab. Rechtsquellen deuten darauf hin, dass im Frühmittelalter neben Wäldern und Heiden, die im Privateigentum standen, auch ›öffentliche Wälder‹ (*silva communis*) bestanden (*Beyerle u. Buchner* 1954, S. 128; *Zeumer* 1882/1886, S. 403). Die Almenden und Markgenossenschaften, die aus den Quellen des Spätmittelalters bekannt sind, entwickelten sich nur im Laufe des Hochmittelalters (*Rösener* 2004, S. 21). Dennoch übten die Umwohner der frühmittelalterlichen ›öffentlichen Wälder‹ schon vor der Ausbildung von Mark- oder Waldgenossenschaften Nutzungsrechte aus (*Devroey* 2003, S. 83–85). ›Herrenloses‹ Land sollte deshalb nicht unbedingt mit Ödland gleichgesetzt werden, da solche Räume und Ressourcen im Frühmittelalter oft durch Wanderfeldbau und Viehzucht genutzt wurden (*Wickham* 1990). Allgemein ist zu beobachten, dass im Fall eines Bevölkerungsaufschwungs auf solche wirtschaftlichen

Aktivitäten zuerst rückgegriffen wird, noch bevor neue Siedlungen angelegt werden (*Boserup* 1965). Daher stellt sich die Frage, ob die Lorsch Waldmark nur ein ›Kolonisationsraum‹ war, oder auch ein ›Nutzungsbezirk‹. In diesem Fall hätte die Übergabe der Waldmark Heppenheim an die Abtei Lorsch ihr nicht nur Anspruch auf ›herrenloses‹ Land zum Landausbau gesichert, sondern auch potenzielle Einkommen (Abgaben für die Waldnutzung) und eine einflussreiche Stellung in der lokalen Gesellschaft (Regelung von Konflikte zwischen Nutzern), und zwar sowohl in der Rheinebene wie auch im Odenwald.

Diese Fragestellung erscheint besonders unter Betrachtung von späteren Erwähnungen der Waldmark sinnvoll. Aus dem späten 10. und dem frühen 11. Jahrhundert sind mehrere Urkunden und Fälschungen erhalten, die auf Streitigkeiten zwischen der Abtei Lorsch und dem Bistum Worms hinweisen (*Kölzer* 2001, S. 81–84; *Dopsch et al.* 1906, S. 371–372; *Kehr* 1932/1934, S. 105–108; *Sickel* 1879/1884, S. 533–535 und *Bresslau et al.* 1900/1903, S. 284–285. Dazu, *Trautz* 1953, S. 58–62; *Dasler* 2001, S. 130–131). Objekt der Auseinandersetzung waren das *silvaticum*, eine Abgabe auf die Waldnutzung im Odenwald, sowie Weide, Bezug von Bauholz und Gewässer mit Fischerei im Lobdengau. Der Bischof von Worms hatte Anspruch auf diese Rechte, die aber anscheinend von Lorsch Seite nicht anerkannt wurden. Im August 1012 musste *Heinrich II.* eingreifen. Er stellte eine Urkunde (*Bresslau et al.* 1900/1903, S. 284–285) aus, die die Grenzen der Mark Ladenburg und der Waldmark Heppenheim festsetzte. Die Urkunde zeigt, dass zwischen dem späten 8. und dem frühen 11. Jahrhundert die Lorsch Äbte es geschafft hatten, die Grenzen ihrer Waldmark im Süden bis zum Neckar auszudehnen. Sie hatten sich dabei nicht unbedingt das Grundeigentum eines umfangreichen Gebietes angeeignet. In dem Quellenbestand ist nirgends von ›Grundeigentum‹ die Rede: es wurde um das *silvaticum*, also ein Nutzungsrecht, gestritten.

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, dass die Heppenheimer Waldmark im 8. Jahrhundert nicht zwingend Ödland war, das ausschließlich zur Förderung des Landausbaus an Lorsch übertragen wurde. Es könnte sich auch um einen Bezirk handeln, in dem sowohl Grundeigentum von verschiedenen Besitzern, wie ›herrenloses‹ Weide- und Waldland bestanden. Mit der Waldmark erhielten mehrere Grafen, und dann das Kloster Lorsch, Kontrolle über das ›herrenlose‹ Land. Vielleicht war die ursprüngliche Funktion der Waldmark nicht nur der Landausbau, sondern auch die Verwaltung und Kontrolle von Wald- und Heidenutzung (*Innes* 2000, S. 75).

5.2 Lorsch Abgabenherrschaft und Villikation im Odenwald

In der ansonsten reichen Lorsch Überlieferung gibt es nur wenige und späte Nachweise der herrschaftlichen Organisation und Verwaltung im Odenwald und im Oberrheingau (*Staab* 1993, S. 304). Die zwei ersten vollständigen Güterverzeichnisse über Herrschaften des Odenwalds wurden im 11. Jahrhundert verfasst. Das erste Verzeichnis (*Glöckner* 1936, S. 170) wird an den Beginn des 11. Jahrhunderts datiert (*Staab* 1993, S. 304). Es betrifft Heppenheim, Bensheim, Michel-

stadt und Mörlenbach (Abb. 6). Diese Herrschaften bestanden aus einer variierenden Anzahl von Herrenhufen (*hubę dominicales*) und Hörigenhufen (*hubę serviles*). Als Abgaben mussten jährlich pro Hufe ein Schwein und ein Leinenhemd oder eine Unze geliefert werden (Tabelle 3). Obwohl Herrenhufen bestanden, ist von Frondiensten keine Rede. Die Einheitlichkeit der Abgabenlast in den vier Orten beruht in diesem Fall bestimmt nicht auf homogenen Produktionsbedingungen und -einheiten. Die Hufen lagen in sehr unterschiedlichen Landschaften: Heppenheim und Bensheim am Rand der Rheinebene; Michelstadt und Mörlenbach im Odenwald. Es kann selbstverständlich daran gezweifelt werden, ob dieses Güterverzeichnis die gesamten Herrschaftsbeziehungen und Abgaben erwähnt, die auf den Hufnern lasteten. Falls es vollständig ist, waren diese vier Höfe am Anfang des 11. Jahrhunderts Abgabenherrschaften, in denen die Hufner jährlich als Überschuss für die Abtei ein Schwein und ein Leinenhemd, bzw. deren Gegenwert in Höhe 1 Unze produzierten.

Tabelle 3: Güterverzeichnis von Heppenheim, Bensheim, Michelstadt und Mörlenbach
Glöckner 1936, S. 170, Anfang 11. Jahrhundert

Heppenheim	3 Herrenhufen 28 Hörigenhufen	jede Hufe zinst jährlich 1 Schwein, 1 Leinenhemd
Bensheim	3 Herrenhufen 30 Hörigenhufen	jede Hufe zinst jährlich 1 Schwein, 1 Unze
Michelstadt	8 Herrenhufen 46 Hörigenhufen	jede Hufe zinst jährlich 1 zweijähriges Schwein, 1 Leinenhemd im Wert von 1 Unze
Mörlenbach	6 Herrenhufen 28 Hörigenhufen	jede Hufe zinst jährlich 1 zweijähriges Schwein, 1 Leinenhemd im Wert von 1 Unze

Das Güterverzeichnis der Villikation Fürth (Glöckner 1929, S. 413–414) wurde wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts verfasst. Die fünf- undsechzig Hufen der Villikation waren in neun verschiedenen Ortschaften aufgeteilt (Abb. 6 und Tabelle 4). Jede Hufe musste zu Ostern zehn Eier und ein Huhn abgeben, mit Ausnahme von Nieder-Brombach. Am 11. November oder am 29. September musste jede Hufe zwölf bis zwanzig Denare abgeben. Die Zahl und der Termin variierten von Ortschaft zu Ortschaft. Nur die elf Hufen in Fürth mussten am 29. September dreißig Pfennige liefern und Ostern zwölf Leinenhemden. Frondienste, die in den Februar, Mai und September fielen, waren in allen Ortschaften gegen einen Zins aufgekauft worden (es bestehen keine Angaben für Kolmbach). Es wurden auch Zinse für Weideland, ein Heu-Zehnt, Mühlen-, Kopf- und Erbzins, sowie auf den Nachlass der Verstorbenen erhoben. Das Fürther Güterverzeichnis zeigt weitgehend monetarisierte Herrschaftsbeziehungen. Was die Fürther Hufner produzierten und verkauften, bleibt unbekannt. Die Zehnten für Weideland und Heu deuten auf Viehwirtschaft hin. Nicht nur den

größten Teil ihrer Abgaben stellten die Hufner in Geld, sondern auch die Frondienste auf dem Herrenhof in Fürth waren aufgekauft worden. Diese Wandlung wird generell als wirtschaftliche Verselbständigung der Dienenden und ›Auflockerung der Grundherrschaft‹ verstanden (Rösener 1993, S. 83). Die Monetarisierung gab den Hufnern die Möglichkeit, Produktion und Verkauf eigenständiger und unter geringerem herrschaftlichem Einfluss durchzuführen. Es wird allgemein angenommen, dass in diesem Prozess der einzelne Bauernbetrieb und das Dorf als Gemeinschaft, die über ein Land und Ressourcen verfügt, eine zentrale wirtschaftliche Funktion erlangten (Rösener 1993, S. 83–87).

Tabelle 4: Güterverzeichnis von Fürth, 11. Jahrhundert
Glöckner 1929, S. 413–414

Ortschaft	Anzahl von Hufen	Abgaben je Hufe	Frondienste je Hufe	Weitere Abgaben
Kolmbach	10 1	29. September: 15 Pfennige 11. November: 20 Denare Ostern: 10 Eier, 1 Huhn Weihnachten: 8 lange Schüsseln (<i>parapsides</i>), 8 Becher (<i>staupi</i>), 1 Mörser (<i>mortarium</i>) Ostern: 40 kleine Schüsseln (<i>scutelle</i>)	?	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?]
Krumbach	10 1	29. September: 5 Denare Ostern: 10 Eier, 1 Huhn 11. November: 12 Denare	Februar, 2 Hufen zusammen: 3 Denare Mai, 2 Hufen zusammen: 3 Denare September, 2 Hufen zusammen: 3 Denare	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?]
Ober-Brombach	3	29. September: 15 Denare Ostern: 10 Eier, 1 Huhn	Februar, 2 Hufen zusammen: 3 Denare Mai, 2 Hufen zusammen: 3 Denare September, 2 Hufen zusammen: 3 Denare	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?*

Ortschaft	Anzahl von Hufen	Abgaben je Hufe	Frondienste je Hufe	Weitere Abgaben
Nieder-Brombach	4	Termin?: 2 Unzen dem Meier	Februar, 4 Hufen zusammen: 4 Denare Mai, 4 Hufen zusammen: 4 Denare September, 4 Hufen zusammen: 4 Denare	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?]
Weschnitz	7	29. September: 15 Denare Ostern: 10 Eier, 1 Huhn	Februar, 2 Hufen zusammen: 3 Denare Mai, 2 Hufen zusammen: 3 Denare September, 2 Hufen zusammen: 3 Denare	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?*
Kröckelbach	8	29. September: 12 Denare Ostern: 10 Eier, 1 Huhn	Februar: 1 Denar Mai: 1 Denar September: 1 Denar	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?]
Fahrenbach	6	29. September: 20 Denare Ostern: 10 Eier, 1 Huhn	Februar: 6 Denare Mai: 6 Denare September: 6 Denare	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?*
Fürth	11	29. September: 30 Pfennige Ostern: 10 Eier, 1 Huhn und 12 Leinhemden	Februar: 3 Denare Mai: 3 Denare September: 3 Denare	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?*
Alt-Lechtern	4	29. September: 15 Denare Ostern: 10 Eier, 1 Huhn	Februar: 1 Denar Mai: 1 Denar September: 1 Denar	Kirchenzehnt, inkl. Zehnt für Weideland und Heu-Zehnt Kopfzins und Nachlass Gestorbener Erbschaftzins [Mühlenabgaben?*

* Lorsch Mühle in der Ortschaft.

Wie sind diese Beobachtungen einzuordnen, wenn man nach dem Einfluss von Herrschaft auf die Anlage von Siedlungen fragt? Die Abgabenlast in Heppenheim, Bensheim, Michelstadt und Mörlenbach – ein zweijähriges Schwein und Leinen im Wert von einer Unze jährlich – war wenig anspruchsvoll. Im Sinne von

Chris Dyers Bemerkungen ist eine solche leichte Abgabenherrschaft nur schlecht mit der Vorstellung eines aufwändigen herrschaftlichen Eingriffs in der Siedlungsanlage und eine ›Standardisierung‹ der Siedlungen, die dazu noch in sehr unterschiedliche Landschaften lagen (Heppenheim und Bensheim in der Rheinebene, Michelstadt und Mörlenbach im Odenwald), zu vereinbaren. Das Fürther Güterverzeichnis lässt eine ältere Phase der Herrschaft erkennen, in der Fürth als Villikation organisiert war und die Hufner Frondienste leisten mussten. Im Zustand des 11. Jahrhunderts variierten die Abgaben und Dienstlasten innerhalb der Herrschaft von Ort zu Ort. Fürth war eine monetarisierte Abgabenherrschaft geworden. Räumliche Varietät und zeitliche Flexibilität deuten auf eine überwiegend lokale und anpassungsfähige Verwaltung hin. Diese Erkenntnis spricht gegen eine weitgehende ›Standardisierung‹ der Lorscher Herrschaften im Odenwald. Die Orientierung auf Zinsabgaben, die in Fürth zu sehen ist, ließ den Hufnern wirtschaftlichen Freiraum und bürdete ihnen das wirtschaftliche Risiko auf. Diese wenigen Indizien deuten darauf hin, dass die Herrschaft der Lorscher Mönche vielleicht nicht so strukturierend war, wie von *Nitz* angenommen wurde. Es darf nicht ausgeschlossen werden, dass im 9. und 10. Jahrhundert die Mönche wenigstens in gewissen Ortschaften einen Einfluss auf die lokale Wirtschaftsorganisation nahmen, der gegebenenfalls auch einen Eingriff in die Siedlungsanlage rechtfertigen konnte. Jedoch lässt sich im Odenwald anhand der Quellen ein ›standardisiertes‹ Modell der Lorscher Grundherrschaft, das systematisch durchgesetzt worden wäre und typische, den geographischen Bedingungen angepasste Siedlungsanlage und Abgabenlast benötigte, nicht erkennen.

6 Ein alternatives Modell?

Die Ergebnisse der Forschungen von *Wilhelm Matzat* und *Meike Lagies*, jeweils im Bereich der genetischen Siedlungsforschung und der Vegetationsgeschichte, stehen im direkten Widerspruch zu *Nitz'* Modell der Kolonisation des Odenwalds. Seine Paradigmata werden auch unter Betrachtung der theoretischen Erkenntnisse der mittelalterlichen Siedlungsarchäologie und der Analyse von Schriftquellen zur Lorscher Herrschaft im Odenwald in Frage gestellt. In diesem letzten Abschnitt soll, über die Kritik hinaus, ein alternatives Modell zur früh- und hochmittelalterlichen Besiedlung des Odenwalds entworfen werden. Es soll betont sein, dass dieses Modell weitgehend spekulativ ist. Genauso wie *Nitz'* Arbeit, beruht es auf Annahmen und Wahrscheinlichkeiten, indessen beachtet es aber auch die neuen Ergebnisse der genetischen Siedlungsforschung, der Vegetationsgeschichte, der Archäologie und der Grundherrschaftsforschung.

Die Rheinebene und der Odenwald waren im Frühmittelalter landschaftlich und gesellschaftlich kontrastreich (Tabelle 5). Die Rheinebene war intensiver besiedelt als der Odenwald. Dort verfügten Adelige und ›Privatleute‹ über Ackerland, Wiesen, Weinreben und Wälder. Dieses Grundeigentum wurde vererbt, aber auch, ab der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, an das Kloster Lorsch gestiftet. Dass dies nicht auch im Odenwald der Fall war, wurde bis jetzt dadurch

erklärt, dass dieser unbesiedelt und weitgehend verlassen gewesen sei. Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen lassen aber erkennen, dass es im Odenwald im Frühmittelalter neben Dauerfeldern und abgelegene Wäldern, die vielleicht nur selten von Menschen betreten wurden, vor allem ›anthropisierte‹ Wälder gab, in denen Viehzucht, Wanderfeldbau, Holz- und vielleicht auch Eisengewinnung stattfanden. Verschiedene Arten von Heide- und Waldlandschaften waren mehr oder weniger intensiver Nutzung ausgesetzt. Siedlungen existierten bereits in weitem Umfang. Es ist wahrscheinlich, dass sie sich teilweise in Streulage befanden, sowie dass sie im Durchschnitt kleiner, weniger dauerhaft und lockerer strukturiert waren als im Spätmittelalter.

Die wirtschaftlichen und demographischen Voraussetzungen für eine intensive Verwaltung des Landes waren noch nicht gegeben. Dauerhafte Wirtschaftsformen waren mit einem Aufwand an Arbeit und Kapital verbunden, den wohl niemand bereitstellen konnte oder wollte. Wanderfeldbau, Gras-Feldwirtschaft und Viehzucht waren in dieser Perspektive bessere Strategien, die mit geringerem Aufwand einen guten Ertrag lieferten. Ressourcen wurden daher im Odenwald anders als in der Rheinebene angeeignet, Reichtum und Besitztum wurden anders hergestellt, gemessen und verstanden. Diese Gegebenheiten könnten erklären, dass keine Schenkungen an Lorsch aus dem Odenwald vorliegen. Ortschaften mit wichtigen politischen, wirtschaftlichen und symbolischen Funktionen lagen in den günstigeren Talebenen im und um den Odenwald herum. Die Siedlungen des Odenwalds waren dagegen weniger zentral, was die Chance einer schriftlichen Erwähnung mindert. Außerdem setzt das Verschenken von Land individuelle und langfristige Aneignungsformen von Ressourcen voraus, wobei Viehzucht und Wanderfeldbau oft auf kollektive und temporäre Aneignungsformen beruhen. Dieser Kontrast könnte erklären, dass der Odenwald nur selten in den Lorsch Schriftquellen erwähnt wird.

Diese geographischen Kontraste wurden weithin im Mittelalter und in der Neuzeit beibehalten, wobei das Siedlungsnetz und die Machtzentren sich im Laufe des Hochmittelalters im Odenwald tiefgreifend veränderten. Die Pollenprofile deuten darauf an, dass es, vielleicht schon im Frühmittelalter und sicherlich im 10. und 11. Jahrhundert, zu einer Intensivierung der Raumerschließung kam. Im 12.–13. Jahrhundert zeichnet sich ein weiterer Prozess der Intensivierung ab, der in vielen anderen Mittelgebirgen bemerkt wurde. Er wird als regionale Spezialisierung und weitgehende Vergetreidung aufgrund des Bevölkerungswachstums und der Entstehung von Städten interpretiert (*Gringmuth-Dallmer* 2009). Immer mehr Raum wurde zum Getreideanbau verwendet, und intensivere Formen von Feldwirtschaft wurden angewendet. Im Flachland um den Odenwald verbreiteten sich Dreifelderwirtschaft und Gewinnflure zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert (*Rösch et al.* 1992, S. 211–212). In Mittelgebirgen konnte extensiv genutztes Land unter der Voraussetzung von zunehmender Arbeitskraft und Düngung in Dauerfelder konvertiert werden, auf denen Feld-Graswirtschaft betrieben wurde.

Dieser Wandel führte zu einer Stabilisierung des Siedlungsbildes und der Flurformen. Es ist wahrscheinlich, dass die Waldhufensiedlungen des Odenwalds

Tabelle 5: Rheinebene und Odenwald im Frühmittelalter, Landschaft und Gesellschaft

	Rheinebene	Odenwald
Geographische Gegebenheiten	Günstige Klima-, Höhen-, Relief-, Bödenverhältnisse	Ungünstige Klima-, Höhen-, Relief-, Bödenverhältnisse
Besiedlung und wirtschaftliche Erschließung im 8.–9. Jahrhundert	Stärker besiedelt Intensivere, dauerhafte und individuelle Landnutzung Fortgeschrittene dauerhafte Privataneignung von Grund und Boden Fortgeschrittene Herausbildung von lokalen Gemarkungen (mit administrativer oder kognitiv-identitärer Funktion)	Weniger stark besiedelt Extensivere, temporäre und kollektive Landnutzung Überwiegend temporäre und kollektive Aneignung von Ressourcen ?
›Zentralität‹, gesellschaftliche Komplexität und soziale Auseinandersetzung durch Prestige-konsum	Hoch: Grabbeigaben bis Ende 8. Jh., Landschenkungen an die Kirche	Niedrig (kein Prestige-konsum) oder auf anderen Gütern bezogen
Quellenlage: Archäologie	Häufiges Vorkommen von Reihengräbern	Keine Befunde
Schriftquellen	Häufige Erwähnung von Ortschaften	Seltene Erwähnung von Ortschaften
Ortsnamen	›Alte‹ Ortsnamen: <i>-heim</i> , <i>-ingen</i> , usw.	›Rodungsnamen‹: <i>-rod</i> , <i>-bach</i> , usw.

während dieser Ausbauperiode entstanden, entweder als Neusiedlungen oder als Umformungen älterer Siedlungen. Es stellt sich die Frage, weshalb genau diese Siedlungsform im Odenwald, sowie in zahlreichen anderen Mittelgebirgslandschaften so erfolgreich war. Nitz' Modell des strukturierenden Eingriffs der Siedlungsträger erscheint fragwürdig. Matzats Beitrag deutet darauf hin, dass verschiedene Siedlungsträger über mehrere Jahrhunderte sehr ähnliche Siedlungsformen entwarfen. Nitz musste selbst anerkennen, dass die Form der Waldhufenflur so simpel ist, dass sie nicht unbedingt auf der Verbreitung eines einzelnen Prototyps beruhen muss (Nitz 1983, S. 106). Die Vorstellung von mehreren parallelen Entwicklungen, die zur Anlage von Siedlungen eines ähnlichen Typs

führten, benötigt einen globalen Kontext, der verschiedene Akteure dazu brachte, ähnliche Entscheidungen zu treffen. Als erster Faktor müssen Topographie und Umwelt betrachtet werden. Die Gewinnflure des Odenwalds liegen nur in den Haupttälern, mit einer weiten und flachen Aue. Waldhufenfluren wurden dagegen hauptsächlich in den engeren und steileren Sekundartälern angelegt. Die Waldhufenflur bot sich hier als besonders geeignetes Bodennutzungssystem an. Die Hufen lagen senkrecht zum Talweg, so dass jede von ihnen Zugang zum Wasser hatte. Außerdem musste »für eine gute Entwässerung der Felder [...] stets in Richtung der Hangneigung gepflügt werden [und] dies ließ sich nur durch ein konsequentes Anlegen von hangsenkrechten Besitzparzellen erreichen« (Thiem u. Bastian 2014, S. 244).

Über diese umweltliche und agrartechnische Faktoren hinaus, muss ein sozialer Aspekt berücksichtigt werden: Die Waldhufe erlaubte es, das Land ungefähr gleichmäßig aufzuteilen. Im Odenwald kann nur von einer tendenziellen Einheitlichkeit der Hufen die Rede sein. Nitz musste selbst anerkennen, dass es Größenunterschiede zwischen den Hufen innerhalb der einzelnen Siedlungen gab, wahrscheinlich von der Gründungszeit an (Nitz 1962, S. 61). Diese relative Flächengleichheit der Hufen muss, auch wenn sie nur tendenziell ist, erklärt werden. Sie verweist auf gesellschaftliche Aspekte der Siedlungsgeschichte. Von diesem Standpunkt bleibt es meines Erachtens leider unklar, ob die Gleichmäßigkeit der Hufen auf der Grundherrschaft, als *top-down* Prozess, oder auf der Bauerngenossenschaft, als *bottom-up* Prozess, beruht. In den Herrschaftsstrukturen des 11. Jahrhunderts hatten die Hufner einen weiten wirtschaftlichen Spielraum. Die Abgabenlast war leicht und monetarisiert, Dienstleistungen waren aufgekauft worden. Die angeführten Beispiele deuten also darauf hin, dass die Bauern in der wichtigen Umbruchperiode des 11.–13. Jahrhunderts zwar Abgaben leisten mussten, aber dass sie eigenständig ihre Produktion organisieren konnten. Vielleicht spielte hier die Bauerngenossenschaft eine wichtige Rolle in der Aufteilung des Landes. Das Beispiel Fürth zeigt aber auch, dass vor dem 11. Jahrhundert die Lorscher Villikationen im Odenwald »klassisch«, mit Frondiensten, organisiert sein konnten. Die Hypothese eines direkten Einflusses der Grundherren auf die Anlage von Siedlungen in dieser früheren Zeit kann und sollte nicht ausgeschlossen werden.

Es stellt sich eine weitere Frage zur Lorscher Herrschaft im Odenwald. Da dieser eindeutig schon vor der Schenkung der Waldmark Heppenheim an Lorsch besiedelt war (siehe Abschnitt 4), ist auszuschließen, dass die Lorscher Grundherrschaft im Odenwald nur durch Kolonisation im Ödland entstand. Dennoch waren die meisten Siedlungen, die sich innerhalb der Waldmark befanden, im Spätmittelalter unter Lorscher Herrschaft. Wie ist dies zu erklären? Die Übernahme von schon bestehenden Herrschaften durch Schenkungen ist nur außerhalb der Waldmark bestätigt. So schenkte zum Beispiel Einhard der Abtei Lorsch 819 Michelstadt, die er selbst von Ludwig dem Frommen erhalten hatte (Glöckner 1929, S. 299–304). Da aber keine Schenkungsurkunden überliefert sind, die Siedlungen aus dem Odenwald innerhalb der Waldmark betreffen, muss auch eine andere Hypothese erwähnt werden. Eine zweite Möglichkeit zum Aufbau der Lorscher

Herrschaft im Odenwald besteht in der allmählichen Einbeziehung von Höfen und Siedlungen, die einer anderen Herrschaft angehörten oder unabhängig waren. Im Rahmen der Waldmark verfügte Lorsch über eine gewisse Kontrolle über Ressourcen und Raum. Die Auseinandersetzungen mit dem Bischof von Worms zeigen, dass der Abt und die Mönche im Rahmen der Waldmark Abgaben und Dienste in einem abgegrenzten Raum förderten, den sie schrittweise ›illegitim‹ ausdehnten. Sie konnten aber auch innerhalb der Waldmark, durch Anforderung von neuen Abgaben und Diensten, ihre Herrschaft stärken. Besonders im Kontext der wirtschaftlichen Intensivierung und der Ablösung von Wanderfeldbau durch eine dauerhafte Feldanlage und -bebauung konnten so lockere Formen der Abgabenherrschaft in anspruchsvolle Villikationen umgeformt werden (Innes 2000, S. 67–77, 247–249; Faith 2009, S. 37–39; Devroey u. Schroeder 2012, S. 61). Es reichte den Herren immer mehr Abgaben und Dienste anzufordern, die schrittweise zur ›normalen‹ Last wurden.

Inwieweit diese drei Prozesse (Kolonisation, Schenkung, Ausdehnung und Intensivierung der Herrschaft) zur Entfaltung der Lorsch'schen Herrschaft im Odenwald beigetragen haben, bleibt eine offene Frage. Wahrscheinlich haben sie mit zeitlicher und räumlicher Variabilität zusammengewirkt. Ein solches Szenario lässt erwarten, dass über Jahrhunderte komplexe Prozesse von Siedlungskontinuität, Umstrukturierung und Neuanlage koexistierten. Die Verwaltungsstrukturen und das Siedlungsbild, das durch die Kombination von Kolonisation und den Einbezug von schon bestehenden Herrschaften und ›unabhängigen‹ Siedlungen im Lorsch'schen Herrschaftsverband über mehr als vier Jahrhunderte entstanden, fielen deshalb sehr wahrscheinlich, im Gegensatz zu Nitz's Beobachtungen, aber im Einklang mit denen von Matzat, heterogen und komplex aus.

9 Zusammenfassung

In der Literatur zur Siedlungsgeschichte des Odenwalds wird noch immer das historisch-geographische Modell von Hans-Jürgen Nitz weitgehend akzeptiert. Es beruht auf der These, dass der Odenwald im Frühmittelalter zum größten Teil unbebaut und unbesiedelt war. Ab dem späten 8. Jahrhundert hätten die Abtei Lorsch und andere Grundherren durch Kolonisation und Anlage von planmäßigen Siedlungen den Landausbau im Odenwald betrieben. Jüngere Forschungen zu den ländlichen Siedlungsformen und die Vegetationsgeschichte des Odenwalds stellen aber Nitz's Auffassungen in Frage. Die Anlage von spezifischen Siedlungsformen beruht nicht nur auf den grundherrschaftlichen Siedlungsträgern, sondern auf umweltlichen und wirtschaftlichen Faktoren. Palynologische Forschungen zeigen, dass sogar das ungünstige Buntsandsteingebiet des Odenwalds im Frühmittelalter teilweise bebaut und besiedelt war. Der frühmittelalterliche Odenwald kann demnach nicht als ›Wildnis‹ bezeichnet werden, sondern als Landschaft, die extensiven Formen der Landnutzung ausgesetzt war. Gemeinschaften waren im Odenwald ansässig, die sich von denen des ›Altsiedellands‹ durch Produktions- und Konsumgewohnheiten unterschieden. Die Herrschaftsausübung der Abtei

Lorsch beruhte in diesem Raum nicht nur auf der Villikation, sondern auch auf der Aneignung von Nutzungsrechten. Im Hochmittelalter kann eine schrittweise Intensivierung der Aneignungsformen beobachtet werden, die wahrscheinlich auf Vergetreidung, Anlage und Umstrukturierung von Siedlungen und Flurformen beruhte. Inwieweit die klösterliche Grundherrschaft oder lokale Gemeinschaften zu diesem Wandel und zur Entstehung der planmäßigen Siedlungen des Odenwalds beigetragen haben, bleibt aufgrund der Armut an Schriftquellen unklar. Eine quellenbezogene und theoretische Diskussion zeigt zwar die Unsicherheiten und Schwächen der *top-down* These, die von *Nitz* vertreten wurde, doch kommt sie bei dem Entwurf einer Alternative zu keinem eindeutigen Ergebnis.

Summary

The Odenwald during Early and High Middle Ages.

Settlement, landscape and manoral system in a Central German Upland

In several publications, the geographer *Hans-Jürgen Nitz* has described the medieval settlement history of the Odenwald, a lower mountain range situated in contemporary Germany. *Nitz's* work has been and remains very influential among historians and geographers. In his view, until the 8th century, the Odenwald was largely abandoned and therefore in royal possession. At the end of the century, the abbey of Lorsch and other landlords were granted large tracts of woodland by the king in order to organize the colonization of the Odenwald. According to *Nitz*, the planned settlements of the region find their origin in this early and high medieval process of land-clearance that was directed by lords. However, recent research contradicts this model. Geographers demonstrated that *Nitz's* typology of settlement-structures has to be revised and archaeological excavations suggest that his model of settlement planification is overly simplistic. Paleoenvironmental studies show that the Odenwald was certainly not an abandoned 'wilderness' in the early 8th century: it had been continuously submitted to extensive forms of land-use from the Neolithic period onwards. These observations lead to refute *Nitz's* systematic narrative and to develop an alternative approach to the medieval history of the Odenwald, even if this reframing leaves many questions unanswered and does not provide a model as slick as the one it is meant to replace. In this perspective, this paper explores the importance of extensive forms of land-use and questions the role of lordship and local communities in the management of resources and settlement processes.

Literatur

- Balck, Friedrich u. Segers-Glocke, Christiane [Hrsg.]*: Aspects of mining and smelting in the Upper Harz Mountains (up to the 13th/14th Century) – in the early times of a developing European culture and economy. – St. Katharinen 2000 (Sachüberlieferung und Geschichte, 33 = Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, 22).
- Beyerle, Franz u. Buchner, Rudolf*: Lex Ribuaria. – Hannover 1954 (Monumenta Germaniae Historica. Leges nationum germanicarum, 3/2).
- Boserup, Ester*: The conditions of agricultural growth: The economics of agrarian change under population pressure. – London 1965.
- Breitwieser, Christoph*: Das Lorsch Umland zu fränkischer Zeit. Die Marken und Märkte von Heppenheim, Bensheim und Weinheim. – In: Kloster Lorsch. Vom Reichskloster Karls des Großen zum Weltkulturerbe der Menschheit. Ausstellungskatalog Lorsch 2011/12. Petersberg 2011, S. 42–49.
- Bresslau, Harry; Bloch, Hermann u. Holzmann, Robert*: Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins. – Hannover 1900/1903 (Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum et imperatorum Germaniae, 3).
- Brockner, Wolfgang u. Klappauf, Lothar*: Spätantike Metallgewinnung und -verarbeitung im Harzraum. – In: Steuer, Heiko u. Zimmermann, Ulrich [Hrsg.]: Montanarchäologie in Europa. Berichte zum internationalen Kolloquium „Frühe Erzgewinnung und Verhüttung in Europa“ in Freiburg/Breisgau vom 4. bis 7. Oktober 1990. Stuttgart 1993 (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, 4), S. 177–182.
- Curtis, Daniel*: Coping with crisis: The resilience and vulnerability of pre-industrial settlements. – Farnham 2014.
- Damminge, Folke u. Gross, Uwe*: Zur Ausgrabung und Erforschung einer Wüstung in Mannheim-Vogelstang. Ein Beitrag zur früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsgeschichte am unteren Neckar. – In: Biel, Jörg [Hrsg.]: Landesarchäologie. Festschrift für Dieter Planck zum 65. Geburtstag. Stuttgart 2009 (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, 100), S. 557–601.
- Dasler, Clemens*: Forst- und Wildbann im frühen Deutschen Reich. Die königlichen Privilegien für die Reichskirche vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. – Köln 2001 (Dissertationen zur mittelalterlichen Geschichte, 10).
- Denecke, Dietrich*: Siedlungsentwicklung und wirtschaftliche Erschließung der hohen Mittelgebirge in Deutschland. Ein historisch-geographischer Forschungsüberblick. – In: Siedlungsforschung. Archäologie, Geschichte, Geographie 10, 1992, S. 9–47.
- Devroey, Jean-Pierre*: Économie rurale et société dans l'Europe franque (VI^e–IX^e siècles). Tome 1. – Paris 2003.
- Devroey, Jean-Pierre*: Puissants et misérables: système social et monde paysan dans l'Europe des Francs (VI^e–IX^e siècles). – Bruxelles 2006.
- Devroey, Jean-Pierre u. Schroeder, Nicolas*: Beyond royal estates and monasteries: Landownership in the early medieval Ardennes. – In: Early Medieval Europe 20, 2012, S. 39–69.
- Dopsch, Alphons; Lechner, Johann u. Tangl, Michael*: Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen. – Hannover 1906 (Monumenta Germaniae Historica. Diplomatum karolinorum, 1).
- Dyer, Christopher*: Everyday life in medieval England. – London and New York 1994.
- Faith, Rosamond*: Forces and relations of production in early medieval England. – In: Journal of Agrarian Change 9 (1), 2009, S. 23–41.

- Fehn, Klaus*: Hans-Jürgen Nitz (1929–2001). Seine Leistung für die genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa und speziell für den »Arbeitskreis für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa«. – In: Siedlungsforschung. Archäologie, Geschichte, Geographie 19, 2001, S. 351–355.
- Gérard, Franck*: La structuration du village pour une économie agraire planifiée à la fin du IX^e siècle en Lorraine. Les sites de Vitry-sur-Orne et de Demange-aux-Eaux. – In: Archéopages 34, 2012, S. 38–47.
- Glöckner, Karl*: Codex Laureshamensis 3 Vol. – Darmstadt 1929–1936.
- Goetz, Hans-Werner*: Frühmittelalterliche Grundherrschaft und ihre Erforschung im europäischen Vergleich. – In: Michael Borgolte [Hrsg.]: Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs: Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik. Berlin 2001 (Europa im Mittelalter, 1), S. 65–87.
- Gringmuth-Dallmer, Eike*: Der Wandel der Agrarwirtschaft im Hohen Mittelalter: Tradition, Weiterentwicklung, Innovation. – In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 25, 2009, S. 109–118.
- Innes, Matthew*: State and society in the early middle ages. The Middle Rhine Valley, 400–1000. – Cambridge 2000 (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought, 4/47).
- Jäger, Johann Philipp Ernst Ludwig*: Der Hack- und Röderwald, im Vergleich zum Buchenhochwalde, nebst Bemerkungen über Holz-, Frucht-, Futter- und Streuertrag verschiedener Betriebsarten, mit besonderer Rücksicht auf den Odenwald. – Darmstadt 1835.
- Kehr, Paul Fridolin*: Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren. – Hannover 1932/1934 (Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden der Deutschen Karolinger, 1).
- Klappauf, Lothar*: Der Harz als frühmittelalterliche Industrielandschaft: Aus der Tätigkeit der Arbeitsstelle Montanarchäologie. – In: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 19, 1999, S. 178–179.
- Klappauf, Lothar*: Frühe Industrielandschaft im Harz – ein Bodenarchiv ersten Ranges. – In: Harz-Zeitschrift 58, 2006, S. 127–135.
- Knöpp, Friedrich*: Der Oberrheingau. – In: Knöpp, Friedrich [Hrsg.]: Die Reichsabtei Lorsch. Festschrift zum Gedenken an ihre Stiftung 764. Darmstadt 1973, S. 373–424.
- Kölzer, Theo*: Die Urkunden der Merowinger. – Hannover 2001 (Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum francorum e stirpe merovingica, 1).
- Kuchenbuch, Ludolf*: Vom Dienst zum Zins? Bemerkungen über agrarische Transformationen in Europa vom späteren 11. zum beginnenden 14. Jahrhundert. – In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 51, 2003, S. 11–29.
- Kuchenbuch, Ludolf*: Abschied von der »Grundherrschaft«. Ein Prüfgang durch das ostfränkisch-deutsche Reich 950–1050. – In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte: Germanistische Abteilung 121, 2004, S. 1–99.
- Lachmann, Hans-Peter*: Frühmittelalterliche Marken zwischen Rhein und Odenwald unter besonderer Berücksichtigung der Mark Heppenheim. – In: Heß, Heinrich u. Lizalek, Willy [Hrsg.]: 1200 Jahre Mark Heppenheim. Heppenheim 1973 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt Heppenheim, 3), S. 23–54.
- Lagies, Meike*: Palynologische Untersuchungen zur Vegetations- und Siedlungsgeschichte von Spessart und Odenwald während des jüngeren Holozäns. – In: Meyer, Markus u. Wesselkamp, Gerhard [Hrsg.]: Zu den Wurzeln europäischer Kulturlandschaft. Experimentelle Forschungen: Wissenschaftliche Tagung Schöntal 2002. Tagungsband;

- Gerhard Lang zum 80. Geburtstag gewidmet. Stuttgart 2005 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, 73), S. 169–271.
- Linke, Friedrich-Albert; Kriete, Cornelia u. Klappauf, Lothar*: Karolingische Eisengewinnung am Iberg bei Bad Grund, Ldkr. Osterode A. Harz. – In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 81, 2012, S. 231–246.
- Lohrmann, Dietrich*: La croissance agricole en Allemagne au haut Moyen Âge. – In: La croissance agricole du haut moyen âge. Chronologie, Modalités, Géographie. Dixièmes Journées internationales d'Histoire, 9–10–11 Septembre 1988, Centre Culturel de l'Abbaye de Flaran. Auch 1990 (Flaran, 10), S. 103–115.
- Matzat, Wilhelm*: Die Rodungssiedlungen der Benediktinerabtei Amorbach. – In: Oswald, Friedrich u. Störmer, Wilhelm [Hrsg.]: Die Abtei Amorbach im Odenwald. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Klosters und seines Herrschaftsgebietes. Sigmaringen 1984, S. 55–62.
- Nitz, Hans-Jürgen*: Die ländlichen Siedlungsformen des Odenwaldes: Untersuchungen über ihre Typologie und Genese und die Prinzipien der räumlichen Organisation des mittelalterlichen Siedlungsbildes. – Heidelberg u. München 1962 (Heidelberger geographische Arbeiten, 7).
- Nitz, Hans-Jürgen*: Entwicklung und Ausbreitung planmäßiger Siedlungsformen bei der mittelalterlichen Erschließung von Odenwald, Nördlichem Schwarzwald und Hardtwald. – In: Pfeiffer, Gottfried; Graul, Hans u. Overbeck, Hermann [Hrsg.]: Heidelberg und die Rhein-Neckar-Lande. Festschrift zum 34. deutschen Geographentag. München u. Heidelberg 1963, S. 210–35.
- Nitz, Hans-Jürgen*: Die Siedlungstätigkeit der Lorscher Benediktiner im Odenwald. – In: Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße 14, 1981, S. 5–30.
- Nitz, Hans-Jürgen*: The church as colonist: The benedictine abbey of Lorsch and planned waldhufen colonization in the Odenwald. – In: Journal of Historical Geography 9, 1983, S. 105–126.
- Nitz, Hans-Jürgen*: Introduction from above: Intentional spread of common-field systems by feudal authorities through colonization and reorganization. – In: Geografiska Annaler. Series B, Human Geography 70 (1), 1988, S. 149–59.
- Nitz, Hans-Jürgen*: Siedlungsstrukturen der königlichen und adeligen Grundherrschaft der Karolingerzeit. Der Beitrag der historisch-genetischen Siedlungsgeographie. – In: Rösener, Werner [Hrsg.]: Strukturen der Grundherrschaft im frühen Mittelalter. Göttingen 1993 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 92), S. 411–482.
- Reutter, Rolf*: Haus und Hof im Odenwald: Form, Funktion und Geschichte. – Lorsch 1987 (Geschichtsblätter Kreis Bergstraße, Sonderband, 8).
- Robert, Sandrine*: Comment les formes du passé se transmettent-elles? – In: Études Rurales 167–168, 2003, S. 115–132.
- Rösch, Manfred*: Zur vorgeschichtlichen Besiedlung und Landnutzung im nördlichen Schwarzwald aufgrund vegetationsgeschichtlicher Untersuchungen in zwei Karseen. – In: Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung 46, 2009, S. 69–80.
- Rösch, Manfred*: Der Nordschwarzwald – das Ruhrgebiet der Kelten? Neue Ergebnisse zur Landnutzung seit über 3000 Jahren. – In: Alemannisches Jahrbuch 57/58, 2009/2010, S. 155–169.
- Rösch, Manfred*: Vegetation und Waldnutzung im Nordschwarzwald während sechs Jahrtausenden anhand von Profundalkernen aus dem Herrenwieser See. – In: Standort Wald 47, 2012, S. 43–64.

- Rösch, Manfred; Jacomet, Stefanie u. Karg, Sabine*: The history of cereals in the region of the former duchy of Swabia (Herzogtum Schwaben) from the roman to the post-medieval period: Results of archaeobotanical research. – In: *Vegetation History and Archaeobotany* 1 (4), 1992, S. 233–242.
- Rösch, Manfred u. Tserendorj, Gegeensuvd*: Der Nordschwarzwald – früher besiedelt als gedacht? Pollenprofile belegen ausgedehnte vorgeschichtliche Besiedlung und Landnutzung. – In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 40 (2), 2011, S. 69–73.
- Rösch, Manfred; Volk, Helmut u. Wieland, Günther*: Neue pollenanalytische Untersuchungen in den Missenmooren. Frühe Waldnutzung und das Alter des Naturwaldes im Schwarzwald. – In: *AFZ Der Wald* 12, 2005, S. 636–638.
- Rösener, Werner*: Die Bauern in der europäischen Geschichte. – München 1993.
- Rösener, Werner*: Die Entstehung der Markgenossenschaften des Mittelalters in Theorie und Praxis. – In: Meiners, Uwe u. Rösener, Werner [Hrsg.]: *Allmenden und Marken vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Beiträge des Kolloquiums vom 18. bis 20. September 2002 im Museumsdorf Cloppenburg. Cloppenburg 2004 (Kataloge und Schriften des Museumsdorf Cloppenburg, 14)*, S. 17–30.
- Rösener, Werner*: Die Grundherrschaft als Forschungskonzept: Strukturen und Wandel der Grundherrschaft im deutschen Reich (10.–13. Jahrhundert). – In: *Zeitschrift Der Savigny-Stiftung Für Rechtsgeschichte: Germanistische Abteilung* 129, 2012, S. 41–75.
- Schenk, Winfried*: Das Forschungsfeld ›Wald und Siedlung‹ aus der Sicht der historischen Geographie. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie, Geschichte, Geographie* 19, 2001, S. 9–34.
- Schöneburg, Peter*: Klein Görigk: Das dritte vollständig archäologisch untersuchte Dorf der Niederlausitz (Brandenburg). – In: Künow, Jürgen [Hrsg.]: *Braunkohlenarchäologie im Rheinland. Entwicklung von Kultur, Umwelt und Landschaft. Kolloquium der Stiftung zur Förderung der Archäologie im Rheinischen Braunkohlenrevier in Brauweiler vom 5.–6. Oktober 2006. Weilerwist 2010 (Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland, 21)*, S. 115–120.
- Schreg, Rainer*: Dorfgenese in Südwestdeutschland: Das Renninger Becken im Mittelalter. – Stuttgart 2006 (Materialhefte Zur Archäologie in Baden-Württemberg, 76).
- Schreg, Rainer*: Before colonization: Early medieval land-use of mountainous regions in Southern and Western Germany. – In: Bartels, Christoph u. Küpper-Eichas, Claudia [Hrsg.]: *Cultural heritage and landscapes in Europe – Landschaften – Kulturelles Erbe in Europa. Proceedings of the International Conference, Bochum, 8–10 June 2007. Bochum 2008a*, S. 293–312.
- Schreg, Rainer*: Bevölkerungswachstum und Agrarisierung: Faktoren des früh- und hochmittelalterlichen Landesausbaus im Spiegel umweltarchäologischer Forschungen. – In: Herrmann, Bernd [Hrsg.]: *Beiträge zum Göttinger umwelthistorischen Kolloquium 2007–2008. Göttingen 2008b*, S. 117–146.
- Schreg, Rainer*: Development and abandonment of a cultural landscape. Archaeology and environmental history of medieval settlements in the Northern Black Forest. – In: Klápšte, Jan [Hrsg.]: *Medieval rural settlement in marginal landscapes: Ruralia* 7. 8th–14th September 2007, Cardiff, Wales, UK. Turnhout 2009 (Ruralia, 7), S. 315–333.
- Sickel, Theodor*: Die Urkunden Konrad I., Heinrich I. und Otto I. – Hannover 1879/1884 (Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum et imperatorum Germaniae, 1).
- Staab, Franz*: Aspekte der Grundherrschaftsentwicklung von Lorsch vornehmlich Aufgrund der Urbare des *Codex Laureshamensis*. – In: Rösener, Werner [Hrsg.]: *Strukturen der Grundherrschaft im frühen Mittelalter. Göttingen 1993 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 92)*, S. 285–334.

- Thiem, Korinna u. Olaf, Bastian*: Steckbriefe für ausgewählte landschaftsprägende historische Kulturlandschaftselementtypen im Freistaat Sachsen. – Dresden 2014 (Historische Kulturlandschaftselemente Sachsens. Schriftenreihe, 18).
- Trautz, Fritz*: Das untere Neckarland im frühen Mittelalter. – Heidelberg 1953 (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde, 1).
- Verhulst, Adriaan*: The Carolingian economy. – New York 2002.
- Wickham, Chris*: European forests in the early Middle Ages: Landscape and land clearance. – In: L'ambiente vegetale nell'alto medioevo. Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo. Spoleto. 30 marzo–5 aprile 1989. Spoleto 1990 (Settimane di studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, 37), S. 479–548.
- Williams, Michael*: Deforesting the earth: From prehistory to global crisis, an abridgment. – Chicago and London 2010.
- Zeumer, Karl*: Formulae Merovingici et Karolini aevi. – Hannover 1882/1886 (Monumenta Germaniae Historica. Legum sectio V. Formulae).

Anschriften der Autoren, Herausgeber und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

Autoren und Herausgeber

- Claudia Binder*: Herrensand 46, D-68219 Mannheim. E-Mail: claudia_binder1@gmx.de
- Dr. Stefan Brauckmann*: Institut für Geographie, Universität Hamburg – Bundesstraße 55, D-20146 Hamburg. E-Mail: stefan.brauckmann@uni-hamburg.de
- Drs. Peter Burggraaff*: Institut für Integrierte Naturwissenschaften, Universität Koblenz, Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz. E-Mail: burggra@uni-koblenz.de
- Prof. (em.) Dr. Klaus Fehn*: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn.
- Prof. (em.) Dr. Jürgen Hasse*: Institut für Humangeographie, Goethe-Universität Frankfurt – Theodor-W.-Adorno-Platz 6 (PEG), D-60323 Frankfurt/M. E-Mail: Hasse.Juergen@t-online.de
- Dr. Zoltán Ilyés* †: verstorben
- PD Dr. Hauke Kenzler*: Fritz-Eberle-Str. 30, D-96049 Bamberg. E-Mail: hauke.kenzler@gmx.de
- Prof. Dr. Max Linke*: Weißenfels
- Dr. Gernot Meier*: Evangelische Akademie Baden – Postfach 2269, D-76010 Karlsruhe. E-Mail: Gernot.Meier@ekiba.de
- Prof. Dr. Thomas Meier*: Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg. E-Mail: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de
- Dr. Lucyna Przybylska*: Wydział Oceanografii i Geografii – Katedra Gospodarki Przestrzennej, Uniwersytet Gdański – Aleja Marszałka Józefa Piłsudskiego 46, Gdynia 81–378, Polska. E-Mail: geolp@ug.edu.pl
- Prof. Dr. Winfried Schenk*: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53113 Bonn. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de
- Nicolas Schroeder*: Chargé de recherches du F.R.S.-FNRS, Université libre de Bruxelles, Faculté de Philosophie et Sciences Sociales – Avenue F. D. Roosevelt 50 – CP 133/1, B-1050 Bruxelles, Belgien. E-Mail: nschroed@ulb.ac.be
- Doc. PhDr. Pavel Vařeka, Ph.D.*: Department of Archaeology, Faculty of Philosophy and Arts, University of West Bohemia – Sedláčkova 15, CZ-306 14 Plzeň, Czech Republic. E-Mail: vareka@kar.zcu.cz
- Zdeňka Vařeková*: Department of Archaeology, Faculty of Philosophy and Arts, University of West Bohemia – Sedláčkova 15, CZ-306 14 Plzeň, Czech Republic. E-Mail: zschejbalova@seznam.cz
- Karen de Vries*: p/a Groningen Institute of Archaeology, University of Groningen – Poststraat 6, 9712 ER Groningen. E-Mail: karen.m.de.vries@rug.nl
- Wolfgang Wegener M.A.*: Wolfgang Wegener M.A., LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland – Eendenicher Straße 133, D-53115 Bonn. E-Mail: wolfgang.wegener@lvr.de.

Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

Dr. Rudolf Bergmann: Westfälisches Museum für Archäologie – Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege, Mittelalter und Neuzeitarchäologie – An den Speichern 7, D-48157 Münster. E-Mail: rudolf.bergmann@lwl.org

Prof. Dr. Vera Denzer: Institut für Geographie, Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D-04103 Leipzig. E-Mail: denzer@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr. Andreas Dix: Professur für Historische Geographie, Geographisches Institut, Universität Bamberg, – Am Kranen 12, D-96049 Bamberg. E-Mail: andreas.dix@uni-bamberg.de

Prof. Dr. Hans-Rudolf Egli: Geographisches Institut, Universität Bern – Hallerstraße 12, CH-3012 Bern. E-Mail: hans-rudolf.egli@bluewin.ch

Prof. Dr. Matthias Hardt: Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V. an der Universität Leipzig (GWZO) – Specks Hof (Eingang A) Reichsstraße 4–6, D-04109 Leipzig. E-Mail: hardt@rz.uni-leipzig.de

Dr. Klaus-Dieter Kleefeld: Landschaftsverband Rheinland: LVR-Dezernat Kultur und Umwelt/Redaktion KuLaDig – Ottoplatz 2, D-50679 Köln. E-Mail: klausdieter.kleefeld@lvr.de

Prof. Dr. Thomas Meier: Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg – Marstallhof 4, D-69117 Heidelberg. E-Mail: thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de

Dr. Haik Thomas Porada: Abt. Kartographie und visuelle Kommunikation, Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. – Schongauerstraße 9, D-04328 Leipzig. E-Mail: H_Porada@ifl-leipzig.de

Prof. Dr. Johannes Renes: Departement Sociale Geografie en Planologie, Universität Utrecht – Heidelberglaan 2, NL-3584 CS Utrecht. E-Mail: j.renes@geo.uu.nl

Prof. Dr. Peter Rückert: Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart. E-Mail: peter.rueckert@la-bw.de

Prof. Dr. Winfried Schenk: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53113 Bonn. E-Mail: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

Umschlagabbildung:

Gedenken an die 69 Toten und vielen Verwundeten des Anschlags auf das Sommerlager der norwegischen Arbeiternes Ungdomsfylking auf der Insel Utøya am 22. Juli 2011 (CC BY-SA 3.0 Paal Sørensen, 30. Juli 2011)

Contents

Death and remembrance in the landscape

Thomas Meier

- Death and memory in the landscape – An introduction 9
With 14 figures and 1 table

Memory and place

Jürgen Hasse

- Burial places. The atmosphere of contemporary
funeral-culture spaces 95
With 4 figures
Summary

Gernot Meier

- Dying, death, individual mourning and immortality in the digital age.
An expedition into a dynamic field of cultural history. 125
Summary

Stefan Brauckmann

- Shaping the memorial site “Deportationsbahnhof” in Hamburg –
Methods of cultural landscape research with the involvement
of youths 139
With 3 figures and 1 table
Summary

Wolfgang Wegener

- Cultural landscape – Culture of memory – Landscape of memory.
Project Hürtgenwald: A critical consideration of culture of memory
and cultural landscape of World War II 163
With 12 figures
Summary

Making place

Hauke Kenzler

- Spatial and mental segregation of the deceased and the living
through the Reformation 177
With 6 figures
Summary

Max Linke

- The battle of Großgörschen on 2nd May 1815 and its monuments
in the landscape 201
With 11 figures
Summary

Zoltán Ilyés †

- Eternalization, remembrance, cultural and touristic use
of a military cemetery 211
With 7 figures
Summary

Pavel Vařeka and Zdeňka Vařeková

- Zeitgenössische Friedhöfe im Kreis Tachov/Tachau (Westböhmen)
als Belege einer Bevölkerungs- und Siedlungsdiskontinuität in der
zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts 225
Mit 9 Abbildungen
Zusammenfassung

Lucyna Przybylska

- Straßenkreuze in Polen: Eine Form der Heiligung
öffentlicher Räume 245
Mit 3 Abbildungen und 2 Tabellen
Zusammenfassung

Making space

Karen M. de Vries, Alexander Holthuis und Maarten G. J. Duijvendak

- Die Spanische Grippe und Bestattungssitten. Sterblichkeitsspitzen,
Totenkult und die räumliche Ordnung von Friedhöfen in den
nördlichen Niederlanden 265
Mit 10 Abbildungen und 2 Tabellen
Zusammenfassung

Klaus Fehn

- Places of memory and landscapes of memory during the National-
socialist German Reich 1933–1945 295
With 13 figures
Summary

Claudia Binder and Thomas Meier

The “Ehrenfriedhof” in Heidelberg 319

With 10 figures and 2 tables

Summary

General part

Nicolas Schroeder

The Odenwald during Early and High Middle Ages. Settlement,
landscape and manoral system in a Central German Upland. 355

With 6 figures and 5 tables

Summary

Addresses of authors, editors and board members
of the working group 389

Contents. 391

Schwerpunktthemen der bisher erschienenen Bände der Zeitschrift
Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie

Schwerpunktthemen der Siedlungsforschung

Band 1, 1983, S. 15–166

STADTRANDPHÄNOMENE

Mit Beiträgen von: Busso von der Dollen, Burkhard Hofmeister, Winfried Schich, Felix Escher, Wolfgang Hofmann, Eberhard Bohm, Franz Irsigler, Henriette Meynen.

Band 2, 1984, S. 7–185

MITTELALTERLICHE UND FRÜHNEUZEITLICHE SIEDLUNGSENTWICKLUNG
IN MOOR- UND MARSCHENGEBIETEN

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille, Hans-Jürgen Nitz, Hendrik van der Linden, Guus J. Borger, Ekkehard Wassermann, Klaus Brandt, Rosemarie Krämer, Dietrich Hoffmann, Hans Joachim Kühn und Bodo Higelke.

Band 3, 1985, S. 7–85

METHODISCHE UND KONZEPTIONELLE WEITERENTWICKLUNGEN IN DER HISTORISCH-
GEOGRAPHISCHEN SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Dietrich Denecke, Helmut Hildebrandt und Neek Maqsud, Hans-Jürgen Nitz.

Band 4, 1986, S. 9–184

VERKEHRSWEGE UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Karlheinz Willroth, Birgitta Hardh, Svend Gissel, Franz Irsigler, Karel A.H.W. Leenders, Ulrich Troitzsch, Frank Norbert Nagel, Gerhard Oberbeck.

Band 5, 1987, S. 9–204

STÄDTISCHES WOHNEN

Mit Beiträgen von: Wilfried Krings, Günter P. Fehring, Miroslav Richter und Zdenek Smetánka, Pavel J. Michna und Vladimír Nekuda, Herbert Knittler, Jürgen Ellermeyer, Josef Ehmer, Renate Banik-Schweitzer.

Band 6, 1988, S. 9–214

FRÜHE UMWELTEN

Mit Beiträgen von: Helmut Jäger, Walter Janssen, Jens Lüning und Arie J. Kalis, Karl-Ernst Behre, Helmut Bender, Ulf Dirlmeier, Christian Pfister, Jürgen Hagel, Engelbert Schramm, Achim Rost, Reinhard Mook und Helge Salvesen, Günter Bayerl, Hubert Mücke.

Band 7, 1989, S. 9–216

SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG AM UNTERLAUF GROSSER STRÖME AM BEISPIEL DES RHEIN-MAAS-DELTAS

Mit Beiträgen von: Guus J. Borger, J.H.F. Bloemers, W.J.H. Willems, H. A. Heidinga, Peter Henderikx, Herbert Sarfatij, Adriaan Verhulst, Jan Bieleman, J.D.H. Harten, Jelier A. J. Vervloet, Johannes Renes und Gerard P. van der Ven.

Band 8, 1990, S. 9–206

SIEDLUNGSPROZESSE AN DER HÖHENGRENZE DER ÖKUMENE. AM BEISPIEL DER ALPEN

Mit Beiträgen von: Klaus Aerni, Hans-Rudolf Egli, René Wyss, Jürg Rageth, Paul Gleirscher, Werner Kreisel, Werner Meyer, Werner Bätzing, Hans Becker, Susanne Pacher.

Band 9, 1991, S. 9–227

DER EINFLUSS POLITISCHER GRENZEN AUF DIE SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Hermann Parzinger, Helmut Bender, Vladimír Nekuda, Armin Ratusny, Hans-Jürgen Nitz, Winfried Schich, Ludwig Schober, Johann-Bernhard Haversath, Klaus Fehn.

Band 10, 1992, S. 9–210

DIE BESIEDLUNG DER HÖHEREN MITTELGEBIRGE

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Wolf-Dieter Sick, Uwe Kühl, Jörg Stadelbauer, Rainer Graafen, Heiko Steuer, Eike Gringmuth-Dallmer, Gerhard Billig und Volkmar Geupel, Wolfgang Schwabenicky.

Band 11, 1993, S. 9–291

ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG KLEINERER STÄDTE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Hans Losert, Hans-Georg Stephan, Gabriele Isenberg, Miroslav Richter und Tomáš Velímský, Lieselott Enders, Michel Pauly, Ronald Flückiger-Seiler, Ernst Pleßl, Martina Stercken, Gerhard Henkel, Alois Mayr.

Band 12, 1994, S. 9–233

WÜSTUNGSPROZESSE – WÜSTUNGSPERIODEN – WÜSTUNGSRÄUME

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Rudolf Bergmann, Manfred Balzer, Günter Mangelsdorf, Vladimír Nekuda, Rostislav Nekuda, Ervín Černý, Alojz Habovštiak, Hans Krawarik, Peter Rückert, Peter Čede, Johannes Renes.

Band 13, 1995, S. 9–249

BRÜCHE IN DER KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Hans-Jürgen Nitz, Georg Kossack, Walter Janssen, Karlheinz Blaschke, Felix Escher, Frank Hering, Dieter Scholz, Heinz Günter Steinberg,

Thomas Wölker, Luise Grundmann, Heinz Schürmann, Horst Förster, Jörg Stadelbauer.

Band 14, 1996, S. 7–313

KULTURLANDSCHAFTSMUSTER UND SIEDLUNGSSYSTEME

Mit Beiträgen von: Eike Gringmuth-Dallmer, Günter Löffler, Harm Tjalling Waterbolk, Theo Spek, Wim A. Ligtendag, Johannes A. Mol und Paul Noomen, Johannes Ey, Dirk Meier, Hans-Rudolf Egli, Carl-Hans Hauptmeyer.

Band 15, 1997, S. 9–220

MARITIME KULTURLANDSCHAFTEN AM BEISPIEL DES OSTSEERAUMES

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille, Christer Westerdahl, Winfried Schich, Andreas Dix, Achim Leube, Axel Priebes, Rolf Plöger, Bruno Benthien, Susanne Schumacher-Gorny, Gerd Hoffmann, Walter Dörfler, Michael Müller-Wille und Jörn Thiede.

Band 16, 1998, S. 9–362

BERGBAU- UND INDUSTRIELANDSCHAFTEN UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON STEINKOHLENBERGBAU UND EISEN- UND STAHLINDUSTRIE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Wolfgang Wegener, Hans-Werner Wehling, Rolf Plöger, Johannes Biecker und Heinrich Otten, Michael Hartenstein, Horst Kranz, Jörg Wiesemann, Johannes Renes, Georg Römhild, Günther Hein, Christoph Willms.

Band 17, 1999, S. 9–318

DÖRFER IN VORINDUSTRIELLEN ALTSIEDELLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Werner Rösener, Johann-Bernhard Haversath, Mathias Austermaier, Norbert Gebauer, Udo Recker, Birgitta Vits, Ulrich Reuling, Reinhard Bauer, Jürg Tauber, Friedrich Eigler, Hans Krawarik, Armin Ratusny, Eike Gringmuth-Dallmer, Matthias Hardt, Hans-Jürgen Nitz.

Band 18, 2000, S. 9–261

ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN DER GENETISCHEN SIEDLUNGSFORSCHUNG IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Winfried Schenk, Peter Rückert, Klaus-Dieter Kleefeld, Hermann Parzinger, Perdita Pohle, Dirk Meier, Karl Martin Born, Matthias Koch, Günther Moosbauer, Hansjörg Küster, Renate Gerlach, Bernhard Selter, Gabriele Recker, Ulrich Stanjek, Oliver Karnau, Josef Mangold, Franz Maier, Helmut Flachenecker, Jürgen Vollbrecht, Heinrich Otten. Die Beiträge von Dietrich Denecke und Rudolf Bergmann finden sich in Band 19, 2001.

Band 19, 2001, S. 9–270

WALD UND SIEDLUNG

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Günter Moosbauer (mit einem Beitrag von Matthias Leopold und Jörg Völkel), Chrystina Häuber, Hansjörg Küster, Christoph Morissey, Peter Rückert, Bernd-Stefan Grewe, Aline Kottmann und Reinhold Schaal, Bernward Selter, Anton Schuler, Richard Pott und Holger Freund, Franz Schmithüsen, Per Grau Møller.

Band 20, 2002, S. 9–237

RELIGION UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Leszek Paweł Słupecki, Jerzy Strzelczyk, Izabela Skierska, Ralf Gebuhr, Winfried Schich, Rudolf Bergmann, Jerzy Piekalski, Krzysztof R. Mazurski, Peter Čede, Oliver Karnau, Zoltán Ilyés, Klaus Fehn, Dietrich Denecke.

Band 21, 2003, S. 7–215

SINGULÄRE UND PERIODISCHE GROSSVERANSTALTUNGEN IN IHRER AUSWIRKUNG
AUF DIE HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Karl-Heinz Willroth, Hans-Wilhelm Heine, Hauke Jöns, Caspar Ehlers, Christoph Bartels, Monika Meyer-Künzel, Dieter Rödel und Franz Kümmerle, Klaus Fesche, Olaf Mußmann, Siegfried Zelnhefer.

Band 22, 2004, S. 7–202

KERNRÄUME UND PERIPHERIEN

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Günter Mangelsdorf, Heiko Steuer, Christian Lübke, Hans Rudolf-Egli, Klaus Fehn, Reinhard Zölitz-Möller, Helmut Klüter, Reinhold E. Lob.

Band 23, 2005, S. 9–294

NATURKATASTROPHEN UND NATURRISIKEN

Mit Beiträgen von: Thomas Glade, Karl-Ernst Behre, Guus J. Borger, Elke Freifrau von Boeselager, Manfred Jakubowski-Tiesen, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Birgit Heuser-Hildebrandt, Martin Gudd, Christian Rohr, Lukas Clemens, Mathias Deutsch und Karl-Tilman Rost, Christian Stolz, Thomas Meier, Klaus Fehn.

Band 24, 2006, S. 9–312

HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG IM SPANNUNGSFELD VON ÄLTEREN
ANSÄTZEN UND AKTUELLEN FRAGESTELLUNGEN UND METHODEN

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Klaus Fehn, Ute Wardenga, Sebastian Brather, Eike Gringmuth-Dallmer, Fred Ruchhöft, Rainer Schreg, Udo Recker, Rudolf Bergmann, Theo Spek, Johannes Renes und C.A. Kolen, Peter Rückert, Axel Posluschny.

Band 25, 2007, S. 9–312

FLÜSSE UND FLUSSTÄLER ALS WIRTSCHAFTS- UND KOMMUNIKATIONSWEGE

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Stephan Freund, Eike Gringmuth-Dallmer, Vladimír Salač, Thomas Fischer, Matthias Hardt, Peter Ettel, Roman Grabolle, Petra Weigel, Christian Zschieschang, Hans Friedrich Kniehase, Horst-Günter Wagner, Volker Kaminske, Klaus-Dieter Kleefeld, Johannes Ey, Jette Anders, Pierre Fütterer, Max Linke, Stefan Baumeier und Thomas Küntzel.

Band 26, 2008, S. 7–286

STÄDTISCHE SIEDLUNGEN UND IHR UMLAND

Mit Beiträgen von: Susanne Siewers, Donat Wehner, Pim Kooij, Thomas Küntzel, Franz Irsigler, Ragnhild Berge, Renger E. de Bruin, Rolf Peter Tanner, Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld, Peter Rückert, Annika Björklund, Klaus Fehn, Raf Verbruggen, Michael Kriest, Orsolya Heinrich-Tamáská, Rainer Schreg.

Band 27, 2009, S. 7–244

SEEN ALS SIEDLUNGS-, WIRTSCHAFTS- UND VERKEHRSRÄUME

Mit Beiträgen von: Matthias Hardt, Hans-Rudolf Egli, Albert Hafner und Christian Harb, Orsolya Heinrich Tamáska und Sylvia Hipp, Heidemarie Hüster Plogmann, Thomas Meier, Hans-Ulrich Schiedt, Armand Baeriswyl, Rolf Tanner, Roland Flückiger-Seiler.

Band 28, 2010, S. 7–212

KONSUM UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Thomas Gunzelmann, Andreas Dix, Thomas Eißing, Peter Rückert, Hans Becker und Helmut Hildebrandt, Volkmar Eidloth, Manuel Schramm, Klaus Fehn.

Band 29, 2011, S. 9–392

HOMOGENISIERUNG UND DIVERSIFIZIERUNG VON KULTURLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Vera Denzer, Anne Dietrich, Matthias Hardt und Haik Thomas Porada, Anngret Simms, Orsolya Heinrich-Tamáská, Matthias Hardt, Marcin Wołoszyn, Christian Schneider, Christian Zschieschang, Christofer Herrmann, Wieland Carls, Vera Denzer, Anne Dietrich und Haik Thomas Porada, Anton Schindling, Johannes Meier, Jürgen Lafrenz, Andreas Dix, Gerhard Gabel, Jan Erik Steinkrüger, Rolf Peter Tanner, Winfried Schenk, Rainer Luick, Verena Gawel.

Band 30, 2012/13, S. 7–236

ROHSTOFFGEWINNUNG UND STADTENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Ulrich Müller, Uwe Meyerdirks, Frederik Heinz, Götz Goldammer, Hansjörg Rümelin, Antje Seidel, Martin Pries, Peter Welke.

Band 31, 2014, S. 9–394

OFFENE LANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Manfred Rösch, Johannes Renes, Jens Schneeweiß und Natalya Ryabogina, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Tim Soens, Dries Tys und Erik Thoen, Orsolya Heinrich-Tamáska, Ágnes B. Tódt, Ilona Bede und Csaba Szalontani, Márta Tóber und Andrea Kiss, István Petrovics, Máté Tamáska, Franz Maier, Edit Pocsik, Andrea Kiss und Zoltán Karancsi, Máté Tamáska, Peter Čede.

Band 32, 2015, S. 9–481

JAGDLANDSCHAFTEN IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Anngret Simms, Haik Thomas Porada, Stefan Klotz und Winfried Schenk, Haik Thomas Porada und Martin Heinze, Werner Konold, Heiko Laß, Helmut Witticke, Mario Küßner, Manfred Rösch, Thomas Westphalen, Werner Rösener, Thomas Eißing, Martin Knoll, Katharina Winkler, Annett Steinert, Andreas Zechner, Sabine Bock, Haik Thomas Porada, Claudia und Rainer Hohberg, Christoph Hinkelmann, Inge Gotzmann, Axel Armbruster, Roswitha Kirsch-Stracke, Holger Reinhardt und Daniel Rimbach, Erik Borg und Bernd Fichtelmann.

Band 33, 2016, S. 9–387

TOD UND GEDENKEN IN DER LANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Thomas Meier, Jürgen Hasse, Gernot Meier, Stefan Brauckmann, Wolfgang Wegener, Hauke Kenzler, Max Linke, Zoltán Ilyés †, Pavel Vařeka und Zdeňka Vařeková, Lucyna Przybylska, Karen M. de Vries, Alexander Holthuis und Maarten G.J. Duijvendak, Klaus Fehn, Claudia Binder und Thomas Meier, Nicolas Schroeder.

Die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift Siedlungsforschung sind zu beziehen bei: Selbstverlag Arkum e.V., Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn, % Geographisches Institut / Historische Geographie. Tel. 02 28 – 73 58 71 und 73 76 52, Fax 02 28 – 73 76 50